
Velhagen & Klasings
Neue Monatshefte


Velhagen & Klasings neue Monatshefte
Weihnachtsheft.
1890.
Heft
Monatlich ein Heft zum Preise von M. 1 25



Genesen. Aquarelle von Hans Looschen.

Kunstbeilage zu Velhagen und Klasings Neuen Monatsheften. Lith. Anstalt von J. G. Fritzsche, Leipzig.

Velhagen & Klasings

Neue Monatshefte.

Herausgegeben
von
Theodor Hermann Pantenius und Paul von Szczepański.

V. Jahrgang 1890/91. Heft 4, Dezember 1890.

Genesen.

O Weihnachtstanne, wie strahlst du prächtig!
Ihr Kerzlein, wie flammt ihr heut' wundermächtig!
Wie selig ist mir das Herz erhellt —:
Ich darf noch leben auf dieser Welt!

O Leben, Leben, du süße Habe,
Du herrlich schimmernde Weihnachtsgabe,
Als trautes Kleinod, als höchstes Glück
Empfang ich dich heute vom Tod zurück.

Du Christnacht, was sind dir für Wunder eigen!
Es brechen Blüten aus dürren Zweigen,
Wie aus welken Kräften mir nach und nach
Die rote Rose des Lebens brach!

Ich bin wie ein Kind. — Kaum kann ich wallen,
Ich kann nur leis meinen Jubel lallen,
Nur leise streicheln das liebe Band
An den Veilchen von des Geliebten Hand.

O Schwester, du legst mir so weich die Kissen!
Du Treue, Liebe, du sollst es wissen:
Ich lebe so gern! So heiß wie heut'
Hat mich noch nie ein Geschenk gefreut!

Ich stand so furchtsam auf dunkler Schwelle!
Nun bricht die liebliche Kerzenhelle
Mit ihrem frohen, himmlischen Schein
Durchs weitgeöffnete Thor herein!

Wie rührend klingen die alten Lieder!
Ich finde mein liebes Spielzeug wieder,
Die teuren Schätze aus alter Zeit:
Lust, Liebe, Hoffnung und Heiterkeit!

Geliebte Tritte hab' ich vernommen!
Tritt ein, du Liebster, — du darfst ja kommen!
Ja, halte mich treu an dein Herz gepreßt!
O, lieber Gott — — welch ein Weihnachtsfest!



. . . Seine Augen starrten in den fallenden Schnee . . . (zu Seite 437)

Friede auf Erden.

Erzählung von L. Westkirch. Illustrationen von Werner Zehme.

In der Altstadt stand ein schmales Häuschen; rechts hatte es ein Schaufenster, links ein Schaufenster, zwischen beiden öffnete sich eine Thür in eine mit Backsteinen gedielter Hausflur, in deren selbst bei Sonnenschein dämmerigem Hintergrund eine Treppe emporführte zu den oberen Stockwerken. Auf den ausgetretenen Stufen kauerten zwei Kinder, die Händchen in die Schürzen gewickelt. Und das älteste erzählte:

„Draußen schneite es immerfort, immerfort, und wollte gar nicht aufhören mit Schneien —"

„Wie jetzt," sagte das jüngere.

„Wie jetzt, ja, und noch viel schlimmer, und der Schnee lag bergehoch —"

„Vor unserer Hausthür liegt er auch bergehoch."

„Grade so war's. Aber da war doch die Fee, weißt du, die nahm das Mädchen bei der Hand und führte es, daß es sich auch nicht die Spitze seiner Schuhe naß machte, und führte es in ein großes, wunderschönes Schloß, und da drinnen fand es, — rat', Mile, was das Mädchen fand?"

Das Kind zog seine Händchen aus der Schürze, schlug sie jubelnd zusammen, und seine großen Augen strahlten. „Die Mama!"

„Ach, was du dumm bist, Mile! Einen schönen Prinzen fand es."

„Nein, nein, nein, die Mama! Das ist viel hübscher! Bitte! bitte! liebe Male, sag' die Mama!"

„Es war aber wirklich nur ein Prinz," entschuldigte Male.

In einer der Thüren, die aus dunklen Kammern hinausführten auf die dunkle Flur, stand schon seit einer Weile ein hochaufgeschossenes Mädchen und lauschte dem Geplauder der Kinder. Jetzt lief sie auf Mile zu, hob das verdutzte Kind auf ihre Arme und küßte es schallend auf Mund und Wangen.

„O, du, du, du! Ein Herze bist du! Eine süße, kleine Puppe! Du auch, Male! Kommt mal her! Wie hat die alte Suse euch nur wieder euer schönes Haar zugerichtet? Ach, ihr armen Waisenkindlein!" Sie zog einen Kamm aus der Tasche und begann Malens Kopf damit zu bearbeiten, während Mile, glücklich, wieder auf dem Boden angelangt zu sein, mit dem Ärmchen die Spuren der empfangenen Küsse abwischte und dabei mißtrauisch zu dem großen Mädchen aufschielte.

„Marie," rief eine dünne, hohe Männerstimme aus dem Dunkel einer der Kammern.

„Ja, Onkel!"

„Was thust du da draußen?"

„Ich rede mit den kleinen Faßbinders, Onkel. Sagt mal, ihr Kätzchen, was schafft ihr da auf der zugigen Diele? Wollt ihr wohl machen, daß ihr in die warme Stube kommt! Wenn euch der Weihnachtsmann sieht, bringt er euch heut' abend nichts."

„Suse fegt in der Stube," entschuldigte Male.

„Das ist was anderes." Das Mädchen sprach sehr laut und sah beständig auf eine Thür an der linken Seite. „Habt ihr euch denn auch einen ordentlichen Wunschzettel ausgedacht, he? Was soll euch das Christkindchen bringen?"

„Einen Christbaum," gestand Male verlegen.

„Und die Mama," fügte Mile rasch hinzu. Da aber Marie Anstalt machte, sie auf dieses Wort hin abermals in die Arme zu schließen, verkroch sie sich schnell hinter ihrer Schwester.

„Die Mile ist noch zu dumm," entschuldigte diese. „Du weißt doch, Mile, was Papa gesagt hat: Die Mama kommt nicht wieder."

„In diesem Augenblick öffnete sich die Thür, auf welche das große Mädchen beständig starrte, als gehorche sie einem Zauber. Ein Mann mit kühn um den Kopf stehenden Haaren trat daraus hervor.

„Sieh da, Fräulein Marie! Ist mir eine große Freude. Und schon wieder um meine nichtsnutzigen Gören beschäftigt."

„Guten Morgen, Herr Faßbinder. Sie wissen ja, Kinder, Kinder sind mein Leben! Nicht alle Kinder, versteht sich. Aber Ihre haben so viel Gemüt. Sie müssen recht glücklich sein."

Er fuhr sich durchs Haar. „Glücklich, Fräulein Marie? Ein einzelner Mann mit zwei ungezogenen Mädchen. Und das Geschäft dazu. Es lastet viel auf mir, Fräulein Marie."

Darauf erwiderte Marie nichts. Sie trat aber ein wenig vor an seine Seite, die Kinder verlassend, die ihr Leben waren. In dem Licht, das durch die offen gebliebene Thür auf die Flur fiel, betrachtete der Mann ihr etwas großnasiges, blühendes Gesicht, um welches das reiche, blonde Haar sich in sorgfältig geordneten Locken kräuselte. Ein Bild von Jugendkraft und Gesundheit stand sie vor ihm in ihrem knappen, dunklen Winterkleid, fast so groß wie er selbst; sie gefiel ihm ungemein.

„Ihre Kleinen haben mir eben ihren Wunschzettel hergesagt, Herr Faßbinder."

„Kann mir's denken: Christbäume, Krippen, und was dazu gehört. Gibt's nicht bei mir."

„Was, keinen Christbaum, Herr Faßbinder? Wenn Sie selbst keine Zeit haben, einen Baum aufzuputzen, so —"

„Ich habe Zeit, Fräulein Marie, mehr als ich brauche, leider! Aber, sehen Sie, ich bin ein aufgeklärter Mann, das heißt, ich bin es noch nicht, aber ich suche, es zu werden. Und was meine Mädchen sind, die sollen sich nicht Kopf und Herz durch sentimentalen Krimskrams verweichlichen, so daß sie ihnen in späteren Jahren auf Schritt und Tritt weh thun. Das Leben ist ernst, Fräulein Marie, das Leben ist hart, das schminkt ihnen die Dinge nicht aus. Drum können sie nicht früh genug angehalten werden, sich damit abzufinden, wie sie sind."

Das Mädchen sah ihn bewundernd an. „Sie machen sich doch über alles Ihre eigenen Gedanken, Herr Faßbinder."

„Marie!" tönte die Stimme aus dem Dunkel.

„Gleich, Onkel, gleich."

„Ja, Fräulein Marie," lachte Faßbinder, „das thu' ich, das kostet ja nichts. Und was soll ich denn auch anders anfangen, wenn ich so Stunde um Stunde dasitze und die Federn und Rädchen zusammensetze zu meinen Uhren, — wohlverstanden, wenn ich Uhren zusammen zu setzen habe. Sie können glauben, es ist ein harter Bissen,

wenn ich jetzt meine Bücher ansehe. Früher hundertundzwanzig bis hundertunddreißig Reparaturen im Monat, jetzt seit Michaelis kaum zwanzig. Ich bin zu meinem Unheil in dies Haus gekommen."

„Wer weiß?" widersprach Marie, erschrak dann und wurde verlegen. „Erzählen Sie mir noch ein bißchen von Ihren Gedanken, Herr Faßbinder, ich höre Sie gar zu gern reden."

„Wirklich, Fräulein Marie? Ja, Sie sind ganz anders, als —" er seufzte, fuhr sich über die Stirn und schlug seine Hand in der Luft aus, als wünsche er etwas davon abzuschütteln. „Also, sehen Sie, zum Beispiel, die Amerikaner, die sind uns über im Handel, im Gewerbe, in der Erfindung, in allem. Und Bedenken und Skrupeln kennen die nicht. Wenn da einer Vater und Mutter umbringt, macht eine Gründung mit dem geraubten Geld und wird ein reicher Mann, dann ist's ein smart fellow; bloß erwischen lassen muß er sich nicht.

„Aber, Herr Faßbinder!"

„Ich sage Ihnen, Fräulein Marie, mir haben Amerikaner Dinge erzählt — na, wie gesagt, wenn's nicht ihrer drei nach einander gewesen wären, und wenn ich die Kerls nicht jeden einzeln in ein Kreuzverhör genommen hätte, ich hätt' nicht anders gewußt, als: Die Schufte machen sich lustig über mich. Na, aber, warum sind die Amerikaner uns über? Deshalb, weil jeder von ihnen sich seine eignen Gedanken macht, weil der Sohn nicht sagt: so hat mein Vater die Uhr, oder den Schuh, oder das Haus, oder was es denn ist, hergestellt; drum mach' ich's ebenso. Nein, sie sagen sich: so hat's mein Vater gemacht; wie mach' ich's nun besser? Sehen Sie! Und, daß sie die Freiheit und die Beweglichkeit besitzen, das zu können, das kommt daher, weil sie sich nicht mit solch einem Packen von Gebräuchen, Erinnerungen, Rücksichten schleppen, wie wir Deutschen mit unseren Christbäumen und Pfingstmaien und unserer ausgewaschenen Gefühlsduselei. Gemüt heißen sie das, sollten's Denkfaulheit heißen. Gemüt! Ich freu' mich nicht ein bißchen, wenn die Menschen sagen: meine Kinder haben Gemüt. Verstand sollen sie haben, und daß sie den richtig brauchen lernen, dazu will ich das Meinige thun."

„Marie! Marie!" wiederholte hartnäckig die Stimme.

„Gleich, Onkel, gleich doch!"

„Komm herein, Marie."

„S' ist zu dumm," sagte das Mädchen. „Stundenlang könnt' ich stehen und Ihnen zuhören, Herr Faßbinder. Aber der Onkel gönnt mir keine Ruh'. Entschuldigen Sie nur." —

Durch eine dämmerige Küche und eine fensterlose, unaufgeräumte Kammer trat das Mädchen in den Laden des Buchbinders Möllenhard. Ein schmaler Streifen von diesem war mittelst einer aus Pappe gefügten und gekleisterten Wand abgetrennt, solchergestalt, daß derselbe durch ein Eckchen des Schaufensters noch Licht erhielt. Hier saß vor einem großen Tisch inmitten seiner Kleistertöpfe, Pinsel, Pappen und Arbeitsgeräte der Meister in einem viel zu weiten Schlafrock, dessen Ärmel an den Ellenbogen Löcher zeigten. Sein Gesicht war grau, sein Haar war grau, sein Bart war grau. Die wimperlosen Augen waren auch grau und hatten ungewöhnlich dicke Lider, die Möllenhard gewöhnlich gesenkt trug, so daß man bei ihm selten mit Bestimmtheit sagen konnte, ob er die Augen offen hatte oder nicht.

„Du hast mich gerufen, Onkel?"

„Nicht meinetwegen, Kind."

„Was soll ich also?"

Möllenhard sog die Lippen ein. „Hm" —

„Wenn ich nichts soll, warum rufst du mich denn ab von den mutterlosen Kindern?"

Der Buchbinder hob seine schweren Lider. „Die Kinder sind nicht mutterlos."

„Solch eine Mutter, eine Mutter, die Mann und Kinder im Stich läßt, ist schlimmer als gar keine! Und wie lang wird's denn dauern, so ist Faßbinder richtig geschieden. Dann haben sie wirklich keine mehr."

„Marie," sagte der Alte und schlug ein frisch eingebundenes Buch auf, einen Katechismus, „kannst du die zehn Gebote noch?"

„Das will ich meinen. Ich bin immer die Erste gewesen."

„Ich glaube doch, das letzte: „Du sollst nicht begehren", das hast du vergessen. Da lies es immer noch einmal durch. Es kann nicht schaden."

Marie wandte Buch und Mahner den Rücken, warf sich auf den Stuhl vor dem Ofen und stocherte ärgerlich im Feuer. „Ich weiß nicht, was du willst."

„Dein Bestes will ich, Kind, nur dein Bestes. Sieh mal, du bist so 'n schmuckes, niedliches Mädchen, hast brave Eltern und eine hübsche Aussteuer. Das Leben liegt vor dir, wie, — ja, wie so'n recht schmucker bunter Einbanddeckel mit schönen Vergoldungen. Nun wär's doch schade, wenn das Buch in dem Einband nichtsnutzig oder dumm werden müßt'. Wie?"

Das Mädchen fuhr herum, feuerrot im Gesicht, und riß Hut und Mantel vom Stuhl. „Das würde mir selbst am unliebsten sein, Onkel, kannst drum getrost die Sorge dafür mir allein überlassen. Guten Morgen."

„Hm," machte der Buchbinder und tauchte seinen Pinsel in den Kleistertopf. „Das hat sie übel genommen; jetzt wird sie während der Feiertage nicht wiederkommen. Das ist gut, das ist sehr gut. Besucht den alten Onkel zu fleißig, seit der drüben eingezogen ist. Das taugt nicht." —

Faßbinder war in seinen Uhrladen zurückgekehrt, hatte sich vor dem Tisch am Fenster niedergelassen, die Glasglocke von einem Haufen Federchen und Rädchen gehoben und seine Arbeit an einer Taschenuhr wieder aufgenommen. Bis vier Uhr nachmittags sollte sie fertig sein; bis vier Uhr war eine lange Zeit. Die Zange in seiner Rechten, welche ein winzig Uhrteilchen zum Einsetzen bereit hielt, sank auf den Tisch, seine Augen starrten durch die Schaufensterscheiben in den fallenden Schnee, ins Leere, das heißt, sein rechtes Auge starrte dorthin, der Blick des linken wich etwas seitab nach dem großen Regulator schräg in der Ecke, und in diesem Auge lag ein Ausdruck von Sehnsucht, von Schwermut. Die blonden Lockenringel, welche auf seine niedrige Stirn fielen, die kraftvoll geschwungene Nase des Mannes sprachen von rechthaberischem Eigensinn, der Mund mit seinen wunderlich verzogenen Winkeln sprach von Spottlust, von jenem schnoddrigen Trotz, der noch dem Tod mit einem Witzwort begegnet, aber das eine abweichende Auge hatte etwas Schmachtendes, einen Zug, der zu dem sonstigen Charakter des Menschen nicht paßte und vielleicht deshalb in dieser physiognomischen Unregelmäßigkeit zum Ausdruck kam. Und das Auge starrte auf den Regulator, als mache es dessen gleichmäßig von einer Seite zur anderen wandernden Pendel dafür verantwortlich, daß er ihm das Ersehnte nimmer und nimmer herbeitickte. Der Schnee fiel und fiel, und die Zeit verrann. Das Feuer im Ofen war erloschen, unter der Thür durch zog es unangenehm. Die Socken des Mannes waren durchlöchert, an seinem Vorhemd fehlten die Knöpfe. Mitten im Weg auf dem Boden lag eine kleine Puppe im abgegriffenen Kleidchen. Wie blind die Litzen geworden waren! Und blitzten doch wie eitel Gold am vorigen Weihnachtstag, als die Frau mit froher Hast die Nadel durch das schmucke Puppenkleidchen zog; am vorigen Weihnachtsabend! — Das verwünschte Denken! Wenn er's lassen könnte! Das Denken schadet seinem Geschäft mehr als der Wohnungswechsel, denn es hindert ihn an der Arbeit. Er ist unpünktlich und gleichgültig geworden, das schreckt die Kunden ab. Auch die Uhr da wird nicht fertig werden — was liegt daran? Eine feine Staubschicht überzieht die gläsernen Uhrenkasten auf dem Verkaufstisch. Mag sie! Was liegt daran? Sein Rock ist nicht gebürstet, wie er ehemals gebürstet zu sein pflegte, damals, als noch — vorbei! Was liegt daran? — Nein, seinen Rock wird er wieder bürsten. Er schämt sich, daß er so unordentlich vor dem hübschen Mädchen gestanden hat. Zum Glück ist's Wintertag, und die Flur dunkel. Er nimmt aber doch die Bürste und arbeitet damit, als hätte diese verspätete Reinigung rückwirkende Kraft. Die Staubschicht wird auch verschwinden, seine Hemdärmel werden wieder Knöpfe haben und die Puppen frische Kleidchen. Und das Unbehagen wird aus den kahlen Ecken weichen, aus denen es ihn jetzt anstiert, wird weichen aus den verschüchterten Gesichtchen seiner Kinder. Es wird alles genau so werden, wie es war, oder doch beinahe. Beinahe? Nein, völlig! Was ersetzte sich etwa nicht? Eine Frau? Seine Frau? Pah! Alles, alles ersetzt sich. Nur muß man die Vernunft walten lassen. Er steht ärgerlich auf. Wenn man sich die Illusionen abgewöhnen könnte: Die Illusionen, die sind

der Verderb für einen Menschen! — Die Uhr rückt nicht vor. Mag sie liegen. Da drüben über der Flur sitzt einer, der auch an überflüssigen Illusionen leidet. Man müßte sie ihm abgewöhnen. — Weil's dem August Faßbinder schier unleidlich ist in seiner Haut, geht er, seiner Weltanschauung neue Anhänger zu erwerben.

Der Buchbinder saß ruhig und ernst und kleisterte handhohe Buchstaben aus Goldpapier auf eine rosenrote Pappe. Darüber hatte er einen großmächtigen Silberstern gesetzt. Er ließ sich nicht stören.

„'Morgen, Möllenhard."

„'Morgen, Faßbinder."

Der Uhrmacher zog einen Stuhl heran. „Alle Wetter, was wird denn das für eine Maschine?" Und er buchstabierte: „Ehre sei Gott in der Höhe, Friede auf Erden und den Menschen ein — Oho! für 'nen Pietisten. Na ja, ein Geschäftsmann muß alle Sorten Kunden befriedigen."

„Nein, für mich."

„Für Sie?"

„Der Spruch soll über meinem Christbaum hängen, dort in der Ecke zwischen den Bildern der Eltern. So hab' ich Christabend gefeiert, Jahr um Jahr, seit ich allein bin."

„'S ist die Möglichkeit!" verwunderte sich der Uhrmacher, und er wiederholte: „Ehre sei Gott in der Höhe, Friede auf Erden — Friede! Sehen Sie nicht da, Möllenhard, den haarsträubenden Unsinn? Niemals war Friede auf Erden, niemals kann Friede kommen. Käm' er doch, wär's das größeste Unglück, wär's der Stillstand, der Tod, der Untergang. Nur durch Kampf kommt die Menschheit vorwärts. Jeder Fortschritt, auch der kleinste, ist das Resultat eines Kampfes. Sehen Sie das nicht ein?"

Möllenhard sog lächelnd an seinen Lippen und setzte ein großes Gold-W als Anfangsbuchstaben von Wohlgefallen.

„Logisch denken soll der Mensch," erhitzte sich unterdessen der andere, „und dazu ist vor allem nötig, daß er, sobald er zur Vernunft kommt, aufräumt mit dem heillosen Blödsinn, der uns leider, leider allen in unserer Kindheit, wenn das Hirn noch weich ist, eingeprägt wird, und mit dessen Resten wir uns oft das ganze Leben herumschlagen. Nun, meine Kinder sollen's darin mal besser haben."

„In den späteren Jahren eines Menschen," sprach Möllenhard, „sind die hohen Jahresfeste nicht bloß Freuden- sondern ebensowohl Trauertage. Sie stellen gleichsam die Erhöhungen auf der ebenen Straße des Lebens vor, von welchen man Ausschau hält, nicht mehr blos vorwärts, wie in der Kindheit, sondern auch zurück. Da fällt der Blick denn auf manche leere Stelle, die noch vor zwölf Monaten ein lieber Mensch ausfüllte oder eine seitdem begrabene Hoffnung. Wenn man aber ganz alt wird, überwiegt wieder die Freude, denn dann hat man keine Hoffnungen mehr, außer der einen, die nicht täuscht, und rückt den vorausgegangenen Lieben näher und näher. Sie, Faßbinder, sind noch mitten drin in Hoffnung und Leid. Was mich anlangt, ich feiere lang schon stille, aber frohe Weihnachten."

Faßbinder sah sich mit seinen kreuzweis blickenden Augen in dem Raume um. „Frohe? Na, Sie sind genügsam."

„Ich bin allein."

„Hören Sie mal, Alleinbleiben ist auch noch das Gescheiteste für einen Mann, etwas so borstig Gescheites, daß ich's, — bitt' um Vergebung, — Ihnen gar nicht zugetraut hätte."

„Es ist gekommen," sagte Möllenhard mit seiner Wisperstimme, „gegen mein Wünschen, gegen mein Hoffen. Ich habe eine Braut gehabt, ja, lieber Nachbar, es werden jetzt gerade fünf und vierzig Jahre, ein liebes, liebes Mädchen, und schön und gut! Sie muß wohl zu gut gewesen sein für diese Erde, denn sie starb."

Der alte Mann posselte nervös an den Klappen seiner zu langen Schlafrockärmel, stand auf, kramte in einem Schubfach und kam mit einem länglich viereckigen Kärtchen zurück, das er vor Faßbinder niederlegte. „Das war sie," sagte er so leise, als spräche er in der Kirche.

Faßbinder wäre fast mit einem höchst unanständigen Gelächter herausgeplatzt. Auf das Kärtchen war ein elender, schwarzer Schattenriß aufgeklebt: ein Mohrenkopf mit länglicher Nase und steifen Löckchen. Damit die Farbe jedoch nicht gänzlich fehle, hatte der Künstler ein goldenes Kettchen um den nackten Negerhals gemalt und blaue

Puffärmel über die schwarzen Arme. Anton Möllenhard aber sah mit den Augen der Erinnerung, ihm war der rohe Ausschnitt nur ein Symbol.

„Eine hübsche Ecke weiter gekommen ist die Welt," dachte Faßbinder, im Geist die moderne Photographie mit dem ungeschickten Profilbildchen vergleichend. Laut sagte er, während seine Mundwinkel verräterisch zuckten:

„Wegen dieser da sind Sie ledig geblieben?"

„Ich konnte nach ihr kein Herz mehr zu einer anderen fassen," nickte der alte Mann wehmütig. „Und die Mädchen legten mir's auch nicht nahe, denn ich bin nie gewesen, was man eine gute Partie nennt. Aber meine Minna sah nicht nieder auf vergänglich Geld und Gut, die sah empor zu dem Unvergänglichen. Ja, so eine gibt's nicht zum zweitenmal."

„Eine nette Ehe müßten die zusammen geführt haben!" dachte Faßbinder, und dann fuhr er ungeduldig herum zu seinen Kindern, die eben eintraten: „Was wollt ihr? Was habt ihr hier zu suchen? Warum bleibt ihr nicht zu Haus?"

„Das Feuer ist ausgegangen," sagte Male schüchtern, „und — und die Mile weint immer."

„Warum weint sie denn?"

„Ja, sie ist so dumm. Sie sagt immerfort, heut' abend käm' die Mama zu uns zurück."

„Unsinn. Die Mama kommt nicht wieder."

„Nun, da hörst du's, Mile, die Mama ist tot, die kann nicht kommen."

„Tot? Wer hat dir das gesagt? Eure Mama ist nicht tot, auch nicht krank. Es geht ihr sehr gut, sie kann kommen, versteht ihr? Jeden Tag, jede Stunde, aber sie will nicht, weil sie nach euch und nach mir nichts fragt, darum. So, nun wißt ihr's und nun laßt das Geplärr! Himmel Sakerlot noch einmal! Wollt ihr wohl aufhören zu brüllen, ihr verwünschten Kröten? Na, wartet! ich will euch! marsch hinaus! Nun quarrt, so lang ihr mögt!"

Möllenhard hatte seine Augen aufgeschlagen, sah Faßbinder an und schüttelte schweigend den Kopf.

„Weiß schon, was Sie sagen wollen," meinte der und fuhr sich durch das lockige Haar. „Damit ist's bei mir nichts. Meine Kinder sollen früh lernen, der Wahrheit ins Auge sehen. Die Lüge ist das schlimmste Übel, von mir bekommen sie keine zu hören, auch keine barmherzige Lüge, wie die Menschen das Ding heißen, mit dem einer den andern verpäppelt und blind und dumm macht, damit, wenn er endlich hinter die Wahrheit kommt, — und die Wahrheit muß immer zu Tag — er sich dran zu Schanden stößt. Nein, wie's ist, so ist's, so mögen sie's wissen. 'S ist nicht meine Schuld, daß es ist, wie es ist —" Er lief aufgeregt durch das Zimmer. „Möllenhard," sagte er, plötzlich stehen bleibend, „Sie sind doch ein prächtiger Kerl, haben noch nicht eine einzige, unnütze Frage an mich gerichtet. Gerade darum möchte ich Ihnen aus freien Stücken antworten. Kurios ist der Mensch. Sehen Sie, ich bin weggezogen aus dem alten Viertel, von meiner schönen sicheren Kundschaft fort, einzig um der Fragerei aus dem Weg zu gehen. Sie fragen nicht, und Ihnen, Ihnen werd ich's jetzt erzählen. Sie brauchen nicht nach der Thür zu gucken, ich versäum' mein Geschäft nicht, wenn ich hier sitze, zu schwatzen. 'S ist nichts zu versäumen in meinem Geschäft, ha ha! — Na ja, also wegen meiner Frau. Man ist jung, nicht wahr? Und dann geht's einem ganz verflucht, man ist eigensinnig, setzt seinen Sinn auf ein Frauenzimmer und kann ein anderes nicht ausstehen, aus purer Dummheit beides. Ich mußt' mich denn in eine vergaffen, die Tochter von einer Witfrau. Reich war sie nicht und vornehm auch nicht und von höherer Bildung keine Spur. Hier," er tippte sich an die Stirn, „vacat, eigne Gedanken nicht die Bohne. Hübsch, nun hübsch war sie und hatte den Kopf voll von Schwulst und Einbildung, und eine Manier die Augen aufzuschlagen, einen Blick, so von unten herauf, wissen Sie, daß man in die Augen guckte, wie in einen Abgrund, und meinte ein ganzes Himmelreich liege drunten versunken. Kurz und gut, ich freite sie, na, und dann, — dann sah ich eben, was ich an ihr hatte —" Faßbinder trommelte mit den Fingern auf dem Tisch und schwieg.

„Lebten Sie in Unfrieden mit Ihrer Frau?" fragte Möllenhard.

„Unfrieden? Darum! So'n frischer, fröhlicher Streit ist das Schlimmste noch

lange nicht. Nein, Unfrieden kann man's nicht nennen. Meine Frau verlernte bloß so allgemach das Reden und vereiste und vergletscherte mir Jahr um Jahr unter den Händen. Mit den Kindern, ja, mit denen hatte sie sich und konnt' ihnen vorschwatzen stundenlang, lauter dummes Zeug. Wenn ich aber vernünftig und logisch redete, sah sie mich mit ihren kuriosen Augen steif an und stumm wie ein Stock, und wenn ich dann mit der Hand auf den Tisch schlug vor Ungeduld und rief: ‚Nun, so thu' doch endlich auch einmal das Maul auf!' — wahrhaftig, ich hätt' mich ja gefreut, wenn sie mir nur widersprochen hätte, und manchmal legt' ich's drauf ab, daß sie widersprechen sollte, — dann fing sie an zu heulen und ging aus der Stube. Na, das verdroß mich. Und gegenüber war ein Materialwarengeschäft, dahin ging meine Frau einkaufen, und dann dauerte es halbe Stunden, bis sie zurückkam, und einmal ging ich ihr nach, nur so aus Neugier, da steht sie, beim dem ersten Gehülfen, und das Mundwerk geht ihr wie geschmiert. Na, ich mein', mich soll der Donner rühren. Aber ich halt' an mich, zieh' sie ein wenig auf, als sie heimkommt, nur in Lieb' und Güte, und bild' mir ein, sie wird sich bedeuten lassen. Zwei Tage darauf steht sie mit dem Menschen vor unserer Hausthür und plappert wie ein Staarmatz, dem die Zunge gelöst ist. Halloh, denk' ich, so geht's nicht weiter und nehm' sie mir ernstlich ins Gebet. ‚Ja, ja, ja!' sagt sie, ‚der Philipp Hellermann ist ein freundlicher, gebildeter und verständiger Mann, und du hast ganz Recht, ich hab' ihn gern, und da weißt du's nun.'

„Lieber als deinen Mann?“ frag' ich.

Da guckt sie mich wieder so kurios an und sagt nichts.

Aber ich laß' nicht nach. „Lieber als deinen Mann, das will ich wissen, darauf sollst du mir antworten.“

Sie zieht die Lippen kraus, wie sie thun konnte, wenn ihr etwas nicht paßte. „Wenn du mich denn fragst, — ja.“

„Schön,“ sag ich und hatt' ein Gefühl, als stopfte mir jemand den ganzen Hals voll Holzäpfel, so zog mir's die Gurgel zusammen. „Ehrlich soll die Ehe sein, ohne Lüge, aber auch ohne Zwang. Ich bin ein aufgeklärter Mann, ich mache dir keinen Vorwurf; nur, wenn du einen anderen Mann lieber magst als mich, so kannst du meine Frau nicht mehr sein. Die Kinder bleiben bei mir, du aber magst das Deinige zusammenpacken und deinem Glück nachgehen. Ich will dir nicht im Wege stehen, wenn du dich verbessern kannst. Ich willige in unsere Scheidung.“

„Scheidung?“ fragt sie, als fiele sie aus den Wolken.

„Nun ja,“ sag ich, „das ist doch logisch.“

Da sieht sie mich wieder an und sagt kein Wort, und ich Narr denk' immer noch, sie wird sich begeben, und es ist ihr Ernst gar nicht gewesen. Aber nein, sie nimmt richtig ihren Kram zusammen, küßt ihre Kinder, schaut mich gar nicht mehr an und geht. Da hab' ich ihr denn nach einigen Tagen einen Brief geschrieben: wenn sie nicht bis dann und dann zu mir zurückkäme, würd' ich die Scheidungsklage wegen böswilliger Verlassung einreichen. Sie hat mir nicht darauf geantwortet. Aber von ihrer Mutter, der Hutmüllern, wenn Sie sie kennen, der verrückten Schraube, hab' ich einen sechs Seiten langen Brief bekommen, — verstanden hab' ich nichts daraus, außer daß sie mich schlecht macht. Seitdem geht denn die Sache ihren Gang.“

„Sie haben Ihre Frau nicht wieder gesehen?“

„Doch.“

„Beim üblichen Sühnetermin. Ja, daran dacht ich nicht.“

„Nein, vom Sühnetermin blieb sie weg; anderswo. An einem Sonntag auf der Straße mit ihrer Mutter und — und, wie sag' ich nun gleich? Mit meinem Nachfolger, ha ha!“

„Das ist traurig,“

„Traurig? Traurig wär's nur, wenn ein paar Menschen, die sich nicht ausstehen können, beisammen bleiben müßten. Aber so! Sie kriegt 'nen besseren Mann — ihrer Meinung nach —, ich krieg' 'ne bessere Frau —“

„— Aber Ihre Kinder keine bessere Mutter.“

„Erst recht! Eine fesche, resolute, hoff' ich, die ihnen die sentimentalen Schrullen austreibt, die ihnen leider im Blute stecken. Was ich sagen wollte —. kommt Ihre Nichte heute abend zu Ihnen?“

„Ich feiere Weihnachten stets allein."

„Schade! Sie ist recht zuthunlich mit meinen Krabben. Ich würde so frei gewesen sein, sie herüber zu schicken. Ich wollte nämlich —, es ist so einsam hier, mein Gott, und ich bin doch noch ein junger Mann —. Ich wollte ein bißchen ausgehen heut' abend."

„Ihre Kinderchen schicken Sie mir immerhin, lieber Nachbar. Kinder stören kein Weihnachtsfest. Sie sollen meinen Baum brennen sehen."

„Also einen Christbaum wollen Sie wirklich haben? Nun, des Menschen Wille ist sein Himmelreich. Wenn ich nur nicht mitthun soll. Meine Frau, müssen Sie wissen, die nämliche, die ihren Mann und ihre zwei Kinder kaltblütig im Stich gelassen hat, ohne daß ihr auch nur die Augen drum naß wurden, die hat sich allzeit viel gewußt mit Weihnachtsbäumen und Weihnachtsliedern und wächsernen Christkindchen in Holzkrippen. Gemütvoll nannte sie das —" er machte eine Geberde des Ekels — „mir ist's bis an den Hals seitdem."

Stehen bleibend betrachtete der Uhrmacher abermals die nun auch noch durch eine Kante von Silberrosen geschmückte Pappe mit dem Gruß der Engel. „Möllenhard, glauben Sie mir! Das ‚Friede auf Erden' merzen Sie aus. Das kann vor logischem Denken nicht bestehen. Das gibt's nicht."

Der alte Mann lächelte zufrieden auf sein gelungenes Werk hernieder. „All das Schönste, all das Beste, an das wir glauben, auf das wir hoffen, finden Sie nirgends in der Wirklichkeit, lieber Nachbar, das lebt nur in der Sehnsucht der Menschen, und gerade aus diesem Grunde denk' ich mir oft, ist es so schön und so köstlich geblieben. Ich habe ein langes, mühseliges Leben voll Arbeit und Kampf hinter mir. Deshalb klingt mir nichts so hold und so erquicklich wie die Verheißung: „Friede auf Erden." Und Sie sollen mir meinen Frieden nicht nehmen. Seh' ich ihn nicht um mich, hier, in mir fühl' ich ihn sicher und neu an jedem Weihnachtsabend."

Darauf zuckte Faßbinder die Achseln und ging hinaus. Male lief ihm in den Weg.

„Papa, darf ich denn nun für Mile einen Christbaum aufputzen?"

„Nein, Donnerwetter! Heute nicht. Hier sind fünf Groschen. Kauft euch Zuckerkuchen dafür. Dann habt ihr was Reelles."

Indem er die Thür hinter sich zuschlug, hörte er noch des Kindes klagendes Stimmchen: „Die Mile möchte aber lieber einen Christbaum, Papa, und ich auch, und alle Kinder haben einen Christbaum."

Toll waren die Menschen mit ihrer Weihnachtsfeier! Den Uhrmacher reizte die Freude, die in seiner Brust keinen Wiederhall fand. Die Erzählung vom Zusammenbruch seiner Ehe hatte all die alten, quälenden Erinnerungen in ihm wachgerüttelt. Warum verstummte seine Frau, als er sich bemühte, sie zu bilden und zu belehren? Warum wandte sie sich von ihm? Hatte er nicht gearbeitet für sie und die Kinder vom Morgen bis zum Abend? Hatte er sie nicht lieb gehabt? O, sehr, sehr, unbeschreiblich, lächerlich lieb. Was verlangte sie denn noch? Ach, was verlangen Weiber? Logik steckt in keinem Weiberkopf! Er würde eine andere freien und mit ihr ebenso glücklich sein; wenn sie nur hübsch war. Denn das ist der einzige Unterschied zwischen Weib und Weib, hübsch oder nicht hübsch. Na, und hübsch war ja die Marie, von ganz anderer Schönheit als die anderen, besonders was die Augen anbetraf. Ei, das war ein Vorzug, versteht sich! Sonderbare Augen eigentlich, die sie hatte, so hell und scharf, und manchmal ein bißchen wild blickend. Letzteres kam gewiß daher, weil sie ungewöhnlich viel Weißes zeigten, sogar zwischen dem Oberlid und dem Augapfel noch einen schmalen Strich, und dann waren die Wimpern hell — — zum Donnerwetter! Fand er denn noch immer keinen Hemdenknopf? Er mußte doch Knöpfe annähen, wenn er ausgehen wollte. Drei Schubfächer hatte er schon aufgezogen. Da fiel ihm ein Fingerhut in die Hände, ein schlichter, stählerner Fingerhut. Er nahm ihn auf und sah ihn an. Ihm wurde seltsam zu Mut. War der zurückgeblieben? Mit diesem Fingerhut auf dem Finger hatte seine Frau im Hause ihrer Mutter Sophakissen, Sesselüberzüge, Teppiche für kargen Lohn gestickt, damals, als er um sie warb; mit diesem Fingerhut bewehrt, hatte sie ihre ganze Aussteuer genäht und die erste Aus-

stattung für ihre Kinder. Wie oft bei Faßbinders Neckereien war der Fingerhut von ihrem Finger abgeglitten, wie oft hatte er sich gebückt, ihn aufzuheben, ihn gesucht unter Kommoden und Tischen. Er kam ihm vor wie ein lebendiges Stückchen von seiner Frau, er legte ihn an die Wange, weil er meinte, noch etwas von ihrer Lebenswärme darin zu spüren. Eine ganze Reihe von Bildern rief das kleine Gerät ihm in greifbarer Deutlichkeit vor Augen, auch ihr erstes Erstaunen, als er ihr seine Anschauung über Welt und Himmel auseinander zu setzen begann. Noch sah er sie zu ihm aufblicken, halb bewundernd, halb ängstlich. „Hör' auf, du, ich fürchte mich." Und sie hielt sich lachend die Ohren zu, — damals konnte sie noch reden. Vielleicht saß sie jetzt wieder über ihre Arbeit gebeugt, stichelte bei kargem Licht um kargen Lohn Tag und Nacht, denn die Mutter war arm. Mochte sie! Was ging's ihn an? Er, Faßbinder, wird sich doch nicht Sorgen machen um seine weggelaufene Frau! Das fehlte! — Er begann eine Weise aus der schönen Helena zu pfeifen und ging nach den Kochtöpfen zu sehen, in denen, von Suse ans Feuer gesetzt, sein und der Kinder Mittagessen schmorte. „Hilft alles nichts," dachte er dabei, „eine neue Frau muß heran. Wenn's nur bald mit der Scheidung zum Klappen käme! Vorher werden geht nicht. Ich will mir auch nicht das Geringste vorzuwerfen haben."

Inzwischen hatte das Männlein im Buchbinderladen in verschwiegener Seele beschlossen, das auseinander gegangene Glück seines Nachbars meuchlings wieder zusammen zu leimen. Das wäre so die rechte Weihnachtsfeier für den alten Möllenhard gewesen, wenn er den Frieden, von dem sein verbitterter Gegner nichts wissen wollte, leibhaftig einfangen und jenem einschmuggeln könnte in sein Haus und in sein Herz. Und warum sollte er das nicht fertig bringen? Das arme, kleine Frauchen, verschüchtert an den logischen Auseinandersetzungen seines Ehemannes, aufgestachelt von der raschen, thörichten Mutter, wußte vor Angst gewiß kaum mehr, was es wollte, noch sollte. Dem würde er schon die rechte Richtung weisen! Und mit der Hutmüllern nahm er's auch auf. War ihr Wortschwall gleich der Wasserflut, die alles mit wegreißt, so glich seine Gemütsruhe dem Sand, an dem die Wasser sänftlich ablaufen, und der zuletzt doch oben bleibt. Er lächelte vor sich hin, während er seinen Schlafrock mit einem fast ebenso langen Pelzrock vertauschte, rieb sich die Hände und sog an den Lippen.

„Was Gott zusammen fügt, das soll der Mensch nicht scheiden, vollends wo ein paar liebe Kinderchen herumlaufen. Wie glücklich werden die Leutchen sein, wenn sie einander wieder haben!"

Er drückte die Pelzmütze fest auf seine Ohren, schloß die Thür seiner Behausung zu und stieg hinaus in den unablässig fallenden Schnee. Erst trat er in das bescheidene Gasthaus, in dem er zu speisen pflegte, denn nur der gesättigte Mensch ist langmütig und zum Vermitteln geschickt, und dann stampfte er weiter, weiter durch den sich unter seinen Füßen ballenden Schnee, einen weiten Weg nach dem entgegengesetzten Ende der Stadt. Er mußte ihn zu Fuß zurücklegen, denn die Straßenbahn hatte des Schneefalls wegen ihre Fahrten eingestellt. Müde und weiß wie ein Schneemann erreichte er der Hutmüllern Haus. Die Flurglocke gab schrillen Ton, er drängte die Scheuerfrau, die ihm öffnete, zur Seite und trat nach kurzem Klopfen in die schon dämmerige Stube, in der zwei Frauen am Fenster saßen, eine Dicke im Lehnstuhl, die redete, eine sehr schlanke auf einem Stuhl, die schwieg und stickte.

„Was wollen Sie? Wie kommen Sie hier herein?" schrie die Dicke. „Wir geben nichts. Wir sind im Armenverein. Es steht an der Thür, können Sie nicht lesen?"

Dem alten Mann fehlte der Atem vom raschen Gang, er nahm langsam die Mütze ab und strich den Schnee aus seinen Haaren. „Ohne Zweifel, Frau Müller," sagte er keuchend, aber mit freundlichem Lächeln. „Ich — ich bin der Buchbinder Möllenhard — Wenn Sie — — wenn Sie einen Augenblick Geduld haben wollten! Ich wünschte mit Frau Faßbinder zu sprechen."

Die Frau am Fenster zuckte zusammen und griff nach dem Herzen. „Mit mir?"

Aber ihre Mutter trat wie eine federsträubende Glucke zwischen sie und den Alten. „Darf ich fragen, was Sie von meiner Tochter wollen, he?"

„Vielleicht erlauben Sie zuerst, daß ich mich setze." Möllenhard nickte lächelnd und ließ sich auf einen Stuhl nieder. Von seinem Pelzwerk begannen kleine Bächlein auf den frisch aufgewaschenen Boden zu fließen, Frau Müller sah's mit Zornesblick. „Nur eine Frage wollte ich an Ihre Tochter richten, liebe Frau Müller, nichts als eine kurze Frage." Er sah das Frauchen an, das gespannt auf ihn schaute; mit den abgrundtiefen Augen, von denen der Uhrmacher geredet, hatte es seine Richtigkeit. „Ich wollte Sie fragen, liebe Frau, ob Sie heut' am Festtag aller Kinder, an dem Tag, da unser Herr und Heiland selbst als Kind in unsere Welt geboren ward, nicht das Verlangen in sich verspüren, Ihren eignen Kindern nahe zu sein?"

Aufschluchzend barg die junge Frau das Gesicht in den Händen.

Frau Müller aber rief: „Mein Schwiegersohn, der Lump, der Allesbesserwisser, der Hansnarr, schickt Sie, leugnen Sie nur nicht! Erst hat er meinem armen Kind die Thür gewiesen, der ungebildete Mensch, der immer von Bildung redet, und jetzt, nun, da es ihm schlecht geht, nun er fast bankerott ist, ja wohl, fast bankerott, ich weiß es! nun ist meine Tochter ihm wieder gut genug, nun will er ihr gütigst erlauben, wiederzukommen. Aber daraus wird nichts. Sagen Sie ihm, ich ließ' ihn schön grüßen, und meine Tochter machte eine bessere Partie. So!"

„Mutter —!"

„Ich kann ihm Ihre Botschaft nicht ausrichten, liebe Frau Müller, denn leider schickt er mich gar nicht. Ich komme aus eignem Antrieb, — ja —"

„Was? Er schickt Sie nicht einmal? Soll meine Tochter etwa betteln, daß er sie gütigst wiedernimmt? Hörst du's, Anna? Hörst du das?"

Die schlanke Frau richtete sich auf. An ihren Wimpern hingen noch die Thränen, aber ihre Lippen zogen sich eigenwillig zusammen. „Ich kann nicht zu ihm zurückkehren, Herr Möllenhard. Sie meinen es gut, aber Sie wissen nicht — ich kann nicht."

„Hm," machte der Buchbinder und schlug seine schweren Lider auf. „Haben Sie sich denn so Schweres gegen ihn zu Schulden kommen lassen?"

„Zu Schulden? Ich?!"

„Meiner Tochter einzige Verschuldung ist, — merken Sie sich das! — daß sie solch einen Hungerleider, solch einen Topfgucker und Faselhans geheiratet hat!"

„Um so besser! Um so besser! Und legen Sie mir's nicht übel aus, wenn ich vielleicht voreilig gewesen bin. Ich glaubte wirklich, Ihnen eine Freude zu bereiten, liebe Frau Faßbinder. Du lieber Gott! Ich bin ein alter Mann, für mich selber wünsch' ich nicht viel mehr auf der Welt, und da laufen mir nun die zwei mutterlosen Kinderchen Tag für Tag vor die Füße. Sind hübsche Kinderchen. Denk' ich mir: wenn du alter Bursch die Würmchen schon mit Freuden siehst, wie müßt' erst ihrer Mutter das Herz im Leibe lachen! Wär' eine rechte Weihnacht für eine Mutter, so ein paar kleine Engelchen im Arm zu halten. Entschuldigen Sie, ich habe mir das nur so gedacht, darum bin ich ja gekommen — und nun kann ich ja auch wieder gehen. Es irrt sich jeder einmal, nicht wahr?"

Er stand auf. Einen Augenblick schwiegen beide Frauen.

„Zwischen Faßbinder und mir ist alles aus," sagte die junge dann hart.

„Nun ja, nun ja, wenn Sie anderweitig Hochzeit machen wollen, wie die Frau Mutter sagt, dann sehen Sie die kleinen Dingerchen vielleicht auch lieber nicht. Wozu sich das Herz schwer machen? Ich alter Mann versteh' ja nichts davon. Ich hab' nur immer sagen hören, daß Mütter ihre Kinder nicht gern bei ihren eignen Lebzeiten einer Stiefmutter überlassen mögen. Aber das sind Ansichten, der eine hat sie, der andere nicht. Eine rechtschaffene Stiefmutter ist auch immer noch besser als gar keine Mutter, nicht wahr? Ich bitte sehr um Entschuldigung. Empfehle mich Ihnen."

Er stieg die Treppe hinunter, nicht ein bißchen enttäuscht, weil niemand ihn aufhielt. Er hatte den Schreck in der Mutter Auge gelesen, als er von der Stiefmutter sprach, und er rieb sich vergnügt die Hände, der alte Heuchler, sog die Lippen ein und machte ganz kleine Schritte, trotz des wachsenden Unwetters. Er hatte gar keine Eile. Es dauerte auch nicht lange, so hörte er hinter sich das Trippeln hastiger Füßchen.

„Herr Möllenhard! Herr Möllenhard!“

Er wandte sich um: „Ei schau, die Frau Faßbinder!“

„Ja, — Sie müssen aber nicht denken, daß ich mit Ihnen zurück zu ihm gehen will. — Ich hab' nur eine große Bitte an Sie — meine kleinen Mädchen, Herr Möllenhard — und Sie haben Recht, es ist doch Weihnachtsabend heut'. Erzählen Sie mir von meiner Male, meiner süßen kleinen Mile, nein, —“ sie faßte flehend seine Hand — „erzählen Sie mir nichts, lieber Herr Möllenhard, — ganz insgeheim, auf einen Augenblick, machen Sie's möglich, daß ich meine Kinder sehe! Ach, wenn Sie wüßten! Spät abends hab' ich mich oft am Haus vorbeigeschlichen, ob ich nicht einen Schatten von meinen kleinen Mädchen erspähen möchte! Lieber Herr Möllenhard, Sie müssen nicht schlecht von mir denken! Mir ist nicht anders ums Herz, als anderen Müttern.“

„Es wird sich einrichten lassen,“ sagte der Buchbinder bedächtig, — „wenn Sie durchaus nicht zu Ihrem Manne zurückkehren wollen.“

„Nie. Niemals!“ —

Eine Weile stiegen sie schweigend durch den Schnee. Dann blieb Möllenhard stehen.

„Ist das wahr, was Ihre Frau Mutter sagte, von der neuen Heirat?“

„Es kann kommen. Fragen Sie nicht. Es kommt manches, an das man nicht im Traum gedacht hätte. Und meine Mutter ist arm, ich kann ihr nicht für alle Ewigkeit auf der Tasche liegen. Ich bin keine schlechte Frau. Wenn Sie Faßbinder kennten, wie ich ihn kenne, wenn Sie seine lästerlichen Reden gehört hätten! Nichts ist ihm heilig, mit dem Höchsten treibt er seinen Spott. Er hat kein Herz, kein Gemüt —“ Sie brach ab. „Da ist ein Spielwarenladen. Ich möchte meinen Mädchen etwas mitbringen, nicht viel, ich hab's nicht dazu. Aber am heiligen Abend will ich nicht mit leeren Händen kommen.“

„Ich warte,“ sagte Möllenhard.

Sie kehrte bald zurück. „Er hat kein Herz,“ wiederholte sie, „nicht zu mir, nicht zu den Kindern; sehen Sie, und darum kann ich auch kein Herz zu ihm fassen.“

„Daß er kein Herz für die Kinder hat, möchte ich nicht behaupten, liebe Frau,“ widersprach Möllenhard gemächlich. „Jeder Mensch hat seine eigne Art zu lieben, mein' ich; er küßt und herzt die Kinderchen nicht oft, das ist wahr, aber, als sie so schwer am Scharlach lagen —“

„Sie waren krank, meine Kinder waren krank?“

„Ruhig, ruhig, es ist ja vorüber! Ihr Vater hat sie gesund gepflegt. Aber es war schlimm. Tag und Nacht ist er nicht von ihren Bettchen gewichen, ließ sein Geschäft gehen, wie es wollte — und schlecht ging's. Kinderpflegen ist keine Sache für einen Mann, der erwerben soll, wissen Sie —“

Anna Faßbinder rang die Hände. „Meine Kinder waren krank, und ich wußte es nicht! Sie hätten sterben können, und ich wäre fern gewesen!“

„Das ist's, liebe Frau, das ist's, weshalb ich zu Ihnen gekommen bin. Ich will Ihrem Manne nicht das Wort reden; möglich, daß sich's nicht leicht mit ihm leben läßt. Aber man hat Beispiele, — ich meine nur so, — Beispiele, daß Mütter um ihrer unmündigen Kinder willen die Fehler ihrer Männer ertragen haben.“

„Zurückkehren?“ Die Frau schüttelte sich. „Zurückkehren zu ihm! Seinem Spott mich bloßstellen, geduldet, aus Barmherzigkeit geduldet sein von ihm! Ich kann's nicht, kann's nicht!“

Darauf erwiderte Möllenhard nichts. Der Sturm trieb ihnen den Schnee entgegen. Sie legten schweigend das letzte Stück des Weges zurück. Scheu sich umsehend, betrat die junge Frau die Flur des ihr fremden Hauses, das von rechtswegen ihre Heimat hätte sein sollen.

„Kommen Sie mit durch den Laden,“ sagte der Buchbinder, schloß auf und zündete die Lampe an, „legen Sie ab, wärmen Sie sich. Ich werde Umschau halten.“

Er kehrte bald zurück. „Die Kinder sind allein. Kommen Sie.“

Der jungen Frau schwindelte, sie mußte sich auf die Schulter ihres Führers stützen. „Was Sie mir heut' Gutes thun,“ hauchte sie, „kann nur der liebe Gott Ihnen vergelten.“

Der Buchbinder lächelte. „Hab' meinen Lohn schon dahin. Kommen Sie, kommen Sie.“

Schwankend trat sie über die Schwelle. Am runden Tisch unter der Hängelampe

faßen Male, das kleine Hansmütterchen, und Mile mit gesenkten Köpfchen und „Mama! Mama!“ schrieen sie auf.

Da hatte sie sie schon an sich gerissen, die kleine, blonde Mile und ihr Ebenbild, die dunkle Male, und hielt die jüngste auf den Knieen, während die älteste sich an sie schmiegte und weinte und lachte in einem Atem.

Der alte Mann stand dabei, rieb sich die Hände und dachte: „Gesegnete Weihnacht, gesegnete Weihnacht! Die trennen sich nimmermehr. Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen.

Auf den Backsteinen der Diele hallten feste Schritte. Die Drei, in ihr Glück versunken, hörten sie nicht. Möllenhard, der sie hörte, schmunzelte pfiffig. Nicht um die Welt hätte er die Gruppe da stören mögen. Die sprach, meinte er, auch zu einem Kieselherzen.

Jetzt wurde die Thür aufgerissen. Faßbinder erschien in ihrem Rahmen und taumelte zurück, als hätte er einen Schlag erhalten. Die Frau war aufgesprungen, die Kinder brachen in Thränen aus.

Der Uhrmacher faßte sich zuerst. Weiß im Gesicht wie die Decke auf dem Tisch, trat er näher.

„Was suchst du hier?“

Seine Stimme klang heiser. Die Frau sah ihn an; das eine geradeblickende Auge schaute unerbittlich, erbarmungslos in seinem durchsichtigen Glanz, das dunkle, abschweifende hatte einen ganz anderen Ausdruck, aber sie verwirrte sich immer zwischen den zweien und hielt sich darum stets an das geradschauende. Konnte er sie so kalt anblicken, die Mutter dieser Kinder? Heut? Am Weihnachtsabend und da sie freiwillig sein Haus betrat?!

Sie hob den Kopf. „Ich suche meine Kinder.“

„Deine? Die Braut des Herrn Hellermann hat in meinem Hause keine Kinder — Ihr geht hinein.“

Male sträubte sich. Da faßte er sie und ihre Schwester unsanft bei den Armen, schleuderte sie in die Kammer und verriegelte die Thür.

„Mama! Mama!“ schluchzten die Kleinen. Sie stand wie eine Bildsäule.

„Erlauben Sie,“ sagte Möllenhard, „es ist meine Veranstaltung, lieber Faßbinder. Nach dem Vertrauen, das Sie mir heute Morgen geschenkt haben —“

„Davon später.“ Faßbinder schlug die Arme unter und trat zu seiner Frau heran. „Nun sage mir, Anna, weshalb du kommst? Bereust du deine Verirrung? Möchtest du sie gut machen?“

„Ich habe nichts zu bereuen.“

„Nicht? — Weißt du, was sie mir draußen erzählt haben, eben jetzt? Es wär' ausgemacht zwischen euch: am ersten Sonntag, nachdem die Scheidung heraus ist, würdest du mit dem Hellermann in der Kirche aufgeboten. Ist das wahr, Anna?“

Ihre Augen flammten ihn an. Es war die alte Geschichte: diesem Blick, diesem Ton gegenüber antwortete sie nicht, ihr Widerspruch verkroch sich in trotziges Schweigen. Sie zuckte mit den Achseln und wandte den Kopf.

Da wurden auch die Lippen unter dem Bart ihm blaß. Er riß die Thür auf und deutete mit der ausgestreckten Hand dahin.

Sie folgte der Weisung ohne Zögern. „Zum letztenmal,“ murmelte sie zwischen den Zähnen, als sie die Schwelle überschritt.

Möllenhard, der Geduldige, wurde jetzt zornig. Das war der Ausgang nicht, den er erwartet, den er mit so viel Anstrengung herbeizuführen gestrebt hatte.

„Das ist undankbar! Das ist hartherzig, das ist schlecht! Herr Faßbinder, dessen hätte ich mich nicht von Ihnen versehen, hab' es auch nicht um Sie verdient. Wenn ich mir die Mühe nehme —“

Faßbinder warf ihm einen Blick zu, vor dem er verstummte. „Kleistern Sie Ihre Einbanddeckel, Mann! Was zwischen dieser und mir in die Brüche gegangen ist, das pappen Sie nicht mit Mehl und Wasser zusammen. Ich sage Ihnen nichts Schlimmeres. Ich war ein Narr, als ich Sie heut' morgen in mein Herz gucken ließ. Nun trag' ich die Folgen meiner Narrheit. Lassen Sie mich allein.“

Er wandte dem unglücklichen Vermittler den Rücken und ging in den dunklen, schon geschlossenen Laden.

„Mama! Mama! Nimm mich mit!“ vernahm er die Stimmen der eingeschlossenen Kinder hinter sich. Er hielt sich die Ohren zu, um sie nicht zu hören, aber sie drangen durch.

„Mama! Mama!“ —

„Ihr habt keine Mama mehr, ihr armen Narren, ich habe keine Frau. Nun ist's ganz aus.“ Er hatte nicht gewußt, daß im hintersten Winkelchen seines Herzens trotz allem und allem noch eine schwache, verschüchterte Hoffnung zurückgeblieben sei. Erst an dem Schmerz, den ihm ihr Sterben verursachte, fühlte er, daß sie lebendig gewesen war.

„Mama! Mama! nimm uns mit. —“

„Schreit und ruft! Was hab' ich dieser Frau zu Leid gethan, daß sie mir alles, alles nimmt und auch die Zuneigung meiner Kinder? Herr Gott! Und heut' ist Weihnachtsabend, das Fest der Liebe. Wie sagt der alte Narr? Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen. Friede!“ Der Mann legte seinen Kopf auf die Arme und that, was er seit seinen Kinderjahren nicht gethan hatte, etwas ganz Zweckloses, Unlogisches: er weinte. Um ihn wer's still und dunkel, dunkel wie in einer Gruft. Nur seine Uhren tickten, die großen, gemächlich, feierlich: tick — — tack, tick — — tack, die kleinen in atemloser Hast: tick, tick, tick! Das war die Zeit, die hörbar an ihm vorüberfloß. Die Stimmen der Kinder waren verstummt, der Schnee dämpfte jedes Geräusch draußen. Kein Laut ringsum, nichts als das Ticken der Uhren. Ihm aber war's, als ginge ihm im Kopf auch ein Pendel hin und her, das sagte: „Allein, allein, für immer allein.“ Seit sie leibhaftig vor ihm gestanden hatte, während die Händchen seiner Kinder sich an sie klammerten, wußte er's: diesen ersetzt keine andere die Mutter! Seit sich ihre tiefen, sprechenden Augen wieder auf ihn gerichtet hatten, die Augen, die es ihm einst angethan, wußte er's: sie ersetzt ihm kein anderes Weib, keines, nie! In nichts zerronnen ist das Bild der flinken, blonden Marie. O, schändlich! schändlich! Seine Schwelle zu überschreiten, in die Augen der unschuldigen Kinder zu blicken, in seine Augen! Mit dem Gefühl für einen anderen im Herzen! — Wenn er nur vergessen könnte, sich, den Weihnachtsabend, sie vor allem! Aber wie? Er war kein Trinker, auch kein Kneipengänger, er hatte fast keinen Freund. Ein scharfer Arbeiter und ein Grübler war er von Kindesbeinen an gewesen, und beide Menschensorten gehören zu den Einsamen. Doch heute abend verlangte ihn unabweislich nach einem seiner Gattung, einem Menschen, der zu ihm gehörte. Er stand auf und tappte sich durch den Laden. Zu seinen Kindern wollte er, die waren sein. Und wenn sie ihn jetzt nicht verstanden, ihn fürchteten, ihn, der seine harte Schuldigkeit erfüllte gegen sie, und der pflichtvergessenen Mutter anhingen, einst würden sie ihn verstehen, ihm danken. Seine Kinder, ja, zu ihnen wollte er!

„Male! Mile!“ Warum waren sie auf einmal so still? In der Stube stand und lag alles wie zuvor, die Hängelampe brannte mit ruhigem Schein. „Male! Mile! Kinder!“

Kein Laut. Ein jäher Schrecken fuhr ihm durchs Herz. Er stürzte in die Kammer, sie war leer. Aber die Thür zu der Flur stand weit offen, die hatte er vergessen zu verriegeln. „Meine Kinder!“ Mit einem Satz war Faßbinder drüben bei seinem Nachbar. „Sind sie bei Ihnen, Möllenhard, meine Kinder?“

Sie waren nicht dort, ein Blick zeigte es ihm. Der unglückliche Mann stand wie gebannt, die Arme sanken ihm schlaff herab. „Meine kleinen Mädchen! Soll ich denn alles, alles verlieren an diesem gottverfluchten Abend?“

Möllenhard gab sofort das Schmollen auf, das er sich vorgesetzt hatte.

„Ihre Kleinen? Sind sie nicht im Hause? Ruhig, ruhig, lieber Freund! Sie haben sich vielleicht nur versteckt. Wo könnten sie sein?“

„Wo sie sein können? Ihr nach! — Ihr nach in den Schnee, in die Nacht, in das Gewühl der Straßen, in den Tod. O, Sie kennen diese Frau nicht! Es ist etwas Unerklärliches an ihr, das ins Verderben zieht.“

„Ruhig, ruhig doch! Wir werden Ihre Kinderchen finden, wir müssen sie finden!“

Möllenhard zog mit zitternden Händen seinen Pelzrock an. Ihm selbst war bang zu Mut. Wohl eine Stunde mochte verstrichen sein, seit Faßbinder seine Frau von seiner Schwelle gewiesen hatte. Wie weit konnten die kleinen Dingerchen sich mittlerweile verirrt haben! Es war wirklich nicht geheuer: zwei Mädchen von fünf und drei Jahren draußen in der Schneenacht. „Ruhig, ruhig, lieber Mann,“ mahnte er gleichwohl. „Wo wollen Sie hin? Nehmen Sie wenigstens Ihren Überzieher, Ihren Schirm —“

Faßbinder hörte nicht mehr. Ohne Hut war er davongestürmt. Der Buchbinder mußte die Thüren seiner Wohnung für ihn

schließen. Fernhin sah er ihn jagen in der Richtung, in der seine Frau wohnte.

Der Schnee, der von den Schneepflügen beiseite geschleudert war, den die Straßenarbeiter nicht hatten fortschaffen können, lag in mannshohen Bergen aufgeschichtet zu beiden Seiten des Fahrdamms, ein Eisgebirge, das in unregelmäßigen Zwischenräumen schmale Durchgänge durchbrachen. Faßbinder spähte um jede Ecke, er rief alle zwei Schritte: „Male! Mile!“ Einige übermütige Knaben wiederholten höhnend: „Male! Mile!“ Von seinen Kindern kein Laut, keine Spur. Er fragte die ihm Begegnenden: „Haben Sie zwei kleine Mädchen gesehen?“ Und sie sagten der eine „ja,“ der andere: „nein.“ Er aber folgte der eingeschlagenen Richtung und hielt gewaltsam seinen Mut aufrecht. So weit hin hätten die Kinder allein ihren Weg nicht finden können durch die unbekannten Straßen, aber vielleicht, wer weiß? hatte die Mutter sie erwartet, hatte sie ihm entführt aus Haß, aus Racheluft. Das konnte sein, das mußte sein, und Gott sei Dank noch, wenn es war! Er stürmte die Treppe hinauf, er klingelte und horchte, ob durch die Thür ein Ton der bekannten, lieben Stimmchen dränge? Totenstille, Grabesstille. Dann kam jemand zu öffnen, — seine Frau. Er erkannte sie im Schein der Flurlampe durch die Scheiben. Kaum wartete er's ab, daß sie die Klinke drückte.

„Anna, sind die Kinder bei dir?“

„Die Kinder?“ — Die letzte Hoffnung des geängstigten Mannes zerrann. Die Leichenblässe, die ihr Gesicht bei seiner Frage überzog, sagte ihm, sie wußte nichts von ihnen. „Was ist's mit meinen Kindern?“

„Sie sind fort.“

Die Frau stieß einen unartikulierten Laut aus und taumelte. Er mußte sie halten, sonst wäre sie zu Boden gestürzt.

„Sie sind dir nachgegangen, sie werden sich verirrt haben. Wenn sie nicht bei dir sind, muß ich weiter, sie zu suchen.“

Da raffte sie sich gewaltsam auf. „Wart', ich komme mit.“

„Du?“

„Wehre mir's nicht, ich lasse mir's nicht wehren.“

„Wie du willst.“

Ihr Hut und Mantel hingen noch im Flur. Sie hüllte sich im Gehen darein, er war ihr behülflich, dann hasteten sie nebeneinander durch die Nacht. Keines sprach. Im Schein der Laternen sah er, daß Wassertropfen über ihre Wangen rieselten, die nicht aufthauenden Schneeflocken entstammten.

„Wir müssen den ganzen Weg zurück,“ sagte er.

Sie nickte. Er hörte ihre Brust keuchen, er sah, wie ihre Füße sich abmühten in dem tiefen Schnee. Sie war nie die stärkste gewesen, aber sie klagte nicht. Und die weißen Flocken fielen unaufhörlich, endlos. Auf den Straßen erstarb allmählich das Leben, aber hinter den Scheiben flammten die Christbäume auf zur rechten, zur linken. Als nähmen sie Anstand, den Armen, den Heimatlosen den frohen Anblick der Weihnachtskerzen zu entziehen, hatten die Feiernden größtenteils vermieden, die Vorhänge herabzulassen. Wie durch eine Allee von Christbäumen schritt das Paar über die im Lichtglanz flimmernde weiße Decke, im Herzen den trennenden Groll und das tiefe, gemeinsame Leid. Hie und da erklangen Weihnachtschoräle, und der Jubel von Kinderstimmen, der aus den Häusern drang, schien die Kinderlosen zu höhnen.

„Dort ist das Polizeibureau, wir wollen nachfragen,“ sagte Faßbinder.

Er war ihr nicht gekommen, aber der Gedanke erfüllte sie mit Hoffnung. „Vielleicht haben sie sie schon gefunden, nicht wahr?“

Es waren wenig Beamte auf dem Bureau, und den wenigen merkte man die Unruhe des Festes an. Es fand sich auch wenig Publikum dort, so brauchten sie nicht zu warten. In dem hellen Gaslicht schaute die Frau zum erstenmal auf ihren Gatten, verstohlen erst, erschrocken dann. Wie sah der Mann aus! Ohne Überrock und Mütze, das verwilderte Haar voll Schnee, mit dem gespannten Ausdruck der Angst in den scharf gewordenen Zügen. Ihre zu Möllenhard gesprochenen Worte kamen ihr in den Sinn: „Er hat kein Herz für die Kinder,“ und sie schämte sich. Das hätte sie nicht sagen sollen.

Dann traten sie vor. „August Faßbinder, meine Frau. Wir suchen unsere Kinder, zwei kleine Mädchen —“ Er machte die notwendigen Angaben. Sie hörte nicht mehr. „Unsere Kinder,“ wie ein elektrischer Schlag hatte das Wort sie getroffen: unsere Kinder. Der jähe Übergang aus Kälte und Dunkelheit in die Wärme des hellerleuchteten

Raumes verwirrte ihr Denken, stumpfte ihre Angst ab, sie begann, zurück zu träumen. Wie hatte ihre Mutter gesagt, als sie dem jungen Kaufmann bei ihr das Wort redete? Sie meinte, ihre Stimme im Ohr zu hören, ihre harte, scharfe Stimme: „Gar nichts gemein hast du mit dem querköpfigen Menschen, dem Faßbinder, gar nichts —“ Unsinn! Lüge und Sünde! Das Liebste, das ihr auf der Welt lebte, die Kinder, die hatte sie mit ihm gemein und die Liebe zu ihnen und die heiße Angst um sie. Es lebte kein Mann auf der Welt, mit dem sie gleich Heiliges zum zweitenmal gemein haben konnte.

„Kommst du?“ weckte sie Faßbinders Stimme. Ihr Geschäft auf der Polizei war aus. „Oder bist du zu ermüdet? Willst du mich hier erwarten?“

„Nein, nein, ich komme.“ Aber das Gehen wurde ihr schwer. Die Gassen wurden enger, höher türmten sich die Schneeberge. Faßbinder in seiner Unruhe schritt kräftig aus, da knickte ihr Fuß um, sie stürzte mit den Knieen in den Schnee.

„Gib mir die Hand.“

Sie that's, und weiter ging der eilige Lauf. Sie stützte sich auf ihn, — es war gut, sich stützen; seit Monaten suchte sie ihren Weg durchs Leben allein. Doch sein Schweigen ängstigte sie. Es quälte sie fast, daß er kein kränkendes Wort für sie fand.

„Bin ich dir lästig?“

„Nein, aber ein Rätsel: Du willst die Kinder verlassen und mühst dich über deine Kräfte um sie! — Deshab kannst du mir ruhig deine Hand lassen. Ich will dir nicht wehe thun, Anna. Ich freue mich ja, daß du ein Herz für die Kinder hast. Ich hab's nicht geglaubt.“

„Darum hast du mich's auch wohl nicht wissen lassen, als die Kinder an Todesenden waren?“ sagte sie bitter.

„Hollah, um Irrtum vorzubeugen, ich ließ dich rufen; du bist nicht gekommen.“

„Mich rufen? Nein?“

„Ich hatte dir einen Zettel geschickt. Der Lehrling hat ihn deiner Mutter selbst in die Hand gegeben.“

„O,“ sagte die Frau. Es klang wie ein Stöhnen.

„Hast du's wirklich nicht gewußt?“

„Der alte Mann hat mir's gesagt, — heut'.“

Er meinte den Krampf zu fühlen, der ihr die Brust zusammenpreßte.

„Hier kommen wir in den Umkreis der Wohnung,“ sagte er, mitleidig ablenkend. „Bis hierher könnten sie sich verlaufen haben.“ Und er begann wieder zu rufen: „Male! Mile!“ Sie rief ihm nach mit erstickter Stimme: „Male! Mile!“

Kein Laut, nur der Schnee knisterte. Die Christbäume hinter den Scheiben flammten, verspätete Käufer rannten, mit Paketen beladen, an ihnen vorüber, heim zur Bescherung zu ihren Lieben.

Anna Faßbinder rang die Hände. „Wie sollen wir sie finden hinter den hohen Schneehaufen, in der endlosen, großen Stadt? Sie werden erfrieren in der kalten Nacht, im Schnee. Böse Menschen werden ihnen ein Leid thun. Tot wird man sie morgen daherbringen, meine süßen, kleinen Lieblinge! O, das ist Gottes Strafe dafür, daß wir den Engeln, die er uns gegeben, nicht unsern Groll und unsere Thorheit opfern wollten. Darum stehen wir einsam, verwaist, am heiligen Fest der Kinder! Es ist Gottes Hand.“

„Es ist ein Unglück,“ sagte Faßbinder beschwichtigend. „Du reibst dich auf mit dieser grausamen Selbstquälerei.“

Aber sie hörte nicht auf ihn. „Wenn meine Kinder dahin sind, was hab' ich dann noch auf der Welt zu schaffen?“

„Hier ist das Haus,“ sprach Faßbinder. „Vielleicht finden wir sie schon daheim. Jedenfalls kannst du dich ein wenig ruhen.“

Die Flur war erleuchtet, aber sie fanden die Thüren verschlossen. Möllenhard hatte die Schlüssel abgezogen.

„Nun hab' ich dir nicht einmal eine Stätte zum Ausruhen anzubieten,“ meinte Faßbinder.

Sie setzte sich niedergeschlagen auf die Treppenstufen, auf denen heut' morgen die Kleinen gesessen hatten. „Wenn wir auf den Weihnachtsmarkt gingen,“ schlug sie zaghaft vor. „Nach dem Weihnachtsmarkt zieht's alle Kinder, — vielleicht —“

„Ja, das wollen wir versuchen.“

Sie hob den Kopf. „Meinst du wirklich, sie könnten dort sein?“

„Warum nicht, wenn es dir so scheint, du verstehst dich viel besser darauf, was in ihren kleinen Herzen vorgeht, als ich. Ich treff's nie.“

Sie wunderte sich über seine Milde. Wie hatte sie sich denn sein Bild nur verzerrt in den Monaten der Trennung? War das wirklich der Mann, mit dem sie unter



Vestalin. Nach dem Gemälde von Gabriel Max.
(Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)

keinen Umständen hatte leben können? Warum? Weil er sich seine eignen Gedanken über Menschen und Dinge machte, Gedanken, die ihr Empfinden verletzten? O, der thörichten Empfindlichkeit! In dem, was ihres Lebens Inhalt ausmachte, war sie völlig einig mit ihm.

Sie traten auf den Weihnachtsmarkt hinaus. Heller, blendender Lichtschein kündigte ihn schon von weitem an und die frohe Menge kauflustiger Mütter und Väter. Zwischen schimmernden Spielwarenbuden und dem fast dunklen Wäldchen von Weihnachtstannen wogte eine unabsehbare Menschenschar, und wieder seufzte Anna: „Wie sollen wir sie finden unter all' diesen?"

„Wir fragen," entgegnete Faßbinder. Und sie wandten sich an den ersten Tannenhändler: „Haben Sie zwei kleine Mädchen gesehen?"

„Habe viele hundert kleine Mädchen gesehen."

„Ohne Mäntelchen? Ohne Hütchen?"

Nein, die waren ihm nicht aufgefallen. Aber zehn Schritt weiter, die Pfefferkuchenfrau, die hatte sie gesehen. Zwei kleine Mädchen in grauen Kleidchen, ohne Hütchen, ohne Mützchen, hatten wie zwei kleine Schneemännchen vor ihrer Bude gestanden und verlangend die roten Honigkuchenherzen angestarrt. Es war eine Spur. Die Herzen der Eltern schlugen rascher. Wohinaus waren sie gegangen?

Hierhin, — dorthin, irgendwohin —

Die Nachbarn wußten wieder nichts von ihnen. Aber in der nächsten Budenreihe wären die Kinder gewesen, und sie waren die ersten nicht, die nach ihnen fragten. Ein alter Mann im Pelzrock war ihnen zuvorgekommen. Und dorthinaus war er gegangen, dorthinaus, wo ein völlig aufgeputzter Weihnachtsbaum mit brennenden Lichtern durch den fallenden Schnee schimmerte wie ein großer Stern der Hoffnung. Ihm folgten die Eltern.

„Haben Sie zwei kleine Mädchen gesehen?" Die ewig wiederholte Frage! Aber diesmal kam Antwort.

„Freilich, freilich! Ein alter Herr im Pelzrock hat sie mitgenommen, gerade von da fort, wo Sie stehen, und ich sollte ausrichten, wenn einer käme, nach den Kleinen zu fragen, er hätte sie schon heimgebracht. — Kaufen Sie einen schönen Christbaum?"

Anna drückte selbstvergessen ihres Mannes Arm in ihrem Jubel. Der griff in die Tasche und schüttete, was er an Münzen bei sich trug, dem Händler auf den Tisch, zum Dank für die frohe Botschaft.

Dann eilten sie heim und konnten nicht sprechen, so laut pochten ihre Herzen vor Furcht und Hoffnung.

In der Stube unter der Hängelampe stand der alte Buchbinder, noch im Pelzrock, und hielt die Kinder an der Hand, ein großer Schneemann und zwei kleine Schneemännchen.

„Faßbinder, da haben Sie Ihre Weihnachtsbescheerung. Gerade unter dem Christbaum hab' ich die Kinderchen gefunden."

Die Frau stürzte mit einem Aufschrei auf die Wiedergefundenen und preßte sie unter heißen Thränen an sich. Und Mile sah triumphierend ihren Vater an.

„Mama doch gekommen! Christkindchen hat Mama gebracht."

Der nickte schweigend, und jetzt blickten seine beiden Augen mild, das geradeschauende und das abirrende.

Die Frau aber faßte, wie sie knieend vor den Kindern lag, seine Hand. „Schick' mich nicht fort, Faßbinder, um dieser willen, die auch du lieb hast, laß mich bei euch bleiben."

„Wenn dein Herz dich nicht aus meinem Hause zieht, Anna," entgegnete er — „ich werde dich nimmer gehen heißen."

„Ich hab's gefühlt heut', wohin mein Herz mich zieht," murmelte sie mit erstickter Stimme und zog die Kinder mit sich hinaus, um sie umzukleiden.

Möllenhard fuhr sich über's Gesicht; „'s ist der Schnee," meinte er, „man glaubt nicht, wie der durchnäßt, wenn er schmilzt. Ich geh' mich trocknen, lieber Nachbar, und rate Ihnen, ein gleiches zu thun. Hernach zünd' ich meinen Christbaum an, und wenn mein Weihnachtssprüchlein vom „Frieden auf Erden" Sie nicht gar so bitter verdrießt, dann führen Sie mir wohl Ihre Frau und Ihre lieben Kleinen zu, auf daß wir mitsammen in Gemütlichkeit das Fest beenden, das wir mitsammen etwas aufgeregt angefangen haben."

Dabei schlug er seine dicken Lider auf, er hatte eine Antwort erwartet. Aber statt aller Antwort warf Faßbinder sich ihm, naß wie er war, an die nasse Brust und küßte ihn.

„Gut, gut," sagte der Alte und rieb sich die Hände. „Mehl und Wasser und mein bißchen Verstand haben's freilich nicht bewirkt, aber unser Herrgott droben hat Mittel und Wege in Menge, um diejenigen zusammen zu führen, die er zusammenhalten will. Ihm sei Ehre. —"

Eine Stunde später fanden alle sich in des Buchbinders kleinem Ladenraum zusammen. Der Christbaum brannte, und die Goldbuchstaben auf dem rosafarbenen Schild glänzten in hellem Schein. Die Kinder wollten sich schier die Augen ausgucken an all der Herrlichkeit. Die Mutter stand neben ihnen, glückselig und zaghaft doch in ihrem Glück.

Da trat Faßbinder auf sie zu und ergriff ihre Hand. „Anna, sag' mir ehrlich, warum bist du mir verstummt?"

„— Weil ich mich fürchtete vor deinen wilden Reden."

„Darum? Und jetzt? Wirst du dich wieder fürchten?"

Da schlug sie die Augen zu ihm auf, und aus ihren grundlosen Tiefen schien das darin versunkene Himmelreich aufzusteigen. „Jetzt rede, was du magst; heut' ist heilige Nacht, heut' hab' ich dir ins Herz gesehen."

Draußen erhoben die Kirchenglocken ihre klingenden Stimmen, das Christfest einzuläuten. Der Buchbinder faltete die Hände und blickte zu der flimmernden Inschrift empor: „Ehre sei Gott in der Höhe, Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen."

Da begegnete sein Blick dem Faßbinders, der sein wiedergefundenes Weib im Arm hielt, und die beiden lächelten einander verständnisvoll zu. „Friede auf Erden!"



Die Geburt Christi in der bildenden Kunst.

Von Adolf Rosenberg. Mit 24 Textillustrationen und zwei Einschaltbildern.

Als das Christentum im römischen Abendlande die ersten Versuche wagte, die bildende Kunst in seinen Dienst zu ziehen, um die heimlichen Versammlungsörter seiner Anhänger und ihre Begräbnisstätten mit Malereien und plastischem Zierrat zu schmücken, suchte es den Geist und den Stifter seiner Lehre hinter Sinnbildern zu verbergen, die jedem Bekenner bald vertraut wurden. Der gute Hirte, das Opferlamm mit der Siegesfahne, die Taube des heiligen Geistes, der Weinstock, der Anker, der Fisch, das Kreuz ohne das Bild des daran gehefteten Erlösers — das sind die hauptsächlichsten Motive, aus denen die älteste christliche Kunst, deren Denkmäler vornehmlich in den römischen Katakomben zu finden sind, ihre Kompositionen zusammenwebte. Einer der hervorragendsten Vertreter der christlichen Archäologie, F. X. Kraus, hat diese älteste Kunst der Katakomben treffend eine milde und symbolisierende genannt, die in scharfem Gegensatz zu der späteren historisierenden steht. Wie sie es in der Zeit der Verfolgungen und des Märtyrertums grundsätzlich vermied, die Gläubigen durch „Bilder des Entsetzens und Schreckens" mit Zaghaftigkeit und Furcht zu erfüllen und deshalb von Darstellungen



Abb. 1. Geburt Christi. Glaspaste aus byzantinischer Zeit. Im Museo christiano zu Rom.



Abb. 2. Geburt Christi. Freskogemälde von Giotto in der Capella dell'Arena zu Padua.

des Gekreuzigten ganz absah, so legte sie auch kein großes Gewicht auf die Wiedergabe von Vorgängen aus den heiligen Schriften, zumal da die Überlieferung bis tief in das fünfte Jahrhundert hinein im Flusse war, und die Legendenbildung in Bezug auf die Geschichte des Heilandes auch später noch ihre Blüten trieb. Geschichtliche Darstellungen aus der Zeit vor Kaiser Konstantin, unter dem das Christentum allmählich eine ebenbürtige Stellung neben dem alten Götterglauben errang und schließlich zur Staatsreligion wurde, sind darum in den Katakomben verhältnismäßig seltene Erscheinungen, und daß sich unter ihnen kein einziges Beispiel einer Darstellung der aber eine der christlichen Religionsgeschichte entnommene Bedeutung unterlegte. So trat an die Stelle des römischen Festes der Wintersonnenwende die Feier der Geburt Christi, und dadurch wurde der bildenden Kunst der erste Anlaß geboten, diese Feier in ihren Bereich zu ziehen.

Inzwischen hatte die religiöse Litteratur der Kunst eifrig vorgearbeitet, so daß diese Anhaltspunkte fand, die ihrer Phantasie eine Grundlage gaben, auf der bald ein Gebäude errichtet wurde. Die Kirche hat aus der Fülle der alten Überlieferungen, die anfangs unter der Bezeichnung als „apostolische Denkwürdigkeiten,“ später unter dem Namen „Evangelien“ im Abend- und Morgenlande eifrig niedergeschrieben, überarbeitet und immer reicher mit Legenden und phantastischen Erfindungen ausgeschmückt wurden, nur vier ausgesondert und als „kanonisch,“ die echte, unverfälschte Überlieferung enthaltend, erklärt. Aber es ist sicher, daß die sogenannten apokryphen Evangelien eine mindestens ebenso große Verbreitung unter dem wundersüchtigen Volke gefunden haben, wie jene vier, und aus einem von ihnen sind auch die typischen Figuren geschöpft, die neben den Hauptpersonen auf allen Darstellungen der Geburt Christi erscheinen, die gewissermaßen zum eisernen Bestande der Kompositionsmotive gehören.



Abb. 3. Geburt Christi. Von Fra Giovanni da Fiesole in der Gemäldegalerie des Vatikans.
Nach einer Photographie von Ad. Braun & Cie. in Dornach i. E. (Vertreter Hugo Grosser in Leipzig.)

Geburt Christi befindet, hat noch einen ganz besonderen Grund.

Erst seit dem Anfange des vierten Jahrhunderts trat die Lehre von der Geburt Christi, infolge der dogmatischen Streitigkeiten, um die unbefleckte Empfängnis der Jungfrau Maria in den Vordergrund der religiösen Interessen. Als dann das Christentum, nachdem es im Staate zur vollen Anerkennung und zur Herrschaft gelangt war, den Kampf mit dem Heidentum bis zur Vernichtung des letzteren aufnahm, mußte es zunächst darauf bedacht sein, den zahlreichen Anhängern des alten Glaubens Feste zu schaffen, die allmählich die Erinnerung an die heidnischen Feste ausrotteten. An letztere knüpfte man an, indem man zwar die Tage festhielt, ihnen

Von dem Vorgang der Geburt Christi nehmen in unserm Kanon des Neuen



Abb. 4. Anbetung des Christkindes. Von Sandro Botticelli. In der Nationalgalerie zu London. Nach einer Photographie von Ad. Braun & Cie. in Dornach i. E. (Vertreter Hugo Grosser in Leipzig.)

Testamentes nur die beiden Evangelisten Matthäus und Lucas Notiz, ersterer, ohne mehr als die allgemeine Angabe des Geburtsortes Bethlehem zu bieten, während Lucas berichtet, daß die Geburt in einer Herberge zu Bethlehem erfolgte, wohin sich Joseph mit seinem Weibe der Schätzung wegen aus Nazareth begeben hatte, und daß in der Herberge so wenig Raum war, daß Maria das in Windeln eingewickelte Kind in eine Krippe hineinlegen mußte. Damit war eine bestimmte Andeutung über den Raum gegeben; aber wenn das Lucasevangelium in jener Zeit, wo die ersten Darstellungen der Geburt Christi entstanden, mit den drei anderen die höchste oder alleinige Autorität besessen hätte, wären die Künstler schwerlich auf den Gedanken gekommen, Ochs und Esel als stereotype Zeugen bei der Geburt des Heilandes erscheinen zu lassen. Ein später von der Kirche als apokryph erklärtes Evangelium, das des sog. Pseudo-Matthäus, ist es vielmehr, das den Künstlern den charakteristischen Zug geliefert hat,*) an dem die

*) Wir halten an dieser Erklärung als an der einfachsten, trotz der von Dr. Max Schmid in seiner kunstwissenschaftlichen Studie: Die Darstellung der Geburt Christi in der bildenden Kunst (I. Theil, Stuttgart 1890) vorgebrachten



Abb. 5. Anbetung des Christkindes. Von Luca Signorelli.
In der Nationalgalerie zu London. Nach einer Photographie von Ad. Braun & Cie.
in Darnach i. E. (Vertreter Hugo Grosser in Leipzig.)

Kunst fortan unverbrüchlich festhielt, soweit sie die Geburt Christi im engeren und eigentlichen Sinne darstellte. „Selbst die Tiere," heißt es in dem genannten Evangelium, „Ochs und Esel, die das Kind in ihrer Mitte hatten, beteten es unablässig an." Diese Tiere galten als so unumgänglich notwendige Bestandteile der Komposition, daß sogar die älteste, die Geburt Christi schildernde Malerei, die wir besitzen, ein etwa aus der Mitte des IV. Jahrhunderts stammendes Freskobild in der Katakombe des hl. Sebastian, nichts weiter zeigt als die Krippe mit dem Kinde und den beiden Tieren. Eine auf die Hauptfiguren beschränkte, sehr einfache Schilderung des Vorgangs zeigt auch eine einer späteren Zeit angehörige, wahrscheinlich byzantinische, Glaspaste, die im Museo Christiano in Rom aufbewahrt wird (s. Abb. 1). Diese Glaspasten wurden als Ersatz für geschnittene Edelsteine in Ringe und andere Schmuckgegenstände gefaßt. Hier liegt Maria in der Stellung einer Wöchnerin auf einem Ruhebett, während Joseph ihr auf einem niedrigen Sessel gegenüber sitzt. Die Darstellung der Maria geht auf antike Vorbilder zurück, die sich häufig an Sarkophagen

Gegengründe, fest. Aus dem Umstande, daß ein aus dem Jahre 343 herrührender Sarkophag bereits Ochs und Esel zeigt, das Pseudo-Matthäus-Evangelium aber dem 5. Jahrhundert angehört, glaubt Schmid schließen zu dürfen, daß die beiden Tiere freie Erfindungen der Künstler gewesen sind, um den Stall zu kennzeichnen. Dagegen spricht u. a. die deutlich anbetende Stellung der Tiere und der Umstand, daß Ochs und Esel gewählt worden sind, obwohl es viel näher lag, gleichartige Tiere zu wählen. Auch ist es sehr wahrscheinlich, daß das Pseudo-Matthäus-Evangelium auf ältere Quellen zurückgeht.

finden, denen die altchristliche Kunst überhaupt die meisten Motive entlehnte. Auf der Glaspaste sehen wir auch den seine Strahlen auf das Kind richtenden Stern, der auf die Magier, auf die Weisen oder Könige aus dem Morgenlande weist, die nebst den anbetenden Hirten schon frühzeitig zur Erweiterung der Szene hinzugezogen wurden, wozu die Evangelien des Matthäus und Lucas die Anregung geboten hatten. Die Weisen aus dem Morgenlande, die die spätere Legende zu Königen erhob, und die Hirten sehen wir, einzeln und gleichzeitig, bereits auf den ältesten noch vorhandenen Sarkophagen, und in dieser figurenreichen Gestaltung wurde die Geburt Christi schnell ein beliebter Gegenstand künstlerischer Darstellung. Außer einer Reihe von Sarkophagen gibt es Elfenbeintafeln, Elfenbeinbüchsen, Glaspasten, Metallreliefs und vornehmlich zahlreiche Miniaturen, die uns eine Vorstellung von der Art geben, wie die Geburt Christi von der sinkenden Kunst des Altertums und von der immer starrer und empfindungsloser werdenden des byzantinischen Reichs dargestellt wurde. Vom Standpunkte unserer modernen Kunstanschauung haben alle diese Darstellungen keinen großen künstlerischen Wert, sondern vorzugsweise ein archäologisches und kunstgeschichtliches Interesse. Im Verein mit den Buchmalereien, Illustrationen von Evangelien-, Psalter- und sonstigen liturgischen Büchern für den gottesdienstlichen Gebrauch, haben sie aber die Überlieferung bewahrt, die von der zu neuem, eigenem Leben erwachenden Kunst des Mittelalters und der anhebenden Renaissancezeit aufgenommen wurde.

Was diese Kunst aus dem ursprünglich so einfachen Stoff im Laufe von sechs Jahrhunderten entwickelt und gestaltet hat, wollen wir unsern Lesern in einem allgemeinen Überblick durch Bild und Wort



Abb. 6. Christi Geburt. Aus der Schule des Domenico Ghirlandajo. In der Kgl. Gemäldegalerie zu Dresden. Nach einer Photographie von Ad. Braun & Cie. in Dornach i. E. (Vertreter Hugo Grosser in Leipzig.)

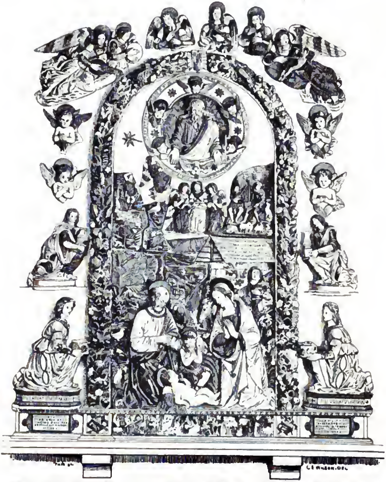


Abb. 7. Anbetung des Christkindes. Altarwerk aus gebranntem Thon. Ausgeführt im Jahre 1521. Von Giovanni della Robbia. (Im Nationalmuseum zu Florenz.)

zu veranschaulichen suchen, freilich mit der Beschränkung, die jedem geboten ist, der einer unübersehbaren und unentwirrbaren Fülle von Erscheinungen gegenübersteht.

Wo die Kunst des Altertums zu Grabe gegangen war, erwuchs auch die neue, die wir im Einklang mit der Trennung der allgemeinen Weltgeschichte in Perioden die mittelalterliche nennen: auf italienischem Boden. Als der Urheber dieses neuen Aufschwungs der Kunst in der Malerei, als ihr Befreier von byzantinischer Manier, gilt der Florentiner Giotto di Bondone (1266—1337), der in einem Cyklus von 38 Fresken in der Capella dell' Arena in Padua, die die Legende der Maria und die Geschichte Christi und seiner Lehre bis zur Ausgießung des heiligen Geistes erzählen, auch die Geburt Christi dargestellt hat. In ihren Kompositionen benutzten Giotto und seine Nachfolger wohl die Motive, die die byzantinische Kunst eingeführt und

gewissermaßen typisch gemacht hatte: aber sie lösten die byzantinische Leblosigkeit in freiere, bisweilen sogar schon dramatische Bewegung auf, sie ersetzten die Starrheit des Gesichtsausdrucks durch ein ernstes Streben nach Tiefe und Wahrheit der Empfindung und verbanden damit eine feierliche Größe der Auffassung, die der byzantinischen Kunst im großen wie im kleinen immer fremd geblieben war. Letztere hatte bereits in die Darstellung der Geburt Christi realistische Momente aus einer byzantinischen Wochenstube verwebt. Auf byzantinischen Buchmalereien finden wir häufig im Vordergrunde eine Badeszene, wo das Kind von einer oder zwei Mägden in einer flachen, taufbrunnenartigen Schale gebadet, bisweilen auch noch aus einer Kanne mit Wasser begossen wird. Im Mittelgrunde ist dann die eigentliche Geburt in der herkömmlichen Art dargestellt, und daneben finden sich noch häufig die Verkündigung des Engels an die Hirten, die Anbetung der Hirten und der Weisen. Es lag im ganzen Wesen dieser Kunst, in einer Komposition möglichst Vieles zusammenzufassen, Vorgänge, die sich nach einander abspielten, nebeneinander darzustellen, nur um den Text auch möglichst erschöpfend durch das Bild zu erläutern. Aus solchen byzantinischen Kompositionen hat auch Giotto auf seinem Freskogemälde in Padua (s. Abb. 2) den realistischen Zug der Übergabe des Kindes durch die Mutter an eine Magd entlehnt.

Die Vereinigung räumlich und zeitlich von einander getrennter Szenen, die sich um die Geburt Christi gruppieren, in einer Komposition ist bis in die Zeit der Hochrenaissance hinein bei italienischen, flandrischen und deutschen Malern gleich beliebt gewesen, und sie wetteiferten förmlich miteinander in dem Bestreben, möglichst viele Szenen in ein Bild hineinzubringen. Das wurde ihnen freilich dadurch erleichtert, daß die Maler schon frühzeitig anfingen, die Szene ins Freie, in eine Landschaft zu verlegen, deren Mittelpunkt ein an den Seiten offener, oben bedeckter Stall oder eine Höhle bildet, in der sich das Ereignis



Abb. 8. Christi Geburt. Von R. van der Weyden. Im kgl. Museum zu Berlin.
(Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)

vollzieht. Das Motiv der Höhle hatten die Künstler wieder aus einer der apokryphen Schriften, aus dem im III. Jahrhundert entstandenen, sogenannten Protevangelium entlehnt, wo erzählt wird, daß Joseph auf dem Wege nach Bethlehem Maria in einer Höhle bergen mußte, um eine Hebamme herbeizuholen, und daß, als „Angelico," der Engelsgleiche genannt (s. Abb. 3) und von dem Florentiner Sandro Botticelli (1447—1510), dessen künstlerisches Temperament im übrigen freilich von der milden Ruhe Fra Angelicos grundverschieden ist (s. Abb. 4). Auf beiden Gemälden bildet die Anbetung des Kindes das Grundmotiv. Auf dem Angelicos bringen Maria,



Abb. 9. Geburt Christi. Kupferstich von Martin Schongauer.

er zurückkehrte, das Wunder der Geburt bereits eingetreten war. Eine solche Höhle, die aber zugleich durch die Anwesenheit von Ochs und Esel als Stall gekennzeichnet wird, finden wir auf zwei in der Komposition mannigfach verwandten Tafelbildern von dem Dominikanermönch Fra Giovanni da Fiesole (1387—1455), wegen seiner anmutsvollen, von tiefem Gefühl und rührender Schönheit erfüllten Bilder Joseph und die Hirten dem neugeborenen Heiland ihre Verehrung dar, während die Engel in der Höhe das Loblied zur Ehre Gottes singen. Sandro Botticelli, der an Fülle von Einzelmotiven und an unruhiger Bewegung niemals genug haben konnte, hat dagegen einen gewaltigen Apparat aufgeboten, um die Anbetung des Kindes zu einem feierlichen Vorgang von dramatischer Bewegung zu gestalten. In der Luft

tanzen jubilierende Engel ihren Reigen, auf dem Schutzdach vor der Höhle sitzen drei lobsingende Engel, von der linken Seite führt ein Engel die drei Weisen, von der rechten ein anderer die Hirten herbei, und im Vordergrunde umarmen sich Engel und Menschen — „Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen" —, während

Während Botticelli trotz der Fülle der Figuren eine vollkommene Einheitlichkeit der Komposition erzielt hat, folgte sein Zeitgenosse Luca Signorelli von Cortona (1441 bis 1523) auf einem gleichfalls in der Londoner Nationalgalerie befindlichen Bilde (s. Abb. 5) den naiven Vorbildern des frühen Mittelalters, indem er mehrere

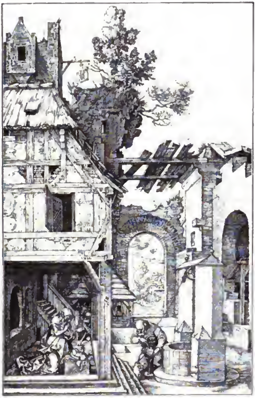


Abb. 10. Geburt Christi. Kupferstich von Albrecht Dürer.

Teufel in den Abgrund fahren. Das Bild ist auch noch insofern ein merkwürdiges Dokument, als aus der griechischen Inschrift am oberen Rande hervorgeht, daß Sandro Botticelli, ein Anhänger Savonarolas, dieses Bild unter dem Einflusse der durch die Bußpredigten und das Ende des Dominikaners in Florenz hervorgerufenen Verwirrung im Jahre 1500 gemalt hat.

Vorgänge in einer Landschaft vereinigte: im Vordergrunde vor einer Felsenhöhle die Anbetung des Kindes durch Maria, Joseph, Engel und Hirten, im Mittelgrunde links die Gruppe der Hirten, denen der vom Himmel herabschwebende Engel die frohe Botschaft verkündet, und weiter rechts ein tempelartiges Gebäude, durch das zahlreiche Figuren, vermutlich der Zug der



Abb. 11. Geburt Christi. Holzschnitt von Albrecht Dürer.

drei Weisen, hindurchzugehen scheinen. Auf die reiche Ausbildung der Landschaft, sei es nach der lieblichen, sei es nach der phantastischen Seite, wurde im XV. und XVI. Jahrhundert ein ganz besonderer Wert gelegt, wozu einerseits das zu voller Kraft wiedererwachte Naturgefühl, andererseits das Streben der Künstler trieb, dem Heiland in der möglichst reichen und poesievollen Ausstattung seiner Umgebung ihre Huldigung und Verehrung auszudrücken. Einen anmutigen Beleg für dieses Streben bietet die köstliche Landschaft mit herbeieilenden Hirten auf einem Gemälde der Dresdener Galerie, das einen Schüler des Florentiners Domenico Ghirlandajo (1449—1494) zugeschrieben wird (s. Abb. 6).

Die florentinische Plastik des XV. Jahrhunderts, die freilich häufiger die Anbetung des Kindes durch Maria als den eigentlichen Vorgang der Geburt dargestellt hat, strebte in der Wiedergabe dieser Szene nach derselben Anmut, Lieblichkeit, Innigkeit und Zartheit der Empfindung, wie die Malerei, mit der sie auch im Reichtum der Komposition und in der spezifisch malerischen, ja sogar koloristischen Wirkung wetteiferte. Unter den zwanzig Szenen in Relief aus der Geschichte des Heilands, mit denen Lorenzo Ghiberti (1378—1455) die nördlichen Bronzethüren des Baptisteriums in Florenz schmückte, befindet sich auch die Geburt Christi: Maria in der ruhenden Stellung der Wöchnerin, nach byzantinischem Muster, das Kind und Joseph, der die singenden Engel und die anbetenden Hirten betrachtet. Aber es ist weniger ein plastisches Kunstwerk als ein Gemälde in Erz, und dieselbe malerische Richtung beherrschte auch die Arbeiten des Luca della Robbia

(1399—1482), seiner Familie und seiner Schüler, die eine unmittelbar farbige Wirkung dadurch anstrebten und erreichten, daß sie Thonreliefs und später auch Freifiguren, zu Gruppen vereinigt, bunt bemalten und glasierten. Die Geburt Christi kommt bisweilen als Relief an den Predellen (Sockelbildern) größerer Altarwerke aus gebranntem Thon vor. Einmal hat sie auch ein Großneffe Lucas, Giovanni della Robbia, als Hauptmotiv eines großen, von 1521 datierten Altars verwandt, der zugleich die reichste der plastischen Kompositionen dieser Art darbietet (siehe Abb. 7). Auch hier ist die Geburt mit der Verkündigung an die Hirten, mit der Anbetung der Hirten und dem Lobgesang der Engel vereinigt, die nicht bloß in dem eigentlichen Thongemälde erscheinen, sondern seine äußere Einfassung als erhabene Figuren, singend, musizierend, anbetend und Geschenke darbringend, umgeben. An dem Bestimmungsorte des Altarwerks in einer Kirche oder Kapelle waren sie, ebenso wie es unsere Abbildung zeigt, ringsherum um das Hauptbild an der Wand befestigt. Um die Komposition noch zu bereichern, sind als neue Züge oben Gott-Vater und der hl. Geist in einem Medaillon, unten der kleine Johannes eingefügt.

Mit besonderer Liebe ergriffen die nordischen Künstler ein Motiv, in dessen Gestaltung die germanische Gemütstiefe, das germanische Empfindungsleben und der Familiensinn zu starkem und reinem Ausdruck gelangen konnten. Gleich den italienischen Malern verlegten auch die flandrischen den Vorgang in eine liebliche, sonnenhelle Landschaft, auf deren Ausbildung im einzelnen sie den liebevollsten Fleiß verwendeten und die sie mit allen Reizen der eben erst zu leuchtender Kraft entfalteten Ölmalerei ausstatteten. Auch auf ihren Bildern findet man zumeist die Anbetung des neugeborenen Kindes dargestellt, und nach der naiven Sitte der Zeit ließen die Maler auch Personen aus ihrem eignen Lebenskreise, in der Regel die Besteller und Stifter des Gemäldes in porträtmäßiger Wiedergabe, an der Verehrung des heiligen Kindes teilnehmen. Ein charakteristisches Beispiel dafür bietet das Mittelbild eines Flügelaltars des Brabanter Malers Roger van der Weyden (1400—1464), auf dem rechts der Stifter des Altars, Peeter Bladelin, Schatzmeister des Herzogs von Burgund und Gründer der Stadt Middelburg, in der Tracht seiner Zeit (s. Abb. 8) kniet. Bemerkenswert an diesem Bilde ist auch der Blick in die Straße einer mittelalterlichen Stadt und die romanische Architektur des mit einem Strohdach bedeckten Gebäudes, das der hl. Familie als Unterkunft dient. Es ist eine Art Kirchenruine mit zierlichen Säulen und Bögen, und der



Abb. 12. Geburt Christi. Von Rembrandt. In der Pinakothek zu München.
Photographieverlag von Franz Hanfstaengl A.-G. in München.



Abb. 13. Anbetung der Hirten. Von Rembrandt. In der Nationalgalerie zu London. Nach einer Photographie von Ad. Braun & Cie. in Dornach i. E. (Vertreter Hugo Grosser in Leipzig.)

damit in die Komposition hineingebrachte phantastische Zug, der vielleicht auch auf eine alte Überlieferung oder eine spätere Legende zurückgeht, wurde mit besonderem Eifer von deutschen Künstlern, von Schongauer, Dürer, Altdorfer und den sogenannten Kleinmeistern aufgenommen, die auf Gemälden, Kupferstichen und Holzschnitten in der seltsamen Gestaltung solcher Kirchenruinen und verfallenen Hütten eine unerschöpfliche Erfindungskraft entfalteten, verwendet. Ein Kupferstich von Martin Schongauer (ca. 1450 bis 1488), ein Kupferstich und ein Holzschnitt von Albrecht Dürer (1471 bis 1528) bieten Proben solcher architektonischen Erfindungen, in deren eigenartiger Phantastik ein charakteristischer Zug des germanischen Geistes zur Erscheinung kommt (s. die Abb. 9—11). Daneben noch ein zweiter, nicht minder bezeichnender. Das Leben der heiligen Familie wird allmählich zum Sinnbild für das deutsche Familienleben überhaupt. Was die Künstler an gemütvollen Zügen in der eignen Häuslichkeit oder beim Nachbar beobachtet, tragen sie mit naiver Frische und anschaulicher Lebendigkeit in die Darstellungen aus dem Leben der heiligen Familie hinüber, und dadurch gewinnen diese Kompositionen zugleich einen kulturgeschichtlichen Wert. Das enge armselige Gehöft mit dem kahlen Vorraum auf dem Kupferstiche Dürers (s. Abb. 10) ist, trotz des phantastischen Bauwerks, in den wesentlichen Zügen sicherlich der Natur nachgebildet, und dieser heimisch-nationale Charakter von Darstellungen aus der heiligen Geschichte wurde ein Jahrhundert später noch stärker in Holland betont, dessen Maler noch treuer in biblischen Bildern das Leben und die Menschen ihrer Zeit widerspiegelten. Sie verlegten auch, damit den Gewohnheiten ihres Landes entsprechend, den Vorgang der Geburt Christi wieder in einen geschlossenen Raum, der ihnen Gelegenheit

gab, ihre malerischen Fähigkeiten in der Behandlung reizvollen Helldunkels oder in eigentümlichen Lichtwirkungen zu entwickeln. Der größte unter ihnen, Rembrandt van Rijn (1607—1669), hat die Szene zweimal auf Gemälden dargestellt, die sich in der Pinakothek zu München (s. Abb. 12) und in der Londoner Nationalgalerie (s. Abb. 13) befinden. Beide sind 1646 gemalt, das erstere für den Statthalter der Niederlande, Prinz Friedrich Heinrich von Oranien. Auf den ersten Blick scheint es, als hätte Rembrandt das Motiv nur gewählt, um eines der koloristischen Probleme zu lösen, die ihn auf der Höhe seiner künstlerischen Entwicklung und Meisterschaft, in der Periode des sog. „farbigen Helldunkels," am meisten beschäftigten. Wenn man aber näher zusieht, besonders wenn man den Ausdruck in den Köpfen der Maria und der mit Erstaunen und Rührung das liebliche Wunder betrachtenden Hirten genauer prüft, wird man gewahr, daß es dem Meister nicht bloß darum zu thun war, die Wirkungen brennender Laternen und des gleichsam von dem göttlichen Kinde zurückstrahlenden Lichts in einem dunklen Raume mit realistischer Treue wiederzugeben, sondern, daß er sich die höhere Aufgabe stellte, in diesen Bildern, in denen nach Bodes schöner Charakteristik „der Zauber des Familienlebens und der Häuslichkeit mit einer unübertroffenen Poesie" geschildert ist, zugleich echt germanische Charakterzüge, Elternfreude und stilles Familienglück, zu verherrlichen. Und daß Rembrandt mit dieser Auffassung den allgemein menschlichen Kern, der in den Darstellungen der Geburt Christi liegt, richtig ergriffen hat, beweist die Wirkung, die er damit bis in die neueste Zeit hinein geübt, wo noch zwei hervorragende Künstler wie Wilhelm Diez und Ernst Zimmermann (siehe Einschaltbild) in ihren die Anbetung der Hirten schildernden Gemälden dem Vorbild des bahnbrechenden Meisters gefolgt sind und einen gleichen, unwiderstehlich fesselnden, tief ergreifenden Eindruck erzielt haben.

Während die germanische Kunst im Laufe des XVI. und XVII. Jahrhunderts immer



Abb. 14. Anbetung der Hirten. Entworfen von Raffael, gemalt von Perino del Vaga. In den Loggien des Vatikans. Getreue Copie des sehr verstümmelten Originals. Nach einer Photographie von Ad. Braun & Cie. in Dornach i. E. (Vertreter Hugo Grosser in Leipzig.)



Abb. 15. Anbetung der Hirten. Von Palma Vecchio. In der Ermitage zu St. Petersburg. Nach einer Photographie von Ad. Braun & Cie. in Dornach i. E. (Vertreter Hugo Grosser in Leipzig.)

mehr danach strebte, in den Darstellungen der Geburt Christi die Volksseele widerzuspiegeln, den ganzen Stoff gewissermaßen zu verinnerlichen, psychologisch zu vertiefen, gingen die gleichzeitigen Italiener darauf aus, einerseits den Vorgang immer reicher und festlicher zu gestalten, andererseits den mystisch-religiösen Zug immer mehr hervorzuheben, bis zuletzt aus der lieblichen Idylle des XV. Jahrhunderts das im prachtlie-



Abb. 16. Anbetung der Hirten. Von Bonifazio Veronese. In der kgl. Gemäldegalerie zu Dresden. Nach einer Photographie von Ad. Braun & Cie. in Dornach i. E. (Vertreter Hugo Grosser in Leipzig.)



Die heilige Nacht. Nach
(Photographieverlag der Pho



...em Gemälde von F. von Uhde.
...graphischen Union in München.)



Abb. 17. Anbetung der Hirten. Von P. P. Rubens.
In der Pinakothek zu München.
Photographieverlag von Franz Hanfstaengl A.-G. in München.

benden Kirchenstil komponierte Andachts- und Altarbild des XVII. Jahrhunderts wurde, das sich zu jener verhält wie etwa ein Violinsolo zur vollen Orchestermusik.

In einer Übersicht, deren Grenzen im Hinblick auf den ungeheuren, von anderthalb Jahrtausenden gelieferten Stoff zu eng bemessen sind und die sich deshalb auf einige wenig charakteristische Erzeugnisse der Kunst beschränken muß, ohne etwas Systematisches bieten zu wollen, darf gleichwohl der Großmeister der religiösen Malerei Italiens, Raffael, nicht fehlen. Der klassische Madonnenmaler hat sich nur einmal mit einer Darstellung der Geburt Christi oder vielmehr der Anbetung der Hirten befaßt, in den Loggien des Vatikans, die nach seinen Entwürfen von Schülern ausgemalt wurden. Da diese Malereien mit Szenen aus dem alten und neuen Testamente nur Bestandteile eines großen ornamentalen Organismus bilden und vorzugsweise auf malerische Wirkung berechnet waren, lag der Schwerpunkt in einer gefälligen, leicht verständlichen Komposition, ohne daß auf eine tiefere Charakteristik der Köpfe Rücksicht genommen werden konnte. Die Anbetung der Hirten (s. Abb. 14), die Perino del Vaga



Abb. 18. Geburt Christi. Von Girolamo Romanino.
In der Nationalgalerie zu London.
Nach einer Photographie von Ad. Braun & Cie. in Dornach i. E.
(Vertreter Hugo Grosser in Leipzig.)

gemalt hat, ist insofern bemerkenswert, als sie, soweit die von uns wiedergegebenen Kunstwerke in Betracht kommen, in die Komposition einen neuen Zug hineinbringt: sowohl die in den Raum schwebenden Engel als die Hirten huldigen dem Christkinde mit Geschenken, was auf früheren Darstellungen nur die Magier oder Könige gethan hatten.

Der idyllisch-poetische Charakter der florentinischen Bilder des XV. Jahrhunderts wurde im sechszehnten von den venezianischen Malern festgehalten und noch reicher ausgebildet. Mit der Darstellung der Geburt

allein begnügten sie sich freilich nur selten. Entweder wurden die Hirten oder die drei Könige aus dem Morgenlande hinzugezogen, und letztere entsprachen mit ihren kostbaren Gaben und ihrem orientalischen Gefolge zu Fuß und zu Roß ganz besonders dem prachtliebenden Sinne der Venezianer. Den idyllischen Charakter der älteren Zeit in Verbindung mit einer lieblichen, von mildem Sonnenlicht erhellten Landschaft haben am meisten Jacopo Palma der ältere (1480 bis 1528) und Bonifazio Veronese der jüngere (gest. 1553) festgehalten, ersterer in einer Anbetung der Hirten in St. Petersburg (siehe Abb. 15), letzterer in einem Bilde gleichen Inhalts in der Dresdener Galerie (s. Abb. 16). Auf beiden bringen die Hirten gleichfalls Lämmer als Geschenke mit. Häufiger sind in der venezianischen Malerei Darstellungen mit der Anbetung der Könige, die der gereifte künstlerische Sinn der Hochrenaissance nicht mehr so oft wie früher mit der Anbetung der Hirten vereinigte, sondern zumeist selbständig behandelte. Die schönsten und reichsten Bilder dieser Art, die mithin aus den Darstellungen der Geburt Christi im engeren Sinne auszuscheiden sind, hat Paul Veronese gemalt, und sie sind unzweifelhaft von großem Einfluß auf denjenigen Maler gewesen, der in der Behandlung dieses Motivs den größten Aufwand von Figuren- und Farbenreichtum entfaltet hat, auf P. P. Rubens. Der vlämische Meister, durch den die italienische Hochrenaissance noch einmal auf fremdem Boden eine neue Blüte erlebte, hat



Abb. 19. Die heilige Nacht. Von Correggio. In der kgl. Gemäldegalerie zu Dresden. Nach einer Photographie von Ad. Braun & Cie. in Dornach i. E. (Vertreter Hugo Grosser in Leipzig.)



Abb. 20. Anbetung der Hirten. Von Guido Reni.
In der fürstlich Liechtensteinschen Galerie zu Wien.

aber auch dem einfacheren Motive der Anbetung der Hirten (s. Abb. 17) große Wirkungen abzugewinnen gewußt, freilich mit den Mitteln jener Kunst, die sich in den Dienst derjenigen kirchlichen Richtung des Katholizismus stellte, die die Sinne der Gläubigen durch erlaubten und unerlaubten Pomp zu berauschen und einzuschläfern strebte, um eignes Denken und kritische Regungen niederzuhalten. Rubens' Bild in der Münchener Pinakothek ist ein charakteristisches Beispiel für jene Gattung von Gemälden, auf denen das idyllische Motiv von inbrünstiger Empfindung und leidenschaftlicher Bewegung durchdrungen wurde, um, gewissermaßen zu dramatischem Pathos gesteigert, auf die Schaulust der Menge zu wirken, die durch die Pracht der Kirchen des Barockstils in religiöse Ekstase versetzt wurde. — An solchen reich komponierten Altarbildern mit der Geburt Christi und der Anbetung der Hirten hat es auch im XVI. Jahrhundert nicht gefehlt; aber sie bewahren doch, abgesehen von den lebhaft bewegten, das „Gloria" singenden Engelschören in der Luft, in dem Hauptteile der Komposition die stille Anmut des lieblichen Familienidylls, so z. B. das 1525 gemalte Altarbild des in der venezianischen Schule gebildeten Girolamo Romanino (1485 bis 1566) aus Brescia mit dem Blick auf eine Berglandschaft, in der ein Hirte bei seinen Schafen sitzt (s. Abb. 18), und die köstlichste und volkstümlichste aller Darstellungen der Geburt Christi, das unter dem Namen „die heilige Nacht" weltberühmte Gemälde des Correggio, (s. Abb. 19) auf dem ein helles Licht von dem göttlichen Kinde ausstrahlt, das das



Abb. 21. Anbetung der Hirten. Von Diego Velazquez.
In der Nationalgalerie zu London.
Nach einer Photographie von Ad. Braun & Cie. in Dornach i. E.
(Vertreter Hugo Grosser in Leipzig.)

nächtige Dunkel durchdringt und die in naiver Bewunderung des kleinen Heilands versunkenen Zuschauer mit seinem himmlischen Abglanz verklärt. Das Bild wurde 1530 in der Kirche San Prospero in Reggio aufgestellt und blieb dort bis zum Jahre 1642. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß es Guido Reni (1575—1642) als Vorbild gedient hatte, als er seine Anbetung der Hirten (s. Abb. 20) malte, auf der das göttliche Kind und die Engelschar in der Höhe die Quellen des Lichts bilden, das die Figuren aus dem Dunkel der Nacht in plastischer Körperlichkeit hervortreten läßt.

Wie in der nordischen Kunst des XV., XVI. und XVII. Jahrhunderts erfuhr das überlieferte Motiv auch in der spanischen Malerei des XVII. Jahrhunderts eine eigenartige Behandlung auf nationaler Grundlage. Ihre beiden Großmeister, Diego Velazquez (1599—1660) und Murillo (1617—1682), waren im grunde ihrer Kunst Realisten, die ihre Modelle aus dem Volksleben ihrer Zeit herausgriffen und sie, in biblischen Kompositionen ebensogut wie in eigentlichen Genrebildern, mit naturalistischer Gewissenhaftigkeit nachbildeten. Sie kümmerten sich nicht darum, ob man ihre heiligen Figuren anbetungswürdig fand, wenn sie nur ihren Wahrheitsbegriffen entsprachen. Unter diesen Gesichtspunkten sind besonders die Jugendbilder des Velazquez zu betrachten zu denen die Anbetung der Hirten (s. Abb. 21) gehört, die der Künstler im Alter von einundzwanzig Jahren, zum Teil unter dem Einflusse Riberas, malte. In seiner kolori-

stischen Haltung ist es auch auf Helldunkelwirkungen berechnet, wie die Bilder Rembrandts; aber es fehlt ihm der gemütsvolle Zug, die Gefühlswärme, die die Schöpfungen des Holländers durchdringt. Murillo ist eine zarter besaitete Natur als Velazquez. Seine Modelle sind mit besserem Geschmack ausgewählt; aber sie verleugnen ihr feuriges, nationales Temperament nicht, das sie freilich in einer von so gemessenen Empfindungen getragenen Darstellung wie die Anbetung der Hirten (s. Abb. 22) bei weitem nicht so zum Ausdruck bringen können, wie in denjenigen Andachtsbildern des Meisters, deren Grundzug eine bis zum Stadium der Verzückung getriebene, leidenschaftliche Hingebung an den Gegenstand der Verehrung bildet und in denen die Kunst Murillos eigentlich gipfelt.

Obwohl die Geburt Christi bis auf den heutigen Tag ein beliebtes und oft behandeltes Thema der bildenden Kunst geblieben ist, ist das XIX. Jahrhundert auf diesem Gebiete nicht schöpferisch aufgetreten. Der im wesentlichen eklektische Charakter unserer modernen Kunst verleugnet sich auch darin nicht. An gewagten, excentrischen Versuchen, dem Stoffe neue Seiten abzugewinnen, hat es nicht gefehlt. Aber nicht diese Versuche, sondern diejenigen Darstellungen, die sich an klassische Vorbilder hielten, haben das größte Verständnis, die nachhaltigste Teilnahme gefunden. Zwei Beispiele — die Gemälde von Diez und Zimmermann — haben wir bereits beiläufig erwähnt. Sie waren in erster Linie von Rembrandt, daneben wohl auch von Correggio beeinflußt, die an der Ausbildung des malerischen Stils unserer Zeit immer noch einen großen Anteil haben — trotz der entgegengesetzten Bemühungen der Hellmaler. Zwei Zeichnungen von Julius Schnorr von Carolsfeld (1794—1872) und Joseph Führich (1800—1876), die wir als Beispiele der im XIX. Jahrhundert zur höchsten Blüte und zu unübersehbarem Umfange getriebenen Buchillustration mitteilen (s. Abb. 23 u. 24), die das Motiv der Geburt Christi für



Abb. 22. Anbetung der Hirten. Von Murillo. In dem Museum des Prado in Madrid.
Nach einer Photographie von Ad. Braun & Cie. in Dornach i. E. (Vertreter Hugo Grosser in Leipzig.)



Abb. 23. Anbetung der Hirten. Von Jul. Schnorr von Carolsfeld. (Aus dessen Bibel in Bildern, Verlag von Georg Wigand in Leipzig.)

Bibelwerke, Erbauungs-, Volks- und Kinderbücher unzählige Male behandelt hat verschmelzen die von den Italienern der besten Renaissancezeit und von Dürer geschaffenen Vorbilder zu geist- und geschmackvollen Kompositionen, die in jedem Zuge ihren vornehmsten Zweck, die Stimmung des Beschauers zur Andacht, betonen. Während in der Komposition Schnorrs, die sich im feierlichen Stile eines Altarbildes bewegt, mehr der Geist Raffaels lebendig ist, hat sich Führich in der Anordnung seiner Idylle an die berühmten Randzeichnungen Dürers für das Gebetbuch Kaiser Maximilians gehalten. In der naiven Art, wie er die Verkündigung des Engels an die Hirten mit dem Hauptvorgange in Verbindung gebracht, hat er sein Vorbild erreicht, in der Formengebung der Figuren und in der edlen Anordnung der Gewänder aber den geläuterten Geschmack gezeigt, der sich an den klassischen Meistern der italienischen Renaissance gebildet hat. Es ist beachtenswert, daß Führich einen Zug aus der Legende des apokryphen Evangeliums verwertet hat, indem er die Häupter von Ochs und Esel sich zur Verehrung des Christkindes herabneigen läßt.

Auch diejenige Darstellung der Geburt Christi aus neuester Zeit, die noch am meisten den Eindruck großer Selbstständigkeit macht, die „heilige Nacht“ von Fritz von Uhde (s. Einschaltbild), ist streng genommen nur eine weitere Ausbildung Dürerscher und Rembrandtscher Anschauungen. Wie Dürer und Rembrandt mit voller Unbefangenheit den heiligen Vorgang in ihre eigne Zeit versetzten, so hat ihn auch Uhde, eingedenk des Wortes Christi, daß er immer unter uns ist, wo zwei oder drei in seinem Namen versammelt sind, im Geiste und in den Erscheinungsformen unserer Zeit als ein alltägliches Ereignis dargestellt: eine ärmliche Bauernstube, in der Maria auf

einem dürftigen Lager anbetend auf das holde Wunder in ihrem Schoße blickt, links die voll Teilnahme und Neugier herbeikommenden Nachbarn und auf dem rechten Seitenflügel des als Triptychon gedachten Bildes die lobsingenden Engel, die durch eine Dachlukе hineingeflogen sind. Aber trotz ihrer Flügel vermögen auch sie nichts Überirdisches und Mystisches in den Vorgang hineinzubringen, da sie dem Kinderchor einer Dorfschule bei weitem ähnlicher sind, als den geflügelten Boten des Himmels, deren Typus die italienische Kunst geschaffen hat. — Indem wir die Nachahmung bei den aus der modernen Kunst gewählten Beispielen betonten, sollte damit kein Vorwurf gegen die schöpferische Kraft ihrer Urheber erhoben werden. Wir wollten nur, soweit es auf beschränktem Raume thunlich ist, an einem einzelnen Stoffgebiete zeigen, wie ununterbrochen und in wie lebendigem Zusammenhange der Fluß der Gedanken durch das Kunstschaffen von sechzehn Jahrhunderten geströmt ist, wie sich Typen und Grundformen von einem zum anderen vererbten und wie unermüdlich die menschliche Phantasie trotz des Reichtums der Überlieferung thätig gewesen ist, um den überlieferten Schatz zu mehren. In einer Zeit, wo finstere, den Umsturz alles Bestehenden anstrebende Gewalten den aus der Arbeit der Jahrhunderte erwachsenen Gewinn zu vernichten suchen, ist es doppelte Pflicht, auf einem jeden Gebiete der geistigen Kultur nachzuweisen, welch' eine Fülle des Segens, welche Keime und Früchte der Bildung und Gesittung wir dieser ununterbrochenen Arbeit des menschlichen Geistes im Dienste der höchsten Ideale der Menschheit verdanken.



Abb. 24. Geburt Christi. Von Josef Ritter von Führich. (Aus dessen illustrierter Ausgabe von Thomas a Kempis „Nachfolge Christi," Verlag von Alphons Dürr in Leipzig.)





Anbetung der Hirten. Von Ernst Zimmermann.
Nach einer Photographie von Franz Hanfstaengl in München.



Lacertola.

Eine Campagna-Novelle von Frida Schanz.

Illustrationen von Georg Schöbel.

Was schwärmt ihr, Freunde? Sprecht ihr von
Lazerten? —

Ja, wer dies Grazienvölkchen lieb gewann,
Wer je in Reben- und Olivengärten,
In Trümmern, die die Distel überspann,
Wer in Ruinen, im Akanthuslaub,
In der Campagna heil'gem Wegestaub
Auf der unschuldigfrohsten Jagd der Welt
Den leichten Sylphen neckisch nachgestellt,
Der kennt ihr Wesen," sprach der heit're Freund.

Er stützte, beim Falerner war's, ich dächte,
Das Antlitz, das des Südens Glut gebräunt,
Nachsinnend in die fleißgewohnte Rechte.

Ein seltsam Antlitz! — Derb, gedankenvoll,
Geistreich-zerrissen die gedrung'nen Züge.
Das Ganze mehr ein Faun, als ein Apoll,
Ein bärt'ger Faun, nur ohne List und Lüge.

Und plötzlich wie ein Sonnenflimmern lag's
Auf diesem Antlitz.
„Wißt ihr, wie's gekommen,
Ihr Freunde, daß ich beinah eines Tags
Solch ein Lazertchen mir mit heimgenommen?
Es war in Rom. — Ihr Götter, welche Zeit!
Zum erstenmal in Rom!! Wollt ihr mich hören?
Soll ich den ganzen Rausch der Seligkeit
Aus jenen Tagen euch heraufbeschwören?
Nein, — laßt die Thorheit! — Kurz — es war in Rom.

Ich hatte Vatikan und Petersdom
Und jedes Wunder, das dem Aug' erschlossen,
Einmal und mehrmal durstig durchgenossen, —
Und nun, es war kurz vor den Faschingstagen,
— Lind, seidenweich begann die Luft zu blau'n, —
Fing ich erst an, mit sonnigem Behagen
Im Schaun zu ruhn, — ruhvoll mich umzuschau'n.

Mandeln und Rosen fingen an zu blühn! —
Da zog ich, tausend Wonnen zum Geleite,
Tagtäglich aus ins unermeßlich Weite,
In der Campagna grenzenloses Grün.

Wer sie im Gold des frühen Herbstes sah,
Die sanften Linien mystisch-weich verschwommen,
Der liebt dies Grün nicht sehr und schilt beinah
Den Lenz, der ihr den tiefen Ernst genommen.
Mir aber stahl des Südens sel'ge Sonne
Den kühlen Blick. So strenge nahm ich's nicht!

Ich sah der alten Träumerin voll Wonne
In das verjüngte Blütenangesicht!

Ich lag bethört auf weichem Gräserkissen
Und trank die holde Luft, die mich umfloß,
Und tändelte mit Veilchen und Narzissen
Und Anemonen und Asphodelos.
Der blauen Berge Kranz so fern, — so schön!
Ein Silberhauch noch auf den Volsker Höh'n!
Und all die Gräber rings, die Trümmerbogen,
Von farbenbunten Fittichen umflogen — — —

Und mehr und mehr sah ich die Träumerin
Verborgner Reize Heimlichkeit entfalten.
Und immer mächtiger zog sie mich hin.

Wie lieblich in vermorschten Gräberspalten,
Auf brauner Mauern goldigem Profil
War der Lazerten grazienhaftes Spiel!
Da huscht, da regt sich's; — leise bebt das Laub; —
Ein feiner Schatten zittert durch den Staub; —
Ein Köpflein, goldengrün wie Patina;
Zwei schwarze Äuglein, sanft, zum Greifen nah; —
Und — schneller als ein Stern des Nachts erlischt, —
Das Tierchen fort, entschlüpft, verweht, entwischt!

Ich war verliebt in die behenden Dinger,
Hab' ihnen wie ein Knabe nachgestellt,
Und nie bekam ich eines in die Finger.

O, diese Luft! — — O, diese schöne Welt! — —
Ich war verwandelt, war mir selbst verloren.
Vor kurzem noch so ernsthaft, so gesetzt,
So bitter-wehmutvoll gefaßt! — Und jetzt?
Und jetzt der frohste, thörichtste der Thoren!

Eidechsen jagt' ich! Hört nur! Und nicht nur
Die kleinen, grünen auf der Trümmerflur!

Nein, schlimmer kam's! Ich, der sonst nie vergaß,
Daß er die Gunst der Grazien nicht besaß,
Der trotzig jedes Mädchenauge mied,
Der noch vor keinem Weibe hingesunken,
Mir sang das alte Herz ein junges Lied! — — —

Ich jagte knabenhaft und daseinstrunken
Durch Staub und Trümmer, Gras und Weinbergsgärtchen
Ein scheues, braunes, menschliches Lazertchen!



II.

Schön war sie, — ein lebend'ger Künstlertraum!
Wie schritt sie stolz in ihrem Scharlachlinnen!
Das junge Antlitz mit dem Kinderflaum
Trug schon den Blick der edlen Römerinnen.
Dazu war ihr ein Götterwohnsitz eigen:

Weit draußen vor dem Sebastianothor,
Wo sich in sonnig-sanftes Gräberschweigen
Der Wogenschlag der ew'gen Stadt verlor,
Stand, keck und froh in all der Vorzeittrauer,
Ein armes Haus an einer Tempelmauer.
Ein Gärtlein dran mit jungem Rebenlaub; —
Ein Ölbaum, schimmernd wie von Silberstaub; —
Ein altersblindes Fenster, und davor
Ein Nelkenstock im grellen Purpurflor.

Solch einen Nelkenstrauß trug sie am Busen,
Als ich auf meinem ersten Wanderflug
Das Patenkind der Grazien und der Musen
Mit stiller Wonne nach dem Pfade frug.

Nicht eben freundlich gab sie mir Bescheid.
Mir aber schmeckt die junge Herbigkeit
An einem edlen Wein voll Kraft und Feuer:
Ich schwärmte für mein kleines Abenteuer! — —
Oftmals am Tage dacht' ich still entzückt,
Wie reizend doch das Band von Glaskorallen
Das Hälschen meiner Lieblichen geschmückt!
Mein Beifall hat dem Himmel nicht mißfallen.
Dann: spät am Abend, — welche Göttergabe! —

Ich wand're seligmüde heim, da taucht
Auf meinem Pfade beim Metellagrabe
Ein Köpfchen auf, olympisch überhaucht!
Ein Nacken blitzt, — ein rotes Röckchen wallt; —
Sie war es, — meine junge Huldgestalt!

Ich rief ihr zu. Doch da, — ein rascher Blick,
Ein kleiner Schrei, — ein Drohen zu mir her, —
Sie warf die braunen Zöpfe ins Genick,
Und lief nach rechts ins grüne Gräsermeer.
Ich hinterdrein, — g'rad' auf den Ton gestimmt,
Wo man den Federball der Schelmerei,
Den der Moment uns zuwirft, keck und frei
Zu lust'gem Spiele in die Hände nimmt.
So ging's, der Kleinen nach, hinab, hinan,
Im leichten Fluge durch den weiten Plan,
Durch hohe sanfte Blütenwogen ging's,
— Verklärte, sel'ge Frühlingsschönheit rings, —
Wie durch Rubinen schien die Abendsonne,
Und immer gold'ner ward der späte Tag.
Welch eine Jagd! Welch eine Jünglingswonne,
Als meine Sylphe mir im Arme lag!
Nun gab es — Küsse, meint ihr? — Falsch geraten!
Nein, echte Römerinnen-Heldenthaten: —
Erst Schelte, und dann kräftig Stoß um Stoß.
Sie sah mich an wie eine junge Norne,
Mit finstrem Droh'n, unbändig, atemlos,
Und doch wie Venus schön in ihrem Zorne.

Da fordert' ich, — ein gar demüt'ger Held, —
Mir nur das allerkleinste Lösegeld,
Nur ihren lieben Namen wollt' ich wissen.
Erst als sie, dazu nicht einmal bereit,
Wild und behend sich halb schon losgerissen,
Vergaß der Sieger die Bescheidenheit.

Wie zornig sie an ihren Fesseln zerrte,
„Nein," rief ich, „du entkommst mir nicht, Lazerte!"
Und rasch von ihrer Lippen rotem Mohn
Nahm ich mir selbst den stolzen Siegeslohn. —

Was sie dann that? Was sie im Zorne sprach?
Ich weiß es nicht. Ich sah ihr selig nach,
Die schönste Stunde war's in meinem Leben.
Auch einen Namen hab' ich ihr gegeben,
Als ich sie so behend entschlüpfen sah.

Mir hieß sie nun fortan: Lacertola!



III.

Einst, — heißt es, Freunde, — trank beim Göttermahle
Ein Sterblicher mit aus der Nektarschale. —
Er trank — und trank des Heils doch nicht genug.
Sein ganzes Leben war danach ein Trachten,
Ein langes Sichverzehren und Verschmachten
Nach einem einz'gen, sel'gen, vollen Zug.

So ging es mir. Nicht ohne Strafe trank
Ich jenen Wonneschluck von jungen Lippen.
Nun hielt die Sehnsucht drauf, sich satt zu nippen,
Nun kam das Herz und meldete sich krank —
Und war im Grund doch nur vor Wonne schwer.
Denn wißt, im Süd ist Sehnsucht keine Plage, — —
Nein, nur ein schwerer, gold'ner Inhalt mehr
Für diese tiefen, überreichen Tage!

Nur froher sah ich durch den Majaflor,
Der plötzlich flatternd mir das Haupt umschlungen,
Zu der geweihten Schönheit Roms empor.

Die seligen Campagnawanderungen! —
Sie hatten nun noch fein'ren Reiz und Schein:
Früh, im Vorbeigehn, hab' ich still-verhohlen
Mir manches liebe Genrebild gestohlen
Durch ein gewisses blindes Fensterlein,
Und war der liebe lange Tag verbracht,
Hatt' ich mich müd' gelabt an sanfter Pracht
In jener Welt, so wundersam ergreifend, —
Jetzt ziellos durch die Blütenmatten schweifend,
Jetzt Marmorreste aus dem Epheu hüllend,
Und Verse schmiedend, die kein Gott verzieh,
Jetzt mein bescheid'nes Skizzenmäppchen füllend
Mit ferner Berge Linienharmonie,
Im Bacchostempel jetzt beim heitren Gotte,
Dann bei der Nymphe in der Numa-Grotte
Dem Rieseln lauschend unterm Venushaar,
— Beseligt immerdar und immerdar, — —
Und kam der Abend dann, verklang das Heut,
Und über meiner Straße in den Lüften
Schwamm ferner Glocken sehnendes Geläut', —
Dann fühlt' ich mit der Veilchen Abenddüften
Weissagend eine Stimme mich umwehn:
„Freu' dich, Glückseliger! Du wirst sie seh'n!"

Und wirklich, — nicht umsonst sah ich so gern
Die glüh'nden Nelken mir entgegennicken.

S i e fehlte nie; — s i e war gewiß nicht fern, —
Schon um mich bitterböse anzublicken,
Schon um mit hellem Zorn und langem Schelten
Den Jubel meines Grußes zu vergelten,
Schon um das Mündchen spöttisch zu verzieh'n,
Schon um mir stets von neuem zu entflieh'n — —

Dicht hinterm Hause zog sich Stück für Stück
Das Gartenland der armen Rebenbauern.
Da, zwischen dem Gewirr der engen Mauern
Erjage einer nun sein flücht'ges Glück.
Ein Labyrinth, — stets zwischen Wand und Wand!
Eidechsen nur im bröckelnden Verstecke
Und Goldlackduft vom hohen Mauerrand.

Ratlose Not an jeder neuen Ecke:
Rechts oder links? — Ob ich je siegte? — Nein,
Ich mußte froh, ich mußte glücklich sein,
Wenn ich mich — oft nach langen — Irrfahrtsstunden
Aus meiner Odyssee herausgefunden!

Und schritt ich dann im ersten Sterngefunkel
Tiefsinnig heim durchs Sebastianothor,
Rief wohl ein Stimmchen kichernd aus dem Dunkel
Mir plötzlich nach: „A riveder, Signor!" — — —

O welcher Zorn mir dann im Blute lag!
Und welche Rachlust, welche heit're, tolle,
Und welche Freude auf den nächsten Tag!

Die Thorheit trug jetzt ihre übervolle
Bacchantenschale offen durch die Welt.
Tiefleuchtend stand des Himmels Atlaszelt;
Der Karneval berief sein lautes Heer,
Der Korso war ein einz'ges großes Meer
Von heit'ren Menschen, Blumen, Wagen, Rossen —
Ein Jauchzen wie aus einer Riesenbrust!
Ein Schlachtfeld voll Konfettiwurfgeschossen!
Ein einz'ges Füllhorn liebenswürd'ger Lust!

Da zogen die Genossen mich hinein. — — — —
Ich streute rote Rosen ins Getriebe
Und wurde jung und tauchte selig ein
Samt meiner heit'ren, hoffnungslosen Liebe!



IV.

Am End' ward's beinah doch zuviel der Wonne. —
Acht Tage lang derselbe laute Scherz!
Und dazu echte römische Frühlingssonne!

Ich wurde müd' und müder noch mein Herz.
Ach ja, gar lange war es, seit ich sie
Geseh'n, an ihrem kecken Reiz mich labend — — —

So kam der letzte tolle Faschingsabend,
So kam das „Kinderfest" der „Moccoli."

Ein Kinderfest! — Ganz Rom wird dann zum Kind!
Ein jeder trägt sein Kerzlein ins Geflimmer,
Und eine atemlose Jagd beginnt; —
Ein jeder hütet seines Lichtchens Schimmer,
Und sucht der Freunde, sucht der lust'gen Basen,
Der Liebsten Lichter neckisch auszublasen.

In tageshellem Fackelglanze schwimmt
Die ganze Stadt. Ich sah das bunte Treiben
Von ferne nur, ein wenig ernst gestimmt.
„Rom wird das alte Rom doch ewig bleiben,"
Dacht' ich bei mir, beschaulich und erhaben.
„Das wird noch dauern, bis du Weisheit lernst,
Du liebes Volk! — du Volk von lauter Knaben! — —
Wie anders wir mit unserm nord'schen Ernst — — — —

Da lacht' ein braunes, samtenes Gesichtchen
Mich an, — zwei Sterne strahlen hold und nah.
„Erlaubt, Herr, — — sie verlöschten mir das Lichtchen —"

Sie war's! — Ich jauchzte laut. — „Lacertola!"
Sie lächelte; sie brannt' an meiner Kerze
Die ihre an; sie dankte fromm zum Lohn
Und — blies mit raschem, übermüt'gem Scherze
Mir dann die meine aus und war entfloh'n.

Das war Verrat! „Bei Gott, das mußt du büßen!"
Ich lief ihr nach, — hinflog der Wirbelwind, —
Ich folgte ihr mit immer schnell'ren Füßen
Durch das Gewog, — ich selber ward zum Kind.
Nichts mehr von weisem Ernst! Nur fort im Flug!
Nur Rache! Nur Vergeltung, — Zug um Zug!

So haben wir's, wer weiß wie lang, getrieben,
Und endlich löscht' ich auch ihr Licht im Schwarm.
Da war sie müd' und ist an meinem Arm
Ein Weilchen freundlich mir zur Seit' geblieben.

Sprach ich von Liebe, lachte sie wie toll
Und sah mich an mit ihren bösen, losen,
Geliebten Augen; — aber gnadenvoll
Nahm sie den schönen Strauß von lichten Rosen
Aus meiner Hand, den ich ihr schüchtern bot.

Confetti nahm sie auch und Mandelbrot
Und süßen Kram vom nächsten Zuckerbäcker,
Und endlich wollt' ich ihr, — ein wenig kecker, —
Zu all dem armen, wertlos bunten Tand,
Ein schmuckes Ringlein zur Erinn'rung kaufen.

Sie zeigte mir die kleine braune Hand
Und ließ mich rasch zum schönsten Laden laufen.
Da sucht' ich aus und wählte mich fast blind.
Und — als ich wiederkehrte nach Sekunden,
War sie entflohen, war sie weggeschwunden.

Pfui doch, Lazerte, — böses, flücht'ges Kind!



V.

„Du weinst?"
Im stillen Kirchlein San Cesar
Fand ich mein Lieb in heißen trotz'gen Thränen.
Die Lippen nagend mit den weißen Zähnen,
Den schwarzen Schleier um das lose Haar.
Unwirsch sah sie den Störer näher treten,
Und dennoch ward der heißen Augen Schein
Beruhigter, — und dennoch hielt sie ein
Mit ihren raschen Rosenkranzgebeten.

Sie sah sich um im menschenleeren Chor,
Nahm dann die Hand, die ich ihr freundlich reichte
Und senkte — auf dem Bänklein hinterm Thor —
Ins Herz mir ihre wunderliche Beichte: —

Sie hatte mich vielleicht zu toll genarrt,
Zu arg verspottet meine späten Triebe!
Und nun erfuhr sie selbst, wie schwer, wie hart,
Wie bitterhart das Los gekränkter Liebe,
Wie heiß verborg'ner Sehnsucht Ungeduld!

Ein Weihnachtsgeschenk für unsere Leserinnen.



Auf Seide gemalter Fächer von Max Koch.

Kunstbeilage zu Velhagen & Klasings Neuen Monatsheften, Weihnachten 1890.

Verloren war ihr der Madonna Huld!
Der schöne Cecco, der so eifrig war,
Nur ihr und ihrem jungen Reiz zu dienen,
Er mied sie stolz und schenkte Vincentinen
Ein blaues Band! — — (Zu ihrem roten Haar!)
Er ging nicht mehr zu Amt und Litanei,
Um sie am Kirchthor sehnend zu erharren,
Er fuhr nicht mehr auf seinem Maultierkarren
Schön wie ein Gott an ihrem Haus vorbei.

Daß er so schön war, der sie so verletzt! —
Wie haßte sie den Heißgeliebten jetzt!
Wie flehte sie die Heiligen um Rache!

Sie hatte schon ans Hochzeitskleid gedacht. —
Er hatte manchen Franken unterm Dache
Und solch ein hübsches Stückchen Land in Pacht! — —

Heiß, immer heißer rannen ihre Zähren.
Ich schlang berauscht, mitleidig, liebevoll,
Den Arm um sie; — sie ließ mich still gewähren
Ein Trostgedanke kam mir, hold und toll;
Ich weiß nicht, wessen Innres mehr getost — —
Und kurz — ich wußte für uns beide Trost!
Ein offnes Feuer schlug in mir empor,
Ich neigte mich herab zu ihrem Ohr
Und sprach sie flüsternd los von ihrer Pein: —

Sie möge hurtig einen andern frei'n!
Gar manchem wär' es Seligkeit und Ehre
Sie zu besitzen; — und — wenn ich's nun wäre?
Ja! Ja! Im Ernst! — Zu alt? Das sei nicht wahr:
Kaum vierzig! Noch kein einz'ges graues Haar!
Ein armer Maler? Nein, der sei ich nicht,
Ein schönes Gut sei mein in unsrem Norden
Und Geld in Fülle! — Und, — mein Angesicht? —
Ach, mancher sei durch Liebe schön geworden,
Ich wolle ganz in Lieb' und Glück vergeh'n,
Der Frohste, Übermütigste auf Erden. —
Sie brauche nichts zu thun, nichts zu versteh'n,
Sie solle nur mein süßer Liebling werden,
Und was ihr Herzchen wünsche, sollt' es haben.

Da sah sie auf und hat mich angelacht
Und in die Hände ihr Gesicht begraben.

„Ein Hütchen?" frug sie, „ja? nach neu'ster Tracht?
Ein Seidenkleid, und Fächer eine Menge?
Und — in die Ohren zwei Brillantgehänge!"
Der Himmel weiß, wie gern ich ihr's versprach,
Wie selig meiner Seele Träume waren!
Noch manche holde Wünsche kamen nach,
Vor allem „viel, sehr viel spazieren fahren." —

Und dann nur noch ein letztes leises Schwanken,
Ein Seufzer und ein lachender Entschluß
Und dann ein lieber, scheuer, leiser Kuß — — —

Mir fuhr ein Sturm von Glück durch die Gedanken,
Durchbrauste und durchbebte mich so tief,
So abgrundtief, — fast war's ein leises Bangen.

Doch meine übermüt'ge Seele rief:
„Lacertola, — ich habe dich gefangen!"

VI.

In unsren kleinen heit'ren deutschen Kreis
Schlugs dröhnend ein:
„Freund, bist du denn von Sinnen?
Schön, wenn dich eine zu entflammen weiß
Von diesen heißen Italienerinnen!
Doch lass' sie! Lass' sie! Brich sie nicht vom Ort,
Die bunte, leuchtende Campagnablume!
Schreib's immer ihrer Eigenart zum Ruhme:
Sie kann nicht blüh'n in unsrem deutschen Nord.
Wuchs sie dort je, sind ihre wilden Sprossen
Nur breit und giftig wuchernd aufgeschossen!"

So sprach der eine, das getreue Herz.
Der andre hielt's mit leichtem, losem Scherz,
Und liebevoll, mit zarter, kluger Bitte
Zerquälte sich der arme, teure Dritte.

„Sei klug, Freund! Glaube mir, es geht nicht gut!
Du bist ein Schwärmer, bist kein Menschenkenner,
Wie eben manches liebe Künstlerblut!
Ich hab's erlebt! — Die Frau ist für uns Männer
Die Welt, — sie zieht uns allgemach zum Staube,
Wie sie uns allgemach zum Himmel trägt,
Zum Anstoß wird euch Alter, Land und Glaube,
Wenn Bildung nicht die gold'ne Brücke schlägt —"

So riefen sie; so sangen sie ihr Lied. —
Was aber helfen tausend Warnungsblicke
Dem Blindgewordenen, der sie nicht sieht?
Was nützt das Schreckbild künft'ger Mißgeschicke
Dem, dessen Ohren fest verschlossen sind,
Der selig-taub ist, selig-stumm und -blind,
Für den's kein Morgen, keine Zukunft gibt,
Der so verzaubert ist, so toll verliebt,
So tief, so bis zum Übermut vernarrt
In eine sonnig-süße Gegenwart — — — —

Ich hatte keine Zeit, mich nur zu kränken,
Denn mit Frohlocken mußt' ich immerdar
An mein gefangenes Lazertchen denken.

Es ging mir, wie es mir vor manchem Jahr
Als Knabe ging, da ich mit Aberwitz
Und Aberlist den Dingern nachgegangen,
Wenn sich solch lieber Flüchtling dann gefangen,
Wie selig, selig, selig der Besitz!

Ich hatte sie in reicher gold'ner Klause
Geborgen, meine schöne kleine Braut.
Am Pincio wohnte sie, im schmucksten Hause,
Der besten Frau hatt' ich sie anvertraut,
Der Gattin eines deutschen Kunstgelehrten;
Drei blonde Mädchen waren ihr Gefährten;
Dort konnte sie, bis wir zum Flug bereit,
Ein Vorbild seh'n von deutscher Häuslichkeit — —

Noch sehnte sie sich wenig nach dem Norden
Und allem Lieben, daß ich ihr verhieß,
Der Abschied war ihr herzlich schwer geworden
Von ihrem kleinen Tempelparadies;
Sie bangte nach dem Gäßchen vor dem Thor,
Nach ihrer Kammer ärmlichem Gerät,
Nach ihrer Freunde lautgeschwätz'gem Chor,
Selbst nach der Muhme, die so viel geschmäht — —

So klagte mir die Freundin tausendmal.
Nur wenn ich kam, genas mein Lieb und lachte.
Dann hielt der Wagen schon vor dem Portal,
Der uns zum bunten Abendkorso brachte.
Wir fuhren mit im langen, heit'ren Zug,
Zehn-, zwölfmal auf und ab, und dann im Flug
Vom Abendgold umstrahlt, durch's Stadtgebraus
Zum Pinienpark der Doria hinaus.
Vor uns und um uns Romas Nobili,
Marchesen, Conti, zarte Principessen; —
Wie jubelte mein Lieb! Wie strahlte sie!
Wie rasch war all ihr kleines Leid vergessen!
Wie war sie schön, — ich sah es fast erschrocken: —
Das weiße leichte Kleid stand ihr so gut, —
Ein roter Schirm dazu, — und auf den Locken
Der schönste kleine Rosenknospenhut!

O ew'ge Welt, wie warst du hehr und weit!
Und dazu heil'ge gold'ne Osterzeit —
Ein Meer von Glanz, von Duft, von Glockenklängen,
Kerzen und Weihrauch und Gewänderpracht,
Die Girandole dann in blauer Nacht — — —

Mir wollt es fast die heit're Brust zersprengen.
Und dazu in so enger, holder Haft
Mein Lieb, — und bald vorüber jedes Trennen.
Sie fügte sich in die Gefangenschaft! —

Sogar die Freunde mußten es bekennen!

VII.

Sie wußten's! Wohl! Sie haben's auch bekannt
Und doch den Finger warnend noch erhoben, —
Als dürften sie, — auch hier im Sonnenland, —
Den gold'nen Tag nicht vor dem Abend loben.

Zu jedem Zweifel waren sie bereit: —
O liebe, brave, deutsche Ängstlichkeit!
Nur ich war frei von deinem engen Bann.
Was that es, wenn mein schönes, braunes Ding
Auch einmal trotzig that, auch dann und wann
Mißmutig das gelockte Köpfchen hing?
Wie war sie dafür wieder ausgelassen,
Wie feurig aufgeregt, wie leicht beglückt!

Nur einmal hat ihr Jubel mich gedrückt:
Wir gingen durch die engen Tibergassen;
Da jauchzt sie auf; und vor uns ebenfalls
Ein Schrei, — ein Winken her zu meiner Kleinen;
Sie glüht; sie stürzt mit Lachen und mit Weinen
Der Muhme Lalla um den braunen Hals,
Welch Wiedersehn auf dem belebten Pfade!
Welch eine quellenfrische Wortkaskade!

Und dann, nachdem ich endlich sie dem Netz
Der alten Spinne würdevoll entrissen, —
Welch übermüt'ges, silbernes Geschwätz!

Die neusten Neuigkeiten mußt' ich wissen:
Kein Cecco seufzte mehr um Vincentinen!
Er ging umher mit finst'ren Grabesmienen,
Er trauerte, der sonst so hell gelacht,
Um sie! — Sie hatte sich's doch gleich gedacht!
Sie gönnte ihm nun seiner Schmerzen Wucht!
Der Hitzkopf hatte sie nur quälen wollen,
Nur peinigen — aus wilder Eifersucht.
Das glich ihm recht, — dem Bösen, Lieben, Tollen!
„Er — eifersüchtig! Und auf wen?" Sie brannte
Vor Lust. „Er sah es, wie Ihr im Gesträuch
Mich küßtet! Ach, daß ich es nicht erkannte!
Er — eifersüchtig! Denkt es nur — auf Euch!"

Und wieder lachte sie mit aller Kraft. —
Ach, Freunde, es war wenig schmeichelhaft!

Und doch, ich hab' es ruhig aufgenommen.
Ich hatte nicht des Campagnolen Blut.
Sie war danach so weich, so froh, so gut,
Als sei sie nun zur Einsicht erst gekommen,
Daß meine Liebe tiefer und getreuer,
Als des Rabbiato wildes Flammenfeuer.

So war in meiner Freude kein Ermüden.
Drei kurze Wochen noch, dann war sie mein,
Dann ging es weiter nach dem bunt'ren Süden — — —

Stets schelmischer ward ihrer Augen Schein,
Vergessen war die Heimat nach und nach.
Wie hab' ich den gelass'nen Ton gesegnet,
In dem sie einmal lächelnd davon sprach,
Sie sei dem wilden Cecco selbst begegnet!

Das dürfte freilich nicht mehr oft geschehn,
Das konnte für sie Tod und Unheil geben.

Unnöt'ge Angst!

Nein, auf ihr junges Leben
Hatt' es der Tollkopf doch nicht abgeseh'n!

Kein Schattenhauch, — sie lebte fröhlich weiter, —
Bald, bald als Sonnenstrahl in meinem Haus!

So sann ich eines Morgens, — göttlich heiter, —
Das Lichtbild mir glücksel'ger Zukunft aus. —

Da fahr' ich auf, — da tönt die alte Schelle,
So vorlaut, daß mich fast ein Schreck durchblitzt,
Es tönen Stimmen; zitternd und erhitzt
Steht meine treue Freundin auf der Schwelle,
Den Strohhut schief; den leichten Mantel offen,
Den zarten Spitzenschleier aufgeknüpft: — —

„Ach, Freund, ein Mißgeschick hat Sie betroffen,
Ein Unglück: —

Die Lazerte ist entschlüpft!"



VIII.

Ich sag' euch nicht, wie mich der Schlag getroffen,
Was ich mit heißem, zuckendem Gesicht,

In Weh und Wut halb, halb in neuem Hoffen,
Gestammelt habe, — nein, ich sag' es nicht!

Himmel und Hölle schienen mich zu treiben.
Ich hör' noch meinen Schrei: — „Ihr nach! Ihr nach!"
Und höre noch, wie sanft die Freundin sprach:

‚Ich denke, Freund, das lassen Sie noch bleiben!'

„Nein, fort! Ihr nach!" rief ich, „mit Sturmesschnelle!"
Ich stülpte meinen Hut aufs wirre Haar
Und saß dann stundenlang auf einer Stelle
Und sann und sann, als sie gegangen war.
— — — — — — — — — — —
Da kühlte sich die wirre wilde Glut
An ein paar Thränen, ein paar scheuen, leisen,
Und endlich löste Lieb und Schmerz und Wut
Sich wohlig auf im Lächeln eines Weisen.

In Demut wurde meine Seele froh
Des herben Leids: — Ja, es war besser so!
Ich blieb allein. Allein zog ich bald weit
Hinab gen Süden und dann weit nach Norden.
Sie ist indes in heller Seligkeit
Des wilden Cecco treues Weib geworden.

Noch einmal sah ich sie; noch einmal schlug
Der Dornstrauch aus in grauer Trümmer Spalten.
Es war auf meinem zweiten Römerzug: —

In ihrer Hütte hab' ich Rast gehalten.
Wir sprachen lachend von vergang'nen Stunden.
Mein schlanker Flüchtling war sie längst nicht mehr,
Doch blühte, wie von Götterhand gewunden,
Ein Kranz von Amoretten um sie her. — —

Das war's, ihr Freunde, so ist mir's ergangen
Mit den Lazerten.
Freilich habt ihr Recht,
Es ist ein wunderreizendes Geschlecht!
Köstlich, bestrickend, aber — — — — schwer zu fangen!

Die Ausgestoßenen.

Von Marie von Ebner-Eschenbach.

Eine Köchin wollte Vanille kaufen und trat in einen Laden, den sie seiner Ausstattung nach für einen Gewürzkram hielt. Die Wände desselben waren bis zur Decke mit Schränken verkleidet, und jeder Schrank hatte Abteilungen und Unterabteilungen, und diese wieder hatten Fächer und Fächerchen, Laden und Lädchen, und bis zur kleinsten waren alle etiquettiert und numeriert. In der Mitte des Saales befand sich ein Tisch, an dem viele bebrillte Herren von ernstem und gelehrtem Aussehen saßen. Sie beschäftigten sich damit, Püppchen anzufertigen nach Vorlagen der Bilder berühmter, bekannter, halbbekannter, oder auch vergessener Dichter und Schriftsteller.

Wenn die Püppchen vollendet waren, verglich jeder die seine mit denen der anderen, und nun begannen Verhandlungen über die Ähnlichkeiten und Unähnlichkeiten dieser Nachbildungen und über den Platz, der ihnen anzuweisen sei. Jeder derselben wurden Buchstaben und Nummern auf den Rücken gemalt, und die Sortierung begann, und jedes Püppchen wurde in das ihm zukommende Fach gethan.

— Man erlebt doch alle Tage etwas Neues an Ausstattung der Ware, dachte die Köchin und wollte schon eine Stange Vanille im Goethe-Kostüm verlangen, als die Gesichter der Herren am Tische sich beängstigend verdüsterten.

„Wir müssen endlich zum Beschluß über die Gefangenen kommen," sagten sie, und winkten einem Saaldiener, der eine Hühnersteige vor sie hinstellte, in welcher sich ein halbes Dutzend lebendiger Gestalten, Männlein und Weiblein, befand. Sie trugen teils ländliche, teils städtische Tracht und verbreiteten einen frischen Harz- und Erdgeruch, der den Herren so unangenehm war, daß sie sich die Nasen zuhielten. Dann entnahmen sie dem Käfig eines der zierlichen Wesen nach dem anderen. Ein Messen begann, ein Wägen, ein Versuchen sie unterzubringen in das richtige Behältnis.

Aber sie paßten nirgends hin, Fächer und Lädchen, so viele ihrer waren, erwiesen sich als zu groß oder zu klein, als zu breit oder zu schmal für die eigentümlichen Erscheinungen. Die Herren waren ratlos und fragten: „Was soll man anfangen mit solchen Mißgebilden, die sich in gar keine Kategorie einteilen lassen?"

Da trat die Köchin vor, stellte ihren Korb auf den Tisch und sprach: — „Gebt sie mir da herein, ich bringe sie meinen Kindern zum Spielen mit." Gern wurde ihr willfahrt, auf ihre Bemerkung jedoch, sie glaube einen Gewürzladen betreten zu haben, mit Strenge geantwortet: „Würzig sei hier nichts, und sie befände sich in einem Taxierungs-Bureau."

Sogleich sagte sie, daß sie nicht länger stören wolle und ging hinweg. In ihrem Korbe aber erhob sich plötzlich ein wunderlieblicher Gesang. Von selbst öffnete sich der Deckel, und die Gestalten schwebten heraus. Sie hatten Flügel bekommen, wuchsen und wuchsen in der frischen Luft und schwirrten umher wie Lerchen. Ihre Lieder weckten einen Widerhall in den nahen Bergen.

Die Köchin glaubte sie für immer entschwunden, fand aber ihre Gesänge wieder auf den Lippen der Kinder, in den Herzen der Menschen und in ihrer eignen Brust.



Georg II, Herzog von Sachsen-Meiningen und seine Gemahlin, Freifrau von Heldburg.

Erinnerungen eines alten Meiningers.

Von Max Grube.

Illustrationen von C. W. Allers.

(Abdruck verboten.)

An einem Dezemberabend des Jahres 1872 wandelte auf dem noch menschenleeren Perron des Anhalter Bahnhofs in Breslau eine Gestalt auf und nieder, die einem aufmerksamen Beobachter wohl hätte auffallen können.

Der Mensch hatte eine schwarze Astrachanmütze tief über die Ohren gezogen und den Kragen des Winterrocks so hoch hinaufgeschlagen, daß vom Gesicht fast nur die unruhig hin und her flackernden dunklen Augen zu sehen waren. Mit hochgezogenen Schultern und gekrümmtem Rücken zog er unsteten Schrittes daher, alle hell erleuchteten Stellen vermeidend. Kam er jedoch an eine recht dunkle Ecke, so schienen Rücken und Hals sich zu strecken und die ganze Gestalt um Haupteslänge zu wachsen. — Die gebückte Haltung, der schlürfende Gang waren offenbar nur angenommen! Dafür sprachen wohl auch die ängstlichen Blicke, welche der Fremde nach der Bahnhofsuhr richtete, als könne er den Abgang des Zuges kaum erwarten!



Fräulein E. Sedlmayr.

Wer war der Mann? Ein Verbrecher? Vielleicht ein ungetreuer Kassierer? Trug er da in der kleinen Reisetasche die entwendeten Hunderte und Tausende?

O nein! Geld und Geldeswert drückten ihn nicht, reich war er nur an hundert hin und her tanzenden Gedanken, wirren Phantasieen, Licht- und Schreckensbildern, die ihm eine fieberhaft erregte Seele vorgaukelte, denn ein Flüchtling war er in der That, und über die Folgen seines Entweichens konnte und wollte er sich keinen Illusionen hingeben.

Endlich erlöste ihn das Abfahrtssignal von der Angst, noch im letzten Augenblicke entdeckt und zurückgehalten zu werden, er verschwand in einem Coupé dritter Klasse, und der Zug setzte sich in Bewegung.

Da reckte und streckte sich der Körper wieder, die Pelzmütze wurde zurückgeschoben, und unter ihr lugte das bleiche Gesicht eines blutjungen, kaum achtzehnjährigen, schmächtigen Burschen hervor, — mein Gesicht — denn ich selbst war der geheimnisvolle Passagier. — Der Schaffner sah nach der Fahrkarte, die meinige lautete nach Dresden, dort sollte ich aber nur durchfahren, mein Sinn schweifte weiter in eine nebelhafte schöne Ferne — und dies unbekannte Land hieß für mich: Meiningen!

Die Brücken sind abgebrochen, die Schiffe verbrannt! Ade, Vater! Du sollst, will's Gott, dereinst erkennen, daß ich nicht anders konnte! Ade, Mutter! Vergib den Schmerz! Geschwister und Freunde, lebt wohl! Fahr hin Gymnasium, Examen ... na, das war wenigstens ein Lichtblick, und nach und nach tauchte glänzend und glänzender der Stern auf, um den sich all mein



Alex. Barthel: Schon wieder Probe zur Jungfrau? Ne, ne, ne, — is nich. — —
Theaterdiener Schäfer: Ja, Sie müssen kommen, es ist Kostümprobe und quittieren Sie nur „Die Weiber von Schorndorf,“ „Siegfried Adel.“
Alex. Barthel: Allmächtiger Gott! Nu aber raus! Ich habe die Influenza!!!

Sinnen drehte: das Theater drängte die düstern Gedanken machtvoll zurück und erhellte mit magischem Glanze die Winternacht, in welcher ich schweigend und frierend die große Wanderschaft anhub, deren Ziel ich noch nicht erreicht habe.

Wie kam's, daß der Sproß einer Familie, von der in langer Reihe nur Gelehrte und Geistliche ausgegangen waren, dem Theaterteufel verfiel? — Das ist eine lange Geschichte, die ebensowenig hierher gehört, wie die Aufzählung all der inneren und äußeren Kämpfe, die dem folgenschweren Schritt vorangingen. Wie ich aber dazu kam, mich gerade nach Meiningen zu wenden, ist bald erzählt.

Beim unvergeßlichen „ulen Holtei“ hatte ich zufällig und flüchtig einmal die Bekanntschaft der in Breslau hochgefeierten Heldenmutter Helene Widmann gemacht, kurz ehe sie ihr Meininger Engagement antrat. Ihr hatte ich, da ich sonst niemand von der Bühne kannte, an den ich mich hätte wenden sollen, einen herzbrechenden acht Seiten langen Theatersehnsuchtsbrief zugesendet, den sie, kurz gefaßt, niemand geringerem als dem Herzog von Meiningen zeigte. Ich danke es ihr noch jetzt und danke doppelt dem Fürsten, der für den Verzweiflungsschrei einer Jünglingsseele Verständnis besaß. Helene Widmann durfte mir antworten: „Kommen Sie!“ und ihrem Schreiben lagen einige Zeilen von des Herzogs eigner Hand bei, laut welchem ich mit 40 fl. monatlich bis auf weiteres engagiert sei.

So wurde ich ein Meininger, oder richtiger: ein Meininger Schauspieler, denn von den „Meiningern“ wußte damals die Welt noch nichts.

Die ersten Eindrücke, die ich in meiner künstlerischen Heimat empfing, waren nicht lauter freundliche.

Bei wirbelndem Schneegestöber kam ich an, arg durchfroren von der langen Fahrt, obwohl ich zwei Anzüge übereinander und mit ihnen, wie weiland der weise Bias, meine ganze Habe auf mir trug.

Meine neue Gönnerin hatte mir ein meinen „Einkünften“ angemessenes Zimmerchen mieten lassen, versuchte aber zunächst, mich mit einigen Tassen Thee aufzutauen, die indessen lange nicht so warm waren als der Dank, den ich ihr stammelte. Währenddem kam Besuch, der Heldenvater W., ein sogenannter schöner Mann, das heißt, er war wohlgewachsen und hatte ein regelmäßiges aber ausdrucksloses Gesicht. Auf seinem Haupte war das künstlerische Bemühen unverkennbar aus spärlichen Haarresten einen Mittelscheitel zu formen, der aber nur in Gestalt einer schwarzgefärbten

Fischgräte in die Erscheinung trat. Der erste wirkliche Meininger, den ich sah, sprach sehr laut, sehr viel und nur von sich, so daß ich mich recht bedrückt fühlte, von dem großen Mimen bislang noch gar nichts gehört zu haben. Später kam der jugendliche Liebhaber Paul Richard, dessen Umgangsformen einen wohlthuenden Gegensatz zum breitspurigen Wesen seines Kollegen bildeten. Jetzt ist Richard wohlbestallter Regisseur, und als solchen zeigt ihn auch unser Bild, auf welchem er, dem geheimen Rat Chronegk assistierend, im Regiebuche nachliest.

So hoch mich auch der Aufenthalt unter „Kollegen" beglückte, so trieb mich doch die Mübigkeit bald dazu, mein Giebelstübchen aufzusuchen, das mit seiner an den Längsseiten abgeschrägten Decke verzweifelte Ähnlichkeit mit einem großen Sarge aufwies. Das focht mich natürlich wenig an, ich streckte mich auf das mehr als einfache Lager und schlief bald den Schlaf meiner achtzehn Jahre. Ich träumte, ich stiege auf einen hohen, steilen Berg, halb gehend, halb schwebend kam ich in immer höhere Regionen. Eltern und Freunde riefen mir warnend zu, ich eilte immer vorwärts, dann kamen Leute, die mit Felsstücken nach mir warfen, ich achtete es nicht, immer weiter klomm ich empor, immer einsamer wurde es, schneidender Wind erhob sich, es wurde still und eisigkalt um mich, ich aber stieg und stieg, bis ich von Schnee und Eis der höchsten Spitze umgeben war — und vor grimmigem Froste erwachte. Ich hatte das ungewohnte Federbett, das freilich im temperierten Schlafzimmer daheim entbehrlich war, zurückgewiesen und eine einfache Decke von der Wirtin verlangt, nun fror ich im ungeheizten Zimmer unter dem Dache jämmerlich. „Es ist das erste Opfer für deinen Beruf!" dachte ich und harrte geduldig, bis sich Leben im Hause regen würde. Dabei hatte ich Muße, dem unmelodiösen Konzert aus der benachbarten Kaserne, den unbeholfenen Übungen der angehenden Trommel- und Piccolovirtuosen zu lauschen, die mich von nun an stets am frühen Morgen weckten. Da meine Bezüge im Laufe dieses ersten Winters mir nicht gestatteten zu heizen (wenn ich stud ierte, legte ich mich einfach ins Bett und zog meinen Winterrock an, um nicht beim Gestikulieren an den Armen zu frieren), so haben sich mir diese militärisch-musikalischen Exercitien so sehr mit dem Begriff von Kälte verknüpft, daß ich noch heute, wenn ich zufällig diese Töne vernehme, ein Frostgefühl zu verspüren glaube.

Ich fürchte sehr, daß diese frostige Geschichte auch meine liebenswürdigen Leser erkältet, aber ich muß der Wahrheit gemäß vermelden, daß ich auch bei dem ersten Besuche, den ich meinem Chef, dem damaligen Direktor G., abstattete, eine ziemlich kühle Aufnahme fand. Derselbe schien gar nichts von meiner Ankunft zu wissen und meine Existenzberechtigung für eine sehr fragliche zu halten, bis ich mich durch das höchste Handschreiben als jüngstes Mitglied des Hoftheaters beglaubigte.



Carl Görner, der Naturbursche und jugendliche Komiker.
Auf der Probe (pfeift): „In der That, mein Wuchs ist nicht übel . . .



Wilhelm Arndt als Isolani: „Der Krieg ernährt den Krieg, gehen Bauern drauf, ei so gewinnt der Kaiser um so mehr Soldaten.“ (Piccolomini.)

Der gravitätische alte Herr hat mir das immer ein klein wenig nachgetragen. „Daß ich ihn schwach gesehen, vergab er nie.“ Übrigens wird von ihm noch später die Rede und allerlei Scherzhaftes zu berichten sein.

Ein anderer Geisteshauch umwehte mich, als ich zitternd und zagend vor Joseph Weilenbeck hintrat. Ich kannte ihn als Künstler schon von der Breslauer Bühne her, deren Zierde er lange Jahre war, und nie vergesse ich den Eindruck, den es auf mich machte, als ich einmal zufällig Gelegenheit hatte, ihn aus nächster Nähe zu betrachten. Starr schaute ich in das dämonische Antlitz mit der mächtigen Hakennase und den durchdringenden Augen. Damals ahnte ich nicht, daß diese Augen, obwohl des Lichtes beraubt, sich einst mit sanftem Ausdruck nach mir wenden würden, daß der bizarre, oft rauhe und abstoßende Mann mir, als Künstler und Mensch, Lehrer, Förderer, Berater, Freund werden sollte.

Weilenbeck war von dem furchtbarsten Schicksal betroffen, sein Sehvermögen begann zu schwinden. Ich bot mich ihm als Vorleser an. Das war ein saueres Amt, denn mit unerbittlicher Strenge, bald heftig, bald beißend sarkastisch, tadelte er jeden, auch den geringsten Fehler. Aber ich lernte viel dabei, obwohl seine Ansprüche an die Deutlichkeit des Vortrags anderen und sich selber gegenüber oft ein wenig zu weit gingen. Seine Blindheit schärfte sein Ohr. „Es kann nicht lauter erste Künstler geben,“ pflegte er zu sagen, „Deutlichkeit zu erlernen ist eines jeden Pflicht!“ Der merkwürdige Mann hat bekanntlich noch jahrelang bei den Gastspielen der Meininger in gänzlich erblindetem Zustande bedeutende Rollen gespielt. Sein alter Moor, sein Andreas Doria waren mustergültig, unübertroffen aber der eingebildete Kranke, den er aus seiner Nacht heraus mit dem sonnigsten Humor, mit der überquellendsten und ergötzlichsten Komik begabte, eine solche geistige und körperliche Sicherheit entfaltend, daß niemandem der Gedanke kam, ein Blinder treibe da oben so lustige Possen. Selbst die Kollegen sagten ihm lange nach, er simuliere Blindheit, bis die Untersuchung einer Autorität alle verstummen machte.

Für die Mitspielenden war es freilich ein Martyrium, neben ihm auf der Scene zu sein. Eine falsche Stellung, ein Schritt zu weit rechts oder links von ihm, konnte ja die schlimmsten Folgen haben, mußte er doch jeden Schritt, den er that, genau abzählen, wobei ihm Tische und Stühle, die natürlich stets genau am selben Platze stehen mußten, als Orientierungspunkte dienten, die er nur ganz unmerklich zu berühren brauchte.

Von dem originellsten aller Menschen, die mir je begegneten, von seiner Satire und Gutmütigkeit, seinem Menschenhaß und seiner Kindlichkeit, seiner geistigen Spannkraft und seinen körperlichen Leiden, seinen Launen und Schrullen und Schwänken und Schnurren könnte ich noch Bogen und Bogen füllen. Aber der Raum ist mir karg gemessen, darum weiter!



Anna Haverland als Iphigenie.

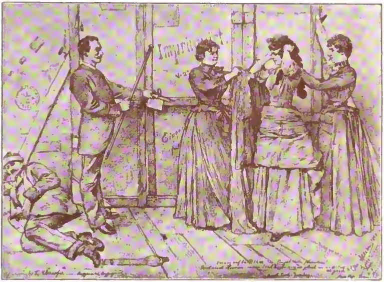
Die erste Vorstellung, die ich sah, war Molières Tartuffe mit Weilenbeck in der Titelrolle und Ellen Franz, der nachmaligen Gemahlin des Herzogs, als Elmire. Weilenbeck, so wirksam er in seiner Art war, deckte doch mit seiner hageren Figur und markierten Spielweise nicht ganz den Typus des rundlichen, süßlichen, einschmeichelnden Heuchlers, desto vollendeter war Elmire. Ihr Geist, ihre Grazie, die Koketterie, durch welche hindurch doch immer wieder echte Weiblichkeit lächelte, der Silberglockenton des Organs, alles das steht noch so lebhaft vor meiner Erinnerung als hätte ich es gestern gesehen und gehört. Man glaube nicht, das sei ein jugendliches Urteil, und die ersten Eindrücke seien die bleibendsten. Das mag überall zutreffen, nur nicht beim jungen Schauspieler, der immer glaubt, er könne eigentlich alles besser machen und daher die höchsten Ansprüche an andere erhebt. Junge Mimen und solche, die es werden wollen, sind viel schlimmere Kritiker, als gereifte Künstler, und was einem aus der Zeit der künstlerischen Flegeljahre als groß und echt in der Erinnerung blieb, das ist's gewiß auch gewesen. Auch als Philippine von Strehlen in Bauernfelds graziösem Lustspiel: „Bürgerlich und Romantisch" hat mir Ellen Franz denselben frischen, unauslöschlichen Eindruck hinterlassen, während ich von ihren heroischen und sentimentalen Rollen nur ein in großen allgemeinen Umrissen gehaltenes, nicht ganz deutliches Bild behalten habe. Soweit ich es damals zu beurteilen im stande war, bildeten alle geistvollen und liebenswürdig-schalkhaften Charaktere die eigentlichste Sphäre ihres weitausgreifenden Talentes.

Zu der Zeit, von der ich rede, hätte sich's wohl noch niemand träumen lassen, daß von der hübschen, stillen, thüringer Residenz eine deutsche Bühnenreform ausgehen sollte. Und doch war das Meiningertum schon in seiner ganzen Eigenart voll ausgeprägt.

Ich sage: Meiningertum, nicht Meiningerei, die sich von einander unterscheiden, wie ein gutes Original von einer schlechten Kopie. Wenn man unter Meiningerei versteht, daß der scenische Apparat, der Glanz der Ausstattung den geistigen Gehalt der Dichtung unterdrückt, so haben die Meininger selbst am wenigsten Meiningerei getrieben, denn alle scenischen Mittel, die sie aufboten, hatten nur den einen Zweck, die der Dichtung entsprechende Stimmung hervorzurufen oder zu erhöhen. Daß das Kolorit des Bildes nun ein möglichst lebhaftes war, sei unbestritten. Das Festgelage wurde so prunkvoll, der Volksauflauf so tumultuarisch, aber auch der Kerker so düster, die Einöde so trostlos als möglich zur Darstellung gebracht. Die deutsche Inscenierungskunst, ehe die Meininger auftraten, wäre etwa den Kartons und Gemälden Genellis oder Kaulbachs zu vergleichen gewesen. Nun kam auf einmal ein Meer von Licht und Farben hereingeströmt. Kein Wunder, daß es manchem ungewohntem Auge zu viel erschien, wie denn naturgemäß die hellen Töne mehr ins Auge fallen, als die viel-

leicht nicht minder kunstvoll gemalten Schatten und Halbschatten. Gar viele Regisseure aber, welche, sei es aus Überzeugung, sei es durch die öffentliche Meinung gedrängt, der neuen Schule folgen wollten, verfielen in den Irrtum, nur die Äußerlichkeiten nachzuahmen oder gar zu übertrumpfen. Sie meinten Rembrandt zu malen, wenn sie nur keck und pastos möglichst viele Lichter aufsetzten.

Bin ich „alter Meininger" vielleicht zu sehr Partei? Mag sein, aber wenn es war im Verkehr mit den Mitgliedern desselben und überall da, wo seine künstlerischen Intentionen gewissermaßen in die Sprache des Handwerks übertragen werden mußten, auf den Direktor Grabowski angewiesen. Man kann nicht behaupten, daß dies Dollmetscheramt für den alten Bühnenpraktikus sehr leicht gewesen wäre, denn die Anschauungen und Gedanken des Herzogs lagen — und darin lag ja eben ihre Bedeutung — himmelweit ab von der landläufigen Bühnenroutine. Ferner arbeitete



Umzug auf der Bühne im „Eingebildeten Kranken."
Auguste Prasch: „Rasch, rasch, Hossen, mein Stichwort kommt gleich — — sitzt se grade?"

angesichts gar vieler, selbst großer Bühnen, difficile est satiram non scribere, so ist es noch schwieriger, keinen Panegyrikus anzustimmen, wenn man, wie ich, jahrelang und zu verschiedenen Perioden in der Meininger Werkstatt gearbeitet hat.

Nicht nur Coulissen, Kostüme und Requisiten waren hier echt.

Der geheime Hofrat Ludwig Chronegk, der jetzige weltbekannte Leiter der Bühne, war damals noch ein sorglos fröhlicher Komiker, dem man die spätere Bedeutung nicht vom hübschen Gesicht hätte ablesen können. Der fürstliche Herr des Theaters er damals, meiner Ansicht nach, nicht immer nach einem ihm genau vorschwebenden Plane, sondern oft intuitiv, versuchend, erprobend, von einer Idee auf die andere geratend, bis sich endlich die Scene rundete und in vollster darstellerischer und dekorativer Wirkung plastisch hervorsprang. Beide bisher günstigen Falles nebeneinander gehende, aber oft auch einander störende Momente zu vereinigen, war und ist ja das vornehmste der Meininger Prinzipien.

Für den eingehenden und empfänglichen Beobachter war jene Periode des Meiningertums vielleicht noch interessanter und lehr-

reicher, als die spätere, in welcher alles zielbewußter herging.

Die Sammlung von Handzeichnungen in der Dresdener Galerie besitzt ein merkwürdiges Blatt. In einer Ecke desselben sind ein paar wunderliche, unverständliche Striche und Schnörkel hingekritzelt, die sich nach und nach zur noch undeutlichen Figur eines Vogels entwirren, der etwas in den Fängen trägt. Dann sehen wir schon klarer einen Adler mit einem Kinde, endlich erscheint eine vierte oder fünfte Komposition, fast die langweilig, denn der Geist des imponierenden Mannes mit dem wallenden Bart und der hohen Stirn, mit den buschigen Brauen und den blauen Augen, die ebenso freundlich als strenge blicken konnten, befeuerte, elektrisierte alle seine Untergebenen bis zum letzten Komparsen herab. Und einen untergeordneten Komparsen gab es für den Herzog, gab es für uns alle eigentlich gar nicht. Jeder fühlte sich an seinem Platze als ein zum Ganzen gehöriger Teil des Kunstwerkes.



Auf der Reise.
Alexander Barthel. Auguste Prasch-Grevenberg. Marie Berg-Christalnigg.

genaue Skizze zu Rembrandts keckem „Raub des Ganymed." Mir hat es immer besondere Freude gemacht, den Spuren des Genius, wie sie ein glückliches Geschick uns auf jenem Quartblatt erhalten hat, sinnend zu folgen, und bei den Meininger Proben kam mir das kleine Blatt oft in die Gedanken.

Klein waren diese Proben aber nicht, im Gegenteil, sie begannen um fünf Uhr und währten oft bis in die tiefe Nacht, manchmal wurde es halb eins, eins, ich erinnere mich sogar, daß Macbeth erst gegen zwei Uhr nachts den Lohn seiner Greuelthaten empfing. Ja, lang waren sie, aber niemals

Jedwedes Rad, sei's noch so klein,
Steht's nur am rechten Platz,
Greift richtig ins Getriebe ein,
Ist für die Uhr ein Schatz.

Jetzt gilt das für jedes anständige Theater, und unsere Generation kann sich gar nicht mehr vorstellen, wie vor etwa zwanzig Jahren selbst an großen Kunstinstituten die kleinen Rollen, meldende Diener, Schlachten und Massenscenen oft ebensoviele Veranlassung zu Heiterkeitserfolgen waren.

Auf unsern Proben fehlte es auch natürlich nicht an Humor, an freiwilligem ebensowenig als an unfreiwilligem. Für

ersteren sorgten die vielen jungen Leute, Herren und Damen, die, wie ich, ihre ersten Schritte auf die heißen Bretter wagten. Wir hatten's aber auch nötig vergnügt zu sein, denn die künstlerischen Aufgaben, die an uns herantraten, konnten auf die Dauer kein Vergnügen machen.

Stets „Heil Cäsar" rufen,
Plastisch steh'n auf Stufen
Ist ein hoher, herrlicher Beruf!

Dieser Vers, aus einem mit vereinten Kräften gedichteten „Meiningerlied," ist mir noch in Erinnerung geblieben. Wir waren auf stummes Spiel in den Volksscenen angewiesen, und das schmeckte uns nicht immer, die wir uns für die vollendeten Hamlets oder Franz Moore hielten. Die Gescheiteren von uns benutzten aber die Gelegenheit, sich in aller Stille im Gehen und Stehen und Bewegungen zu üben und goßen so als kluge Jünglinge und Jungfrauen reichlich Öl auf ihre mimische Lampe. Hatte aber einer das Glück, eine Meldung oder gar ein Duodezröllchen zu erwischen, dann wurde auch an ihm herumgearbeitet, bis er seine Sache so gut machte, wie ein fertiger Schauspieler. Was ich als „junger Leut" in Meiningen gelernt habe, erkannte ich dankbar erst viel später.

Nach dem oben Mitgeteilten wird es ja niemand überraschen, daß das Kleinste hier mit demselben Ernst behandelt wurde, wie das Große, wobei denn allerdings im Eifer des Gefechtes manchmal auch des Guten etwas viel gethan wurde. So stürzte Direktor G. einmal, als ich ihm die zwei kleinen Sätze des Popilius Laena im Cäsar nicht zu Danke sprechen konnte, empört auf mich zu mit den Worten: „Aber, ich bitte Sie, das ist ja die Blüte des Stückes!" Einen anderen, der im fünften Akt des Essex nur hinter der Scene: „Wer da?" zu rufen hatte, ließ er dies „Wer da?" wohl zehnmal wiederholen, um endlich verzweifelt zu erklären: „Ja, wenn sie es nicht stimmungsvoller rufen können, dann bin ich genötigt, Ihnen die ‚Rolle' abzunehmen!"

G. sorgte öfter für unfreiwillige Komik. Hätte ihn C. W. Allers noch gekannt, seine Meininger-Galerie wäre um einen Charakterkopf allerersten Ranges reicher. Er war groß und von stattlichem Leibesumfang. Unter dem fast völlig kahlen Schädel blickte ein volles Gesicht, das noch Spuren einstiger Männerschönheit, vor allem aber den Ausdruck großen Selbstbewußtseins trug, wie überhaupt der Grundzug seines ganzen Wesens ein verkörpertes: „Jetzt komme ich!" war. Das eigentümlichste an ihm war seine Sprechweise. Am ehesten hätte man sie mit dem Kollern eines Truthahnes vergleichen können, nur nicht im Presto dieses erregbaren Vogels, sondern in einem zur Grandezza des ganzen Mannes passenden Largo maiestoso.

G. war ein alter Routinier und hatte als solcher unleugbares Geschick, „Leben in die Bude" zu bringen, zumal er selbst viel Temperament besaß. „Ihr jungen Leute habt alle kein Feuer, ich bin tausend Jahr alt," pflegte er zu sagen, „aber so ruf ich: ‚Heil Cäsar!'" und dann stieß er ein Gebrüll aus, das zwar höchst merkwürdig klang, aber doch sehr klar ausdrückte, welche Begeisterung im Jubelrufe des römischen Volkes nachhallen müsse.

So diente er bei den Inscenierungen etwa wie ein Feldwebel dem Kommandeur, leider ragte der Stand seiner allgemeinen Bildung nicht allzuweit über jene Stufe empor. Weltbekannt ist die Geschichte von der Diagonale, die nur der Vollständigkeit wegen hier stehen mag. Der Herzog wünschte, die Front eines Volkshaufens möge diagonal nach dem Hintergrunde zu verlaufen, während G. sie immer wieder parallel den Rampen ordnete, was ein ungünstiges Bühnenbild gibt. Die häufigen Zurufe: „Diagonal! Diagonal!" veranlaßten ihn endlich auf einen einzelnen loszustürzen mit dem schwer erfüllbaren Befehle: „Aber so stehen Sie doch diagonal!" Wurden die Irrtümer des alten Veteranen in möglichst schonender Form richtig gestellt, so blieb er völlig unbefangen.

Über einen französischen Namen geriet er einmal in Meinungsverschiedenheit mit Stoppenhagen, einem sehr pflichteifrigen und zuverlässigen Mitglied unserer Bühne. Stoppenhagen sprach den Namen richtig aus, der Direktor verwies es ihm und gab seine, in diesem Falle sehr individuelle Aussprache an. Das wiederholte sich im Laufe der Probe so oft, bis endlich der Herzog vom Parkett aus (er betrat nie die Bühne) den Namen genau, wie ihn der Schauspieler gesprochen hatte, hinaufrief. Mit größtem



Generalprobe von „Julius Cäsar.“
Chronegk leitet die Schlacht bei Philippi: „Ihr da oben — ihr Vorposten, mit größerer Spannung gerade aus sehen!!!“



Im Konversationszimmer des Herzogl. Hoftheaters:
„Frau Baronin läßt Frau Prasch morgen 10 Uhr zu sich ins Schloß bitten."

Gleichmut wandte sich der Direktor an Stoppenhagen und bemerkte: „Na — da hören Sie, was Hoheit sagt. Warum halten Sie uns denn auf?" Am glänzendsten zeigte sich seine, für den geschicktesten Hofmann beneidenswerte „Contenance" in folgendem Falle. Er war auf den Gedanken geraten, zwei Bilder, die, ich glaube, im Hamlet benötigt wurden, nicht in Coburg bei dem trefflichen Brückner, sondern bei dem nur zu Reparaturen angestellten Hausmaler anfertigen zu lassen und war nicht wenig stolz auf seinen Einfall, da die Gemälde seiner Ansicht nach ebenso schön, jedenfalls aber viel billiger als sonst ausgefallen waren. Mit gewohnter Würde ließ er die beiden Meisterwerke an die Rampen stellen und begann siegesbewußt: „Hoheit, da habe ich diesmal die Bilder nicht in Coburg malen lassen, sondern hier. Nicht wahr die Bilder sind doch ganz . . ." „. . . Scheußlich!" klang es aus dem Parkett. . . . „Nicht wahr, Hoheit? Das wollte ich eben sagen, man kann hier doch nichts Gescheidtes kriegen. Nehmt die Dinger weg!" beendete er seine Rede, ohne auch nur eine Miene zu verziehen. — Als der uns alle verblüffende Plan eines Gesamtgastspiels in Berlin auftauchte, trat der bisherige Direktor allmählich in den Hintergrund, bald in den verdienten Ruhestand und die frische Energie Ludwig Chronegks ergriff mit vollster Geschäftstüchtigkeit die Zügel. Die neue Ära begann. — Ich habe mitgeholfen sie zu begründen, auch ich wirkte bei jenem ersten epochemachenden Auftreten der Meininger in der Reichshauptstadt mit. Freilich blieben meine Verdienste sehr im Stillen, obwohl sie im eigentlichsten Sinne des Wortes laute waren. Denn wenn man damals die Volksscenen im Cäsar für zu tumultuarisch erklärte, so muß ich einen Teil dieses Vorwurfs auf meine gesunde Lunge nehmen. Das undankbare Berlin hatte für meine Leistungen als „vierter, römischer Bürger" und als „ein Soldat" nicht die gebührende Aufmerksamkeit, mir jedoch erblühte das Glück, einmal, dann wiederholt, für plötzlich erkrankte Kollegen rasch einspringen zu können, was mir nebst dem ehrenvollen Beinamen: „das Leichenhuhn" noch eine klingende Gratifikation und mehr als das, einen Dank vom Herzog und einen neuen Kontrakt eintrug.

So schloß sich an den großen Sieg des ganzen auch mein kleiner Privaterfolg an, dem aber auch der Stachel nicht fehlte. Da ich erst in letzter Stunde äußerster Not losgelassen wurde, so kam mein Name nie auf den Zettel, und selbst als ein von mir übernommenes Röllchen*) das Glück hatte, in

*) Es war der Apotheker Fleurant im „Eingebildeten Kranken." O wie wohl thut es dem Schauspielergemüt, diese hochwichtige Thatsache nach so viel Jahren noch feststellen zu können! M. G.



F. Brehm, Inspicient am Herzogl. Hoftheater (Jungfrau von Orleans):
„B—s—s- s—t! —
Bitte um Ruhe, — mäßigen Sie Ihr Organ, Herr Froböse, man hört draußen ja jedes Wort, ich muß Sie sonst aufschreiben!!!“

einigen Blättern freundlich erwähnt zu werden, wurde dabei der Name des erkrankten Kollegen und nicht der meine genannt. Was das aber für ein Schmerz ist, das kann nur ein junger Schauspieler ermessen. Ich glaubte, ich würde es nie verwinden. — Ich mußte es doch. Schwerer wurde mir die Erkenntnis, daß für mein keimendes Talentlein der Meininger Boden noch zu heiß war. Ich verließ also das Hoftheater, an dem ich etwa zwei Jahre ein kryptogames Dasein geführt hatte, um von der lichten Höhe ins Dunkel der kleinen Bühnen zurückzusinken, denn nur dort konnte ich mir die Steigeisen schmieden, um den steilen und abschüssigen Berg wieder hinaufzuklimmen. — Mein Abgang war kein Verlust für die Meininger, mit denen ich indessen durch mein künstlerisches Interesse und manche persönliche Beziehung in Verbindung blieb, ihre immer weiter sich ausbreitenden, bald die Grenzen des Reiches überschreitenden Wanderungen mit reger Teilnahme verfolgend. Ich brauchte den alten Freunden nicht nachzureisen, sie besuchten mich, sobald ich ein wenig in die Höhe gekommen war: in Bremen, in Leipzig, in Dresden. Von den reichen Gaben, die sie mitbrachten, will ich nur drei der wertvollsten nennen: Die unvergleichlich stimmungsvolle Darstellung der Wallensteintrilogie. Dann die — ja, man darf es wohl so nennen: die Ehrenrettung der Räuber. Das Jugendwerk des Lieblingsdichters der Nation war auf der deutschen Bühne fast zum verlachten Lückenbüßer oder zum Spektakelstück für die Galerie herabgesunken; da kamen die Meininger, warfen den vom Schlendrian unglaublich verlotterten Text der Mannheimer Theaterbearbeitung, die ja nur ein Notbehelf der Zeit gewesen war, um das Werk auf die Szene zu bringen, über Bord, griffen auf die ursprüngliche Form der Dichtung zurück, gaben ihr das ihr gehörige Kostüm der Sturm- und Drangperiode und damit das sie erklärende Zeitkolorit wieder und erweckten so aufs neue das Interesse aller Gebildeten. Eduard Devrient kann zwar das Verdienst beanspruchen, schon viel früher, in Karlsruhe, einen gleichen Versuch unternommen zu haben, aber erst das Vorbild der Meininger bewog die meisten Bühnen zur Nachfolge. Eine nicht minder wertvolle Rettung ward dem Käthchen von Heilbronn zu teil, das, von der erstickenden Fessel der Holbeinischen Bearbeitung befreit, eine förmliche Auferstehung feierte. Ganz im Gegensatz zu der Bearbeitungswut der meisten Bühnenleiter ging von Meiningen aus die Mahnung zur Pietät gegen Dichter und Dichtwerk in die Welt, während zugleich das ausgeprägteste Gefühl für das theatralisch Wirksame vor jeder antiquarisch-pedan-



In der Damengarderobe.



Vor der Probentafel.

Inspicient Rupprecht, Amanda Lindner, Gustav Schefranek, Carl Grube, Emanuel Stockhausen.

Grube: „Na, das ist ja wieder ein netter Speisezettel!“

Amanda: „. . . . Schöne Rollen für mich?“

Schefranek: „Cruz-Türken — schon wieder um Mitternacht Probe! Da muß man ja mit der Laterne ins Theater steigen!“



Fräulein Alma Rügheimer.

tischen Spielerei bewahrte. — Der Wunsch, nach Jahren wieder einmal im Meininger Bühnenrahmen zu stehen und zwar jetzt etwas mehr im Mittelgrunde des Bildes, tauchte immer lebhafter in mir auf und ging endlich (ich war inzwischen wohlbestallter Dresdener Hofschauspieler geworden) in Gestalt einer Gastdarstellung des Franz Moor in Erfüllung. Da geschah gleich etwas echt Meiningisches. Auf der Probe wurde von einem Kollegen halb im Scherze behauptet, die Räuber müsse man doch eigentlich ohne Souffleur spielen können. Allgemeine Zustimmung! „Versuchen wir es doch!" — „Aber wir haben einen Gast, es geht also nicht!" — „O, mir ist's einerlei, ich lasse mir doch nicht soufflieren, ich will kein Spielverderber sein!" Gesagt, gethan, der einblasende Kastengeist verschwand aus dem Verließe und ward auf der Probe und Vorstellung nicht mehr gesehen. Der Abend verlief aber tadellos.

Der Zauber des Meiningertums, verbunden mit der Aussicht auf eine Fahrt über den Ozean mit all ihrem Ruhm und obligaten Dollars, bewog mich, in Dresden meine Entlassung zu erbitten und mich wieder den alten Fahnen anzuschließen. Wenngleich die Amerikareise leider durch plötzliche Erkrankung Meister Chronegks zu Wasser und mein schöner transatlantischer Kontrakt zum wertlosen Fidibus wurde, so hatte ich doch meinen Entschluß nicht zu bereuen; meine drei Meininger Wanderjahre werden stets zu den interessantesten meines an Erinnerungen nicht gerade armen Lebens zählen.

Das Reisen hatte ja auch sein Unangenehmes: man saß nicht immer so bequem im Coupé, wie es Allers zeichnet, es war auch kein „sogenannter" Genuß während der Sommergastspiele bei 28 Grad im Schatten in einem echten Pelzkostüm oder gar in einer, als eiserner Ofen wirkenden Ritterrüstung sich durch eine große Rolle hindurchzuschwitzen, beim Wintergastspiele jedoch vielleicht auf einer unheizbaren Bühne unvermeidlichem Schnupfen furchtlos ins Auge zu sehen, aber meist ging's doch lustig zu, ein Hauch von Poesie lag auf diesem Thespiskarren größten Stils, und in allen



Alexander Barthel als Markus Antonius in „Julius Cäsar."

lebte ein Geist echter Kollegialität, ein Zusammengehörigkeitsgefühl, wie man es an anderen Bühnen im günstigsten Falle nur als Redensart kennt.

Und dann: Alle vier Wochen ein neues Publikum, überall freundlich bewillkommt, aller Orten im Brennpunkt des öffentlichen Interesses! Wie viele geistvolle und liebenswürdige Menschen habe ich in dieser Zeit kennen gelernt, wie viele wertvolle Beziehungen geknüpft, wie viele Freunde gewonnen in Kunst und Leben!

„Doch nur vor einem war mir bang!" vor den Wintermonaten in Meiningen selbst. Wie sollte es der an ein großstädtisches Leben Gewohnte in diesem Bergasyl aushalten? Ich hatte vergessen, daß einem wohl ist, wo man arbeitet, und ehrlich gearbeitet wurde hier. Ja, Herr Allers, das haben Sie trefflich beobachtet, — mancher sah mit langem Gesicht auf die Probetafel, die selten ein leeres Fleckchen aufwies.

Die Art und Weise aber war eine ruhigere, eine zielbewußtere geworden. Ludwig Chronegk schaltete anders auf der Scene als weiland Direktor G. Wer den kleinen Mann jemals auf seinem Stuhle stehen und Massen- und Schlachtenscenen dirigieren sah, wie es unser Zeichner meisterhaft lebenswahr festgehalten hat, der hat Achtung vor ihm bekommen. Sein Auge und Ohr waren überall, seine Energie stets die gleiche, bewundernswerte. Bei dem zweiten Berliner Gastspiel ließ er sich, vom Gelenkrheumatismus gekrümmt, in Pelz und Decken gehüllt, auf die Bühne tragen, um die Proben zu leiten. Nie hat er sich Schonung auferlegt, und so ist denn seine Riesengesundheit endlich dem steten Anprall erlegen. Eine merkwürdige Fügung will es, daß der Mann, der mit am meisten dazu beitrug, daß die Meininger in die Welt hinauszogen, nun nicht die geringste Ursache ist, daß sie ihre Wanderfahrten einstellen.

Für die gleichmäßigere Verteilung der mächtigen Arbeitslast sorgte vor allem auch die kunstverständige Gemahlin des Herzogs, Frau von Heldburg. Aus der einstigen trefflichen Darstellerin war eine nicht minder bedeutende Lehrerin geworden. Manches

Talent, das, wie es merkwürdig oft in der Schauspielkunst vorkommt, nicht mit ebenbürtiger Intelligenz ausgestattet war, verdankte ihr und nur ihr seine Erfolge.

Damit daß durch ihre unermüdliche Lehr- und Vorbereitungsthätigkeit bereits ein großer Teil der Aufgabe erledigt war, wenn die Proben begannen, ist aber ihre Mitwirkung an der Gestaltung der Meininger Inscenierungen noch nicht erschöpfend gewürdigt. Überall waltete ihr feinsinniges Urteil, beratend, aufmunternd, tadelnd, belehrend. Geistvoll das ganze erfassend, liebevoll bis ins einzelnste sorgend, goß sie über das Kunstwerk jenen unbeschreiblichen Zauber, wie ihn nur eine hochgebildete Frau auszuüben vermag. — Und er selbst, der fürstliche Regisseur? Die Lorbeeren, welche seine Getreuen Jahr um Jahr heimbrachten, hatten ihn nicht zur Ruhe eingeladen, seinen Blick nicht verdunkelt. Vom Lobe berauscht behielt er doch ein offenes Ohr für begründeten Tadel. Mit Aufmerksamkeit verfolgte er die Berichte der Tagespresse über jedes Gastspiel, und nicht selten wurde auf ihre Ausstellungen Rücksicht genommen, verändert, verbessert. Jeder neue Triumph galt ihm nur als neue Erfahrung, wirkte belebend und fruchtbringend. So erhob sich der Meister in der Fülle seines Könnens noch einmal zu vollster Höhe in jener glanzvollen Inscenierung der Jungfrau, deren beispielloser Erfolg noch in aller Gebildeten Gedächtnisse lebt. — Mitten im Siegeslauf brechen die Meininger ihre Zelte ab, die Truppen zerstreuen sich, folgen anderen hohen Panieren oder dem Klang der Reklametrommel, sind sie doch: „Soldaten der Fortune, wer das Meiste bietet, hat sie." — Die Heerführer bleiben zurück und überschauen das gewonnene Feld. Trophäe auf Trophäe, Kranz auf Kranz liegt ihnen zu Füßen, reicher aber grünt ihnen das Bewußtsein, das erschlaffende deutsche Theater mächtig aufgerüttelt, neue Bahnen eröffnet zu haben, den Gleichstrebenden zur Nachfolge und zum weiteren Ausbau. Es mag ihnen sogar eine stolze Freude sein, daß sich jetzt in einer anderen Residenz eine Art Gegenströmung Bahn zu machen versucht, denn das bezeugt ja am besten die Gewalt des eignen Stroms, auch das ist Leben und Bewegung, und auch im Hause der Kunst sind viele Wohnungen.

Berufenere Federn als die meine haben und werden noch lange die dramaturgischen Schätze der Meininger sichten und in bedeutenderen Worten festbannen; ich konnte nur aus der Fülle des Miterlebten und Mitempfundenen heraus diese Blätter brechen, und gern gesteh' ich, daß oftmals das Herz meine Hand gelenkt hat.

Soll ich es doch versuchen, mit einem Worte die Bedeutung des Kunstereignisses, das wir: „die Meininger" nennen, zu kennzeichnen, so wäre es dies: Der Geist, welcher diese Erscheinung ins Leben rief, besaß eine feine Empfindung für den Pulsschlag der Zeit, die durch das Gebiet aller Künste eine neue belebende Blutwelle rollen ließ: den Realismus. Nur die Bühnenkunst schwankte noch wie ein steuerloses Schiff zwischen dem Strom der neuen Richtung und der behaglichen Flut fadenscheiniger Konventionen und geistlosen Schlendrians. Einzelne große Schauspieler und bedeutende Regisseure (wir versetzen uns um etwa zwanzig Jahre zurück) konnten die allgemeine Verwirrung nur noch mehr zu Tage treten zu lassen. Mit Bewußtsein und Ausdauer die Forderungen des Realismus auf das Bühnenbild und die Darstellung angewandt zu haben, das ist das epochemachende Verdienst der Meininger.

„Wir werden nimmer ihresgleichen sehn!" Nicht als ob es uns fernerhin an interessanten Inscenierungen, an gutem Zusammenspiel, hervorragenden Einzelleistungen fehlen wird (der Stand der Schauspielkunst ist vergleichsweise jetzt ein sehr hoher und viele vornehme Bühnen können treffliches, einige sogar mustergültiges bieten), aber allen diesen Bestrebungen wird für das feinere Gefühl immer eines anhaften: ein wenn auch noch so leiser Beischmack der Frage: Werden wir gefallen? Wird der Erfolg Mühe und Kosten lohnen?

Nur zweien ist es gegeben sich frei und fessellos über solche Rücksichten emporzuschwingen: dem geborenen Herrscher, der, durch Erziehung und Stellung ihnen entrückt, sie überhaupt nicht kennt, und dem Künstler von Gottesgnaden, der ihrer nicht achtet. Einmal sollten diese beiden, lichten Strahlen in einem Brennpunkte zusammenflammen, und die Muse der Bühnenkunst schrieb mit unauslöschlichem Griffel auf die Tafel der Ehren den Namen:

Georg der Zweite von Meiningen.



Caritas. Nach dem Gem
(Mit Genehmigung der Photog



…emälde von Ludwig Knaus.
…aphischen Gesellschaft in Berlin.)



Des Kaisers Fünf.

Von Alexander Baron von Roberts.

Numero zwei!“ sagte mein Vater und tippte mir von hinterrücks mit dem Finger auf die Schulter, während sein Kopf nach dem offenen Fenster hinübernickte, mit einem feinen, wetternden, ironischen Ausdruck um die bartlosen Lippen, der mir überhaupt nie gefallen hatte.

Das Fenster unserer gemeinsamen Contorstube stand auf, und über die im Sonnenduft flimmernden Gärten hinweg kam aus der Ferne in regelmäßigen Pausen ein dumpfer Donnerhall.

„Hm!“ nickte ich mißmutig dagegen, nur kurz aufschauend. Es war an diesem Tage wirklich viel zu thun in der Korrespondenz, und ich duckte den Kopf mit emporgezogenen Schultern wieder tiefer auf meine Arbeit nieder. Sehr hübsch und patriotisch von Papa, daß er sich die Zeit nahm und nun halblaut die fernen Kanonenschläge zu zählen begann!

„Das laß ich mir doch gefallen — so ein Prinz Wilhelm! — Nun schon der zweite binnen Jahresfrist!“ fing er wieder an, offenbar durch mein gleichgültiges Wesen geärgert. „Bum! Achtzehn — neunzehn! — Wie deutlich man den Schall diesmal vom Lustgarten her vernimmt — zwanzig! ich dächte im vorigen Jahr, bei dem ersten Prinzen, klang es nicht ganz so klar herüber — ein—und—zwanzig — zwei—und—zwanzig —“

Ja, ich war ärgerlich, ich vermochte nicht in meines Vaters Jubel einzustimmen. War dieser Jubel ein rein sachlicher und die Begeisterung für das kräftige Gedeihen des Hohenzollernstammes nicht etwa absichtlich übertrieben, in anbetracht seiner sonst so ruhigen und den mancherlei Fährnissen des Lebens gegenüber nicht aus dem Gleichgewicht schlagenden Art? O ich merkte es wohl: es geschah mir zum Tort! — eine herrliche und eindringliche Gelegenheit, mir meine beharrliche Kinderlosigkeit aufzutrumpfen . . . .

Mir und meinem herzigen, lieben, braven Frauchen, die gewiß ebenso und noch mehr darunter litt, daß sich über unserm

Dache immer und immer noch kein Rauschen von Storchesflügeln einfinden wollte. Denn seit vier Jahren harrten wir dieses Rauschens. Und die ganze Familie mit uns. Ich konnte es meinem guten Vater nicht verargen, wenn ihm diese Großpapahoffnung all' sein Fühlen und Denken immer eindringlicher und hartnäckiger versetzte. Stand doch auch die Zukunft unseres alten Geschäftshauses in Frage — unser Stamm würde mit Papa und mir aussterben, wenn auch der Name bliebe, denn wir trugen, obgleich in Berlin eingewandert, einen in der Berliner Luft sehr verbreiteten Namen.

Aber was war zu thun? Geduldig weiter zu harren und zu hoffen! Wenn nur nicht der Kummer über das ausbleibende chimärische Glück bedenklich an dem soliden Glücke zu rütteln begonnen hätte, das wir greifbar in Händen hielten. Diese steten Anspielungen; diese fast brutal offenen Fragen, die an allerlei Gedenktagen herausplatzten; und die Kontrolle, die fast ans Polizeiliche streifende Überwachung der biedern Tanten- und Basenschaft! Zuletzt waren wir beiden unschuldig-schuldigen Verbrecher so argwöhnisch geworden, und überall, in sonst ganz harmlos klingenden Fragen und Bemerkungen, in Blicken und Mienen witterten wir die Anklage.

Z. B. am Neujahrstag. Ist es nicht zum Verzweifeln, wenn Papa während unseres gemeinsamen traditionellen Familienfestessens wohl zehnmal die Bemerkung über den Tisch wirft: — „ja, ja, was wird uns das neue Jahr nicht für Überraschungen bringen . . . .“ in allerlei Tonart, murmelnd, schmunzelnd, nachdenklich, dann vom Klang der Gläser begleitet, sogar in einem gewissen energisch ermunternden Ton. Und beileibe nicht aller Augen verstohlen oder offen nach uns beiden hinzielend! Beileibe waren wir ja gar nicht damit gemeint! . . .

Z. B. wenn mein Frauchen ihre Schwiegermama besucht. Die rundliche, kleine, weiche Hand der in allen Dingen maßvollen und durchaus nicht schwiegermütterlichen Dame streichelt sanft, mit linder Zärtlichkeit meiner Frau über das Oval der Wangen, wobei sich die untersetzte Figur etwas heraustrecken muß — keine Frage, höchstens ein kaum verlautbares „nun?“ Aber Mamas eigenartig grellblaue Augen fragen um so deutlicher, ob es denn noch immer nichts zu beichten gäbe . . . .

Z. B. bei Tante Eckberte. Sie war eine besondere Respektsperson in der Familie, eine alleinstehende Dame von ausgesprochener Erbtantenwürde, auf das vorsichtigste von uns allen behandelt, als wäre es das kostbarste Porzellan. Sie hatte „das Geld“ — als wenn wir nicht alle zur Zufriedenheit davon besäßen! — aber dieses Geld von ihr strahlte etwas wie eine Gloriole aus, in der sich mancherlei Hoffnungen sonnten. Doch schien ihr von uns allen niemand so besonders geeignet oder gar würdig, dereinst nach ihrem Ableben — Gott erhalte sie noch lange! — von solchem Sonnenschein überschüttet zu werden, niemand als das Kommende, sehnsüchtig Erwartete — mochte es auch nur ein Nichtchen sein, denn sie bestand nicht so dringend auf der Fortsetzung des Namensstammes, einerlei, ihr Vorname würde sich so gut auf ein „er“ wie eine „sie“ übertragen lassen. Und das war Bedingung, schien sie doch in ihren Namen verliebt: — „nicht wahr mein Söhnchen,“ sagte sie zu mir, „Eckberte ist der schönste Name, ich möchte wohl, daß ihn noch ein anderer in der Familie trüge, ich möchte das wohl noch erleben.“

Und ihre überaus klugen, grauen Äuglein glitzerten mit einer gewissen, naiven, verschmitzten Begehrlichkeit dazu.

Ja das war ausgemacht: „wenn“ — dann sollte und mußte „es“ Eckbert oder Eckberte heißen. Emmy hatte sich lange genug gegen diesen außergewöhnlichen seltsam stachelichten Namen gesträubt, es hatte sogar Thränen deswegen gegeben, damals, vor Jahren, als unsere Hoffnungen noch nicht mit beharrlicher Enttäuschung vergällt waren. Nun waren wir einig, längst einig über diesen Namen, es fehlte nur noch das Köpfchen dort in jener imaginären Wiege, das ihn uns abnähme . . . .

Da schien mir doch Onkel Gustavs zutappende Art tausendmal lieber. Er war der Bruder meiner Mutter, ein Major a. D., der seine Muße damit ausfüllte, in seinem Villengarten zu Charlottenburg Rosen zu züchten, sonst aber eine durchaus nicht blütenzarte Persönlichkeit. Also ein energischer Schlag seiner rauhbehaarten Rechten auf meine Schulter: „Na Alterchen, was machst du? Immer noch nichts zu taufen? Na

mach' doch kein so saures Gesicht! Komm her, wir wollen einmal anstoßen — sollst meinen Neuen kennen lernen, ein Graacher von 76 — hui! (und er stieß einen Pfiff des Entzückens aus) — Prosit also auf Euren Nachexerzierer!"

Und nachdem wir von dem wirklich köstlichen Tropfen tüchtig genippt: „Übrigens viel Schererei mit solcher Krabbelgesellschaft!" Er deutete mit einem kräftigen Seufzer auf den jüngsten seiner drei Söhne, die er in der Armee hatte, „ein Schwerenöter, der die Haare auf seines Vaters Kopf nicht verschont mit seiner Schuldenpassion!" Allerdings hatte das leichtlebige Vetterchen auf diesem Boden stark geweidet, nach des Onkels leuchtender Glatze zu urteilen.

„Fünf—und—zwanzig — — sechs—und—zwanzig!" zählte mein Vater weiter, immer schärfer accentuirend. „Ich bin doch neugierig, ob es ein Prinz oder eine Prinzessin wird —"

Ich zuckte stumm die Schultern und fuhr in meiner Arbeit fort. Er wurde immer lebhafter, je mehr die Kanonenschüsse sich der entscheidenden Zahl näherten. „Eine Prinzessin zur Abwechselung wäre auch ganz nett — sieben—und—zwanzig — bum! das war ein gehöriger Knall! — na macht doch vorwärts, da draußen!" rief er nach dem offenen Fenster hin, mit komischer Ungeduld.

Jetzt noch drei, dann zwei Schüsse — „Dreißig!" rief er feierlich. Dann still, erwartungsvolles Schweigen ringsum, selbst das Bienengesumm da draußen im Garten schien anzuhalten, um zu lauschen, ob es eine Prinzessin und damit das Freudenschießen zu Ende.

„Bum—mm!" Ein Kanonenschuß, so freudig laut erschallend, daß das Glas dort auf der Wasserkaraffe ein leises Klingeln bekam.

„Bumm!" Mein Vater schlug dabei mit der Hand auf das Pult — „hurrah, ein Prinz! Numero zwei! Famos! Herrlich! — Na, freust du dich denn nicht mit, Junge?"

„Famos, Papa —" drückte ich kleinlaut hervor, mit einem erzwungenen Lächeln.

„Was wird sich der alte Kaiser freuen!" meinte mein Vater.

„Na ob!" erwiderte ich. Diesmal war es doch keine bloße Anspielung von Papa. Welch ein unausstehlicher Egoist bin ich doch, daß ich mich nicht einmal von Herzen zu freuen vermag über fremdes Glück, — da es doch sogar ein Kaiserglück ist!

An Arbeiten war nicht mehr zu denken, so lange der dumpfe Donner der Kanonenschüsse nun durch die Luft daherrollte. Und es wollte eine Ewigkeit dauern, bis der Prinz seine ihm zustehende Schußzahl erhalten. Oft schienen sich die Schläge zu beeilen, dann kamen wieder um so längere Pausen. Papa zählte nun nicht mehr mit, desto andächtiger lauschte er, und jeder Schuß zitterte wie ein froher Schein über sein Antlitz.

Wie würde er sich erst freuen, „wenn" .... ach, dieses „wenn!" Mit einer krampfhaften Anstrengung, der dummen, quälenden, neidischen Anwandlung Herr zu werden, rief ich plötzlich „Neunundsechszig!" und horchte, und zählte weiter — es war das beste!

„O wir sind ja viel weiter," fiel Papa ein. „Du brauchst keine Sorge zu haben, die dort verzählen sich schon nicht."

Mein Trotz aber hieß mich weiterzählen, aufs geradewohl, ins Blaue hinein. Plötzlich hörte das Schießen auf. Wieder die Stille, eine so seltsam feierliche Stille, die allmählich erst wieder von dem vielerlei Tagesgeräusch überdeckt wurde.

Papa nickte mir zu, und ich nickte zurück über das Pult. Dann senkte er den Kopf, um die unterbrochene Arbeit wieder aufzunehmen. Aber ich merkte seinem hastigen Gekritzel an, wie erregt er war. Jetzt schwellte ein Seufzer seine Brust — verriet der nicht nur zu deutlich, welch' eine Enttäuschung sich unter all' der lauten Freude versteckt gehalten, um nun in der Stille doppelt fühlbar zu werden?

Ich war froh als der Schlag unseres Regulators mich aus dieser Pein erlöste. Mein gutes Weib .... Der Gedanke an sie begleitete mich durch das Gewühl der Straßen. Sie wird die Schüsse ebenfalls vernommen haben — und was hat sie dabei empfunden! Im Grunde eine Thorheit sich darüber zu grämen — waren wir denn nicht glücklich? lebten wir nicht in Eintracht und Treue?

Aber die Gaukelei dieser hergezauberten Glücksbilder wollte nicht recht wirken hier auf der Straße. Schien es mir doch, als hinge ein verklärender Schein auf all' den

sonst von Geschäftsnot und erbärmlicher Eigensorge verzerrten oder verhärteten Gesichtern. Sie gedachten des neugeborenen Prinzen . . . . Zitterte nicht immer noch der Freudendonner durch die blaue Luft? Leuchtete nicht das Grün der Bäume so festtich?

Wie ein körperlich schwerer Schatten fiel es über mich, als ich unsere Hausthür durchschritt und das zum Frösteln kühle Treppenhaus hinanstieg. Es war so still in der Wohnung und meine Tritte knarrten hart und aufdringlich, aber eine andere Stille als jene voll Freude vibrierende, die dem letzten Kanonenschuß gefolgt.

Emmy erhob sich von ihrem Lieblingsplatze dort in dem von Gewächsen und Blumen gefüllten Erker, — führte sie nicht selbst, die Kinderlose, solch eine Art Blumendasein? Ihre Arbeit in der Hand, schwebte sie auf mich zu, mit einem feinen Lächeln des Willkomms; um ihr goldblondes Haar flimmerte das Tageslicht, und ihre großen dunklen Augen strahlten mir entgegen.

„Du kommst etwas früher heute, Kurt?“

Ach, ihre liebe Stimme, die mir heute wie eine Rührung zum Herzen drang! Und ich umarmte sie lange, länger und inniger als sonst. Als sie ihr Köpfchen von meiner Schulter erhob, glaubte mein argwöhnischer Blick zu bemerken, daß ihre Augenlider gerötet waren — gewiß hatte sie geweint, und — — „deshalb!“

Aber kein Wort davon, bis wir an unserm Mittagstische saßen. Noch nie war mir diese Tafel so ungeheuerlich groß erschienen; die Aussteuer hatte wohl auf ganze Reihen kleiner Gäste gerechnet — wie verloren kamen wir uns vor, wenn wir so die eine Ecke besetzt hielten, und die weiten Flächen des Tischtuches sich in schneeiger Einsamkeit vor uns breiteten — ja heute schien die Tafel sich noch besonders gereckt und gedehnt zu haben.

Ich nahm mir Mut und sprang offen gegen das Thema an: „Du hast doch den Kanonendonner gehört, Emmy, mein Liebling?“

Sie nickte: „Ein Prinz, ich weiß — der erste ist kaum ein Jahr alt —“

Sie gab sich Mühe, die Freude zu heucheln mit ihrem erzwungenen Lächeln. Wie süß sie aussah — wie köstlich sie blühte in ihrer Gesundheit, in ihrer von keinem Hauch getrübten Schöne! Eine Art Zorn flog mich an, und zwischen den Zähnen drängte ein leiser Ruf hervor, der fast wie eine Drohung klang, eine Drohung gegen das Schicksal . . . . Ich faßte ihre weiße warme Hand und preßte sie: „Na nimm dir es nicht zu Herzen, mein liebes, armes Weibi —“

„Arm“ hatte ich sie genannt! Gewiß war sie arm, einsam und arm trotz meiner Liebe — wiesen nicht die Finger der ganzen Verwandtschaft auf diese Armut hin? Das Wort hatte sie getroffen, in ihren Augen schwollen Thränen, und der letzte Zwang des Lächelns verzitterte von ihren Lippen.

Ich war aufgestanden und hielt ihr schluchzendes Köpfchen in meinen Händen:

„Eine Dummheit! Eine Lächerlichkeit! I was werden wir uns das so zu Herzen nehmen! — komm, komm her! — ich hab' dich lieb, du liebst mich! — wir beide, ach wir beide! — ist das nicht genug?“

Sie wehrte leise, mit einem Wiegen ihres Kopfes, und schluchzend brach ihr lange verhaltener Schmerz hervor. O sie hatte es längst gemerkt, wie sie bei unserer Familie nicht für voll angesehen würde — „deswegen!“ Papa und Mama und Tante Eckberte hatten ja nur einen Gedanken — — „den!“ Sie wäre ihnen allen die bitterste Enttäuschung! Und es würde nur noch schlimmer werden, je mehr die Aussicht schwände. „Du selbst, Gustav, — du sollst sehn — du selbst wirst mich zuletzt nicht mehr lieb haben!“

„Wa—a—as?!“ Ich lachte hell und übertrieben kräftig auf.

„Du bekommst es auch einmal satt, fort und fort auf den Vorwurf bei den Deinen zu stoßen —“ schluchzte sie weiter.

„Na, du Närrchen, wer sagt denn, daß wir diesen Vorwurf nicht noch eines Tages tüchtig zu schanden machen.“ Ich zählte ihr verschiedene Fälle aus unserm Bekanntenkreise auf. „Und nun komm! Wir müssen uns selber verlachen wegen unser Thorheit! Und sag' einmal, Liebling, Weibi, ist das wohl patriotisch? Geschwind nimm dein Glas! Statt anzustoßen auf das Wohl unseres jüngsten Prinzen, sitzen sie und jammern und verzagen — da soll doch gleich . . . .“

Und ich ergriff mein Glas und hielt

es gegen das ihre; zögernd nahm sie das und das anstoßende Krystall gab einen hellen, freudig klingenden Ton.

„So ist's recht! Und nun kein Wort mehr davon! Ich hab' dich lieb — du hast mich lieb — von einer Chimäre laß' ich mir meine Liebe nicht über den Haufen werfen! Auf die Gesundheit also des kleinsten aller Königlichen Hoheiten!"

Durch ihre Thränen lächelte sie innig, während der Wiederschein des goldgelben Rheinweines wie Sonnenlicht über ihre Züge flimmerte. —

Ein Jahr darauf kam ich zufällig über den Opernplatz nach dem Schloß zu, als gegen die Museumsseite des Lustgartens sich Auflauf und Gedräng bemerkbar machte. Was fragte ich noch? — es war jährig! es war wieder Juli! — natürlich ein neuer Prinz! Soeben ist die Artillerie dort am Anfahren, um auch diesem Sproß am kräftigen Hohenzollernstamm den hundertfach dröhnenden Willkommgruß zu entbieten.

Da packte mich ein lächerlicher Zorn. Jetzt ins Contor? Nimmermehr! Damit mir Papa abermals wie im vorigen Jahr auf die Schulter tippt, mit seinem höhnischen „Numero Drei, mein Junge!" Abermals soll ich die Qual von hundert und ein Kanonendonnern wehrlos ertragen, jeder Schlag eine Mahnung und ein Verweis. Schießt Ihr so viel Ihr wollt, ich mach' mich davon . . . .

Hüpfte also eilends in eine „Erster" und befahl dem Kutscher, die Linden herunter zu jagen — wohin? — nun einerlei, nach dem Tiergarten zu, tief in den Tiergarten hinein! Der Kerl auf dem Bock blickte mich unter dem Lederrand seines Hutes etwas verwundert an: ich wollte mich doch nicht etwa totschießen dort im Gebüsch — und so eilig?

Aber die Kanonenschüsse waren schneller als mein Droschkengaul. Jetzt schütterte der erste Donner durch die Luft. Die Leute auf dem Trottoir blieben stehn und horchten, andere nickten, die wußten schon — wieder breitete sich der freudige Schein über die Gesichter, wieder bekam das Grün der alten Linden ein so festliches Ansehen. Und Schuß auf Schuß mir nachjagend in den Tiergarten hinein, ja dort in der Waldesstille hallte es erst recht deutlich über den Wipfeln — umsonst dieser Qual zu entfliehen!

Vielleicht war es nur eine Prinzessin, und das Geschieße hatte bald ein Ende. Da wandte mein Kutscher seinen breiten Rücken ein wenig herum und warf über die Schulter die Bemerkung hin: „Is schon wieder'n Prinz — dacht' ick mir doch!"

„Wieso? haben Sie gezählt?" rief ich dagegen, und meine Stimme mochte wohl die Erregung nicht verbergen.

„Ick wußt' schon, auch ohne zu zählen — bei'n Prinzen Wilhelm is det schon nich' anders. Jedet Jahr eene Nummer — lauter Jungens —"

„Fahren Sie um den See herum zurück!" befahl ich. Hatte ich wohl nötig gehabt in den Tiergarten zu entfliehen, um mir den Prinzen Wilhelm als ein vorbildliches Muster auftrumpfen zu lassen? Das hätte ich auch im Contor haben können!

Doch der Schreckliche dort auf dem Bock ließ nicht nach. Der Kanonendonner reizte seinen eignen Vaterstolz; nach einer Pause wandte er sich abermals herum: „Stücker acht hab' ick och. Nich lauter Jungens, Mächens müssen och sind. Det wird Prinz Wilhelm och insehen dhun, und det nächste Jahr um die Zeit, wann sie wieder knallen, da können se wat mit's Pulver sparen — nu is een Mächen dran."

Genug! Welche Aussicht! Ich fürchtete damals, der Mann möchte recht haben mit seiner Prophezeihung der Prinzenserie. „Jedet Jahr eene Nummer . . . ." Jedes Jahr wohl ungefähr um diese Zeit würde ich mir meine eigne Kinderlosigkeit mit Kanonengeknall vorwerfen lassen müssen! Es war zu viel! Ich gab dem Kutscher die Adresse unserer Firma an — ich wollte hin, mich an das Pult setzen und dem Angriff von der anderen Seite energisch stand bieten — ich wollte mir dergleichen Anspielungen und Trümpfe ein für allemal ernstlich verbitten.

Unterwegs aber stellte sich mir immer deutlicher die vorjährige Szene an unserm Mittagstische dar. Mein armes Weibchen — diesmal würde sie noch ganz anders unter dem alle Poren des Hauses durchdringenden Kanonendonner gelitten haben! Denn die unselige geheime Gegnerschaft, die sich innerhalb meiner Familie gegen sie gebildet hatte, war im Laufe dieses Jahres

noch gewachsen. Es klingt grausam, dennoch muß ich die alten Leute nicht ganz ohne Verteidigung lassen. Meines Vaters Stammesbewußtsein litt unter der Aussicht, daß unsere Familie ganz verlöschen müßte; die Firma, die alte, angesehene Firma, die den Wandlungen von Jahrhunderten zu trotzen schien, so fest war sie gegründet, sollte in absehbarer Zeit an andere Namen und Menschen übergehen — die fixe Idee dieser enttäuschten Großvaterhoffnungen war in ihrer Beharrlichkeit wohl erklärlich, mußte sie nicht im Gegenteil immer mehr an Schärfe und Bitternis zunehmen? Die ganze Familie war zuletzt auf diesen Ton gestimmt, die Sticheleien mehrten sich, immer deutlicher die Anspielungen, immer häufiger die Verstimmungen zwischen uns Verbrechern und dem Gros der andern Partei. Unser Argwohn lauerte auf Schritt und Tritt der neuen Demütigung. Ja als eine andauernde Kränkung empfand es meine gute Frau. Sie hatte recht gehabt: man sah sie nicht für voll an in unserer Familie; allerlei dumme kleine Geschichten, die vor unserer Ehe gespielt und die das entsetzliche liebe Mein und Dein betrafen, wurden ausgekramt, von neuem wurde an ihrer Mitgift gemäkelt und die Standesgemäßheit meiner Heirat, über die der Adel einiger Hunderttausende von Mark zu entscheiden hatte, abermals auf die Wagschaale gelegt. Zwar nicht vor unsern Augen, doch der Klatsch wisperte uns dies und das ins Ohr, die Dinge natürlich vergrößernd.

Unsere Besuche hatten sich mehr und mehr auf festliche Gelegenheiten eingeschränkt. Da unterstanden wir aber um so erbarmungsloser dem Gemäkel und der Kritik der ganzen Verwandtensippe. Ein böses Wort wurde mir zugerannt: man hätte sich an maßgebender Stelle geäußert, meine Frau wäre unbedeutend — eine schöne Puppe, die aber nichts bedeutet . . . .

Emmy war unter der Last ihres Verbrechens immer stiller geworden, sie hatte fast ihre alte herzige Fröhlichkeit eingebüßt, wenigstens ihnen gegenüber. Gewiß lag die Acht meiner Familie wie ein böser Bann auf ihrem Herzen — kein Wunder, daß die Kritik ein wenig Recht bekam! Freilich bedeutete sie nichts, da sie der Firma keinen Nachfolger geschenkt — eine Mutter zu sein ist stets ein Verdienst! Unbedeutend — ein schlimmer Hieb für einen Ehemann, der in seiner Frau den Ausbund aller äußeren und seelischen Vorzüge anbetete!

Wie immer blieb etwas von solcher Kritik als ein schmerzlicher Stachel hangen. Auch unser schönes intimes Glück bekam von Zeit zu Zeit einen häßlichen Hauch. Eine bange Ahnung beschlich mich zuweilen: — sollte unserer Liebe und unserm Frieden eine Gefahr drohen? Hatte sie mich nicht vor Jahresfrist gewarnt: „zuletzt wirst du selbst mich nicht mehr lieb haben, Gustav —“

Eine ungeheure Angst erfaßte mich plötzlich. „Nicht Markgrafenstraße!“ rief ich dem Besitzer der Acht, „aber nicht lauter Jungens,“ zu. „Fahren Sie Kurfürstenstraße!“

Der lederne Kutscherhut reckte sich kurz auf mit der stummen Bemerkung, was es doch für Kauze gäbe unter den Fahrgästen, dann in einer equipagenmäßigen Kurve lenkte das Gefährte zur Seite, um den Kanal entlang nach meiner Wohnung zu rollen.

Wie ich es geahnt — meine Frau in Thränen! Und welch' eine schluchzende Bitternis, die sich weder durch mein ärgerliches und einen Hohn heuchelndes Lachen, noch durch meine Liebkosungen beschwichtigen lassen wollte. Sie mochte kurz vor mir nach Hause gekehrt sein, das Capotehütchen saß ihr noch auf dem Kopf, die Handschuhe lagen in der Hast abgestreift auf dem Teppich. Auf der Straße hatte der Kanonendonner sie wohl überrascht, und all das im Laufe des letzten Jahres angesammelte Leid brach nun in einer Flut von Thränen aus. Aber immerhin eine Lächerlichkeit — Gott wie oft muß man das betonen und beschwören!

Es war etwas Anderes, Schlimmeres, wie sie mir endlich schluchzend gestand. Sie hatte also ihrer Schwiegermama einen Besuch abgestattet, einen rücksichtsvollen Mußbesuch, den sie der alten Dame längst schuldig gewesen. Auch Tante Eckberte war zufällig anwesend; und dort, mitten in das Gespräch, war der Kanonendonner hineingefahren. Emmy wußte sofort, und das Blut war ihr heiß zu Kopf geströmt. Der Wind mußte so stehn, daß das Gedonner ganz nahe klang — „Der neue Prinz!“ rief Mama nach dem dritten Schuß. Tante Eckberte in ihrer nervös

beweglichen Art war ans Fenster getrippelt, um nur ja nichts von den kostbaren Tönen zu versäumen — „na aber so was!“ kicherte sie wie in kindlicher Freude, und bei den nächsten Schüssen schlug sie die Händchen zusammen vor Entzücken.

„Prinzeß Wilhelm, das ist eine Natur! alle Wetter! (sie scheute sich nicht, ihre innere Kraftart durch ein gelegentliches kleines Flüchlein zu beweisen). Und schon das dritte! Natürlich wieder ein Junge! — die Schüsse klingen schon so, als ob es ein Prinz wäre.“

Jetzt erschien auch Papa in der Thüre. Nur ganz kurz: „N'tag, Emmy, wie geht's dir?“ Und dann gleich losfahrend in seinem auftrumpfenden Enthusiasmus: „Was sagt ihr nun? Nummer drei! Das ist ja wundervoll! — das ist ja geradezu verblüffend! — bumm!“

Darauf eine Pause, während der die drei Alten mit Blicken und Nicken und Ausrufen und signalmäßigen Bewegungen ihr Entzücken austauschten. O ich konnte mir die Szene genau vorstellen, es bedurfte nur Emmys Andeutungen! Hatte sie nicht dort vor ihnen gesessen wie eine eines Verbrechens Angeklagte? Am liebsten wäre sie dem schrecklichen Kanonendonner und den noch schrecklicheren Bemerkungen entflohen, aber ihr Urteil mußte ja doch erst deutlich gesprochen werden!

„Na freust du dich denn nicht auch, Emmy?“ fing Mama an.

Gleich nachdem Papa: „Wir werden ja nun wohl verzichten, nicht wahr? — Das Beispiel da zieht eben nicht — na ich weiß, du kannst ja nicht dafür — aber . . . .“

Was denn „aber“? Nun sie verlangten ja wohl, daß sich das arme Frauchen auch duckte wie eine Verbrecherin — man mochte ihr nicht verzeihen, daß sie ihren Sinn trotzdem stolz und hoch aufrecht hielt, wie es ihrer prächtigen Art entsprach.

Tante Eckberte aber gab den Trumpf: „Ich werde also meinen Namen unbenutzt mit ins Grab nehmen — niemand ist da, der ihn haben will! Wenn mir doch wenigstens der Gefallen geschähe — aber so!“

Dann mit einem listig-anzüglichen Blinzeln ihrer klugen Äuglein, zu Papa gewandt: „Du, Franz, ich habe mich also entschlossen, daß nach meinem Tode der Lützowplatz endlich geräumt wird — ich werde in meinem Testament dafür sorgen.“

Ich kann mir die Wirkung auf meinen Vater und meine Mutter denken. Wie sie in sich zusammensanken vor Schreck und sprachlos das unsichtbare Wort „Testament“ anstierten. Tante Eckbertes Testament — ein Popanz, der von Zeit zu Zeit in unserer Familie auftauchte, um allerlei Verstörungen darin anzurichten. Die schrullenhafte alte Dame gefiel sich darin, da sie diese Wirkung kannte, das Schreckmittel bei angemessenen Gelegenheiten spielen zu lassen. Es gab allerlei Stiftungen und Verwendungsarten, auf die das ominöse Testament hinzielte — „mein Geld will von euch ja keiner!“ — ja wenn Kurlens (das waren wir) Nachkommen hätten, da braucht' ich mir nicht meinen alten Kopf zu zerplagen — aber so!“

Diesmal war es also der Lützowplatz. Man kennt diesen Schandfleck Berlins, ein herrlicher, zu einem eleganten Schmuckplatz mitten im eleganten Westen wie geschaffener Raum, den aber das Besitzrecht eines Finanzkonsortiums in einer allem Geschmack hohnsprechenden Weise ausnutzt, indem es ihn an Kohlenhandlungen vermietet und allerlei höckerhafte Wirtschaften dort duldet. Tante Eckberte war eine Anwohnerin dieses Platzes; gewiß wäre ihr Andenken ein Gesegnetes gewesen im ganzen Westen, ja in ganz Berlin, wenn sie dem unausstehlichen Zustand ein Ende gemacht — freilich auf Kosten von uns andern Erbberechtigten.

Es war zu viel! Die Luft war so überladen mit Anzüglichkeitsstoff und der Schall des Kanonendonners schien die feindliche Stimmung zu vermehren — noch ein paar ähnlich spitzige Bemerkungen, dann fand es Emmy für geratener das Feld zu räumen. Sie that es mit einem bösen, häßlichen, nicht ganz pietätvollen Wort, das ihnen die unerhörte Grausamkeit vorwarf. Hier erst, im eignen Hause, brach der ganze Jammer los: — ist sie nicht das unglücklichste Weib auf der Welt? Sie will nie wieder das Haus meiner Eltern betreten — sie hat nun genug all' der Kränkung! Und erneutes Weinen und Schluchzen. Vergeblich suchte ich sie zu beschwichtigen: ich wollte mit Papa und Mama ein ernstliches Wort reden — es ist nur die Schrulle! — sie können doch nicht im Ernst ihr und mir ein Verbrechen anrechnen!

„Thun Sie aber, Kurt!“ schluchzte Emmy. „Es kommt noch viel schlimmer! Sie werden mich ganz verdrängen! Sie werden nicht ruhen, bis ich abgereist bin! Ich bin ja nichts — ich bin keinen Kanonenschuß wert — laß mich — ich will fort — ganz fort von hier — es soll mich niemand wiedersehen!“

Ein Anfall, den ihr meisten von uns Ehemännern wohl kennen möget. Doch kein noch so wohlgemeintes Hohnlachen und keine Zärtlichkeit half dagegen. Hatte sie mich nicht in dies Verbrechertum gestürzt?

Nein, sie wollte nicht schuld sein, daß ich selbst den Herzen der Meinen entfremdet würde! Wenn es so weiter ginge, so liefe ich noch Gefahr enterbt zu werden, und andere schlimme Dinge.

Ich schlug unsanft genug mit der Hand auf den Tisch, daß die Gegenstände darauf hüpften: „Einerlei, mag kommen was will — ich geh' hin! — ich will mich aussprechen! — ich will doch sehn, ob ich dieser Lächerlichkeit nicht Herr werde!“

Eine Stunde darauf befand ich mich im feindlichen Lager, das in großer Erregung war. Emmy hätte sie, die alten Leute, beleidigt.

„Sie wird Abbitte thun deswegen!“ fuhr ich heraus — „aber man wird sie nicht ferner quälen! — und mich nicht!“

Wo und wann hätte jemand irgend eine Anspielung gemacht? Ist jemand schuld daran, wenn sich alljährlich Kanonen aufpflanzen, um Prinz Wilhelm einen neuen Jungen anzuschießen? Nie und nirgends wäre auch nur die Spur eines Vorwurfes gefallen — Emmys und mein argwöhnischer Sinn sähen Gespenster. Ja, fühlten wir uns denn schuldig? „Enttäuscht sind wir alle ein wenig — aber daran gewöhnt man sich — nicht wahr, Eckbertchen?“

„I, was werdet Ihr Euch echauffieren — deswegen!“ meinte die Tante listig „ich kann den Lützowplatz ja immer schon als Kinderspielplatz einrichten lassen inzwischen . . . .“

Das „inzwischen“ brachte uns alle zum lachen. Sie also hielt an der Hoffnung fest, die gute, brave Polterin — mit dem Lützowplatz war es also nur ein Scherz gewesen! Sie wehrte sich gegen diese Auffassung, aber der Friede war gemacht. Wir wollten uns künftig nicht mehr das Leben verbittern, es sollte keine Anspielung fallen „inzwischen“ — nicht einmal, wenn Prinz Wilhelm im nächsten Jahr abermals schießen lassen würde.

„Was unfehlbar eintreffen wird!“ rief der unverbesserliche Papa. —

Was aber nicht eintraf, nicht in diesem und nicht im nächstfolgenden Jahre, wie ihr alle wißt. Aber auch die Hoffnung, die von uns wie von der gegnerischen Seite in Tante Eckberts bedeutungsvolles „inzwischen“ gesetzt worden war, ging ebensowenig in Erfüllung. Weiter warteten wir vergeblich, daß sich das Rauschen von Storchflügeln über unserm Dache vernehmen ließe. Und eine stille Resignation bemächtigte sich unser: sollten wir deshalb mit Harm in die Zukunft schauen, oder uns gar unsere kostbare Liebe gefährden lassen?

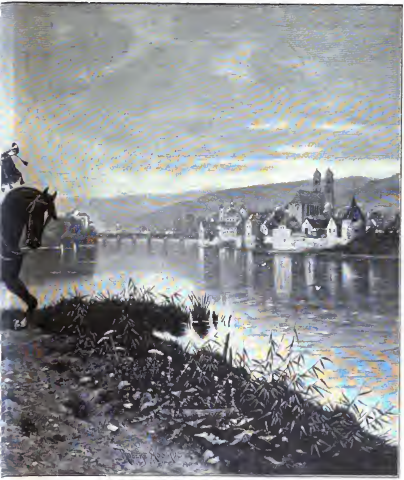
Das Verhältnis zu unsern Eltern hatte sich nach jenem Gewitter am Geburtstag Sr. Königlichen Hoheit des Prinzen Adalbert leidlich freundlich gestaltet. Wenigstens im äußeren Verkehr. Eine rührende und thränenreiche Szene schien den unheimlichen Bann gebrochen zu haben, und das Schwiegertöchterchen war zu Gnaden und Frieden aufgenommen worden. War es nicht besser, daß wir gemeinsam an unserer aller großer Enttäuschung trugen und uns gelegentlich in offenen Worten darüber ausließen?

Doch alles das nur ein Waffenstillstand! Von Potsdam her, wo Prinz Wilhelms junges Familienglück eingenistet war, zog ein neues Gewitter gegen uns herauf. Schon im Sommer des Jahres 1886, bei der ersten interessanten Nachricht, die vom Marmorpalais her ins Publikum drang, glaubten wir die Luft vom Kanonendonner erzitternd. O wir hatten uns wohl, auf die längere Pause vertrauend, zu vorzeitig in unsern Frieden gewiegt! Nun brach die alte Unseligkeit von neuem los.

Nicht, daß im gegnerischen Lager auch nur eine Andeutung gefallen wäre, die uns allarmiert hätte. O nein — vollkommenes Schweigen von jetzt ab, eine Art Abkommen, daß von der neuen Prinzenhoffnung kein Spürchen erwähnt werde. Das aber gerade war's! Gerade in diesem Schweigen ließ sich der gespenstische Kanonendonner um so deutlicher und unheilvoller vernehmen. Er würde gegen den Winter hin immer lauter heraufschwellen — um Ruhe und



Abschied von Säkkingen. Nach
(Mit Genehmigung der Photogr



…dem Gemälde von Robert Aßmus.
…aphischen Gesellschaft in Berlin.)

Gemütlichkeit dieser Saison wäre es geschehen! Wir ahnten, wir wußten, daß eine neue Katastrophe bevorstände. Papa würde nicht an sich halten und die altjüngferliche Schadenfreude der alten Tante Eckberte, die mit listigem Äugleinzwinkern das Thema an seiner empfindlichsten Stelle anfassen würde! Welch' neue Qualen standen uns bevor!

Nervös — nun ja, wir schwelgten beide förmlich in dieser Modekrankheit, und sie verbitterte uns unser schönes, stilles, heiteres Eheglück. Zum Teufel! wegen einiger Dutzend Kanonenschüsse, die in vielen Wochen vom Lustgarten heraufdonnern sollten . . . Wir waren närrisch! ach wir waren damals durchaus keine Helden!

Und diesmal mitten im Winter! Im Sommer hätte man dem Geknall entfliehen können und der unausbleiblichen Katastrophe im Elternhaus. Wir hätten uns durch Berge und Wälder dagegen schützen können; nun aber galt es auszuharren und die Narretei nicht gar zu weit zu treiben.

Ach, auszuharren! Zufällig fiel meine offenbare, und vom Arzt beglaubigte Nervosität mit einer gewissen Krisis zusammen, die über unserm Geschäftsverkehre wetterleuchtete. Papa und ich, wir vermochten uns diesmal nicht wie sonst immer über die einzuschlagenden Maßnahmen zu einigen. Diesmal war er es, der gewisse kostspielige Neuerungen vertrat, während ich in hartnäckigem Eigensinn meine Hand zu solchen Extravaganzen, wie ich es nannte, nicht bieten wollte. Da gab es Streit und Widerstreit und heftige Erörterungen von einer Seite unseres gemeinsamen Doppelpultes zur anderen. Und über all dem Zwiespalt das unheimliche Kanonendonnern, das näher und näher rückte.

Zuletzt eine Explosion! Aus einem mißstimmigen Schweigen platzte Papa eines morgens plötzlich hervor: „Ich weiß wirklich nicht, Alterchen, für wen du, gerade du sparen willst —" (das du, doppelt und dreifach unterstrichen!) und einen gewissen zwinkernden Seitenblick des mit kurzen, grauen, borstigen Härchen bedeckten Kopfes nach mir hinüber, ein gewisses spöttisches Zucken um die bartlosen, aber stets glänzend glatt rasierten Lippen, dazu das dreifach unterstrichene „du!" Es brachte mich außer mir, und innerlich schnellte etwas in mir auf.

„Das brauchtest du mir nicht gerade heute vorzuhalten, Papa —" drückte ich mit einer Anstrengung, ruhig zu bleiben, mühsam genug hervor. „Ich dächte, das hätte noch Zeit bis zum Januar —"

„Wieso Januar — was meinst du damit?"

O er verstand durchaus nicht! Er hatte ja beileibe keine Anspielung „darauf" gemacht!

„Na, zum Januar ist das Schießen wieder fällig, da kann es ja von neuem über uns losgehen, über mich und meine Frau —"

„Höre, Kurt, du bist krank, du siehst Gespenster — das verbitte ich mir, daß du unser Gerechtigkeitsgefühl antastest! — ist die ganze Zeit über auch nur ein Wort gefallen — darüber?"

„Allerdings nicht — kein Wort! Aber eure Mienen — euer Schweigen! Meinst du, wir wären blind und taub?"

„Na, nun soll doch gleich —" und mein Vater schlug mit aufbrausendem Erstaunen auf einen Pack Papiere, daß es einen klatschenden Lärm gab.

„Hör' mal, du bist krank, du bist — du bist —" und das richtige, dazu passende Wort abwehrend, fuchtelte seine flache Hand in der Luft.

„Na, sag' es nur gleich heraus, was du meinst, Vater. Gewiß bin ich im Begriff — das zu werden! Und wer ist daran schuld? — Ihr! — Ihr! — Ihr!"

„Da soll aber doch gleich —" der Alte sprang von seinem Drehschemel, kletterte mit hülflosen Geberden wieder darauf, schlang seine Beine um das Schemelbein, und schnappte nach Luft — „wir sollen schuld daran sein, wa — a — as?"

Und ein Staccato von heisern, kichernden Lachtönen.

„Nächstens könnt Ihr es uns ja wieder auftrumpfen!" zischelte ich — „nächstens läßt Prinz Wilhelm ja wieder schießen —"

„Und wir werden uns von Herzen darüber freuen! Das ist gute Preußenpflicht! Am Ende gar ist Sr. Königliche Hoheit Prinz Wilhelm schuld daran — die Geschichte wird immer besser! — hör' mal, wenn du solche Angst hast vor dem Freudenschießen, so mach' dich doch davon! Eine kleine Luftveränderung würde deinen Nerven gut thun."

„Thu ich auch! Wird sie auch!" rief ich in sprühender Erregtheit, und mit einem lautschallenden Puff schlug ich das große Buch vor mir zu; von dem Winde wirbelten einige lose Blätter in der Stube umher.

„Deine Neuerungen mach' ich ohnedies nicht mit, Vater! Such' dir einen andern Beirat!"

Noch ein paar aufprallende Redensarten hin und her. Und ein scharfes, spitziges Wort, mein armes Weib betreffend, eine Grausamkeit, die ich Papa nie und nie zugetraut — dann war es genug! Ich verließ das Pult und die Stube, um für lange Zeit, vielleicht für immer, nicht mehr dorthin zurückzukehren. Alle Vermittelungsversuche von Mama und Tante scheiterten an meinem harten Sinn. „Luftveränderung — nun gut — Ihr sollt sie haben — wir reisen also!"

Übrigens hatten wir ja darin eine Unterstützung durch den Arzt, der längst schon einen, wenn auch nur kurzen Ortswechsel für unsere Nervosität in Vorschlag gebracht. Auf also und fort! — glaubt ihr wohl, daß ich närrisch genug war damals, mich wie ein Kind zu freuen, weil ich auf irgend eine Weise von dem Kanonendonner des neuen Prinzen erlöst sein sollte?

Und wir flohen, weit, recht weit, bis jenseits des Meeres, bis an den Rand der Wüste — mochten sie nun donnern soviel sie wollten am Lustgarten, wir waren in Sicherheit!

Dennoch sollten wir auch in solcher Ferne nicht ganz verschont bleiben. Die unseligen Telegraphen und ihre meerdurchspannenden Kabel! Es war am Abend des 29. Januar 1887 — wir waren gerade von einem Ausflug nach den Pyramiden zu unserm vorzüglichen Hôtel Shepherd in Kairo zurückgekehrt, als das bedeutungsvolle Telegramm mitten in die Table d'hôte einschlug. Natürlich ein Anlaß für feierfrohe Deutsche, die Sektgläser schäumen zu lassen! Welch' eine Ironie: wir, die wir mitten darunter saßen und uns nicht auszuschließen vermochten, und gezwungen waren, mit unsern Gläsern einzustimmen in den patriotischen Jubel: — „Hoch der neue Prinz!" Und welch' eine schalkige Stimmung: „Hurrah, die Nummer 4! Hurrah das drittel Dutzend junger Hohenzollern!"

Am Spätabend jedoch, nachdem wir wider Willen mitgelacht und mitgejubelt in der mutwillig heiteren Gesellschaft, gab es im Hotel Shepherd auf einem gewissen Zimmer eine seltsam stumme Rührungsszene zwischen zwei gewissen Ehegatten. Kein Wort über die Nummer 4 — keinerlei Anspielung, nur ein langes, lautloses Umarmen: schämten sie sich nicht ein wenig die beiden Leutchen, ob ihres Kleinmutes, ihrer Narretei, ob ihrer lächerlichen Flucht . . .

Wie mochten wohl unsere Alten da oben in Berlin das Ereignis verbracht haben? Der Gedanke daran fiel mir schwer aufs Herz. War es nicht das einfachste, den Groll und Zwist hier im Wüstensande zu begraben und die Rückreise anzutreten? — Damit uns binnen Jahresfrist der Kanonendonner von Numero 5 aufs neue davonjagte . . . .

Nein, meine Nerven waren noch lange nicht wieder in Ordnung! Und mein Starrsinn nahm also die Gelegenheit wahr, eine sehr günstige Stellung, die sich mir bei einer großen Handelsgesellschaft in Alexandrien bot, nicht auszuschlagen. Wer weiß, was sich vielleicht in Jahr und Tag geändert haben würde . . . .

Freilich gab es gewaltige Änderungen droben in der Heimat. Über dem Hohenzollernhause zog sich das verhängnisvolle Wolkendunkel zusammen; in banger Erwartung zwischen Furcht und Hoffnung lauschten die Herzen aller Deutschen nach San Remo hinüber, wo sich die grausam bittere Tragödie des edlen fürstlichen Dulders abspielte. Wer dachte an eignes oder eigengemachtes Leid vor solchem, ganz Deutschland bewegenden Schmerz?

Dann senkten sich die Fahnen Europas, ja der ganzen zivilisierten Welt, über dem Grabe des greisen Heldenkaisers. Dann setzte sich Kaiser Friedrich die Dornenkrone aufs Haupt, und Tropfen für Tropfen sahen wir das Blut rinnen über das blasse Märtyrerantlitz, bis die grausam bittere Tragödie ihren Abschluß fand in der stillen, grünumschatteten Friedenskirche zu Potsdam.

Heil Wilhelms II jungstrotzender Kaiserkraft! Hei, wie sie sich in den Sattel schwang! Wie sie alle, auch die Widerspenstischsten in ihren Bann zwang, nach neuen wetterumleuchteten Zielen aufwärts!

Und hinweg mit dem pietätlos lächerlichen Groll, der mich Kinderlosen gegen das üppig sprossende Hohenzollernglück geplagt! Vier Buben, ei und das Sprossen am alten Königsstamme will noch lange kein Ende nehmen — gibt es nicht zum Juli abermals ein neues Prinzenschießen?

Wie wäre es, wenn wir der ägyptischen Komödie ein Ende machten und unserm Heimweh nachgäben und alles zum Alten kehrten? Nur die Nervosität vor dem Kanonendonner, die wollten wir im Wüstensande begraben.

Noch gab es es ein Schwanken, als eines Tages ein abermaliges langes und stilles Umarmen stattfand zwischen zwei gewissen Leutchen. Nicht ganz stumm: — ein paar zögernd hingehauchte, bebend schämige Worte von den Lippen des jungen Weibes, das seine glühende Stirn an dem bärtigen Halse des Gatten barg . . .

„Was?! — Nicht möglich! — Wirklich!? Ach, du Liebe, Liebe, Einzige!" Und ich in der Stube wie närrisch umherjubeln, und mich nicht mehr lassen können vor unbändiger Freude — wißt ihr, es ging nun ins siebente Jahr, daß wir vergeblich — „darauf" geharrt.

Es war am Mittag des 27. Juli, als ich, von der Anhalter Bahn kommend, mit meiner Droschke die Friedrichstraße entlang fuhr; hatte ich es doch recht eilig gehabt mit meiner Heimfahrt. Plötzlich, im lärmenden Geräusch, hallte ein dumpfdröhnender Ton von fernher. Die Leute auf dem Trottoir hielten an und horchten — Fenster öffneten sich, über die Gesichter flog jener fröhliche Sonnenschein. Mein Kutscher wandte sich langsam herum, wies mit der Peitsche nach der Gegend des Kanonenhalles und meinte phlegmatisch wie sein Vorgänger damals: — „Wird wohl Numero fünfe sind!"

„Fahren Sie so fix als möglich!" rief ich dem Manne erregt zu. Als wenn sie zu schnell hintereinander knallen könnten und ich die Schwelle des Elternhauses nicht erreichte, ehe das Schießen zu Ende — aber es würden wohl 101 Schüsse werden!

Unter dem Donner eines seltsam lauten Kanonenschusses stürmte ich in unsere Contorstube. Wie verstört erhob sich meines Vaters Antlitz aus den stützenden Händen, und seine blinzelnden Augen starrten mich an wie eine Erscheinung.

„Papa — t'ag Papa! Ich bin's! Ja, und mit was für einer Botschaft!"

Wir lagen uns schluchzend in den Armen — bis wieder ein Donner dazwischen fuhr. Ich riß mich los:

„Siehst du, Papa, deswegen bin ich gekommen! Ich habe mich geeilt genug! — Herrjeh was bin ich gefahren! Ich wollte nicht, daß du das Schießen ohne mich anhörtest. Bumm! Auch für mich und für uns alle! So Gott will, schenken wir euch im nächsten Jahr auch einen Prinzen. Und nun verzeih' mir alles Böse — all' das Hohenzollernglück war schuld daran . . ."

Abermaliges Umarmen, und das Gedonner von Numero fünf, das unsere rührenden Auseinandersetzungen begleitete. —

Im Herbst desselben Jahres schlenderte ich eines abends mit meinem Weibe durch die Leipzigerstraße. Vor einem bekannten Bilderladen staute sich eine gaffende Menge; Rufe des Entzückens aus Frauenmund, und ein Herr rief ein kräftiges „famos!"

Wir drängten uns heran, und zwischen den Schultern der Gaffenden hindurch, gewahrten wir endlich den Gegenstand der entzückten Neugierde. Es war eine Photographie in Kabinetsformat, von dem grellen, hellgelben Gaslichte scharf beleuchtet, jenes seitdem so volkstümliche Gruppenbild, das die hohe Frau und Mutter mit ihren fünf kaiserlichen Knaben darstellt.

„Des Kaisers Fünf — —" stammelte ich und mein Weib schmiegte ihren Arm inniger und fester in den meinen.

Ich weiß nicht, ob es ihr auch so geschah — als wir uns endlich von dem Anblick des wunderhaften Bildes losgerissen und nun auf dem Trottoir weiterschritten, war vor meinen Augen ein so seltsames Flimmern und Schwanken — die Menschen, der Schein der Läden, die Laternen, alles in einer feuchten Unsicherheit verschwimmend . . . .



Weihnachten in Rom.

Illustrationen von H. Nestel.

(Nachdruck verboten.)

Du siehst nun auch den alten Soracte stehn
In tiefem Schnee, wie's einst dich Horaz gelehrt,
Mit weißer Last die Wälder seufzen,
Starrend vor Kälte die Flüsse zaudern.

Und sollten wir nicht folgen dem weisen Rat?
Laß traulich knistern rötlichen Brand im Herd,
Und Est — Est — Est in gold'nen Tropfen
Spende die Flasche, die korbumwundne.

Es dämmert mählich; hinter der Kuppel schon
Versank die Sonne; leise der müde Schnee
Vorüberschwebt in feuchten Flocken,
Matt auf dem blinkenden Stein sich lösend.

— Was sinnt dein Auge? Denkt's an den heitern Frost
In heim'schen Lüften, heller Gesundheit voll?
Den See, der willig bot den Rücken,
Daß dir ein Flügel der Eisenschuh ward?







Es stählt der Knaben wachsende Heldenschar
In heiterm Kampf den künft'gen Schlachtenarm;
Da sausen silberfarbne Bomben,
Neckisch zerplatzend, in Feindes Nacken.

Und Kinder sitzen lauschend im Dämmerlicht,
Durchs Fenster blinkt auf Blumen von Eis der Mond;
Es glüht das kleine Herz, die Lippen
Flüstern und murmeln von Wunderdingen.

Die Glocken dröhnen, fröhliche, selige,
Es strahlt von Kerzen freudig der Tanne Grün;
Durch all das Jauchzen, Lachen, Singen
Schimmert es feucht in der Mutter Auge —

— — Das Feuer schüre! Binde den Schlafrock fest!
Mit flüss'gen Gluten fülle den Becher neu!
— Und diesen Trunk den Römerinnen,
Dunkel gelockten, mit Flammenaugen!

Das andere laß den Göttern! Auf ihren Wink
Legt sich in Ruh' die Woge, des Sturmes müd',
Es schweigen Pinien und Cypressen,
Träumende Föhren am Nordgestade.

Hans Hoffmann.



Wenn man liebt.

Ein Roman in vier Büchern von Bernhardine Schulze-Smidt.

(Abdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

3. Kapitel.

Hänschen Zurweiden, im bequemen und frischen Morgenkleide, deckte in der Sonntagsfrühe die Tafel für des Vaters militärische Gäste unter Beistand des braven Friedrich und im Bunde mit ihrem angeborenen guten Geschmacke. Sie sang und trällerte und fühlte sich bei ihrer interessanten Beschäftigung ganz und gar als die zukünftige Edelfrau des Tessenschen Herrensitzes zwischen Teterow und Malchin; die Arbeit ging ihr flink von der Hand. Elisabeth streckte, seit Hänschen aus der Pension zurück war, bei solchen Anlässen bedingungslos die Waffen. Die kleine Schwester hatte all das hübsche Beiwerk einer festlichen Tafel in den Fingern, während Elisabeth es nur in der Phantasie besaß. Wie Hänschen ihr Silber und altes Baccarat gruppierte, Auswahl für Fruchtschalen und Blumenkörbe traf und den stattlichen, zwölfarmigen Kronleuchter, auf dem duftige, weiße Wachskerzen gebrannt wurden, mit Epheuranken und Vogelbeeren schmückte, das war einfach unnachahmlich. Sie ließ sich auch durch keinerlei knechtische Theorieen und „Wenns" und „Abers" beirren. Kraft ihrer Vorrechte als Nesthäkchen und Tyrannin schickte sie Elisabeth zum Kirchgang und zum Brigittchen nach Drenkhorst hinaus und machte unterdes an Friedrich mit Geduld und Hingabe Dressurversuche, alle auf das Bedientenideal hinzielend. Zwischendurch sprang sie von Zeit zu Zeit um die Ecke auf die sonnige Terrasse des Eckzimmers, um mit dem Vater zu scherzen und ihm und der Professorin anzuvertrauen, was ihr an Plänen, Wünschen und Bemerkungen durch den krausen Sinn fuhr.

„Wißt ihr, lieben Leute, — das Leben ist geradezu himmlisch!" sagte sie und trug den Riesenstrauß sammetbrauner Georginen und fleischfarbener Gloire-de-Dijon-Rosen wie eine Trophäe vor sich her. Er war so umfangreich, daß sie beider Hände dazu bedurfte. „Wär' ich ein Junge, ich schlüge Rad vor lauter Unsinn und Vergnügen!"

„Bumsvallera!
Was ist die Welt doch wunderschön!"

sang der Vater belustigt und wiegte sich im Schaukelstuhl. „Vögel, die morgens singen, holt am Abend die Katze! Laß mich jetzt 'n bißchen zufrieden, Plappertasche. — Ich muß noch die ganze, hohe Politik für die gebildete Tischunterhaltung auswendig lernen."

„Ach, die langweilige Politik!" meinte Hänschen und schob ihren Blumenbusch unter des Vaters großes Zeitungsblatt. „Die verdirbt euch nur den Appetit, und ihr ärgert euch gegenseitig damit an! Ist das nicht wahr, Engels-Großchen? Hör' noch einmal zu, Vater: den Speisezettel schreiben wir hinter jedes Namenskärtchen, aber richtig wie's jetzt bei Hof Mode ist. Nicht etwa ‚sauce jardinière' und ‚Compote,' sondern ‚Kräutertunke' und ‚Eingesottenes.' Und dann neben alle Weine auch die Jahrgänge."

Herr Zurweiden nahm die lange Pfeife aus dem Munde, legte die Zeitung aufs Knie und lachte, daß es dröhnte. „Nun fasse einer all den Blödsinn, Mutterchen! Speisezettel bekommen die Buntröcke zu ihrem Hôteldurcheinander, aber nicht zur Weidener Hausmannskost mit anständigem Ochsenbraten und gediegenem Zugemüse. Prost Mahlzeit, Kind, weder alte noch neue Hofmode hierorts auf dem Dorfe! Und Gott soll mich davor bewahren, daß aus unserm Freerk Hinrichs je solch ein Rhinoceros im Frack wird, das einem die albernen, neumodischen Karaffen ohne Etikett und Spinnweben hinters Ohr hält und dazu säuselt: ‚Grüneberger Ausbruch, Goldsiegel,' oder: ‚Tête de mouton cornu, achtzehnhundert so und so viel!' Selber Schafsköpfe! — Nein, laß du ein halb Dutzend Bocksbeutel überher heraufholen und stell' den Benediktiner und den Doornkaat in Originalflaschen zu den Cigarren; damit und mit fideler Unterhaltung imponierst du den Herren viel mehr, als mit schriftlichen Saucen und Kompotts! — Frag' deinen ‚Triddelfitz', ob ich recht habe!"

Hänschen wurde rot wie die schönste Maipäonie, versetzte dem schlimmen Vater einen liebevollen Backenstreich auf die dunkelgebräunte Wange, ermahnte ihn, sich nächstens Stiefeln anzuziehen und lief singend zu ihrer Tafel zurück.

„O hätt' ich ein Wämslein,
Und Hosen und Hut!
Ich folgt' ihm zum Thor aus
Mit mutigem Schritt,
Ging' durch die Provinzen,
Ging' überall mit!"

schmetterte sie, und dann, als Lied und Schmückungswerk beendet waren, mußte der Vater seine Zeitung und die Professorin ihr feines Strickzeug im Stich lassen, um Kritik zu üben. Den Vater beschäftigte besonders die töchterliche Tischordnung: drei Damen zu sechs Herren — der Fall hatte seine Schwierigkeiten. Hänschen zitterte innerlich, als er gerade Fritz Tessens Karte immer noch einmal verlegte, bis sie zuletzt doch glücklich wieder neben dem nett geschriebenen „Hänschen" angelangt war und blieb.

„Nehme ich ihr den ‚Triddelfitz', so wird aus der Harmlosigkeit Herzbrechen, und das ist mir in den Tod zuwider," sagte er zur Professorin und blickte wohlgefällig seiner Jüngsten nach, die sich aus dem Garten rosa Rosen zum Gürtelstrauß holen wollte.

„Nebst lila Astern für Lise," rief sie über die Schulter zurück. „Ihr sollt sehen, daß die arme Lise trauert. Ich habe nämlich die Ahnung, als ob der grimme Vannees schon über alle Berge wäre und das Goldtöchterchen mitgenommen hätte!"

„Daß dich dieser und jener! Könnte mir passen, wenn Lise heute Trübsal blasen wollte!" sagte Herr Zurweiden und fuhr ungeniert in seine hohen Schaftstiefel, die Friedrich ihm auf die Terrasse gestellt hatte. „Mir ist's lieb und recht, Metta, daß Vannees seine Spitznase 'mal in andere Luft steckt, und daß er's hoffentlich so oder so mit dem Kinde gut zu Wege bringt. Was wird daraus ohne Frauenhand? (Denn das kröpelige Nähwurm hat die Macht nicht.) Eine Wilde, die über Hecken und Zäune hurrah't und dem Mannsvolk schon heiße Köpfe macht, eh' daß sie in lange Kleider kommt, oder umgekehrt, 'ne kuriose, kleine Heilige, die mir meine liebe Älteste mit kurios macht. Dafür dank' ich aber ergebenst! Hätt' ich gedacht, daß die Komödie sieben gottgeschlagene Jahre spielen könnte — meiner Tochter hätt' ich ihren Part verweigert! Aber ich sagte mir: zur Thür herein, zum Fenster wieder hinaus — na — dicke Irrtümer kommen in den besten Familien vor, man soll sie nur vor dem jüngsten Tage einsehen! — Heiratet Elisabeth, wider Erwarten, doch noch, und der betreffende Ehrenmann hat nichts dagegen, daß sie den kleinen flandrischen Augenstecher adoptiert — gut — meinetwegen, das ist dann ihres Herrn und Gebieters Sache. Solange sie Fräulein Zurweiden senior ist, geschieht es nicht, und du wirst mich hoffentlich darin unterstützen, meine alte Metta."

„Ganz selbstverständlich," entgegnete die Professorin. „Dennoch bin ich dafür, daß sie die Pflicht, die sie sich aus innerem Triebe geschaffen hat, lieb behält. Bedenke, Wilhelm, sieben Jahre sind eine schöne Zeit, um wahre Tüchtigkeit zu beweisen, und Elisabeth hat sie voll bewiesen, so wenig man ihr's von Haus aus zutraute. Das müssen wir hochachten in ihr, und müssen Geduld üben, wenn ihr etwa Vannees das Kind plötzlich entzöge, und dieser Verlust sie niederwürfe. Nicht wahr, lieber Wilhelm? Heutzutage lebt die Jugend so rasch und macht so frühreife Ansprüche, daß sich die Mädchen in ihren besten Jahren schon welk dünken und unbefriedigt fühlen. Wohl der, die sich einen Beruf zu machen weiß! Wir verstehen das „Heute" nicht immer, wir Alten, aber was hilft's? Man soll den Schwächen der Zeit Rechnung tragen; die Welt steht nicht still — Rad und Kugel müssen rollen; das ist ihre Bestimmung."

Herr Zurweiden nickte und klopfte gegen die Säule des Barometers, der an der inneren Thürwand hing.

— „Gestern Gewitter und Sturm, heute wieder hoch oben auf ‚Dürre!' Nein, weiß Gott, Metta! Die Welt steht nicht still. Aber gut ist es für uns, daß du, trotz der Weltdrehung und Barometerschwankung, immer die Gleiche bist. Beobachte mir doch bei Tisch meine Gesellschaft ein bißchen, vor allem die drei unverehelichten Liebesgötter, den Grafen und seinen Premier, den einzigen Bürgerlichen, weißt du, den Frey. Der hat ein paar richtige Teufelsaugen im Kopf. Unsern Triddelfitz kennen wir ja einigermaßen. Diesmal wird's nur so ein Vorschmacksschmaus, aber natürlich rechnen die Herren Offiziere auf allerhand zwanglose Gutsgeselligkeit, und weshalb denn auch nicht? Ich geb's gern! Nur möcht' ich mir meine Leute aussuchen: Affen und anderes Getier passen mir nicht in meinen Garten. Verstehst du? Deine alten, klaren Augen sind mir dazu vonnöten!"

Ehrerbietig küßte er die welke Hand, wie er's schon vor vierzig Jahren als brauseköpfiger Jüngling gethan hatte.

Von Drenkhorst kamen bereits die Glockenklänge herüber, die das Ende des Gottesdienstes ankündigten. Zurweiden beschloß, gerührt von der warmen, großmütterlichen Anerkennung ihres Wertes, seiner Tochter entgegenzugehen. Er empfand in letzter Zeit manchmal einen fühlbaren Gewissensbiß Elisabeths wegen: sein Hänschen war ein zu großer Herzensdieb! — Außer den Gewissensbissen trieb ihn auch noch Timpe, sein lässiger Torflieferant, nach Drenkhorst. Bei dem verschlug die Mahnung gleich nach dem Gottesworte immer am besten.

Als er, nach einer ziemlich hitzigen Auseinandersetzung, gerade aus Bauer Timpes windschiefer Hütte trat, gewahrte er Elisabeths große Gestalt schon zwischen den weißen Birkenstämmen des Kirchweges. Sie kam gerade auf ihn zu und schien sehr erhitzt zu sein. Als der Vater sie mit einem Scherze ansprach, deckte sie eine Hand über die Augen und begann krampfhaft zu schluchzen, nach Art leicht erregbarer Frauen, die an der Aufgabe und dem Willen, sich zu beherrschen, jämmerlich Schiffbruch leiden.

Dem Vater war die Thränenseligkeit ein wahrer Greuel an ihr. Er zeigte überhaupt, derb und burschikos wie er war, nur mangelhaftes Verständnis für die zartbesaitete und liebebedürftige Natur seiner Erstgeborenen, zumal diese Natur unter den Ereignissen der letzten sieben Jahre immer ausgeprägtere Formen angenommen hatte. Indessen: ihr ganz augenfälliger Herzenskummer erweckte doch sein väterliches Mitgefühl, und als er ihr den gekrümmten Arm entgegenhielt, flüchtete sie auf offener Landstraße an seine Brust und ergriff und drückte dann die breite, sonnenverbrannte Hand, die sie umfaßt hielt, so heftig, als müsse sie ihr vom eignen Schmerze mitteilen.

„Aber nun! Aber nun! Mädel — Trauerweide — was soll das? Was haben sie dir wieder zugefügt in dem infamen Neste?“ fragte Herr Zurweiden und richtete Elisabeths Gesicht mit raschem Griffe am Kinn in die Höhe. „Wer läßt nur so seine Flunken hängen? Wer baut immer und ewig an die Wasserkante? An solch 'nem schönen, frohen Sonntag! Heraus mit Warum und Darum! —“

— „Er ist einfach mit dem Kinde nach Brügge abgereist — ohne mich zu fragen —“ erklärte Elisabeth mit bebender Stimme, „— und ich habe doch das erste Recht —“

„Ei, zum Henker! Ich wünsch' ihm glückliche Reise und segensreichen Aufenthalt, und jede fernere Thräne deshalb verbitt' ich mir, das hab' ich satt!“ polterte es Zurweiden heraus; er zog sein buntes Seidenschnupftuch aus der Tasche und fuhr damit energisch über Elisabeths Augen: „So und nun fix über Bord mit der Jammermiene! Was: ‚erstes Recht,‘ was: ‚dich fragen?‘ Darüber wollen wir uns denn doch gefälligst klar werden, mein Fräulein! Komm, hak' mich ein, Mädchen, und laß dir von deinem angestammten Vater den Kopf zurechtsetzen. — W e r ist der Nächste und Einzige zu dem Kinde? — Vannees! — W e r also hat das ausschließliche Verfügungsrecht über das Kind? — Vannees! — Und wenn du dich nicht etwa aus Liebhaberei mit dem alten Tröster verheiraten willst, so hast du überhaupt keinerlei Vorschriften über das zu geben, was er mit seinem toten und lebenden Besitz thun und lassen will. — Ich dächte, das wäre nun Deutsch geredet, und ich wünsche, daß du dich danach richtest. — Verstanden?“

Er sprach in barschem Tone und zog das erforderliche strenge Gesicht, aber zum Schluß, als er sich seine Elisabeth an Vannees „grüner Seite“ vorstellte, konnte er doch das gewohnte, schalkhafte Blinzeln nicht unterdrücken. Sie lächelte auch, trotzdem ihre Wimpern noch feucht waren.

„Es gibt auch eine Pflicht des Herzens, Vater,“ warf sie ein, und das feine, flüchtige Rot stieg in ihr weißes Gesicht, es verjüngend und verschönend. „Ich bin nun über die Heiratsjahre definitiv hinweg, denke nur — es geht auf die Dreißig zu! Manchmal ist mir's ganz verwunderlich, weil ich noch ebenso lebhaft und heiß fühlen kann, wie mit achtzehn. Aber die Thatsache: ‚du bist nie gefunden worden und hast nie gefunden,‘ die läßt sich nicht hinwegleugnen! (Doktor Stolz kam ihr plötzlich in den Sinn, und sie schämte sich ihrer unbeabsichtigten Lüge so sehr, daß ihre Wangen sich noch höher färbten) — „Und doch kann mein Herz es nicht aushalten, leer zu werden! — Du gehörst uns allen, Großmutter und Hänschen gehören uns allen, — nur einzig



Zuerst beim Stelldichein. Nach dem Gemälde von E. Melida.
(Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)

Brigittchen war im Lauf der Jahre mein ausschließliches Herzenseigentum geworden. Nun hat man mir's genommen — — was bleibt mir?"

„Oho! Egoismus — Eifersucht!" unterbrach der Vater, stellte sich breitbeinig vor die Tochter hin und musterte sie von oben bis unten durch sein Augenglas. Sie jedoch legte ihren Arm wieder in den seinigen und zog ihn weiter.

„Bitte, bitte, hör' mich zu Ende! Ja, so ein bißchen hast du wohl Recht mit der Eifersucht. Die ist der verzeihliche und menschliche Fehler einer Unscheinbaren, deren Schwester neun Jahr jünger als sie und die Anmut in Person ist. Darin will ich mich gewiß bessern, nur versteh' jetzt, was ich meine. Sieh, unsere ruhige Familienliebe — die ist, wenn ich so sagen darf: ‚Naturgeschichte,' aber die Naturgeschichte hat auch mir, wie allen anderen Menschen von Gefühl, jenen besonderen Herzenswinkel gegeben, in dem wir gern etwas versteckt halten mögen, das uns unbestritten zu eigen ist, und nun könnte ich — —"

— „Und nun könnte ich Vannees durchprügeln, weil ich fürchte, daß er mir das unbestrittene Füllsel für meinen leeren Separatwinkel niemals zurückbringt!" vollendete der Vater ungeduldig Elisabeths Satz. „Bestes Kind, hör auf! Das ist ja lauter dummes Larifari, das sind lauter sentimentale Stilblüten, die passen gar nicht in den soliden Krautgarten hinein, in dem wir leben, du und ich. Du hast wohl letzthin reichlich viel in Großmutters alten Säuselbüchern von den seligen Hainbundsbrüdern gelesen? Wenigstens glaub' ich neulich mal so was wie Tiedges Urania auf deinem Nähtisch gesehen zu haben. — Stimmt auffallend, nicht wahr? — Laß mir die Flötentöne beiseite; nimm Goethe vor oder Fritz Reuter, wenn's durchaus etwas Extraschönes sein soll. Die verdauen sich gesunder als der alte Mehlpapp mit Rosenwasser und Streuzucker! Und so sag' dir gefälligst ganz nüchtern, daß dein verehrter Orgeldonnerer noch bis kommende Ostern kontraktlich an Trenkhorst gebunden ist. Ja, kontraktlich, mein Fräulein! Mithin kann er höchstens zeitweilig unterdukern, wie da die Enten im Tümpel; wieder auftauchen muß er auf jeden Fall, das Gegenteil möchte ihm 'nen recht hübschen Thaler Geld kosten. Daß weiß er, und 'n höllischer Geizkragen ist 'r, das wissen wir! Also: zieh' dir die Nutzanwendung; laß das Himmeln und halt' die Ohren steif! — — — — Hallo! sieh!" unterbrach er seine derbe Philippika, „da kommt die noble Kavallerie angesaust, full speed — der Tausend! Was hat der Rappe vor?" —

Es war Albrecht Frey, der dort gerade am Kreuzungspunkte des Weidener Gutsweges und der städtischen Straße mit seinem Pferde um die Herrschaft kämpfte. Er ritt den Rappen, einen feurigen Trakehner, für einen Kameraden zu, und das starke Tier wehrte sich in schnaubendem Unwillen gegen die meisternde Faust. Es stand vorzüglich im Futter, war stallmutig und schreckhaft dazu: es wollte um keinen Preis am Meilenzeiger vorüber. Wie toll warf es sich unter dem gewandten Reiter hin und her: bald auf die kräftige Vorhand — bockend und ausschlagend — bald rücklings auf die Hinterhand, um in die Lüfte zu steigen wie Phaëtons Sonnenrosse. Nun stutzte es zitternd, die Mähne flog ihm, gerade von sich streckte es den englisierten Schweif und stürmte dann plötzlich so heftig auf die Zügel, daß der Reiter Mühe hatte, sich in den Bügeln zu halten. Zu den energischsten Hilfen mit Gerte und Sporen mußte er sich verstehen, weil Schenkel und Zügel nicht mehr ausreichten.

Das Paar, Pferd und Mann, bot einen imposanten Anblick. Schweißbedeckt, mit schlagenden Flanken und weit aufgerissenen Augen, jede Sehne gespannt, die Adern unter dem schwarzen Atlas der Haut spielend, so sträubte sich das edle Geschöpf, seinen Bändiger anzuerkennen. Der saß im Sattel, so stolz wie ein Gott im Thronsessel. Völlig beherrscht jede Bewegung der ungewöhnlich großen und stattlichen Gestalt in ihrer knappanliegenden Uniform; die mächtige Brust dehnte sich unter tiefen Athemzügen, fest griffen die Finger Zügel und Gerte. Unter der hohen Stirn, die, scharf absetzend, in eine schmale, kühne Nase überging, blitzten die grauen Augen wie Feuerfunken, und die braunen Wangen, die der starke Schnurrbart hager erscheinen ließ, durchströmte das rasche Blut des Mannes, der vor keinem Wagnis zurückbebt. Und die strahlende Mittagssonne warf ihren bezaubernden Glanz über das prachtvolle Bild des Kampfes

zwischen wildschöner Urkraft und ritterlicher Stärke.

Elisabeth' stand, angesichts dieses aufregenden Schauspiels, furchtlos — eine Verzückte. — Es klang ihr in den Ohren, — Wolken zerrissen, Licht fluthete über sie herein, ein Schmerz, der doch Wonne war, schoß glühend durch ihr ganzes Wesen. — „Er! — er — — der Eine — — — der Held —!" — stammelte es in ihrer Seele. Sie begriff nicht, was geschah und wie es geschah, aber sie fühlte den zuckenden Blitz, die Siegerhand, die aus unbekannten Höhen niederfuhr, und ihr Herz schlug.

— — — — — — — — — — — —

Zurweiden war enthusiasmiert; er gerieth außer sich vor Begeisterung: „Nein! nein! dies Thier! nein dies Geschöpf — dieser Satan! Herr du meines Lebens, was für Aktion, was für großartige Aktion! Kind — Lise — sieh blos: das infame Biest will wohl gar den Knick nehmen? Na, ich danke! das wäre gemüthlich! Hopla! Na! dann Gott befohlen! Hoho! hoho! tritt hier an die Seite, Kind, oder geh' ab, ich muß das erst zu Ende sehn! Da! dacht' ich's doch, dieser Satan von einem Gaul! — Geh' immer voran, Lise, — oder bleib', wie du willst. Nun sieh blos den Frey an, was dem Kerl die Augen blänkern! Teufelsaugen, sag' ich! — — Hat ihm! hat ihm schon! Bravo Frey! Bravo, Herr Premier! 'n Morgen! 'n Morgen!"

„Guten Morgen!" gab Frey zurück, verbeugte sich, da er keine Hand zur Verfügung hatte, grüßend im Sattel und lachte so recht herzhaft und kräftig, wenn auch noch ein wenig atemlos. Ein Hauch gesundester Frische ging von ihm aus. Ja, er hatte den Satan ‚unter!' rief er seinen Zuschauern entgegen und lachte abermals über den drolligen Zufall, daß der böse Trakehner wirklich den infernalischen Namen trug. Noch ein paar Minuten gab er dem wilden Hengste, um völlig zur Vernunft zu kommen. Der courbettierte zwei- oder dreimal um die eigne Achse und stieß ein kurzes, zorniges Wiehern aus, dann versuchte er's umsonst mit ein paar mutwilligen Seitensprüngen, dann trat er gehorsam zurück, und jetzt stand er fast ohne Regung, den Hals senkrecht auf den Vorderfüßen, die Nase eine Linie mit dem scharfen Widerrist bildend. Die Flanken hoben und senkten sich noch unter erregten Atemzügen nach der gewaltigen Anstrengung, aber die klaren Nüstern blähten sich weit vor Lust. Die edle Hohlung in der Nase, die feinen Lefzen, die sich zwanglos dem Gebisse anpaßten und wählig abkäuten, so daß der Schaum in Schneeflocken von den Ballen des Mundstückes troff, alles das vereinigte sich zu einem Ganzen von seltener Vornehmheit und Anmut.

Für den Pferdekenner gibt es kaum einen schöneren Anblick, als den einer tadellos ausgerichteten Stellung. Zurweiden klatschte in die Hände und winkte dem Reiter mit lauten Rufen des Beifalls zu.

„Ah! Famos! Famos! Sie Erzengel Michael, gratuliere! Den leibhaftigen Teufel hat das Vieh im Leib, aber Sie haben, bei Gott, die richtige Schneid dazu in den Knochen! Warten Sie — für den Augenschmaus muß ich Ihnen einen deutschen Händedruck verabreichen!"

Frey lenkte sein Pferd heran und schüttelte dem elektrisierten Gutsbesitzer die biedere Rechte. „Ja! das war ein nettes Stückchen Arbeit — ich bin wie aus dem Wasser gezogen!" versicherte er. „Aber Sie haben sich ganz entschieden geängstigt, mein gnädiges Fräulein," wendete er sich zu Elisabeth, die stumm dastand und nichts sah, als den durchsonnten Knick vor ihr und nichts vernahm, als die großen Herzschläge in ihrer eignen Brust. — Er neigte sich ihr entgegen mit dem entschiedenen Verlangen, ihren Blick an sich zu ziehen; denn seit gestern abend beschäftigte ihn, seinem Willen zum Trotz, ein reges Interesse an ihrer Person.

Sein lebhafter Wunsch wirkte sofort. Sie sah rasch zu ihm empor, und die vier Augen senkten sich in einander.

„Ängstigen? — ich?" Kein weiteres Wort brachte sie heraus, aber der Mann, der sich zu ihr hinabbeugte, meinte, noch niemals in ein Augenpaar von so tiefem Blau, so merkwürdiger Beredsamkeit, geblickt zu haben. Hingebend lächelte es zu ihm empor, und das ganze Antlitz, das zu diesen Augen gehörte, von der freien Stirn bis zu den sanftroten Lippen des jungfräulichen Mundes, erschien wie in Licht getaucht. — Wo hatte er denn seinen Verstand gehabt, daß er damals meinen konnte, sie sei zur Diakonissin oder Missionarsfrau prädestiniert? —

Er lächelte auch, weil sein Kennerblick das Geheimnis des weiblichen Herzens ergründete, ehe es dem Herzen selbst völlig klar geworden. Und merkwürdig: er, der Sieggewohnte, gab ihr in der nämlichen Minute auch seine Neigung. Es war, als habe sein eigner, guter Geist ihm den Edelstein in der verborgnen Tiefe dieser Mädchenaugen gezeigt, blau, wie die Treue selbst! Nicht wildes Begehren, wie sonst, erregte ihm das Blut: er steckte sich sein Ziel mit ruhiger Freudigkeit: „Diese möcht' ich mir gewinnen!“ — Ein schönes Gefühl der Sicherheit bemächtigte sich seiner, als er sie so neben seinem Pferde am Arme des Vaters wandeln sah, groß und schlank, in der weißen Hand ein paar herbstliche Blumen, ihr Gesicht von jenem seelischen Liebreize überhaucht, der vor zwei Jahren den Lünumer Arzt um ein Haar zum Abtrünnigen des Junggesellenstandes gemacht hätte.

Der Trakehner ging gemächlichen Schritt; die beiden Herren unterhielten sich im leichten Plaudertone miteinander, und Elisabeth folgte der Unterhaltung stumm, wie im Banne eines Traumes.

„Wohin geht die Reise, Herr Premier?“ fragte der Vater.

„Von Rechtswegen hätte sie zu Ihnen aufs Gut gehen sollen, Herr Zurweiden,“ antwortete Frey, „um mich in der zwölften Stunde persönlich abzumelden. Ich bedaure nämlich ganz ungemein, heute nicht zum Diner erscheinen zu können“ — (Elisabeth blickte rasch auf und ließ ihre Blumen zur Erde fallen) — „der Bursche wird bereits mit meiner Entschuldigung in Weiden gewesen sein. Heut früh haben wir drüben in der Kaserne eine kleine Fatalität erlebt, und ich muß notgedrungen gegen zwei bei der Untersuchung anwesend sein und bleiben, bis Abhilfe geschafft ist. Nichts von Bedeutung, mein gnädiges Fräulein,“ wendete er sich zu Elisabeth; „es ist mir nur sehr, sehr leid, auf Ihre Gesellschaft verzichten zu sollen. Ich hatte mir vorgenommen, Sie, mit ihrer gütigen Erlaubnis, um Mancherlei speziell zu fragen.“

„Ach Gott, wie schade!“ sagte Elisabeth. — Wie konnte sie nur so etwas Trockenes, Albernes sagen. Sie erblaßte vor Erregung und schlug den Blick zu Boden, sie hätte weinen mögen, so unbehaglich und unglücklich machte sie seine unvermutete Ablehnung des Diners.

Der Vater schlug ihm vor, wenigstens zum Kaffee nachzukommen. Er nahm lebhaft an, und darauf gab es ein langes, hippologisches Gespräch zwischen den Herren. So gespannt, als handle sich's um ihr Lebensglück und nicht um Koppen und Krippensetzen, weite Ganaschen und elastische Fesseln, lauschte sie den sachmännischen Auseinandersetzungen. „Vater macht ganz einen Freund aus ihm!“ dachte sie in sanguiner Übertreibung, und von neuem durchfuhr sie das schmerzliche Wonnegefühl, unbewußt schloß sie die Augen und ging ein Streckchen wie eine Blinde, um sich gleich darauf wieder am Anblicke des Reiters zu berauschen. Alle Einzelheiten an ihm fielen ihr auf: sein Mund, hochmütig im Schweigen, klug und ausdrucksvoll beim Sprechen, sein kurzes, glattes Haar im Nacken und das rötliche Braun seines Schnurrbartes, dessen lange Spitzen der Wind bewegte. — Wenn er sie nur wieder einmal anblicken wollte. —

Stramm und hoch aufgerichtet hielt er sich jetzt, eine Hand, mit der Gerte darin, auf die Hüfte gestemmt, in der anderen die Zügel, leicht und lose. Der gebändigte Trakehner vergalt ihm sein Vertrauen, er ging ohne Tadel, warf beim leisesten Ruck der herrischen Hand den schnaubenden Kopf anmutig gegen die Brust und streckte die Vorderfüße zu zierlichem Tänzeln heraus. Elisabeth errötete vor Vergnügen, sie, die bisher nicht den leisesten Sinn für Reitsport gehabt hatte zu ihres Vaters Ärger!

Jetzt nahm Frey die Zügel straffer und erläuterte seinem Zuhörer eine Neuerung an der Kandare. Er sprach das „R“ sehr scharf aus, fast wie ein Deutschrusse, und zog beim eifrigen Reden die Brauen zusammen: sein Gesicht wurde förmlich melancholisch dadurch. Nun flog, bei einer Seitwärtswendung des Weges, plötzlich das Sonnenlicht an seinem Ärmel in die Höhe und blieb auf seiner Wange und in seinen grauen Augen hängen, eine ganze Weile lang. — Und da gesellte sich noch ein zweites, starkes Gefühl zu dem ersten des stürmischen Glückes in Elisabeths Seele. Eine rätselhafte Erinnerung aus jüngster Zeit war's, die sich ihrer bemächtigte beim Anblick dieser sonnendurchleuchteten Männeraugen, deren auffallend lange und dichte Wimpern strahlenförmig wuchsen und sich ruhig auf und nieder schlugen. — Sie kannte diese Augen

wie ihre eignen, sie hatte sie geliebt — o, seit langer, langer Zeit! Nicht nur das Glück lag in ihnen, nein mehr noch: ein freudiger Trost für den heutigen Verlust, über den sie, vor kaum einer Stunde, so bittere Thränen im vereinsamten Organistenhäuschen geweint hatte, etwas Liebvertrautes, das ihr mit einem Schlage den Kirchhof mit dem zwitschernden Vögelchen auf der Trauerweide, den himmlischen Abendfrieden, das geliebte Kinderantlitz an ihrer Brust, vor die Augen zurückzauberte. —

Fühlte er des Mädchens gebannten Blick? Abermals kehrte er ihr, mitten im Gespräch, den seinen zu, und sein ausdrucksvoller Mund schien eine stumme Frage zu stellen: „Warum schaust du mich so an, als wär' ich dein Bestes, als läsest du in mir, daß wir zu einander gehören durch eine unverstandene Macht, die im Geheimnisschatten der Vergangenheit ihre verbindenden Fäden zwischen deinem Herzen und dem meinen spinnt?"

War es nur die Gewalt dieses Unverstandenen, oder wirklich ein Ahnungsschauer, der ihr Inneres durchfröstelte, als sei sie jählings aus dem heißen Sonnenglanze ihres Glückes in den kalten Schatten geraten? Sie schob das bedrückende Gefühl von sich, um sich in späteren Tagen wieder darauf zu besinnen, sie schalt es krankhaft, um sich nach Wochen und Monden in der schwersten und bittersten Prüfungsstunde ihres Lebens zu sagen: „Es ist Wahrheit gewesen!" Heute war ihre Liebe noch nichts als das weiße Blatt, das sie an ihr Herz legte, in der Hoffnung, die sympathetische Schrift werde unter der Glut dieses Herzens klar hervortreten. Nur kein leeres Blatt! Freudig müht Liebe sich mit den krausesten Schnörkeln, der blassesten Schrift — **wenn's** nur Schrift ist!

In seinen Augen lesen? — Aber sie las ja darin, sie verstand sie ja! — Sie dachte nichts als: „Mein Gott!" und immer wieder: „Mein Gott!" — Sie sah ihn vor sich, wie sie ihn damals, vor acht Tagen, zum erstenmal erblickt hatte, und jetzt wußte sie, weshalb er schon nach jenem ersten Sehen in ihren Traum getreten war, weshalb er, in der Zeit zwischen damals und heute, jeden ihrer Gedanken hingenommen hatte, der nicht dem entrissenen Brigittchen galt. „Es ist nicht möglich! wie kann das sein?" zweifelte es noch in ihr, aber immer die nämliche Antwort: „Es ist **doch** so! was fragst du? danke nur! hoffe nur!"

Plötzlich überfiel sie eine ungestüme Sehnsucht nach dem Lünumer Freunde, von dem sie, seit Briget Vannees' Tode, nichts mehr gehört und gesehen hatte. Sie wünschte ihn nur einmal hierher an ihre Seite, um ihm heimlich die feste Hand zu drücken, ihm in's Ohr zu flüstern:

„Sieh ihn dir an! Das ist er — das ist der Rechte! Nun hat der Blitz doch eingeschlagen — die Dichter und Phantasten lügen nicht!"

Dann aber verschwand der Wunsch mit der Erinnerung zugleich, weil die Weidener Gartenpforte in Sicht kam, und Albrecht Frey seinen Rappen anhielt, um sich zu verabschieden.

„Auf Wiedersehen denn zum Kaffee, nicht wahr?" sagte Elisabeth; ihr Gesicht stand in Flammen ob der großartigen Schicksalsfrage, und sie hob die Hand, um des Rappen seidige Flanke zu streicheln.

Albrecht Frey hätte diese Bewegung gern nach seiner Überzeugung aufgefaßt und die feinen Finger, die ihm so verführerisch nahe kamen, in seiner behandschuhten Rechten warm zusammengepreßt, aber der gute Ton und die kurze Bekanntschaft legten ihr Veto ein.

„Natürlich werde ich versuchen zu kommen," entgegnete er, grüßte und sprengte davon, zur Kaserne hinüber, die in freiem Felde lag umgeben von einem sehr öden Exerzierplatze.

„Na siehst du, wir können ja schon wieder lachen! So hab' ich dich gern, meine Alte," sagte der Vater und klopfte Elisabeths Wange. „Forscher, schneidiger Mann, der Frey, durchaus nicht beschränkt, wie solche Goliaths in Uniform manchmal sind. — Ich kannte da z. B. einen, Anno siebzig, bei den so vielten Dragonern — ein wahres Roß! Na, das gehört weiter nicht hierher. Bei unserm Goliath hat man auch keine gräflichen und freiherrlichen Narrenspossen zu gewärtigen. Kurzum: er gefällt mir und es ist mir ganz recht, wenn er zum Kaffee nachkommen will. — Du hast natürlich andere Dinge im Kopf, als die großen Männer — — Dierk!" schrie er, mitten im Satze abbrechend, über den Hof, „wenn Timpe Torf bringt, stellt sich

Einer von euch zum Messen daneben, hörst du? — Was? — der Bote ist wieder da gewesen? Was hat 'r gebracht? Prozeßakten? Na — Rezeßakten werden's wohl sein — was kommen mir die Leute am heiligen Sonntag damit über den Hals! — Sind die Kühe umgetrieben? Wie? Noch nicht? Da soll doch das siedende Donnerwetter! — — Geh hinein, Kind, und haltet euch parat. Ich bin zu rechter Zeit im Wix!"

Damit ging er, Dierk im Nachtrabe, zu den beiden umfriedigten Kuhkämpen hinüber, jenseits des Hofes, so laut scheltend, daß die Tauben, die friedlich auf den Stangen ihres Schlages saßen, in einer Wolke aufflogen und sich zum Scheunendache hin retteten. Elisabeth eilte ins Haus und treppan; Hänschen war schon in vollem Staate, rosengeschmückt, rosa bebändert, und sie hielt Elisabeth einen vollen Strauß lila Astern entgegen.

„Endlich, endlich, Lise! Wo hast du gesteckt? Nun lobe mich; sieh, ob ich deine Abschiedsgefühle teile und verstehe. Passen die Astern nicht himmlisch dazu?" sagte sie und zog die Schwester ins gemeinsame Schlafzimmer. „Deinen ganzen Staat hab' ich dir zurechtgelegt: thu' mir den Gefallen und nimm du auch einmal das weiße Kleid. — Wir sind doch Schwestern — und du sollst dich nicht immer so alt machen! Und dein Brigittchen ist wirklich fort? Tröste dich — liebe mich einstweilen als dein Adoptivkind, — meine Herzens-Lise, — du sollst es sehen, ich brauche dich sehr mit der Zeit!" Sie hing sich an Elisabeths Hals, küßte ihren Mund und legte ihr blühendes Gesicht zärtlich gegen die schwesterliche Wange. „Es ist nämlich schon ein Gast da, mein Fritz," erklärte sie ihren Gefühlsausbruch. „Ein bischen früh, nicht wahr? Und dazu sagt der schreckliche Mensch in Friedrichs Gegenwart, als ich an ihm vorbeilaufe, um nach dir auszusehen: Nur wer die Sehnsucht kennt, weiß, was ich leide! — Solche Blasphemie — aber so ist er nun! Er sitzt auf der Terrasse bei Großmutter und wartet auf uns. — Einer kommt gar nicht, er hat absagen lassen, weißt du's schon, Lise? Leutnant Frey; ärgert dich's nicht recht? Er hätte unseren Tisch so schön mit verziert. Statt seiner hast du nun den Grafen zur Linken, der ist auch ein niedlicher, kleiner Mensch. — Wird es nicht reizend werden?"

„Ganz reizend!" beantwortete Elisabeth sehr zerstreut Hänschens lebhaftes Geplauder. Sie dachte schon über das Diner hinaus an den Kaffee. Plötzlich drehte sie sich zur Schwester um, die ihr diensteifrig beim Ankleiden half. „Wenn ich Weiß tragen soll, dann möcht' ich auch Rosen dazu haben. Willst du mir ein paar Jacqueminots holen?"

„Lise! du? — Was ficht dich an?" Hänschen öffnete die heiteren Augen zu Theetassengröße, um mit Andersens Märchen zu reden. Darauf sprang sie lachend das steile Hintertreppchen hinunter, huschte in den Garten und pflückte ein ganzes Bouquet dieser feurigsten aller roten Rosen für die unerklärlich verwandelte und verjüngte Schwester im weißen Kleide.

Die stellte ihren Asternstrauß sorgsam in ein hübsches Blumenglas neben Brigittchens Photographie auf die Etagère und schmückte sich mit den glühendroten Rosen. Wohin sie blickte, sah sie in ein sonnendurchleuchtetes Augenpaar. — —

Und plötzlich stach es ihr wie ein Dolchstoß ins Herz, daß sie heute Mittag, zum erstenmal seit Jahren, nichts vom Dessert für ihr Brigittchen beiseite legen durfte. Die Sehnsucht nach dem Kinde bemächtigte sich ihrer mit erneuter Kraft.

— Da standen die Augen des ritterlichen Mannes wieder über ihr und mit ihnen ein Trost im Trennungsleid!

4. Kapitel.

Es war wirklich reizend, dies Weidener Diner en petit comité! Die Herren Offiziere fanden das im höchsten Grade, thaten Schüsseln und Flaschen alle Ehre an, machten die Cour als würden sie dafür extra honoriert, und jeder einzelne war im Seelengrunde zufrieden ob der Thatsache, daß der obergescheite Don Juan mit dem bürgerlichen Namen ihnen, dienstlicher Verhinderung halber, nicht ins Gehege bei den jungen Damen kommen konnte. Diese fanden ungeteilten Beifall; die Jünglinge acceptierten sie gnädigst als „recht genießbar" und plauderten und raspelten das beliebte Süßholz nach Herzenslust. Wenn babylonisches Sprachengewirr bei Tisch Erfolg bedeutet, so hatten die Weidener Herrschaften einen großen Erfolg, der entschiedene Dacapo-

rufe nach sich zu ziehen versprach. — Der dicke Rittmeister tauschte mit der Professorin Lebensweisheit aus, erwähnte, daß Jean Pauls Titan hochgeehrt in der Bibliothek seiner Väter gewesen sei und gewann sich damit das Herz der seinen alten Dame; Fräulein Hänschen zeigte bedenkliche Lust, ihrem blonden Fritz abtrünnig zu werden und zu dem brünetten Grafensohne überzulaufen, dessen Augen die Kameraden mit Schokolade-Pralinés verglichen, und Elisabeth war für alle da und hätte die ganze Welt umarmen mögen. Sie strahlte förmlich; sie hatte niemals mit besserem Rechte Rosen getragen als heute. Die Professorin blickte ein paarmal überrascht und befriedigt zu ihr hinüber, und der Rittmeister fand sie alles Ernstes „wunderhübsch" — eine Pallas-Athene von Gestalt und eine Diana von Angesicht.

„Ein wenig zu groß —" meinte er, „unser Premier Frey wäre im Grunde der einzige, der sie zum Tanz holen könnte, ohne die eigene Eitelkeit verletzt zu fühlen."

„Oh, ich tanze schon längst nicht mehr, Herr von Berengar!" rief Elisabeth ihm über den Tisch zu, und ihre Augen leuchteten trotz des Alterszeugnisses, das sie selbst sich mit ihren Worten ausstellte.

Der Rittmeister nahm das natürlich nicht an, trank ein volles Glas auf den ersten Kasinoball und engagierte Elisabeth zur Polonaise. Seine Frau Gemahlin werde die Damen mit Vergnügen chaperonnieren — „aber mit Wonne, mein gnädigstes Fräulein!" versicherte er, obwohl in der Tiefe seiner männlichen Brust unheimliche Zweifel über jene Wonne der Baronin von Berengar-Latour, geborenen Gräfin Dyburg, aufstiegen.

Nur Herr Zurweiden war nicht ganz in seinem Fahrwasser heute Mittag. Hänschen bemerkte gleich, daß er seine rote Stirn und blanken Augen hatte, sein geliebtes Monokel kein einigesmal einklemmte und Freerk-Friedrich verschiedentlich ins Gedächtnis zurückrief, daß er ein Esel sei. Auch die Bratenrede ließ die munteren Kernwitze vermissen, von denen der Hausherr bei guter Laune überfloß. Die ganze Gesellschaft konnte ihm gewogen bleiben! Das unselige Aktenstück des „Herrn Spezialkommissars in Auseinandersetzungssachen" trug die Schuld an all der Mißstimmung. Beraumte der Mensch Termin an, und in die Drenkhorster Bauernschaft war durchaus kein Verstand, keine Einigkeit hineinzubringen. In ganz Burg auch nicht soviel wie ein halber Jurist, mit dem der geärgerte Gutsherr ein verständiges Wort hätte reden mögen. Die Herren vom Amtsgericht kümmerten sich den Kuckuck um die Verkoppelung, und der Spezialkommissar selbst saß weit vom Schuß im Münsterschen. Nun ging die alberne Briefschreiberei wieder los! —

Herr Zurweiden hätte es am Ende noch vor Abend bis zu einem Gallenfieberchen gebracht, wenn der Toast des Rittmeisters auf „unseren hochverehrten Wirt und die verehrten Seinigen" nicht gar zu hübsch und schmeichelhaft gewesen wäre.

— Er fand sich selbst und seine frohe Laune wieder, und die Herren Offiziere begannen sich mit ihrem herben Lose auszusöhnen an dieser gastlichen und heiteren Tafelrunde.

Sie hatten samt und sonders bitter gemurrt, als sie, aus der abwechselungsreichen Großstadt plötzlich in das jämmerliche Nest am Nebenflüßchen versetzt worden waren. Sie hatten sich auch während ihrer ersten Dienstwoche, abends im Klubgarten und im pompejanisch dekorierten Eßsaale des besten Gasthofes sehr unumwunden, sehr deutlich darüber ausgelassen, daß es eine himmelschreiende Ungerechtigkeit von oben herab sei und ein Hundedasein zu werden verspreche!

So etwas rasend Spießbürgerliches konnte es auch entschieden nicht zweimal geben auf dem Erdenballe. Es war ja gar nicht mehr zu überbieten!

Die weibliche Jugend eitel Landkonfekt, die männliche „schwunghaft" wie der Witzbold Tessen die Allgemeinheit des Eindrucks doppelsinnig zusammenfaßte. Die Honoratiorenväter entweder „Schacherjuden" oder krasse Büreaukraten, die Honoratiorenmütter schon frühmorgens zwischen sieben und acht auf der Straße sichtbar. Strohtaschen, Marktkörbe, Zwiebelnetze am Arm — grauenvoll! Kein Standesgenosse, kein „von" unter den zehntausend Einwohnerseelen, wenn man nicht etwa Schlachter von Brincken mit unter die Aristokraten rechnen wollte.

Dazu eine vorsündflutliche Einseitigkeit und Solidität aller Anschauungen. — Der harmloseste Spaß unter dem Schleier des

Dunkels wurde geradezu per Nachtwächterhorn ausgetutet und beim ersten Hahnenschrei durch die beiden zeitungstragenden Megären von Thür zu Thür kolportiert. Zu allem anderen Unglück verging das einzigwürdige Sportsobjekt der edlen Panzerreiter, die neue und fesche Münchener Kellnerin des Klubgartens, bereits vor Heimweh nach ihrem Hackerbräu und zeigte sich zu keinem Scherze mehr aufgelegt. — Selbst Graf Hastenbergs schmelzende Pralinéaugen richteten nichts bei ihr aus.

Nein, eine Sünde und Schande war's! Dies elende Burg kam gleich hinter Sibirien! — Nun, wenigstens die Jagd sollte gut sein und brillantes Rennterrain gab's mit wunderbaren, natürlichen Hindernissen nach Drenkhorst zu. — Lieber Himmel! — Die hochgeborenen und hochwohlgeborenen Ritter vom Küraß würden am Ende so oder so halbwegs auf ihre Kosten kommen, aber die unglücklichen Garnisondamen: die Gemahlin des dicken Rittmeisters und die beiden unvernünftig hochmütigen, jungen Gräfinnen, deren Ehegatten ihre Leutnantsgage in Cigaretten und Brillantine anlegten und von der Zulage Equipage hielten und Diners geben wollten. Diese ärmsten Wesen waren vor lauter Entrüstung und Enttäuschung noch nicht über die engen Grenzen ihrer Georginen-Gärtchen hinaus gekommen. Deshalb hatten auch die Herren vorläufig allein Besuche gemacht und saßen allein um den Weidener Eßtisch, wo das Behagen regierte.

Die Kaffeestunde war vorüber, und die Herren rüsteten zum Aufbruch. Die Tage wurden schon kurz, man hatte zuletzt im Wohnzimmer bei der rosa Ampel im Erker gesessen, und dichter Cigarrendunst beschwerte die Luft. Die Professorin gab dem Rittmeister noch ein paar freundliche Ratschläge für seine Gattin, Herr Zurweiden zündete das Gitterlaternchen an, um zwei seiner Gäste noch in den Stall zu geleiten, ihnen das jüngstgeborene Fohlen aus der englischen Vollblutstute zu zeigen und sich dann an sein unangenehmes Aktenstück zu machen, Hänschen regelte noch rasch ihre Wette mit Tessen und ihr Vielliebchen mit dem sanftgeäugten Grafen, und Elisabeth nagte die Lippe und kämpfte mit sich, ob sie die welkenden, roten Rosen in ihrem Gürtel nicht lieber fortwerfen solle. Denn er, dem heute das weiße Kleid und der Blumenschmuck gegolten, er war doch nicht gekommen.

Ihrem Gesichte war's von klein auf schwer gefallen, die Stimmungen ihres Inneren erfolgreich zu maskieren. Sie hatte ein ganz seltenes Talent zum Blaß- und Rotwerden, und ihre Augen nahmen schon bei geringen Anlässen den Ausdruck hilfloser Traurigkeit an, während die Enttäuschungsbitterkeit um ihre Mundwinkel bebte. Ach wie oft war sie deshalb ausgelacht, thöricht, häßlich gescholten worden und nicht ohne Grund. — Denn die Gesichter dieser Sensitiven des Menschengeschlechtes sind grausam rücksichtslose Seelenspiegel!

Der Rittmeister beobachtete das Mädchen verstohlen und zerbrach sich den Kopf: wo war sein lebensprühendes Gegenüber vom Mittage geblieben? Dies schlaffe, träumerische Antlitz, farblos wie das weiße Kleid, das unter dem Kinne mit dem anspruchslosen Goldnadelchen abschloß, glich sich selbst nicht mehr. Der dicke Herr hatte einen gutmütigen Scherz für sie in petto, da glänzten mit einemmale die trüben Augen hell auf, um den Mund flog ein Lächeln wie Sonnenschein.

— Was ihr feines Ohr da draußen vernommen, wurde dem Beobachter erst klar, als er seine definitive Abschiedsverbeugung machte und mit dem Hausherrn zugleich Albrecht Frey eintreten sah. Die jüngeren Kameraden empfahlen sich nach ihrem Rittmeister, der Spätgekommene blieb, und Herr von Berengar dachte nichts, als die banale Phrase: „Sieh, sieh! die Preußen schießen schnell!"

Frey fühlte sich ungefähr wie das Bübchen des Märchens, das aus Frost, Hunger und schlechter Behandlung vom freundlichen Engel sacht an die Hand genommen und in den Paradiesesgarten der guten Kinder geführt wird, allwo die Süßigkeiten zwischen den Blumen wachsen, die Brünnlein Milch, Kaffee und Wein hervorsprudeln, Sonne, Mond und Sterne am Himmel prangen, und herrliche Wohlgerüche durch die Luft schweben. Es traf alles zu in seinem Falle! Er hatte schweren Ärger in der Kaserne gehabt, sein Mittagsbrot im Hôtel gar nicht angerührt und den Ofensetzer droben in seiner Junggesellenwohnung mit Kacheln, Mörtel und Staub vorgefunden.

„Ich dachte, Herr Leutnant wären vor Abend nicht wieder bei Wege!" sagte der angstzitternde Bursche, dem er in seinem Zorne irgend ein haarsträubendes Ungemach an den Hals wünschte. Zwar — die Uhr zeigte sechs — eigentlich ging es gegen den Anstand zu dieser vorgerückten Stunde noch Kaffee vorauszusetzen, aber die bodenlose Ungemütlichkeit seiner Umgebung, das dringende Bedürfnis des Menschen nach freundlichen Gesichtern, nachdem der Offizier sich stundenlang mit den renitentesten und beschränktesten Kasernensündern abgeplagt hatte, diese zwei Dinge besiegten seine Skrupel. Und Fräulein Zurweidens Einladung hatte einen so warmen und wahren Klang gehabt. — Flugs machte er sich schmuck, ließ satteln, und da war er nun, wie er's kaum zu hoffen gewagt hatte — ganz im Schoße der Familie und herzlich aufgenommen. —

Dies Daheim mit all seiner unmodernen Behaglichkeit glich wirklich dem Kindheitsparadiese. War die würdige alte Dame nicht wie eine gute Fee, daß sie's dem verärgerten Leutnant sofort ansah, wo ihn der Schuh drücke? „Sicherlich sind Sie um Ihr Mittagessen gekommen", meinte sie, und das „Tischchen deck' dich" erschien, wieder wie im Märchen, wurde, mit allerhand verlockenden Resten des Diners, vor ihn hingestellt unter das Rosenlicht der Ampel, und die beiden „Engel" in ihren weißen, rosengeschmückten Gewändern leisteten ihm bei Obst und Kuchen heitere Gesellschaft. Daß der Hausherr ein Brünnlein von edler Sorte dazu ins Glas sprudeln ließ, und daß hernach der verlockende Duft von Kaffee und Cigarre auch noch in die Paradieseswonnen hineinschwebte, verstand sich von selbst. Der stattliche Don Juan des Regimentes fühlte sich heute so harmlos und tadellos glücklich wie — nun eben wie das tugendsame Bübchen des Märchens. Und sie waren ihm augenscheinlich Alle gut in diesem trauten, kleinen Kreise: die Professorin, weil sie überhaupt aus lauter Güte bestand, Hänschen, weil Elisabeth für ihn zu schwärmen schien, und sie ihr dies neidlos nachempfand, Elisabeth, weil er einfach „ein himmlischer Mensch" war, und der Hausherr hatte seinen sehr gewichtigen Grund! —

Als er dem Gaste das letzte Glas alten Wachenheimers einschenkte, sagte er mit einem Gesichte, als laste eine Welt von Schicksalstücke auf seinem Haupte:

„Ja, mein Verehrtester, nun müssen Sie mich entschuldigen, wenigstens für ein Stündchen (denn ich darf doch voraussetzen, daß Sie uns den angebrochenen Abend schenken, was?). Wir stecken hier mitten in der segensreichen Verkoppelung d'rin, und mir ist da heute ein Aktenstück zugegangen, zu dessen Verständniß mir, weiß Gott, ein Bischen Cameralia vonnöthen wäre. Ich bin Praktiker, nicht Theoretiker. Vor Beginn dieser Separationsbeglückung hab' ich privatim melioriert und nur mein Gewissen nach Ausdehnung und Beschränkung, Bonität und Kostenberechnung gefragt. Meinetwegen — ich gebe mich d'rein, feure die Bauernträgheit an und zahle, was sein muß, aber in der juristischen Verklausulierung find' ich mich wahrhaftig höchst mangelhaft zurecht."

Frey sprang lebhaft auf. „Lassen Sie mich die Akten begutachten", rief er. „Aber mit dem größten Vergnügen, Herr Zurweiden, es würde mich nur zu sehr freuen, Ihnen Ihre Güte gegen mich schlecht gelaunten Hungerleider in Etwas vergelten zu können! Sehen Sie — ich bin ja von Haus aus Jurist, stand schon vor dem Referendar, als der Krieg kam und ich umsattelte, weil mir das Waffenhandwerk edler und freier erschien, als die Federfuchserei. Ich hatte es in der Jurisprudenz ganz aufs Verwaltungsfach abgesehen, und es ist mir noch ziemlich viel davon im Kopfe hängen geblieben."

So kam es, daß der Hausherr, als er nach einer reichlichen Stunde, erleichtert und erfüllt von mancherlei rechtlicher Weisheit, am Arme des Gastes zum Theetisch der Damen zurückkehrte, auf Albrecht Frey schwor als auf einen Mann, der nicht nur höllische Schneid habe, sondern auch seinen gehäuften Scheffel Grütze im Kopf. Und er solle ihm jederzeit lieb und angenehm sein.

„Nun haben wir doch beide unser Vergnügen, Lise!" flüsterte Hänschen der Schwester ins Ohr und schmuggelte ihr aus der Blumenvase des Seitentischchens zwei frische Jacqueminot-Rosen in den Gürtel, anstatt der kopfhängerischen. Elisabeth ließ sich alles gefallen — sie war seit heute Vormittag jung, verliebt und glücklich und gab sich diesem Glücke hin mit der ganzen Lebhaftigkeit ihres



Mondscheinlandschaft. Nach dem
(Mit Genehmigung der Photog



Gemälde von Andreas Achenbach.
phischen Gesellschaft in Berlin.)

Wesens und Empfindens. Sie gewann es auch nicht über sich, nach Art der normal fühlenden Jungfrauen, ein Geheimnis aus ihrem Herzen zu machen, den Nächsten und Liebsten gegenüber. So vortrefflich sie zu schweigen verstand, da, wo sich's um die Angelegenheiten Anderer handelte, so schwer ward ihr das Komödienspiel vor und mit dem eigenen Selbst. Es wäre ihr undenkbar lächerlich erschienen, hätte sie Schwester und Großmutter vorspiegeln wollen: sie sei noch die alte, alternde Elisabeth, die kein anderes als das vestalische Feuer im Busen nährte und die Männer nur als einen Gattungsbegriff betrachtete. — Sie war sich selbst so neu und fremd, daß sie sich fürchtete mit diesem neuen und fremden Ego allein zu sein, und jeder Blick, den sie während des langen, frohen Abends auf Großmutter und Schwester warf, befestigte die Gewißheit in ihr: sie werden mir mein großes Glück tragen helfen, bis dessen Urheber selbst seine liebe Hand unter die kostbare Last legt, oder — bis Gottes Hand es mir wieder nimmt, und dann werden sie mich stützen. Ein Schauer flog durch ihren Körper bei diesem Gedanken, und verstohlen schaute sie hin zu dem starken, stattlichen Manne, der ihres Glückes Schöpfer geworden war.

„— Du hebst mich liebend über mich! —“ ging es durch ihre Seele.

Er saß im kleinen Kreise um den langen, hellen Sofatisch, als sei es seit Ewigkeiten so gewesen, und als gedenke er gar nicht wieder aufzustehen von seinem Platze im Schaukelstuhl der offenen Terrassenthür gerade gegenüber; denn der Abend war so mild und schön, wie ein Juliabend.

Der Hausherr nahm die Aufmerksamkeit des Gastes fast ausschließlich in Anspruch. Die beiden separierten, meliorierten und bonitierten, daß es eine Art hatte, mit der Gutskarte und den Generalstabskärtchen: Sektion Drenkhorst - Sudermoor - Witten zwischen sich. Handarbeitend und flüsternd saßen die drei Damen im Halbkreise um die eifrigen Feld- und Wiesenverbesserer; der Großmutter schneeiger Strumpf machte erstaunliche Fortschritte, die Mädchen zogen sittsam ihre Stiche. Nur ab und an, wenn der Vater bei all seinen energischen Strichen und Kreuzen auf der Gutskarte wieder einmal den Rotstift abbrach, und der diensteifrige Leutnant sein Dolchmesser zum Neuanspitzen zückte, lachte Hänschen über des Vaters krause Stirn, und Elisabeth lächelte über Freys verständnisvollschalkhaften Blick nach ihrer Richtung hin.

Die Erinnerung an diesen friedlich-wohligen Abend, der ihr persönlich kaum zehn Worte des Geliebten eingebracht hatte, blieb ein Stern in Elisabeths Seele. — Es sind wahrlich nicht die großen Dinge, nicht Opfer und Treueschwur allein, die Wert und Inhalt der Liebe ausmachen, sondern ebenso sehr die tausend Kleinigkeiten, die Einschlagfäden, die, neben einander gereiht, dem reizvollen Gewebe seine Dauerhaftigkeit verleihen, die unscheinbaren Knöspchen am Wildrosenstrauche, die im grünen Blattgewirr entstehen und heranwachsen, bis sie, alle vereint, über Nacht zu Blüten werden, und aus dem unscheinbaren Dornbusche das Maienwunder der Rosenpracht zu Tage zaubern.

„Eigentlich müßt' ich Ihnen Diäten zahlen, Sie kapitaler Rechtsverdreher im bunten Rock!“ sagte der Vater, als gegen Mitternacht die Gutskarte, rotgetüpfelt und bekreuzt, zusammengefaltet ward, und der Gast zu Schleppsäbel und Mütze griff. „Und auch euch drei Parzen dank' ich verbindlichst, daß ihr euch so nett ans Vorbild der Trappisten gehalten habt!“

„Schauerlich langweilig war das!“ entfuhr es Hänschen, und Frey lachte:

„Warten Sie nur, mein gnädiges Fräulein, das nächstemal reden wir von lauter Dameninteressen!“ neckte er. „Meine Diäten, Herr Zurweiden, die werde ich mir, mit Ihrer Erlaubnis, bei Gelegenheit einfordern, wenn einmal die Zulage knapp wird, und guter Rat teuer im Lande ist.“ — Übrigens möchte ich ungemein gern das Resultat des beregten Termins erfahren, falls Ihnen meine Neugier nicht als Unbescheidenheit erscheint. Auf alle Fälle würd' ich an Ihrer Stelle an der nochmaligen Abschätzung der Drenkhorster Wiesenparzellen festhalten.“

Herr Zurweiden kritzelte ein paar Hieroglyphen mit drei Ausrufungszeichen dahinter an den Rand seiner Karte. „Wissen Sie was,“ meinte er, „thun Sie mir den Gefallen und reiten morgen einmal mit mir und meinem alten Hinrichs hinaus, vorausgesetzt, daß Ihr Dienst es erlaubt. Bestimmen Sie irgend eine Zeit zwischen drei und sieben. Zu Pferd kostet uns der ganze

Scherz keine halbe Stunde. Wir begutachten dann auch gleich den sogenannten Organistenacker, neben meiner Parzelle D II. Der miserable Musikus, der Bannees, ist seit gestern Nacht fort über alle Berge, und nehm ich mich nicht um seine Sache an, so geben ihm die Bauern für seinen Boden erster Klasse 'n Stück Geestsand fünfter Klasse, das höchstens zum Dintenstreuen und Stubenfegen zu gebrauchen ist. Ja, ja, den Mann sollten Sie kennen, allzuviel solcher Kostgänger hat unser Herrgott nicht hier im Lande! — Nun, mein altes Mädchen, nicht himmeln! Was hab' ich dir gesagt. Lobe deinen Vater und denk' an unser Gespräch von heut früh."

„Das Organistenhaus interessiert mich, nach allem, was mir unser kleiner Bauinspektor davon erzählt hat," wendete sich Frey an Elisabeth. „Er verweist mich an Sie, gnädiges Fräulein, für die intimere Ethnographie, und ich hoffe, Sie befriedigen gelegentlich meine Wißbegier. Den Mann habe ich noch nicht mit Augen erschaut, aber das Kind sieht zwischen den kleinen Dreukhorster Rüpeln wirklich aus wie ein vom Himmel mitten hineingefallenes Engelchen. Ich bin nämlich von Natur lächerlich kinderlieb und tierfreundlich veranlagt."

„Ihr Vergleich mit dem hineingefallenen Engelchen ist wunderhübsch und sehr treffend," entgegnete Elisabeth, und ihre Augen wurden feucht, so gewaltsam stieg des Kindes liebes Bild vor ihrer Seele auf. „Mein kleines Herzblatt ist auch ein Engelchen, und mit Freuden erzähl' ich Ihnen davon, aber vorher müssen Sie mir versprechen, daß Sie meinen Worten mehr Glauben schenken wollen, als denen des kleinen Herrn Hoßler."

„Sage lieber: daß Sie in meinen Worten eine langjährige Liebe suchen wollen, die Herr Hoßler natürlich nicht haben kann," verbesserte die Professorin, die zu den Redenden getreten war und, den Arm um Elisabeth gelegt, Frey mit dem ihr eignen, mildprüfenden Blicke anschaute. „Der Glaube, mein Schatz, läßt sich nicht kommandieren."

„Aber man glaubt nur zu gern da, wo man Liebe mit im Spiel weiß, ist es nicht so, gnädiges Fräulein," gab Frey zurück, und abermals thaten es ihm die innigen Blauaugen an, so daß er seine feurigen Augen recht tief hineintauchen mußte. „Und nun endlich gute Nacht und tausend warmen Dank, meine verehrte, gnädige Frau. Darf es mich wirklich bald einmal wieder hierher verlocken? — — Also morgen Nachmittag, punkt vier Uhr, stehe ich Ihnen auf meiner Rosinante zu Diensten, Herr Zurweiden."

Dierk hatte den Goldfuchs schon an die Rampe geführt. Auf den Ruf des Hausherrn war er jählings aus dem Schlafe emporgefahren und stand nun struppig und augenzwinkernd im Wollkamisol neben der ungeduldig scharrenden Schönheit unter dem Sattel. Als die hohe Gestalt des Offiziers sporenklirrend im Dufte des Mondlichts die Terrasse entlang kam, richtete der schlaftrunkene Knecht sich unwillkürlich straffer auf und legte die freie Hand an die Stelle der paspollierten Hosennaht von ehedem. Der Fuchs spitzte beim Nahen seines Herrn die Ohren, bog den Hals und streckte den Kopf mit seinen glänzenden Augen lebhaft schnobernd der Hand des Gebieters entgegen. Es wollte seinen Lohn nach der langen Geduldsprobe im fremden Stalle.

(Fortsetzung folgt.)

Wunsch in der Einsamkeit.

Von Martin Greif.

Die Nacht aus öder Ferne
Hüllt spurlos alles ein.
O zeigt euch dort, ihr Sterne,
Und laßt mich nicht allein!

Ich kann sie nicht verstehen,
So tiefe Einsamkeit.
In lichtem Traum gesehen,
Lebt auch Vergangenheit.

Unter dem Mistelzweig.

Von Helen Zimmern.

(Abdruck verboten.)

Die gute alte englische Weihnachtsfeier! Der bloße Klang dieser Worte erweckt die Vorstellung von eitel Lust und Freude in allen Engländern! Und nicht nur die Engländer, — auch alle, die in der englischen Litteratur bewandert sind und gelesen haben, was seit Jahrhunderten bis auf die Zeit Dickens', dieses Homers der englischen Weihnachten, darüber geschrieben worden ist, denken dabei an den Eberkopf und die Wassail-Bowle, an lodernde Julblöcke und fröhliche Gelage in feudalen Schlössern, wo Lehnsherr und Vasall sich freundschaftlich miteinander vergnügten; an lachende Mägdelein und Mistelzweige, Maskenspiele und Weihnachtslieder. Wir meinen sie im feierlichen Zuge zu sehen, die Diener des Lords und die Vasallen, wie sie unter Trompetenklängen und Trommelwirbeln mit jauchzendem Hurrah den mächtigen Julblock durch den schneeflimmernden Park daherbringen. Der Zug wird am Schloßthor von dem Lord und der Lady empfangen, und der Julblock sodann nach dem großen Kamin in der Halle getragen, wo er bald in hellem Feuer flackert.

Die Gastlichkeit wird an dem Tage in besonders ausgedehnter Weise geübt. Niemand, der das Schloß betritt, verläßt dasselbe mit leeren Händen. In der großen Küche geht es gar geschäftig zu; fette Rinder, Wildschweine, Kapaunen und Schweinsköpfe hängen teils in den Vorratskammern, teils drehen sie sich schon als appetitlich duftende Braten an gewaltigen Spießen vor den flammenden Herdfeuern. Mit schäumendem gewürztem Ale gefüllte Krüge werden freigebig herumgereicht, und die langen Tafeln knarren unter der Last der Rinderbraten und Kapaunen, der Truthühner und Puddings. Sobald die Gäste alle versammelt sind, findet die Hauptceremonie des Festes statt. Der Koch tritt ein, einen mit Rosmarin bekränzten, dampfenden Wildschweinskopf emporhaltend, und singt mit kräftiger Stimme:

„The Boar's head in hand bring I
With garlands gay and rosemary
I pray you all sing merrily
Qui estis in convivio."

(Den Schweinskopf bringe ich Euch hier
Mit Rosmarin und Blumenzier;
Nun singt, ich bitt' Euch, froh mit mir,
Qui estis in convivio.)

Nach Tische wird der Festjubel noch lärmender. Es wird in der Halle gesungen und getanzt, daß die im Lichtschein funkelnden Ritterrüstungen hell gegen die Wände klirren, als wollten sie sich an dem allgemeinen Jubel lachend beteiligen. Im Blindekuhspiel gibt es ein tolles Haschen, und der Hausnarr läßt seine Schellen klingen, und seine drolligen Späße bringen einen jeden zum Lachen, bis der „Lord of Misrule," der Weihnachts-Ceremonienmeister, mit seiner bunten Schar von Steckenreitern auf dem Schauplatz erscheint, und unter seinem Kommando der Jubel immer lauter und ausgelassener wird.

Dies ist in knappen Zügen das Bild einer englischen Weihnachtsfeier im Mittelalter, und das Fest ist auch stets in England der Inbegriff aller Lustbarkeit geblieben, obwohl freilich im Laufe der Zeit manche Änderungen eingetreten sind.

Unter allen Festen des ganzen Jahres zeichnet sich die Weihnachtsfeier durch den verschiedenartigen Ursprung der damit verknüpften Gebräuche aus. Der Mistelzweig ist ein Vermächtnis der Druiden. Und die Sträuße und Guirlanden von immergrünem Blattwerk, womit die Engländer noch jetzt ihre Häuser zu Weihnachten schmücken — was sind sie anders, als heidnische Überreste, die noch von dem großen, um die Mitte des Dezember zu Ehren des Saturnus gefeierten Feste herstammen? Auf dieselbe Quelle können wir die allgemeinen Lustbarkeiten zurückführen, bei denen Diener und Herren sich in zwangloser Weise miteinander vergnügen. Und wenn wir dem Ursprung des Julblocks nachforschen, so finden wir ihn sicher im alten Skandinavien, wo die Wiedergeburt der abwesenden Sonne gefeiert, und ihre wärmende Kraft durch den Julblock ersetzt wurde; denn Odin, der Sonnengott, wurde „Jul-Vatter" genannt, und sein Andenken hat sich noch bei uns in der mythischen Gestalt des „Old Father Christmas" aus dem englischen Weihnachtsspiel erhalten.

Als die andere Sonne — die Sonne des Heils — aufging, da verwandelte sich die Julzeit in die Weihnachtszeit. Aus den heidnischen Festen wurden Versammlungen, die der Liebe und Freundschaft geweiht waren, und bei denen kein Ansehen der Person galt; und die Kränze des Saturnus widmete man der Kirche Christi und dem häuslichen Herde, an welchem die Liebe das Zepter führen soll.

Es dürfte überhaupt interessant sein, den Ursprung mancher englischen Weihnachtsgebräuche zu erforschen. In keiner englischen Familie würde man glauben, es sei wirklich Weihnachten, wenn nicht wenigstens ein Zweig der Stechpalme (Holly) die Wohnung schmückte. Nun geht aus den Berichten von den alten Römern hervor, daß sie zum Fest des Saturnus, welches in die Zeit des Dezembers fiel, wo wir jetzt unser Christfest feiern, ihre Tempel und Wohnhäuser mit Gewinden aus Lorbeer- und Stechpalmenblättern dekoriert haben. Auch pflegten sie einander bei Glückwünschen Stechpalmenzweige zu übersenden.

Diese heidnische Sitte wurde auch von den ersten Christen beobachtet, um ihre Feinde zu täuschen und deren Verfolgungen zu entgehen. Und zur Beruhigung ihres Gewissens haben sie dem dornigen Strauch mit den blutroten Beeren eine neue Bedeutung gegeben und ihn so Christus

geweiht. In manchen Gegenden Deutschlands wird der Strauch auch „Christdorn" genannt. Selbst die Juden halten die Stechpalme besonders in Ehren, da sie dieselbe für den brennenden Busch halten, in welchem Jehovah Moses erschienen ist. Ein anderer Zweig gehört ebenfalls zum echten englischen Weihnachtsfest. Wer hörte nicht schon von dem Kuß unterm Mistelzweig, den jeder Herr einem jungen Mädchen geben darf, das sich unvorsichtiger Weise unter einem solchen, am Thürbalken, Kronleuchter oder sonst einem hohen Punkt zu diesem Zweck aufgehängten Zweige fangen läßt? Auch diesem Gebrauch liegt ein tieferer und feierlicherer Sinn zu Grunde, als man heute darin erkennen dürfte. Seine ursprüngliche Bedeutung haben wir direkt in der Walhalla und der rührenden Sage zu suchen, wie Baldr, der freundliche Gott des Lichtes, durch den bösen Gott des Feuers Loki vermittelst eines Pfeiles getötet worden ist, der aus einem Mistelzweig geformt war. Als er dann so wunderbar wieder zum Leben erweckt worden, hat seine Mutter Frigga den Mistelzweig in ihre Obhut genommen, damit er nie wieder ein Werkzeug des Bösen werden könne. Er wurde unter dem Dach angehängt, und wenn zwei sich darunter begegneten, so gaben sie einander den Kuß des Friedens, damit alle Welt wisse, daß diese Pflanze ein Zeichen der Liebe und nicht des Todes sein sollte.

Das Weihnachtslied, genannt „Christmas Carol," und der Plumpudding sind durchaus christlichen Ursprunges, denn letzterer stellt die Spezereien und verschiedenen guten Gaben der drei Weisen aus dem Morgenlande dar*), und ersteres soll an den Gesang der Engel erinnern, welchen die Hirten vernahmen.

Nach Rymers „Foedera" stammt die Sitte, daß herumziehende Spielmänner, die sogenannten „Waits," uns mit ihren Blasinstrumenten in der Christnacht aus dem Schlafe wecken, noch von den alten musizierenden Wachen, welche in des Königs Hof viermal zwischen Michaelis und Fastnacht „die Wache pfiffen": sie sind also mittelalterlichen Ursprungs, und die „Vermummten" stammen sicherlich aus dem romantischen Zeitalter, denn das von ihnen dargestellte Weihnachtsstück, worin die „Seven Champions of Christendom" (die sieben Kämpfer zu Ehren Christi) auftreten, erinnert an die alten Mysterien.

Die Weihnachtsgebräuche der Engländer sind in der That ein ebenso buntes Gemengsel, wie ihr Plumpudding. Die Bestandteile sind aus Osten, Westen, Nord und Süd gekommen.

Aber ach! Tempora mutantur nos et mutamur in illis. Unser modernes englisches Weihnachtsfest hat nur wenig gemein mit dem alten fröhlichen Gemisch klassischer Mythe und christlichen Glaubens, obwohl es eine gleiche Manigfaltigkeit aufweist. Den Kleinen im Kinderzimmer bedeutet es Naschwerk im Überfluß, Spielzeug und sonstige Geschenke die Hülle und Fülle: für die jungen Männer und Mädchen ist es eine Zeit der Bälle, Gesellschaften, kurz, des Vergnügens. Die Armen und Hungernden heißen es mit ausgestreckten Händen willkommen, wissend, daß die Wohlthätigkeit sie ihnen füllen wird; die Reichen und Freigebigen üben das Spenden als eine schöne Kunst, während der über seine Mittel in Anspruch genommene Familienvater auf die Weihnachtskosten, die Ausgaben und Rechnungen schilt, als ob ihm eine persönliche Unbill widerfahre. Doch selbst er kann nicht lange dem besänftigenden Einfluß der festlichen Zeit widerstehen, denn ihr Losungswort ist Liebe, und in jedem Hause fühlt man sich enger umschlossen von den milden Banden der Familie, deren Vereinigung eben der Grundzug der Weihnachtsfeierlichkeit ist. Die Knaben und Mädchen kommen aus den Schulen zu den Ferien nach Hause; verheiratete Söhne und Töchter verleben mit ihren Kindern das Fest unter dem Dache des väterlichen Hauses; und die Alten sprechen von den vergangenen Zeiten, während die Jungen der Gegenwart nach Herzenslust froh sind; und alle essen miteinander Plumpudding.

Am Bereiten des Plumpuddings nimmt die ganze Familie teil; selbst das jüngste Kind muß dabei sein, und der Schulknabe hält es nicht unter seiner Würde, Hilfe zu leisten, die hauptsächlich darin besteht, daß er von den Rosinen und dem Citronat nascht; jeder im Hause muß helfen, den Teich zu rühren, wenn er Anspruch auf ein glückliches Jahr haben will. Diesen Brauch muß wohl eine überbürdete Köchin gestiftet haben, um einen Teil ihrer Arbeit von sich abzuwälzen. In manchen Haushaltungen ist das Plumpudding-Backen keine Kleinigkeit. Es gibt Hausfrauen, die fünfzig Pfund Teig dazu mischen, um dreißig bis vierzig Puddings zu machen, diese zwei Tage lang in einem ungeheuren Kessel kochen und sie dann in die Vorratskammer hängen. Zu jedem Geburtstag oder sonst einer festlichen Gelegenheit wird einer dieser Puddings vom Haken genommen und noch einmal gekocht. Selbst in Indien, wo die große Hitze diese schwer verdauliche Speise noch schwerer verdaulich macht, sogar in Australien, wo Weihnachten in die Mitte des Sommers fällt, bestehen die Engländer darauf, ihren Festpudding zu essen, als sei dies eine Pflicht, eine religiöse Ceremonie, die um keinen Preis versäumt werden darf. Und da diese Puddings sich nicht allein eine ungemein lange Zeit halten, sondern sich auch noch durch das Altwerden verbessern, so bekommen die englischen Kolonisten ganze Kisten voll von ihren Verwandten aus England geschickt, denn alle Welt ist der Ansicht, daß kein Plumpudding so gut schmeckt, wie der „zu Hause" gebackene.

Beim Essen des Puddings am Weihnachtstage finden gewisse abergläubische Ceremonieen statt. Ein Ring, ein Sixpencestück und ein silberner Fingerhut sind hineingethan worden. Und jeder dieser Gegenstände hat eine prophetische Bedeutung für diejenige Person, auf deren Teller er sich einfindet. Wer den Ring bekommt, wird laut der Prophezeihung noch vor Ablauf des

*) Auch die Italiener haben eine Art Weihnachtskuchen, genannt Panaforte, welcher dieselbe Bedeutung hat und mit Gewürzen und allerlei Früchten gebacken wird.



Am Weihnachtsabend vor dem Bahnwärterhaus. Aquarelle von L. Dettmann.

Jahres heiraten; die Münze bedeutet Reichwerden und der Fingerhut Ehelosigkeit.

Dieser hochbedeutsame Pudding, der stets mit einem Stechpalmzweige verziert ist, wird, von der bläulichen Flamme soeben anzündeten Cognacs umspielt, zu Tische gebracht. Seinen mystischen Charakter behält er auch noch im abgekühlten Zustand, wo ihm die Macht zugeschrieben wird, Liebesangelegenheiten zum Abschluß zu bringen, und gar mancher Heiratsantrag ist über einem Teller Plumpudding gestellt worden.

Der Christbaum zählt in neuerer Zeit ebenfalls in England zu den Weihnachtsgebräuchen, seit ihn der Gemahl der Königin, Prinz Albert, eingeführt hat. Aber in Wirklichkeit konnte er hier leider nicht Wurzel fassen. Hauptsächlich kommt er bei Wohlthätigkeitsakten zur Anwendung, und man schmückt ihn für die Kinder in Hospitälern und Armenhäusern, oder beim Weihnachtsfest der Schulen.

Um einen umfassenderen Begriff von der Art und Weise zu geben, wie Engländer das Weihnachtsfest feiern, wollen wir den alten Vater Christmas bei einem seiner Rundgänge begleiten. Folgen wir ihm zuerst auf einen ländlichen Herrensitz, zum „Squire," diesem charakteristisch englischen Typus eines Gutsherren, und beteiligen uns daselbst an

The Squires Christmas.

Wenn sich noch ein Fünkchen von Feudalismus in unserm modernen England erhalten hat, so glimmt dasselbe in den alten Herrenhäusern, welche auf den mit sammetweichem Gras bedeckten Anhöhen des Wildparks emporragen, umgeben von den bescheidenen Dorfhäusern. Die sämtlichen Insassen dieser hübschen, mit Geisblatt und Rosen umrankten „Cottages" sind von dem Squire, dem Gutsherrn, abhängig und schulden ihm irgendwelche Dienstleistung. Fast jeder Landedelmann hat ein Haus in London, wo er die Sommersaison verbringt, die Sitzungszeit des Parlaments, in welcher seine Angehörigen die Hoffeste zu besuchen pflegen und in einem Strudel der Geselligkeit leben. Im Herbst reisen sie nach dem Kontinent oder dem schottischen Moorland, aber Weihnachten verlebt jeder „Squire" auf seinem Familiengut und versammelt dort seine Gäste, die sogenannte „House-Party," um sich. Zuweilen besteht diese gastliche Versammlung nur aus sämtlichen Familienmitgliedern von nah und fern; mitunter erstreckt sie sich aber auch auf Freunde und politische Gesinnungsgenossen. Eine solche charakteristische Weihnachtsgesellschaft wollen wir nun mit Father Christmas besuchen und uns von ihm am Heiligen Christabend nach einem alten, im Stil der Zeit der Königin Elisabeth erbauten Herrenhause führen lassen. Zu dem Hause gelangen wir durch eine Allee von herrlichen Buchen, in deren Wipfeln zur Tageszeit zahllose Krähen lärmen.

Die inneren Räume des Hauses sind mit eichener Wandtäfelung versehen, an der wertvolle alte Familienbildnisse, gemalt von Sir Peter Lely, Sir Thomas Lawrence und Godfrey Kneller, hängen. Im Mittelpunkt des Gebäudes befindet sich eine geräumige Halle mit gewölbter Decke und einem großen, in Stein gehauenen Kamin. Diese Mittelhalle reicht bis zur vollen Höhe des Hauses; an der Nordseite ist eine Galerie von Eichenholz errichtet, und oben in der südlichen Wand sehen wir einen Thorbogen, der zum Ausblick von einem der oberen Zimmer dient und mit einer Ballustrade versehen ist.

Für den heutigen Abend sind alle transportablen Möbel aus der Halle entfernt worden, und der eichene Fußboden ist spiegelblank poliert. Von den mit immergrünen Zweigen bekränzten Wänden strahlen zahllose Lichter herab. Aber die Gäste, welche sich hier versammeln? Es sind nicht die Freunde des Squire, seine Jagdgenossen aus der Grafschaft, die Londoner Modeherren, die stattlichen Damen aus der Aristokratie, die eleganten jungen Mädchen. Nein, heute ist des Squire's Heiligabend-Feier, der sogenannte „Dienerschaftsball." Der Verwalter, der Wildhüter und der Dorfschullehrer führen ihre Frauen und Töchter zu Fuß durch den winterlichen Park; die Krämer aus der benachbarten Stadt fahren mit ihren geputzten Damen in Mietskutschen vor, der Pächter kommt im modernen, eleganten Wägelchen mit flinkem Gespann, und der Milchwirtschafter auf seinem plumpen Bauernwagen daher. Allmählich füllt sich die Halle mit Gästen; die jungen Mädchen blicken mit staunender Bewunderung auf den festlichen Schmuck ringsum, und die jungen Männer verharren zusammengedrängt und schweigend in der Nähe der Saalthür; die Pächter und die Krämer halten sich in zwei Gruppen gesondert voneinander fern; und im ganzen herrscht anfänglich ein etwas steifer Ton. Sodann stellt sich die Musik ein, und von der Galerie herab tönen alsbald lustige Geigen- und Trompetenklänge. Und nun treten auch mit freundlichen Mienen die Herrschaften ein, der Squire und seine Lady, gefolgt von ihren sämtlichen Angehörigen und Gästen, nebst einer Gesellschaft aus dem Pfarrhause, der „Rectory."

Hierauf kommt allgemeine Bewegung unter die Dörfler; bei den Männern ein Scharren von nägelbeschlagenen Sohlen und die alte bäuerliche Respektsbezeugung des Zupfens am Stirnhaar, während die Weiber und Mädchen erröten und knixen. Die Höhergestellten in der Versammlung nahen sich den Herrschaften mit ehrerbietigen Festwünschen; die ungesellige Zurückhaltung beginnt nachzulassen, und die verschiedenen Gruppen vermischen sich allmählich.

Jetzt beginnt die Tanzmusik; der Squire reicht der Farmerfrau die Hand und des Verwalters Sohn führt seine junge Herrin zum Tanz, in glückseliger Schüchternheit seinen Arm um ihre zarte, atlasumspannte Taille legend. Der junge Gutserbe wirbelt lustig mit des Wildhüters hübscher Tochter herum, während die Londoner Stutzer die kleinstädtischen Schönen nachlässig durch das Pincenez mustern, ehe sie ihre Tänzerinnen wählen.

Nach einigen Tänzen zieht sich der Gutsherr mit seinen Freunden zurück, und die Ballgäste vergnügen sich jetzt, wo die Festlichkeit im Gange ist, vielleicht um so besser und ungenierter ohne die Herrschaften. Die jungen Damen und ihre Kavaliere versammelten sich im Drawingroom

zu einem Tänzchen, oder sie setzen sich um den Kamin, wo Gespenstergeschichten erzählt und alle Geister heraufbeschworen werden, die in dem Hause umgehen sollen. Und die Gesellschaft gerät hierbei zumeist in einen solchen Grad von Gruseligkeit, daß manche in dieser Nacht sich fürchten werden, zu Bette zu gehen. Spukgeschichten zu erzählen und zu lesen, ist auch ein spezielles Weihnachtsvergnügen der Engländer, obwohl zwischen Geistererscheinungen und dem Feste keinerlei Zusammenhang ersichtlich ist.

Inzwischen sind die noch nicht erwachsenen Mädchen und Schulknaben an den vorerwähnten Thorbogen geeilt und spähen neugierig über die Balustrade in die Halle hinunter, um vielleicht zu beobachten, wie etwa John, der Bediente, dem Hausmädchen Mary die Kur macht. Und dann ertönt ein lautes Schellen an der Hausthür, worauf ein allgemeines Gemurmel die Ankunft der „Vermummten“ kündet.

Flugs verlassen die Kinder ihren Beobachterposten; am Kamin werden die herrlichsten Schauergeschichten jäh abgebrochen, und die ganze Gesellschaft trifft wieder in der Halle zusammen, wo jetzt eine Schar junger Bauerburschen ihren Einzug hält. Dieselben tragen phantastische Kostüme aus farbigem Papier mit so bunten Fransen und so riesigen Helmen, daß sie halb wie Krieger, halb wie Harlekins aussehen. Es sind die Vermummten, die „Mummers.“ „Vater Christmas,“ „die sieben Kämpfer zu Ehren Christi“ und ein buckliges Männchen mit langem Barte, das den Namen „Doktor Elecampaine“ führt — dies sind die Personen des kuriosen alten Stückes, welches sofort beginnt. Die Vorstellung wird dadurch eröffnet, daß jeder Champion in kampfbereiter Stellung vortritt und sich etwa in folgender Weise dem Publikum ankündigt:

„Hier bin ich, St. Jakob von Compostella,“ und dann, nachdem er die wunderbarsten Heldenthaten von sich berichtet hat, fordert er alle anderen zum tödlichen Kampfe heraus. Hierauf stellt sich Vater Christmas als Oberaufseher sämtlicher Festlichkeiten vor und erbietet sich, als Schiedsrichter dem Kampfe beizuwohnen.

Verschiedene Scheingefechte finden nun statt, in denen der heilige Georg, Englands Schutzpatron, stets Sieger bleibt. Von seinem Schwerte darniedergestreckt, wälzen sich seine Gegner, einer nach dem anderen, am Boden, bis der würdige Doktor Elecampaine sie mit einem derben Streiche seines Zauberstabes kuriert und ihnen unter dem Hersagen einer mystischen gereimten Formel gebietet „aufzustehen und weiter zu fechten.“

Schließlich ernennt Vater Christmas den heiligen Georg zum Heldenchampion und nimmt ihn unter seine spezielle Protektion — ein Schluß, der von den britischen Zuschauern stets ganz beifällig aufgenommen wird.

An groteskem und barbarischem Geschmack ist in dem Stück und der Darstellung das denkbar möglichste geleistet. Der Text hat sich durch mündliche Überlieferung seit Jahrhunderten erhalten, und alle Mühe, ein Druckexemplar desselben aufzufinden, ist vergeblich, obwohl es heißt, daß zur Zeit der Königin Elisabeth ein Drama „The Seven Champions of Christendom“ geschrieben worden. Die Sitte des Mummenspiels ist jetzt fast erloschen; nur in einigen ländlichen Distrikten, besonders in Dorset, wird es noch alljährlich in verschiedenen Herrenhäusern aufgeführt.

Nach der Vorstellung verfügen sich die Vermummten und die Gäste nach der Dienerschaftshalle, die vom Duft großer Rinderbraten erfüllt ist und wo Krüge schäumenden Ales des Momentes harren, auf das Wohl des Squires und der Lady geleert zu werden.

Ist nun den guten Dingen tüchtig zugesprochen worden, so ergeht an den Küster des Kirchspiels die Bitte, ein Lied zum Besten zu geben, worauf er in kräftigem Baß: „The Boars head and Wassail Bowl“ (Schweinskopf und Wassailbowle) singt und lebhaften Applaus dafür erntet. Zunächst wird sodann die älteste Frau des Kirchspiels um ihren herkömmlichen Weihnachtsgesang ersucht. Diese Alte, eine muntere Greisin mit runzligem Antlitz und von einer Schar Enkel umringt, läßt sich erst einige Zeit bitten, ehe sie anfängt, mit ihrer schwachen Stimme eine alte wunderliche Weise abzusingen, deren Text nach Art mancher Kinderreime, z. B. des englischen „vom Haus, das Hans sich gebaut hat,“ fortwährend wiederholt wird und gar kein Ende nehmen will. Die erste Strophe lautet:

„Come, I will sing to you.
What will you sing to me?
I will sing you One, Oh!
What may your One, Oh, be?
One and one is all alone
And evermore shall be so.“

(„Horch', was ich dir singen will.
Was willst du singen mir?
Ich will, oh, singen eins dir.
Was mag dein eins, oh, sein?
Eins ist immer eins allein
Und einzeln wird's stets bleiben.“)

Hieran werden noch elf Strophen angehängt, wobei jede neu hinzugefügte Zahl eine Reihe mehr ergibt bis zur Schlußstrophe:

„Come, I will sing to you.
What will you sing to me?
I will sing you Twelve, Oh!
What may your Twelve, Oh, be?
Twelve are the twelve Apostles,
Eleven and eleven shall go to heaven.
Ten are the ten commandments etc.“

(„Horch', was ich dir singen will.
Was willst du singen mir?
Ich will, oh, singen zwölf dir!
Was mag, oh, zwölf wohl sein?
Zwölf sind des Herrn Apostel Schar,
Elf, die zum Himmel gingen ein;
Zehn die heiligen Gebote sind.“)

Und so durch das ganze Dutzend Zahlen bis zu dem Refrain:

„Eins ist immer eins allein,
Und einzeln wird's stets bleiben.“

Hierauf singt der Kirchenchor unter der Führung der Pastortochter „Good King Wenceslaus" (der gute König Wenzel) und dann beginnt der Tanz, der bis Mitternacht währt. Beim letzten Glockenschlage wünschen alle einander fröhliche Weihnachten und der Ball ist zu Ende.

Weihnachten im Pfarrhause.

Hier geht es ganz anders zu als beim Squire. Nicht in weltlicher Lustbarkeit, sondern in der Ausübung christlicher Barmherzigkeit wird hier das Fest begangen. An keinem Tag des Jahres haben Gattin und Töchter des Pastors so viel zu thun, wie an dem vor Weihnachten.

Da gilt es mit dem Chor die Hymnen und Weihnachtslieder einzuüben; die Ausschmückung der Kirche zu beaufsichtigen, was die jüngeren Familienmitglieder und für die Ferien heimgekehrten Schulknaben übernehmen. Die Kohlenzettel müssen verteilt und die Karten des Bekleidungsvereins ausgegeben werden. Jede weibliche Person, welche diesem Verein während des Jahres wöchentlich einen Penny gezahlt hat, begibt sich in der Weihnachtswoche zur Pfarre, wo sie ihr Geld zurück erhält und dazu noch einen Kreditbrief in der Höhe der eingezahlten Summe auf die Manufakturhandlung der nächsten Stadt.

Es existiert auch eine „Weihnachtsfleischverteilung," wahrscheinlich eine Stiftung von irgend einem verstorbenen oder auch dem jetzigen Squire. Die Familienmütter aus der Gemeinde kommen eine nach der anderen herbei und gehen jede mit einem Laib Brot und so viel Rindfleisch, wie ihrer Familie zukommt, wieder fort.

Am Abend findet sich in der Küche des Pfarrhauses eine muntere Gesellschaft zum Abendessen ein. Sie besteht aus dem Küster und dem Chor, und nach dem Essen wird lustiger Weihnachtsgesang angestimmt und Blindekuh gespielt, woran sich die Enkel des Pastors ab und zu mit großem Eifer beteiligen. Wenn die Pastortochter hübsch ist, und der Tenorist des Chors die Courage hat, so kommt es auch wohl vor, daß listiger Weise aus der Bedeutung des großen vom Balken herabhängenden Mistelzweiges der herkömmlich erlaubte Vorteil gezogen wird. Auch der grauköpfige Rektor, der Pastor, kommt selbst in die Küche, um ein Weilchen mit den Gästen zu plaudern, und hört den Gesang der alten Kinderfrau mit an, ein seltsames, sehr altes Lied „die Freuden Mariä," welches anfängt:

„The first good joy our Mary had
It was the joy of one.
To see her own son Jesus
To suck at her breast bone."

(In der Mutter Mariä Brust zog ein
Ihrer hohen Freuden die erste,
Als trank ihr vom Busen das Kindelein,
Der Sohn, den geboren sie, Jesus.)

Und so wird in den folgenden Strophen unter Wiederholung der vorhergehenden nach und nach von den sieben Freuden Mariä berichtet. Dann erzählt der alte Pfarrherr, daß er von seiner Großmutter schon als Kind vor nunmehr fast sechzig Jahren dasselbe Lied habe singen hören. Bald darauf verläßt er die Gesellschaft wieder, um sich zur Ruhe zu legen, denn für morgen harrt seiner ein anstrengender Gottesdienst. Beim Dämmern des ersten Weihnachtstages werden Pastor und Pastorin aus ihrem Morgenschlaf durch ein Ständchen von hellen, jugendlichen Stimmen geweckt: „Ihr Christen, wachet auf, begrüßt den Tag des Glücks." Und wenn der alte Herr aufgestanden ist, um die Weihnachtsengel in Augenschein zu nehmen, findet er die sämtlichen, unter seinem Dache weilenden Enkel, die, seltsam aufgeputzt und mit herabhängendem Haar, freudestrahlend auf ihn zueilen: „Wir wünschen dir fröhliche Weihnachten, Großpapa, wir sind gekommen, um dir ein Weihnachtslied zu singen."

So das Fest, wie es sich in seinen charakteristischen Zügen auf dem Lande darstellt. Verlassen wir mit dem Vater Christmas jetzt die dörflich stille Umgebung und folgen ihm auf einen geräuschvolleren Schauplatz, zum

Weihnachten in der Großstadt.

Hier finden die alten Legenden und Gebräuche wenig Beachtung. Den Grundton gibt hier das praktische Leben. Man frage einen City-Bewohner, was ihm Weihnachten sei, so wird er antworten: „Mehr Geschäft, mehr Ausgaben, mehr Almosengeben, weil mehr Bettelei." Die am meisten ins Auge fallenden Merkmale der Weihnachtszeit bieten die Läden und der Markthandel.

Der Wohlthätigkeits-Veranstaltungen ist jetzt kein Ende. Da gibt es Rindsbraten und Plumpudding für die alten Leute in Arbeits- und Armenhäusern; Rindsbraten und Plumpudding und wollene Kleidungsstücke für die Kinder in den Armenschulen; Rindsbraten und Plumpudding und Weihnachtsbäume in den Hospitälern, in Waisenhäusern und Kleinkinderbewahranstalten.

Die Armen dürfen sich zum Mittagessen bei den wohlthätigen Stiftungen melden; die Reichen senden ihren armen Nachbarn manch' gute Portion, und Wohlthun ist die Losung des Tages. Und dann die Bescheerungen in den Häusern und Familien! Das war in den letzten Wochen eine Geheimniskrämerei sondergleichen. Handarbeiten wurden im stillen Zimmer angefertigt; Pakete in Empfang genommen, nach deren Inhalt niemand forschen durfte; Einkaufsexpeditionen unternommen, bei denen die Begleitung von Geschwistern geheimnisvoll abgelehnt wurde. Am Christfestmorgen finden die Mitglieder einer englischen Familie auf dem Frühstückstisch eine Menge Sachen vor ihren Plätzen angehäuft, die sicher nicht zu den eßbaren Dingen gehören.

Nun allgemeiner Jubel und gegenseitiges Danken, und dann wird das Frühstück schleunigst verzehrt, um pünktlich zum Besuch der Kirche bereit zu sein, auf deren Ausschmückung das junge Volk nicht wenig neugierig ist.

Nach dem Gottesdienst sehen alle mit ge-

spannter Erwartung nach, was für Weihnachtskarten inzwischen eingetroffen sind, denn am Weihnachtstage, wie auch an vielen Tagen vorher, kommt der Briefträger spät infalge der ungeheuren Überbürdung, welche die Bestellung dieser fashionablen Festgrüße mit sich bringt, die zu Tausenden zwischen den Familien und besonders deren jüngeren Mitgliedern gewechselt werden. Es ist nichts Seltenes, daß in einer einzigen Häuslichkeit an hundert dieser buntfarbenen Freundschaftszeichen abgegeben werden. Vielfach werden dieselben, zierlich in Albums geordnet, aufbewahrt, aber während der Feiertage und der Neujahrswache zieren sie zumeist das Kaminsims oder stecken zwischen den grünen Zweigen, welche dieses schmücken. Beim Arrangieren, Herumzeigen und Kritisieren dieser Karten vergehen die Stunden bis zu der Dinerzeit und der Ankunft van Verwandten und befreundeten Gästen. Die Tafel erglänzt zumeist von blinkendem Glas- und Silbergerät und in reichem Blumenschmuck, und in all den Tausenden van Häusern ist der Speisezettel der gleiche. Es gibt gekochte Kapaunen und Zungen, gebratene Truthühner oder Rindfleisch; den flammenumzüngelten Plumpudding und Fleischpasteten. Bei letzteren erfolgt fast ausnahmslas das Trinken „auf die Gesundheit der abwesenden Freunde": und sa werden die Gefühle van Liebe und Einigkeit, mit welchen die Weihnachtsfreude die Herzen erfüllt, auch auf diejenigen Angehörigen ausgedehnt, welche der Feier fernbleiben mußten.

In unserer nüchternen Zeit macht sich eine ersichtliche Abnahme des Interesses für jegliche Art van Tradition bemerkbar, und sa sind auch die alten Weihnachtsgebräuche im Aussterben begriffen; die wenigen, welche sich nach erhalten haben, fallen mehr und mehr der Vergessenheit anheim, und die Spielmänner, die Charalsänger u. s. w. werden in die abgelegensten ländlichen Distrikte verwiesen, als „veralteter Unsinn, wobei sich heutzutage niemand mehr etwas denkt." Es ist schade, daß der volksthümliche Charakter eines Festes, dessen Bedeutung dazu angethan ist, Gefühle der Liebe in den Herzen der Menschen wachzurufen, sa schnell dahinzuschwinden draht; um so mehr schade, als das Leben im neunzehnten Jahrhundert verhärtend genug auf die Gemüter einwirkt, um hie und da der Mahnung zu liebevaller, friedfertiger Gesinnung zu bedürfen.

Christnachtszauber.

(Abdruck verboten.)

Das ist der Christnachtszauber,
Da werden die Wasser zu Wein,
Da werden die starren Bäume
Zu blühenden Rosmarein.

Und wer zur Ruh' gegangen
In Kummer und Herzeleid,
Der schaut einen Blick in den Himmel
Und seine Herrlichkeit.

Nun ist der Zauber verschwunden,
Doch bleibt eine heilige Spur,
Es bleibt ein Ahnen und Sehnen
Der irdischen Kreatur;

Es bleibt ein Lichtverlangen
Das alle Kräfte schwellt —
So wirkt der Christnachtszauber
Die Läuterung der Welt.

Ernst Behrend.



Amoretten. Nach dem Gemälde von R. Henneberg.
(Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)



Luxuspapier.

Von Otto Preuß. Illustrationen von Fritz Reiß.



(Abdruck verboten.)

Billig und schlecht, — so lautete das harte Wort, mit dem vor Jahren Geheimrat Reuleaux gelegentlich einer australischen Weltausstellung ein vernichtendes Urteil über das Resultat der Beteiligung der deutschen Industrie an derselben abgab. Das Urteil hat damals viel böses Blut gemacht, es ist von vielen Seiten angefochten worden. Aber wenn nicht ein großer Tropfen Wahrheit in dem damaligen Urteil des Regierungskommissars gelegen hätte, würden ihm kaum gleich lebhafte Diskussionen gefolgt sein. Die deutsche Industrie hat sich zu ihrem Glück nicht damit begnügt, die Wahrheit des Wortes theoretisch anzufechten. Sie hat vielmehr danach gestrebt, eine ähnliche abfällige Kritik für die Zukunft unmöglich zu machen. „Preiswert und gut" ist ihre Devise geworden, und sie hat damit bessere Resultate erzielt als mit dem früheren uneingestandenen, aber vielfach geübten Prinzip. Sie braucht heute eine Weltausstellung nicht mehr zu scheuen, sie würde mit Ehren bestehen.

Dieser heilsame Umschwung ist natürlich nicht lediglich darauf zurückzuführen,



daß eine bittere Wahrheit ausgesprochen wurde. Er wäre wohl auch erfolgt, wenn sie in weniger aphoristischer Form und weniger öffentlich sich geäußert hätte. Aber sie schaffte doch Licht und zeigte, daß die junge deutsche Industrie sich auf Abwegen befand.

Als eine deutsche Industrie ist sie heute noch jung, erst zwanzig Jahre, — zwanzig Friedensjahre, die sie so eifrig genützt hat, daß sie in den meisten Industriezweigen mit dem Auslande konkurriert, in vielen das Ausland überflügelt und in einigen fast jede Konkurrenz aus dem Felde geschlagen hat. Zu den letzteren gehört die Fabrikation von Luxuspapier.

Es wird nicht jedem Leser sofort klar sein, was er alles unter dem Begriff „Luxuspapier" zusammenzufassen hat. Die meisten werden sich darunter nur den eleganten Karton mit Briefbogen und Couverts oder mit „Billets de Correspondance" vorstellen, den sie auf ihrem Schreibtisch stehen haben. Aber sollte derselbe auch so luxuriös ausgestattet sein, daß der Karton nicht mehr dem Zweck einer Schutzhülle, sondern nur dem eines Schmuckstückes zu dienen scheint, und daß es dem glücklichen Besitzer jedes Mal einen Stich ins Herz gibt, wenn er einen der mit Vignette, Monogramm oder Sinnspruch köstlich verzierten Briefbogen durch den Gebrauch schimpfieren muß, so bildet dieser luxuriös ausgestattete Karton doch immer nur einen ganz kleinen Teil der Gesamtbranche „Luxuspapier." Nehmen wir die Gratulationskarten hinzu, die am Neujahrs- und an Geburtstagen so massenhafte Verwendung finden, die Tischkarten, die mit dem Namen des Betreffenden ausgefüllt unseren Gästen zur Orientierung an der Gasttafel dienen, die Menus, die ihnen anzeigen, mit welchen Leckerbissen der Gastgeber ihrem Magen einen Stoß zu versetzen beabsichtigt und die Einladungskarten, die er ihnen vorher ins Haus geschickt hat, so kommen wir dem Gesamtbegriff „Luxuspapier" schon ein wenig näher. Aber erschöpft ist er damit noch lange nicht. Ich öffne meine Cigarrenkiste und finde die Innenseite des Deckels mit dem Bilde eines lächelnden Frauenkopfes beklebt, die Cigarren selbst aber geschützt durch ein Architekturgemälde, das einen von Palmen überragten Palast darstellt, vor dem Springbrunnen plätschern, und dessen Unterschrift „Fabrika de Cigarros puros exquisitos" sich den Anschein gibt, als wolle sie mich über den Ursprung meiner Cigarren irreführen, denn sie sind, wenn ich hochgreifen will, in einem nüchternen Fabrik-



gebäude der freien Hansastadt Bremen, aber sicher nicht in einem Palast auf der Insel Cuba gewickelt worden. Lächelte mich der Frauenkopf nicht an, und fiele mein Auge nicht auf den Phantasiepalast, so würde die Cigarre dadurch an ihrem zweifelhaften Geschmack kaum einbüßen, — jedenfalls aus diesem Grunde rangieren beide Bilder unter den Begriff des Luxuspapiers. Schenke ich meiner Frau ein Viertel Dutzend Handschuhe zu Weihnachten, so legt sie der Verkäufer sicher in einen Karton, auf dem sich Tauben schnäbeln oder Rosen blühen, — nur bei einem zwölftel Dutzend begnügt er sich damit, sie in Seidenpapier einzuwickeln, drei Paar kosten ihn — Luxuspapier. Kaufe ich ihr am Buffet des Theaterfoyers eine Bonbonniere für fünfundsiebenzig Pfennige — meine Verhältnisse erlauben mir das — so versetze ich sie in die Lage, erstaunlich viel Luxuspapier mitzugenießen. Es gibt kaum noch Dinge, denen der Verkäufer nicht durch Verwendung von Luxuspapier ein besseres Ansehen, einen kleidsamen Rahmen zu geben suchte, — eine Ausnahme macht fast nur noch der Fleischer, der an gewöhnlichem Gebrauchspapier oder nicht selten auch leider, trotz allem gesteigertem Luxus, an bedruckter Makulatur festhält.



Unter den Begriff „Luxuspapier" fällt also alles Papier, das durch künstlerische Behandlung dem Begriff des Gebrauchspapiers entzogen oder dem eine besondere dekorative Wirkung verliehen worden ist. An seiner Herstellung ist Kunst, Handwerk und Fabrikation in gleicher Weise beteiligt, und merkwürdiger Weise ist es hier gerade die Fabrikation, die Vervollkommnung des Maschinenwesens und der technischen Herstellung, welche sich der Kunst dienstbar gemacht hat und sie unterstützt, statt sie zu verdrängen. Auch früher kannte und verwendete man Luxuspapier, aber ein selbstschaffender Künstler hätte sich schwerlich dazu entschlossen, sich und seinen Pinsel in den Dienst desselben zu stellen. Heute ist das anders geworden. Die technische Vervollkommnung der Maschinen verbürgt ihm die vollendete Wiedergabe seines Bildes, er darf sicher sein, daß







der in hunderttausend Vervielfältigungen hergestellte Abdruck keine einzige Feinheit des Originals vermissen läßt, soweit die Wiedergabe dem Original überhaupt entsprechen kann. So ist die Fabrik von Luxuspapier gleichzeitig ein Kunstverlag geworden, der die Aquarelle eines berühmten Meisters vervielfältigt und daneben jene schönen Frauen auf den Markt bringt, die uns aus den Cigarrenkisten stereotyp entgegenlächeln, oder die Phantasiepaläste der „Fabrica de Cigarros puros exquisitos," die zwar nicht den Geruch, aber doch das Ansehen des miserabelsten Krautes zu verbessern vermögen. Wenn das stereotype Lächeln dieser schönen Frauen und die Architektonik dieser Phantasiepaläste nicht immer darauf schließen lassen, daß das Original aus der Hand eines Künstlers hervorgegangen ist, so lassen doch zahlreiche andere Artikel gar keinen Zweifel daran, daß künstlerische Phantasie ihren Bilderschmuck erdacht, künstlerische Hand ihn geschaffen hat. Das ist in erster Linie mit all dem Kartenwerk der Fall, das in unserm geselligen Leben mit Recht eine so große Rolle spielt.

Wie oft ist von Puritanern auf die Verschwendung hingewiesen worden, die mit diesen Karten getrieben wird, und nicht selten auch der Versuch gemacht, ihren Gebrauch einzuschränken. Man hat sogar den Wohlthätigkeitssinn gegen sie aufzuhetzen versucht und es als höchst verdienstlich hingestellt, wenn das Versenden von Neujahrsglückwunschkarten z. B. eingestellt, und jeder die dadurch ersparte Summe für mildthätige Zwecke verwenden würde. Man konnte auch wirklich geschmackloser Weise in mancher Zeitung um die Neujahrszeit herum öffentliche Quittungen lesen, in denen die Familie Soundso sich bescheinigen ließ, daß sie ihre freundschaftlichen Verpflichtungen gegen Freunde und Bekannte mit einer gewissen Summe für mildthätige Zwecke abgelöst habe. Das mag gut gemeint gewesen sein, aber wer wohlthätig sein und seine Wohlthätigkeit noch dazu öffentlich anerkannt sehen will, der soll es hübsch auf eigne Kosten und nicht durch





Ignorieren einer hübschen Sitte und auf Kosten seiner Freunde sein. Entziehe ich den letzteren eine Freude, auf die sie nach allgemeinem Gebrauch Anspruch haben, so handle ich eben auf ihre Kosten, wenn auch nicht mit Inanspruchnahme ihres Geldbeutels, und wenn ich das thue, nicht um der Wohlthätigkeit, sondern hauptsächlich um meiner Bequemlichkeit willen, so wird die Sache dadurch erst recht nicht besser sondern noch schlechter.



Eine schlechte Sache aber hat wenig Aussicht, eine gute Sitte zu verdrängen.



Die Millionen, welche die Wohlthäter auf fremde Kosten aus dem Unterbleiben der Versendung von Neujahrskarten herausgerechnet hatten, sind unerhoben geblieben. Nach Millionen aber rechnen die Karten, die zu Weihnachten, zu Neujahr, zu Ostern, zu Geburtstagen freundliche Wünsche vermitteln und von freundlichem Gedenken Kunde geben, — zum großen Teil kleine Kunstwerke, die man nicht achtlos bei Seite legt, sondern sorgfältig aufhebt, um sich von Zeit zu Zeit wieder an ihnen zu erfreuen und sich durch sie wieder an den Geber erinnern zu lassen. Luxuspapier, — aber Freude zu be-





reiten und Freude zu empfangen, ist kein Luxus, vor allen Dingen kein überflüssiger Luxus, sondern etwas Gutes und Schönes und zum menschenwürdigen Leben höchst Notwendiges. — Mögen unsere Leser es als unsern Weihnachts- und Neujahrswunsch auffassen, daß wir ihnen eine ganze Serie der neuesten Erzeugnisse dieser Art von Luxuspapier ins Haus senden. Der Künstler, der seinen Stift und seinen Pinsel mit so außerordentlichem Glück in den Dienst dieser Technik gestellt hat, Fritz Reiß, ist ihnen ein guter Bekannter. Die meisten der durch ihre Originalität und ihre Farbenwirkung so reizvoll wirkenden, immer wechselnden Umschläge dieser Monatshefte tragen seinen Namen und sind aus seiner Hand hervorgegangen. Von einer unerschöpflichen Phantasie, entnimmt er die Motive zu seinen Bildern mit Vorliebe dem Kinderleben, und seine kleinen Persönchen sind von einer Anmut und Drolligkeit, die ihnen jedes Herz erschließen. Zu Kindern gehören Blumen und Vögel, und die weiß der Künstler so zwanglos mit ihnen zu vereinen, daß seine Gruppen immer den Charakter des künstlerisch Ungezwungenen behalten. Dabei verliert er über der dekorativen Wirkung seiner Blätter niemals den praktischen Zweck, dem sie zu dienen bestimmt sind, aus dem Auge. Man könnte von ihnen sagen, sie erklären sich von selbst, und wo sie nicht zu umfassenderem Gebrauch bestimmt sind, wie die Gratulationskarte, ein kleines Mädchen darstellend, dessen Köpfchen aus dem Blatt hervorguckt, wird man aus dem Motiv der Zeichnung sofort auf den besonderen Zweck derselben schließen können. Die darüberstehende Karte z. B., auf der eine Kollektion von Schwalben ausruhend auf dem Telegraphendraht

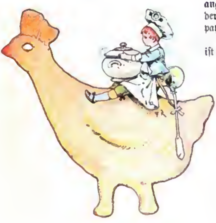






sitzt, und die im Hintergrunde das von Schiffen belebte Meer zeigt, wird niemand in das Nachbarhaus senden, weil sie sich von selbst als einen Gruß aus der Ferne charakterisiert. Osterei und Schmetterling würden die eine Karte der nächsten Seite sofort als Ostergruß kennzeichnen, auch wenn das „Fröhliche Ostern“ nicht darauf zu lesen wäre, während in dem zweiten Bilde derselben Seite der Leser eine Zusammenstellung Reißscher Motive sieht. Die humoristisch aufgefaßten Köche, die den Riesenhummer zu bewältigen haben, bilden den Schmuck einer Menukarte, und in der Folge begegnet der Leser einer ganzen Reihe von Tischkarten, die teilweise in ihrer originellen Form ausgestanzt gedacht werden müssen und bestimmt sind, nicht neben das Couvert des Gastes gelegt, sondern in das Glas desselben gesteckt zu werden. Die beiden kleinen Leute im Schwarzwälderkostüm überbringen eine Einladung, und der junge Gentleman im Frack und Escarpins, der eben beschäftigt ist, sich den Handschuh aufzuziehen, schmückt eine Tanzkarte, deren Eigentümerin es also an einem Tänzer niemals fehlen wird, auch wenn sie Mauerblümchen sein sollte. Zwei andere Karten, „A happy christmas to you“ und „new year greeting“ veranschaulichen englischen Geschmack; die eine davon kopiert altes Pergament mit daran hängendem altem Siegel, und zwar sehr naturgetreu, trotzdem das Material, aus dem sie hergestellt wurde, — Strohpappe ist. Und sie ist zwar für England bestimmt, aber ebensowenig in England





angefertigt wie die anderen Karten, sondern in der Chromolithographischen Anstalt und Luxuspapier-Fabrik von Meißner & Buch in Leipzig.

Wenn man diese zierlichen Karten sieht, ist man kaum geneigt zu glauben, daß ihre Herstellung einen sehr bedeutenden Zweig der Kunstindustrie in Anspruch nehmen könne. Zahlen sind da immer noch das beweisendste. Das Etablissement von Meißner & Buch mag gegenwärtig das bedeutendste in dieser Branche in Deutschland sein, aber es bewältigt doch nur einen kleinen Teil des Gesamtbedarfs an Luxuspapier. Ein fünfstöckiges Riesengebäude von vierundzwanzig Fenstern Front mit einem gleich hohen Seitenflügel bildet den Hauptstock des großen Fabrikgrundstücks in dem belebtesten Teil der neuen



Stadt Leipzig, die ein ähnliches Wachstum wie Berlin aufzuweisen hat. Neben diesem erheben sich das Dampfkesselmaschinenhaus, ein dreißig Meter hoher Schornstein, das Steinlagerhaus, ein Lagerschuppen für feuergefährliche Gegenstände, das Papierstreichereihaus und das Lithographenhaus, nach den beiden Straßenfronten, an die das Grundstück grenzt, von großen Gartenflächen eingeschlossen. In diesen Gebäuden sind insgesamt einhundertsiebenunddreißig Maschinen während der Arbeitszeit in unausgesetzter Thätigkeit, darunter zweiundzwanzig Stein- und Lichtdruckschnellpressen, dreißig Steindruck-Dampf- und Handpressen, fünfundvierzig Präg- und Vergoldepressen, fünfundzwanzig Hilfsmaschinen für die Buchbinderei, drei Steinschleifmaschinen und zwölf Maschinen verschiedener Art. Das Geschäftspersonal besteht aus rund vierhundert Personen, davon hundertundfünfzig Arbeiterinnen. — Daß das deutsche Luxuspapier verhältnismäßig schnell sich den Weltmarkt erobert hat, ist nicht weiter erstaunlich. Sowohl die Buchdruckerkunst wie die Lithographie sind deutsche Erfindungen, und auch der lithographische Buntdruck ist von deutschen Künstlern ausgegangen. Diese drei Künste aber bilden die Grundlage der Fabrikation von Luxuspapier. Es bedurfte nur einer Regenerierung des Geschmacks und einer Nutzbarmachung der Maschinentechnik für diesen Zweck, um auf diesem Gebiete die deutsche Industrie der anderer Nationen überlegen zu machen. Wie schnell das geschehen ist, beweist das Etablissement von Meißner & Buch. Sein jetziger Inhaber, Kommerzienrat J. F. Meißner, ist auch der Begründer desselben, und es können kaum fünfundzwanzig Jahre verflossen sein, seitdem er es ins Leben gerufen hat. Jetzt produziert es nicht nur jeden Artikel, der in das Gebiet des Luxuspapiers fällt, von dem für die Cigarrenkiste bestimmten lächelnden Frauenkopf bis zur vollendet wiedergegebenen Aquarelle oder dem künstlerisch ausgestatteten Bilderbuch, von denen auch Fritz Reiß mehrere in dem Verlag von Meißner & Buch hat erscheinen lassen, sondern es beherrscht mit seinen Erzeugnissen auch den Weltmarkt, und würde jedem neuen Reuleaux das Urteil „preiswert und gut“ abnötigen.



Die Millionenheirat.

Von Fr. Sovaux.

(Abdruck verboten.)

Mit Leuten, die darauf ausgehen, eine Million zu erheiraten, dürfte sich ein ordentlicher Erzähler eigentlich nicht abgeben.

Aber es treibt sich unter den Modellen, die mir das Leben, zum Abschreiben fertig, vorgeführt hat, eines umher, ein Mensch, dem niemand böse sein könnte, der durch die ungeheuerliche, liebenswürdige Offenheit, mit der er seine schlimmsten Intentionen eingestand, sogar die oben in Bausch und Bogen verdammte Millionenheiratslust im einzelnen Fall für ganz feinfühlige Menschen disputierbar und erträglich zu machen verstand.

Ich will es darauf ankommen lassen, ob man mir um seinetwillen das verpönte Thema verzeiht.

Stephan von Bergen wurde durch einen jener Fälle, in denen die Sympathie alle Stufen der Logik und Wahrscheinlichkeit überspringt, unser Freund.

Wir paßten eigentlich ganz und gar nicht zu ihm, denn unser Dasein war immer ebenso engbürgerlich, bescheiden und ordnungsmäßig, wie sein Wesen originell, großspurig und unvermittelt. Aber trotzdem schien er es gerade mit uns herzlich gut zu meinen und lohnte das freundschaftliche Interesse, das wir bald an ihm nahmen, durch die offenherzigste Darlegung aller erstaunlichen Wechselfälle, die den sturzbachähnlichen Lauf seines jungen Lebens schon gekreuzt und rücksichtslos hin und her gelenkt hatten.

Im Schoße einer reichen, mit einem raschen Schlag verarmten, altadeligen Familie geboren, hatte er sich eine Zeitlang mit Verdruß und Mühe in der engen, bunten Jacke des armen Leutnants dahingequält. Etwas übereilt warf er dann im Ärger den Zwang von sich und wurde abwechselnd alles mögliche: Reisebegleiter, Journalist, Zeichner für Witzblätter, in allem vorzüglich und doch alles nur wie aus Trotz und im Spiel, sich an der eignen überlegenen Allmacht und Unbeständigkeit weidend.

Eine große Erbschaft ging hart an ihm vorbei und fiel einem anderen zu.

Der Ärger darüber färbte ihm das kurzgeschorene schwarze Haar nicht grau. Mit unbeschreiblicher Gelassenheit sah er den Stern seines Lebens seine krausen Wandelbahnen beschreiben.

Als wir ihn kennen lernten, war er eigentlich nichts.

Er schien sich in der reichen Kaufmannsstadt nur niedergelassen zu haben, um das Geld, das er durch seine ausgesucht reizenden Feuilletons, — wahres Goldgekritzel auf Perlmuttergrund — und durch seine Karrikaturzeichnungen aus den Regionen der upper ten thousand verdiente, möglichst standesgemäß und als großer Herr zu verschwenden.

Für seine Begabung haben wir uns stets aufs wärmste begeistert. — Wir waren überzeugt, daß er als Maler gleichwie als Schriftsteller das Bedeutendste hätte leisten können. Aber er war zu träge und weltverachtend zum arbeiten. — „Es lohnt sich nicht!" — — Das ganze Leben lohnte nach seiner Meinung eigentlich nicht oder wenigstens nur einigermaßen in der Form des göttlichen, unbeschränkten Genusses, der von den Grazien des Reichtums umschirmten launisch verfeinerten Lebenskunst.

Im Anschluß an solche hochmütige Bekenntnisse gestand er dreist ein, daß seine einzige Zukunftshoffnung und Chance eine reiche Heirat, eine sehr reiche, eine imposant reiche Heirat sei.

Er suchte eine Anzahl Millionen in Begleitung einer Frau, suchte allen Ernstes danach wie ein anderer nach einer Stelle; nur betrieb er seine Sache nicht mit unangenehmem Eifer, sondern sehr gelassen, blasiert, wie außerhalb und über der Sache stehend, vielleicht auch schon mit dem leisen Beigeschmack des „Es lohnt sich nicht!"

Vielleicht entstammte diese Ruhe zum Teil auch seiner ungeheuren eitlen Siegessicherheit über Mädchenherzen, deren er sich, wie er sagte, in dreifacher Hinsicht bewußt sein durfte: „als Vollblutaristokrat, als Leutnant der Reserve und als ‚schöner Mann.'"

Über letzteren Punkt lachten wir ihn tüchtig aus.

Er war durchaus nicht schön. — Aber seine Erscheinung besaß außer einer ge-

wissen nachlässigen Eleganz einen eignen Zauber, der die vollkommenste Männerschönheit weit in Schatten stellt. Ein unerhört lebhafter, zwischen Hochmut und Traurigkeit, Güte und Spott, Trauer und Weltverachtung rätselhaft schwankender Ausdruck belebte seine hageren, braunen Züge. — Schwarze, dicht und dunkel bewimperte Augen und gute Zähne waren übrigens das einzige Tadellose in seinem unregelmäßigen Gesicht.

Die naive Selbstüberschätzung paßte zu dieser eigenartigen Erscheinung indessen ganz gut und hat ihm nichts geschadet. Er hat das Mädchen gewonnen, auf die seine Wahl schließlich fiel und ist glücklich geworden.

Nur so, wie er es sich dachte, sah das Glück nicht aus, und so leicht, wie er geglaubt, ließ es sich auch nicht erobern.

Seine offene Vertraulichkeit während einer Zeit des seltsamsten Hangens und Bangens hat ihn uns enger als je befreundet, und so kann ich die Geschichte seiner Millionenheirat so genau erzählen, als hätte ich sie selbst mit erlebt.

Wenn man von der Elite und dem Reichtum unserer Stadt sprach, so hatte man nicht die wenigen aristokratischen Kreise, sondern das solide, vornehme Bürgertum, hauptsächlich die Sphäre des Großbuchhandels und der großen Fabrikanten, im Auge.

Auf diese Welt hatte unser Freund denn auch hauptsächlich sein Augenmerk gerichtet, und der Zufall kam ihm dabei in höchst liebenswürdiger Weise zu Hilfe.

Auf einem einsamen Spaziergang in den grünen Waldanlagen der Westvorstadt traf der gerade etwas weltschmerzlich ausschauende Blick des jungen Mannes plötzlich auf ein liebes, gutmütiges Frauengesicht, dessen Anblick ihm die Erinnerung an Heimat und Kindheit und tausend frühverlorene Wonnen weckte.

Darauf gab es eine rührende Erkennungsszene. Die Dame war eine teure Freundin seiner verstorbenen Mutter gewesen und hatte den unbändigen kleinen Eigensinn vor langen Jahren oft auf ihren Knieen geschaukelt. Was hatte man dem geweckten Kinde damals nicht prophezeit: — sie zumeist! Nun ersparte er ihr gleich bei diesem ersten Wiederbegegnen das offene Bekenntnis nicht, daß aus dem hoffnungsreichen Jungen eigentlich ein recht arg verlorener Sohn geworden sei.

Aus der Begegnung wurde ein mehr als halbstündiger, gemeinsamer Spaziergang und ein lebhafter Austausch seiner schmerzlich-spöttischen, wegwerfenden Lebensanschauungen und ihres mütterlich-sanften, klugen und teilnehmenden Trostes.

„Es hilft alles nichts, liebste Frau Hauptmann," wehrte er sich. — „Die Naivetät, die Ehrgeiz und Arbeitslust zeugt, wächst nicht wieder, wenn sie einmal ausgerissen ist! — Jeu perdu! — Das heißt, vor der Welt durchaus nicht! Ich will ja reich heiraten, sehr reich und zwar bald. ‚Von und zu,' Reserveoffizier und schöner Mann! — — Wissen Sie, verehrteste Freundin, nicht eine Millionenpartie für mich?"

Die Matrone lächelte fein.

„Hätten Sie sich nur ein wenig eingehend nach meinem Ergehen erkundigt, lieber Stephan, so könnten Sie sich diese Frage jetzt schon selbst beantworten. Aber Weltverächter und dabei Egoist vom reinsten Wasser, das ist so die richtige Mischung!"

„Verehrteste Freundin" —

„Lassen Sie nur! Sie sind erkannt! Hören Sie, Stephan, ich wüßte nicht nur eine, ich wüßte, wenn Sie nicht ein so grundlos verdorbenes Menschenkind wären, mehrere, wohl ein halbes Dutzend, reiche, ungeheuer reiche Partien für Sie!"

„Gnädige Freundin, das ist ohne weiteres großartig!"

„Lieber Stephan, das geht Sie ohne weiteres noch gar nichts an. Die Goldfischchen, die ich meine, stehen unter meinem speziellen mütterlichen Schutz, und ich bin für ihr zeitliches und ewiges Heil viel zu sehr verantwortlich. —"

„Meine zukünftige Frau ist also wohl gar eine Verwandte von Ihnen?"

„Sie unverbesserlicher Mensch! Sie hören doch, daß ich Ihnen die Sache gar nicht verraten will! Nun, auf Ihre Verantwortung! Kennen Sie die reichen Regelins dem Namen nach? Natürlich! Nun, — Xaver Regelins töchterreiches Haus steht unter meiner Botschaft! Ich bin Repräsentantin, Hausdame dort, — wie Sie es nennen wollen. Mit meinem bißchen Pension in irgend einer kleinen Stadt versauern, das wollte und konnte ich nicht. Ich muß thätig sein, repräsentieren, mich ein wenig fühlen, wenn mir wohl sein soll. Als

Frau Regelin starb, wandte sich der Mann, durch General Döhrings Empfehlung aufmerksam gemacht, an mich. Ich bin nun schon vier Jahre dort und habe die beiden jüngsten Mädchen aus den Schulkleidchen herauswachsen sehn. Es ist ein entzückendes, vierblättriges Kleeblatt, diese vier frischen, lieben, gesunden Geschöpfe! Dazu die Fritz Regelinschen: ebenfalls zwei just erschlossene Schönheiten, — die Kleine von Hermann Regelin rechne ich gar nicht mit, sie ist kaum fünfzehn; — Sie sehen, ich habe nicht zu viel gesagt: ein halbes Dutzend Millionärinnen zur Auswahl! Aber es ist wirklich nichts für Sie! In jeder der Familien sind ein paar erwachsene Söhne, und es ist für eine alte Pflegemutter so wie so genug Geplänkel und Geliebel hin und her. Für Sie wäre außerdem jedes meiner lieben Mädchen schade."

„Liebe Frau Hauptmann, paßt es Ihnen, wenn ich Ihnen morgen nachmittag gegen halb fünf Uhr meine Aufwartung mache?"

„Das wäre selbstverständlich rührend aufmerksam von Ihnen."

„Wollen Sie mich dann auch mit den jungen Damen bekannt machen? Ich verspreche Ihnen im Voraus, daß ich nur einer, — ich werde mich sehr rasch entscheiden, — gefährlich werden will! Sind die Fräuleins blond? Schlank? Erscheinungen, die sich zu Pferde graziös ausnehmen?"

Frau Hauptmann Wille versprach dem unausstehlichen Frager, daß er ganz gewiß nie und nimmer eine der jungen Erbinnen zu Gesicht bekommen solle.

Indessen trennten sich beide doch mit einem überaus herzlichen Händedruck, und der Blick, den die liebenswürdige Frau dem Davoneilenden nachsandte, schien lauter Erbarmen, lauter milder Segen für den armen, rastlosen, verlorenen Sohn.

Am anderen Tage, einem hell strahlenden Frühsommertag, sprach Herr von Bergen zur Nachmittagsbesuchsstunde bei seiner mütterlichen Freundin vor. Die Regelinsche Behausung bestand aus einem nach altem Stil gebauten, etwas dunklem, aber ungemein traulichem, geräumigem Haus, zu welchem man durch einen breiten, mit lauter Rosenbeeten geschmückten Vorgarten gelangte. Der Duft der Rosen schien durch dies geöffnete eichene Portal in das ganze Haus zu bringen, der kühle, hochgewölbte, hallende Vorflur war voll davon.

Ein gut geschulter Diener wies den Besucher in einen mit schwerer Gediegenheit ausgestatteten Salon, — genau so, als ob sein Besuch der Frau des Hauses gelte. Und mit der ganzen Würde und Behaglichkeit der im Hause befehlenden und verehrten Wirtin kam Frau Hauptmann Wille ihm entgegen. Ihr Wesen war noch herzlicher als gestern. Man sah an der Art, wie sie ihm beide Hände entgegenstreckte und ihm mütterlich in die Augen sah, daß sie von gestern auf heute viel über ihn und sein Geschick nachgedacht hatte.

Wider seinen Willen brachte sie den Besucher auf ein etwas ernsteres Gespräch als das gestrige. Sie schien sich nach seinen litterarischen und künstlerischen Thaten umgesehen zu haben und versuchte ihn darüber zu belehren, welch eine Stellung er mit seinen Gaben in der rührigen Buchhändlerstadt einzunehmen im stande sei.

Während sie sprach und achselzuckend seine Unverbesserlichkeit zugestand, klang von unten ein vielstimmiges, bald helleres, bald leiseres, zuweilen ganz wundervoll austönendes melodisches Rufen und Lachen herauf.

„Wenn Sie unsere Jugend einmal ganz ungestört von fern beobachten wollen, so sehen Sie jetzt vom Fenster hinab," sagte die Matrone, plötzlich das Gespräch unterbrechend. „Da sind die Söhne und Töchter aller drei Familien zufällig beim Croquetspiel zusammen. Im Fall Sie sich doch noch besserten, und ich Sie meiner Fürsprache und Beihilfe später einmal für würdig hielt, könnte es ja nichts schaden, wenn Sie sich bei so günstiger Überschau vornweg die Richtige ausgesucht hätten. Also merken Sie auf: Sie haben jetzt für einen Moment die Auswahl unter lauter Millionärinnen, mein Herr! So etwas dürfte nicht leicht wiederkommen. Entscheiden Sie sich rasch für die Schönste! Was sagen Sie? Nun?"

Sie hatte die mehrfachen zartduftenden Fensterbehänge mit Hilfe einer seidenen Zugschnur so zurecht geschoben, daß der Beschauer durch eine Lücke des feinen Gewebes hindurch einen entzückenden Blick auf den hinter dem Hause sich weit dahin dehnenden prächtigen Garten gewann. Auf

einem weiten, runden Rasenplatz, fast zu Füßen des Hauses, zeichnete sich die malerischeste Gruppe ab. Der ganze Raum lag übergossen vom Sonnengold des Spätnachmittags, und die lichten Kleider, das blonde Haar der jungen Mädchen schienen wie umsäumt von dem flimmernden Glanz; alle diese biegsamen, eleganten, jungen Gestalten schienen in der warmen Beleuchtung und der graziösen Bewegung des lebhaften Spiels hinreißend schön.

Ein lauter Ruf des Erstaunens entschlüpfte unserm Freund.

„Haben Sie etwa gar schon gewählt?" neckte Frau Wille, sein Antlitz musternd.

Er fuhr sich mit einer raschen Bewegung über die hohe Stirn. „Aber, teuerste Freundin," rief er, wie aus einem Traum erwachend, „da ist doch gar kein Zweifel! Gar keine Wahl! Natürlich ist dies himmlische Geschöpf in rosa, jene rechts, die jetzt die Kugel wirft, die Krone des Ganzen."

„Lieber Stephan," rief die Dame belustigt, „verzeihen Sie einen Augenblick, ich habe mich vorhin in meiner Rede geirrt. Ich sagte, Sie haben die Wahl unter lauter Millionärinnen. Das war nicht ganz richtig. Diese dort ist keine der unsern, gehört also nicht dazu. Das ist Lenchen. Sie haben gewiß schon von der reizenden Helena Curzius gehört."

„Kein Wort. — Auch eine M.'er Patriziertochter?"

„Wo denken Sie hin; nein, Lenchen Curzius, die Tochter des großen, genialen Gregor Curzius, der die Fresken im Rathaus gemalt hat —"

„Eine reiche Malerstochter —"

„Kein Gedanke, Sie Plagegeist! — Eine Waise, das ärmste und schönste Mädchen der Stadt, wenn Sie es kurz wissen wollen. Lenchen unterrichtet unsere Paula und Gertrud im Malen und ist jetzt ganz hier im Hause, weil sie wirklich sonst kein Dach über dem reizenden Köpfchen hätte."

Stephan hatte den nichts ahnenden Gegenstand des Gespräches, eine schlanke, kräftige Blondine von wirklich wundervollem Körperbau, mit einem Köpfchen, das den lieblichsten Meisterbildern der Antike nachgebildet schien, bisher unverwandt, wie verzaubert, angestarrt. Mit einem eigentümlichen Blitzen flog sein Blick jetzt zu seiner Nachbarin.

„Aber erlauben Sie, gnädigste Frau," rief er mit leise bebender Stimme. „Der Scherz geht doch zu weit! Oder — wäre es wirklich Ihr Ernst? Das könnte nun doch ein wenig zu spät sein! Ich habe auf Ihre Aufforderung hin die junge Dame aus dem Kreis da unten herausgewählt —"

„Herr von Bergen, das ist ja einzig! Ich glaube, Sie machen mir gar Vorwürfe!"

„Nicht im mindesten! Ich wollte Ihnen nur sagen, daß ich in diesem Augenblick unter Ihrem liebenswürdigen Schutz einen reifen, unwiderruflichen, machtgebenden Entschluß, den ersten, großen und heiligen meins Lebens, gefaßt habe: Ich werde entweder diese Helena Curzius oder überhaupt nicht heiraten!"

Die Dame sah ihren Schützling mit einem Blick an, als wisse sie nicht, solle sie jetzt lachen oder in Thränen ausbrechen. „Stephan, Sie sind toll," sagte sie endlich mit unsicherer Stimme. Statt aller Antwort ergriff er ihre Hand, hielt sie einen Augenblick lang in der seinen und drückte dann, sich respektvoll herniederbeugend, einen leisen, innigen Kuß darauf.

„Mütterchen!" sagte er, „ich habe es heute Ihren Augen angesehn: Sie wollen mein Glück. Suchen Sie mir nichts auszureden: mein Schicksal ist besiegelt. Ich bitte Sie flehentlich, verhelfen Sie mir dazu, dieses Mädchen näher kennen zu lernen!"

Die arme Frau war hoffnungslos.

„Lieber Junge," stammelte sie, „das ist ja ganz furchtbar. Bedenken Sie doch, Helene ist ganz arm, beispiellos arm! Ich glaube, sie besitzt nicht viel mehr, als das Kleidchen, das sie trägt."

„Das ist freilich auch um so wundervoller mit dem kleinen, spitzen Ausschnitt im Rücken, der den klassischen Nacken ein wenig sehen läßt! Im übrigen gar nichts, das ist eben göttlich schön. Entweder sehr, sehr viel oder gar nichts! Solch ein Mädchen aber darf nichts haben, das würde die ganze Poesie verderben!"

Das alles sprach er mit einer bewunderungswürdigen Sicherheit und Großartigkeit, fast ein wenig von oben herab, wie ein gnädiger Prinz im Märchen. Die Dame konnte sich nicht enthalten, leise fragend einzuschalten: „Und Sie?"

„Ich werde meine Frau wohl ernähren können!“ sagte er stolz. „Das ist aber jetzt Nebensache! Teuerste, verehrteste Frau, ich sterbe vor Ungeduld! Ist es gar zu unbescheiden, wenn ich Sie bitte, mir den Garten zu zeigen und mich en passant in den reizenden Kreis da unten einzuführen?“

Frau Wille stand unschlüssig und schaute mit einem leichten Stirnrunzeln in sein seltsam verwandeltes, leuchtendes Gesicht. „Es ist schändlich,“ begann sie, dann aber that er es ihr mit einem rührenden Blick auf einmal an; sie vollendete ihren Satz nicht, sondern sagte, ihm mit einer vornehmen Bewegung der Rechten zuwinkend: „So kommen Sie nur, Sie Schelm von Bergen.“ —

* * *

Stephan ging Monate lang in dem schönen traulichen Hause — beinahe als tagtäglicher Gast — ein und aus, ohne sein Ziel zu erreichen.

Ein fast aufreibendes Feuer war über ihn gekommen. Das Mädchen, das ihn auf den ersten Blick durch ihre seltene Schönheit hingerissen hatte, entzückte ihn im näheren Umgang mehr und mehr durch ihren Geist, ihre wundervolle Eigenart und die graziöse lachende Gelassenheit, mit der sie seine Huldigungen als etwas selbstverständliches hinnahm. Sie war in einer Sphäre von Schönheit und Großherzigkeit mit dem vollen, unschuldigen Bewußtsein ihres reizenden Äußeren aufgewachsen und ging trotz ihrer Armut sicher und leicht, mit stolzgetragenem Köpfchen, durchs Leben.

Der arme Anbeter, ohne Geld und Lebensstellung, schien für sie augenscheinlich gar nicht in Betracht zu kommen, und er hütete sich wohl, ein entscheidendes Wort zu sprechen, ehe er sich durch den rastlosen Eifer, mit dem er sich auf einmal auf die Arbeit warf, wenigstens festen Boden unter den Füßen gewonnen hatte. Er schaffte wie ein Student, der seine sechs Semester versäumt hat und in den letzten vier Wochen vor der Entscheidung plötzlich erwacht und das Unmöglichste zustande bringt.

Dazwischen verlebte er den Traum seiner Liebe in dem zauberhaftesten Rahmen, der sich nur denken läßt. Das Regelinsche Haus galt eigentlich nach außen hin für ein wenig ungastlich abgeschlossen; es war unverkennbar Sympathiesache, daß Herr Xaver Regelin es dem neuen Gast so rückhaltslos öffnete.

Nach unglaublich kurzer Zeit war er ganz daheim, unter lauter Freunden und Freundinnen in dem frischen, munteren Kreis, dem seine eigne sprühende Ungeduld, seine lebhaft anregende Gesellschaft nur ein Grund mehr zur Fröhlichkeit zu sein schien. Eine sonnige Freudigkeit, ein heiteres Gefallen am Leben beherrschte das ganze Haus und riß ihn trotz seines inneren Bangens mit fort. Es war, als sei jetzt für alle diese frohen jungen Menschen des Lebens Höhepunkt, als trage die Zeit blühende Rosen, als hätten diese schattigen, hohen Bäume, die ganze trauliche Einrichtung des Hauses keinen anderen Zweck, als die Jugend dieser schönen glücklichen Schar mit zu feiern und einst in die Erinnerung an die sonnigste Zeit ihres Lebens traumhaft überzufließen.

Es lohnte sich auf einmal auch für ihn zu leben!

Was schuf er alles in dieser Zeit! —

Sein Name wurde genannt, und ehe ein halbes Jahr verflossen war, durfte er es dessen gutem Klang verdanken, daß ihn einer der M.'schen Buchhändlerfürsten zum künstlerischen Leiter seiner weltbekannten Jahrbücher berief. Nun trat er innerlich jauchzend vor den Liebling seiner Seele hin und warb tiefbewegt um die teure Hand.

Helene gab ihm ganz offen und klar Bescheid: „Ich sage Ja, denn ich habe Sie in dieser Zeit unseres Verkehrs viel zu lieb gewonnen, als daß ich ohne Sie glücklich sein könnte! Aber ich sage es Ihnen unverblümt: Sie gewinnen sich ein schlechtes Glück an mir! Ich habe gar nichts und leiste gar nichts in dieser Welt. Nicht einmal eine gute Hausfrau werden Sie an mir bekommen, — versuchen Sie's nur! Wissen Sie, daß ich mir eigentlich immer eingeredet habe, ich sei nur dazu da, einen Millionär zu heiraten?“

Mehr als die Hälfte ihrer weisen Rede küßte er ihr lachend von den schönen Lippen, — über ihr letztes Geständnis wußte er sich kaum zu fassen vor Glück.

Nach kurzer Brautzeit haben sie im Kreise aller ihrer Freunde Hochzeit gefeiert; eine der schönen, rosengeschmückten Mädchen, welche die herrliche Braut zum Altar ge-

leiteten, sah sehr bleich aus und weinte während der Traurede, der sie lieblich lächelnd lauschte, einmal leise auf; — der strahlende Bräutigam brachte diese rührende Erscheinung, über der es wie feiner Tau lag, aber nicht im Entferntesten mit dem Gedanken in Verbindung, wie leicht es ihm geworden wäre, die beabsichtigte Millionenheirat wirklich auszuführen. — — —

Die Häuslichkeit des jungen Paares ist die Krone aller Traulichkeit und Vornehmheit. Die junge Frau versteht es wie keine zweite, mit mäßigen Mitteln alles reich, schön und wohlig zu gestalten und mit einem Hauch von Genialität, dessen Wirkung kein Prunk erreicht, zu verklären. Übrigens erzählte mir Frau Hauptmann Wille, die auf diese Heirat unglaublich stolz ist, erst neulich, unseres Freundes Arbeitskraft bringe thatsächlich Schätze ins Haus, und die Familie sei auf dem allerbesten Wege zu einer kleinen Million.

Wiedersehen.

Ich harre dein in trunknem Bangen,
Es fliegt der Puls, die Stirne brennt.
Vergötternd will ich dich umfangen, —
Zu lang schon waren wir getrennt!
Da steigt dein Fuß ins Thal hernieder,
Und all' mein Ungestüm verschäumt:
Denn märchenhafter kehrst du wieder
Und holder, als ich's je geträumt.

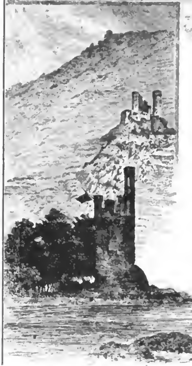
So gleicht mein Herz dem Augensterne,
Der sich ein Kind der Sonne wähnt,
Und tief aus nachtumflorter Ferne
Sich ewig nach der Mutter sehnt.
Vorahnend folgt er ihren Pfaden,
Er träumt ein Meer von Glut und Licht,
Er will sich ganz in Lohe baden —
Und wenn sie naht, erträgt er's nicht!

Ernst Eckstein.



Das am 14. Oktober enthüllte Lessingdenkmal zu Berlin. Von Otto Lessing.





Germaniadenkmal auf dem Niederwald und der Mäuseturm.
Aus Bernhard Mannfelds 20 Originalradierungen „Vom Rhein."

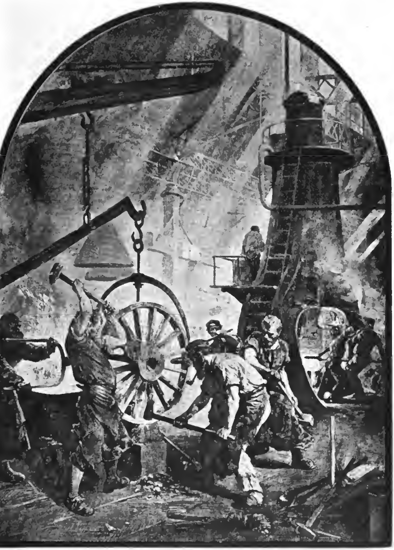
Illustrierte Prachtwerke.

Von A. Schäfer.

(Abdruck verboten.)

Eine Familie ohne Salon, ein Salon ohne Prachtwerk — undenkbar! Es gehört dazu wie die Garnitur von Polstermöbeln, und wenn wirklich einmal ein junges Paar in die Ehe tritt, das diese illustrierten Prachtwerke für etwas Überflüssiges und nicht einmal Wünschenswertes hält, so sorgen die Darbringer von Hochzeitsgeschenken dafür, daß es anderen Sinnes werde. Unter den Lampen, Leuchtern, Schalen und eingerahmten Bildern, die in mehr als genügender Zahl sich bei solcher Gelegenheit einzustellen pflegen, bildet das als überflüssig angesehene Prachtwerk immerhin eine angenehm überraschende Abwechselung. Ganz besonders dekorativ aber macht es sich auf dem Weihnachtstisch, wenn die Lichter des Tannenbaums alle Goldpressung doppelt leuchtend hervortreten lassen; es hat da noch die weitere angenehme Seite, daß es eine ziemlich bedeutende Fläche einzunehmen pflegt, daß es „füllt", — ein von den meisten Hausvätern nicht unterschätzter Vorzug. Sehen wir, was das ablaufende Jahr von Prachtwerken zur Wahl gestellt hat.

Da ist zuerst Bernhard Mannfeld's Mappe „Vom Rhein" (Verlag von Emil Strauß, Bonn), zwanzig Originalradierungen dieses Meisters der Radiernadel,



Paul Meyerheim, Loggienbild aus einer Gartenhalle des Herrn Geh. Kommerzienrat Borsig in Berlin.
(Aus „Studienmappen deutscher Meister.")

von denen wir das Titelblatt, das Germaniadenkmal auf dem Niederwald und den Mäuseturm bei Bingen darstellend, in wesentlich verkleinertem Maßstabe als erste der Probeillustrationen wiedergeben. Die weiteren Blätter der Mappe sind Dom und Gutenbergdenkmal in Mainz, Bacharach, der Loreleifels, das kurmainzische Schloß in Oberlahnstein, Andernach und der Barbarossathurm, der Laacher See, St. Apollinaris in



A. v. Werner, Farbenskizze zu einem der Wandbilder (der Abend) im Café Bauer zu Berlin. (Aus „Studienmappen deutscher Meister.")

Remagen, Altenahr, der Rhein bei Rolandseck, Motiv aus dem Siebengebirge, der Drachenfels, Klosterruine Heisterbach im Winter, Godesberg, Partie am alten Zoll bei Bonn, Blick auf Bonn, das Bonner Münster, Inneres des Bonner Münsters, der Marktplatz in Bonn, und Köln, von Deutz aus gesehen. Diese bewunderungswert ausgeführten Blätter sind viel mehr, als etwa nur auch mit dem Maße allerhervorragendster Kunst gemessene Rheinlandschaften, — der ganze Zauber, den Sage, Geschichte und Poesie um den Rhein gesponnen haben, strömt uns aus der wunderbaren Stimmung, die der Künstler seinen Radierungen zu geben verstanden hat, entgegen. Von demselben Meister erschienen 14 Kupfer-Radierungen „Aus Alt-Breslau und Schlesien“ (Verlag von Eugen Franck's Buchhandlung, Oppeln), die in der Feinheit der Ausführung und an künstlerischer Auffassung den Rheinbildern nicht nachstehen, wenn sie ihnen auch in der Wirkung nicht gleichkommen, — die Motive sind bescheidenere.

Von dem im Verlag von C. T. Wiskott, Breslau, erscheinenden großen Sammelwerk „Aus Studienmappen deutscher Meister,“ herausgegeben von Julius Lohmeyer, sind neuerdings die Mappen „Paul Meyerheim“ und „A. von Werner“ ausgegeben worden. Die erstere gibt eine Übersicht über die erstaunliche Vielseitigkeit des Künstlers, der über der einseitigen Bewunderung seiner Tierbilder bisher vielleicht noch nicht genügend anerkannt worden ist. Auch das von uns reproduzierte Bild, eine Werkstätte moderner Cyklopen, steht ganz außerhalb des Genres, das das größere Publikum bisher mit dem Namen Paul Meyerheim zu verknüpfen gewohnt war. Dem Probebild aus der A. v. Werner-Mappe liegt eine Farbenskizze des Meisters zu einem der Wandgemälde des Café Bauer in Berlin zu Grunde. Daneben enthält die Mappe Porträtstudien zu Bildern des Fürsten Bismarck, des Grafen Moltke und des Generals von Tümpling — die erste ganz besonders interessant um ihrer Auffassung willen, Bismarck im Hausrock und Hauskäppchen, ganz Familienvater, in Friedrichsruh 1880, — Studienblätter aus dem französischen Kriege, ein Skizzenblatt, die Aufbahrung Kaiser Wilhelms I im Dom fixierend, und die Farbenskizze zu dem Velarium „Kampf und Sieg“ für den Siegeseinzug der Truppen in Berlin am 16. Juni 1871. Das Lichtdruckverfahren gibt die Blätter vortrefflich wieder, und die Auswahl ist mit Sorgfalt getroffen.


Schlußstück von Alexander Zick zu Kleist: „Das Käthchen von Heilbronn.“

Heinrich von Kleists „Das Käthchen von Heilbronn“ erschien in einer von Alexander Zick illustrierten Prachtausgabe (Berlin, Verlag von Albert Goldschmidt). Das anmutige Schlußstück des prächtig ausgestatteten Bandes finden die Leser unter unsern Probeillustrationen. Die zahlreichen Vollbilder sind in Heliogravüre, die Initialen und Einstreubilder in Holzschnitt ausgeführt. Der Künstler ist dem

Dichter voll gerecht geworden, und vor allem sein Käthchen selbst zeigt jenes traumhaft süße Gesicht, das ihr der Dichter verliehen hat. Den vielen Verehrern der Dichtung wird diese neue Ausgabe sehr willkommen sein.

Unter dem Titel „Allerlei aus A. Hendschels Skizzenmappen“ erschien ein neuer Hendschelband (Verlag von M. Hendschel, Frankfurt a. M., Lichtdruck von Martin Rommel u. Co., Stuttgart). Auch diese Skizzen sind ein sprechendes Zeugnis von der natürlichen Anmut und dem liebenswürdigen Humor, die des hingeschiedenen Künstlers Gestalten beleben; ebenso aber auch ein Beweis seiner ungeheuren Vielseitigkeit. Wir geben drei seiner entzückenden Kindergruppen wieder —, der Band selbst enthält deren eine ganze Anzahl, sie überwiegen aber nicht. Die Motive sind die verschiedenartigsten, und durch Gegenüberstellung verschiedener Menschen in denselben Situationen erreicht der Künstler in diesen Blättern häufig die heiterste Wirkung, ohne doch so stark in das Gebiet der Karikatur hinüberzustreifen, daß er darüber die Harmlosigkeit einbüßte.



Textillustration von Paul Thumann zu Julius Wolff „Der Rattenfänger von Hameln.“

Ein fortreißend patriotischer Zug geht durch das Werk „Deutschlands große Jahre 1870/71,“ geschildert in Liedern von Heinrich Vork, mit Bildern von Christian Speyer (München, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung, W. Beck),

Der Dichter weckt nicht nur die Erinnerung an die große Zeit, er macht sie dem Leser wieder lebendig, und das Buch eignet sich vortrefflich dazu, der deutschen Jugend in die Hand gegeben zu werden. Unser Probebild leitet die dritte Abteilung desselben ein, welche die Ereignisse von und bei Sedan schildert.

Die Anthologie „Im Wechsel der Tage, unsere Jahreszeiten im Schmuck von Kunst und Dichtung" erscheint bereits in sechster Auflage (Leipzig, Ferdinand Hirt & Sohn). Der Prachtband ist mit Heliogravüren von F. A. Kaulbach, E. Rieczky und Th. von der Beek und mit zahlreichen Holzschnitten nach Zeichnungen hervorragender Künstler geschmückt, die von Adolf Brennecke getroffene Auswahl aus den Werken unserer vaterländischer Dichter von Paul Heinz neu durchgesehen. Unsere Probeillustration ist ein Bild des Münchener Malers J. v. Wodzinski zu dem Gedicht „Die Rosen von Florenz" von Wolfgang Kirchbach. — Außerordentlich originell sowohl im Text wie in ihrem Bilderschmuck sind die „Prinzen-Märchen" von Agnes Schöbel, illustriert von Georg Schöbel (Leipzig, Verlag von Adolf Titze). „Prinzen" sind unsere Söhne in gewissem Alter ja alle, und so sind die Märchen für jedermanns Kinder bestimmt, dem ein solches Prachtwerk nicht zu schade für ein Kinderbilderbuch erscheint, und der es nicht vorzieht, sich selbst an



Aus „Allerlei aus A. Hendschels Skizzenmappen."



Aus „Allerlei aus A. Hendschels Skizzenmappen."



Aus „Allerlei aus A. Hendschels Skizzenmappen."

seinem Schmuck zu erfreuen. Ein sehr liebenswürdiger Gedanke der Verfasserin aber war es, die fünf Prinzen des Kaiserlichen Hauses in erster Linie in Betracht zu ziehen und ihre Personen geschickt und in diskreter Weise mit ihren Märchengestalten zu verweben. Das Geschwisterpaar Agnes und Georg Schöbel ist bei dem Werke Hand in Hand gegangen, wie es eben nur möglich ist, wenn Autor und Illustrator sich persönlich nahe stehen. — Ein Fröschl-Album, sechszehn Zeichnungen von Carl Fröschl enthaltend, erschien im Verlage des Litterarischen Jahresberichts, Arthur Seemann, in Leipzig. Die Mappe ist sehr eigenartig und elegant ausgestattet, die Bilder gehören zu den entzückendsten Schilderungen, die der Künstlerstift dem Kinderleben abgewonnen hat. Carl Fröschl ist ein Meister der Pastellmalerei, die neuerdings wieder zu Ehren gekommen ist. Das Probebild „Nichts für dich," das wir aus der Mappe veröffentlichen, wird unsere Leser hinreichend orientieren, was sie darin zu suchen haben.

Die G. Grotesche Verlagshandlung in Berlin hat Julius Wolffs „Lurlei" und desselben Dichters „Der Rattenfänger von Hameln" in Prachtausgaben erscheinen lassen. Zu dem letzteren, bereits in zweiter Auflage vorliegenden Werke hat Paul Thumann den bildlichen Schmuck geliefert, Illustrator der „Lurlei"

ist P. Grot Johann. Die Leser finden Proben aus dem Bilderschmuck beider Werke unter den Illustrationen dieser Übersicht.

Ein sehr verdienstliches Unternehmen ist die im Verlag von Julius Hoffmann in Stuttgart erscheinende Sammlung „Dekorative Vorbilder," von deren monatlich erscheinenden Lieferungen die ersten sechs des neuen Jahrganges vorliegen. Die Vorlagen sind dazu bestimmt, dem Zeichner, Dekorationsmaler und Kunstfreunde eine Menge von ornamentalen Motiven, figürlichen Zeichnungen, Allegorien, malerischen Darstellungen aus dem Pflanzen- und Tierreiche zu bieten, welche praktisch verwertet, kopiert oder für neue Kompositionen benutzt werden können. Neben zahlreichen Entwürfen moderner Künstler finden auch die hervorragenden Stilarten früherer Kunstepochen Berücksichtigung. In der Zusammenstellung vereinigt sich ein vornehmer Geschmack mit dem richtigen Blick für das praktische Bedürfnis.

Ihrer illustrierten Ausgabe von Robert Hamerlings „Ahasver in Rom" läßt die Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) in Hamburg jetzt eine gleich hervorragend illustrierte Prachtausgabe der epischen Dichtung „Der König von Sion" folgen. Das Werk erscheint in Lieferungen und ist auf ungefähr fünfundzwanzig derselben berechnet, von denen einundzwanzig bisher vorliegen; es wird also jedenfalls vor dem Fest noch komplet sein. In die Illustrierung haben sich Adalbert von Roeßler und Hermann Dietrichs geteilt, ihre Bilder schließen sich der farbensatten Schilderung Hamerlings auf das glücklichste an und finden in den unübertrefflichen Holzschnitten die vollendetste Wiedergabe. Die ganze Ausstattung des Werkes, dreifarbiger Druck auf Kupferdruckpapier, stellt dasselbe in die vorderste Reihe von Erscheinungen dieser Art. Ein Werk, das der christlichen Bedeutung des Weihnachtsfestes Rechnung trägt, sind die „Meisterwerke der christlichen Kunst" in Holzschnitten (Leipzig, Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber), zwei Sammlungen, von denen die erste bereits in vierter Auflage erscheint. Alte und neue Meister sind gleichmäßig unter den Bildern vertreten. Die erste Sammlung enthält Raffaels „Madonna della Sedia," Correggios „Heilige Nacht," Theodor Mintrops „Christnacht," „die Anbetung der heiligen drei Könige" von P. P. Rubens, Tizians „Anbetung der Engel," Rembrandts „Hundertguldenblatt," Tizians „Christus mit dem Zinsgroschen," Lionardo



Illustration von Christian Speyer zu „Vorf, Deutschlands große Jahr 1870/71."



Illustration von Georg Schöbel zu „Prinzen Märchen" von Agnes Schöbel.

da Vincis „Abendmahl," desselben „kreuztragenden Christus," Fra Bartolomeos „Grablegung," „Die Kreuzabnahme" von Rubens und das gleiche Bild von W. Achtermann, „Die heiligen Frauen am Grabe" von Annibale Caracci, Raffaels „Sixtinische Madonna," Gabriel Max' „Erweckung von Jairi Töchterlein," Batonis „Büßende Magdalena," Murillos „Mariä Himmelfahrt," die „Madonna" von H. Holbein d. J., Bernhard Plockhorsts „Christus erscheint der Maria Magdalena," Raffaels „Heilige Cäcilia" und Guido Renis „Ecce Homo!" In der zweiten Sammlung ist Rubens mit dem „Gastmahl des Herodes" und der „Auferweckung des Lazarus" vertreten, Ernst Zimmermann mit einer „Anbetung der Hirten," „Christus bei den Fischern" und einem „Christus consolator!" Außerdem finden wir Correggios „Madonna della Scala," H. Weltrings „Krippendarstellung in der Pfarrkirche zu Plantlünne," William A. Shades „Rast auf der Flucht nach Ägypten," „Die heilige Familie" von Murillo, „Jesus erweckt Jairi Töchterlein" von Johannes Schraudolph, „Christus und



Textillustration von P. Grot Johann zu Julius Wolff: „Lurlei."

die Ehebrecherin" von J. Echena, Veroneses „Hochzeit zu Cana," H. Siemiradzkis „Christus bei Maria und Martha," „Christus predigt am See Genezareth" von H. Hofmann, „Herr, hilf mir!" von G. H. Richter, H. Rauchingers „Erweckung von Jairi Töchterlein," Guido Renis „Heilige Magdalena," die „Kreuztragung Christi" von Georg Papperitz, „Die heiligen Frauen am Kreuzweg" von Alois Delug, „Thomas Unglaube" von Peter von Cornelius und Bernhard Plockhorsts „Christus auf dem Wege nach Emmaus." Der Preis der Sammlungen ist außerordentlich wohlfeil, so daß sie wirklich als ein Mittel gelten können, der Kunst Verbreitung zu schaffen.



Die Rosen von Florenz. Von J. von Wodzinski zu dem gleichnamigen Gedicht von Wolfgang Kirchbach. (Aus „Brennecke: Im Wechsel der Tage.")

Ein Werk, das gleichmäßig durch seinen textlichen und bildlichen Inhalt fesselt, ist E. von Gonzenbachs „Nilfahrt,"


Nichts für dich! (Aus dem Fröschl-Album.)

mit 203 Textillustrationen und 40 Lichtdruckbildern von Rafaello Mainella (Deutsche Verlagsanstalt, vorm. Eduard Hallberger, Stuttgart). Verfasser und Illustrator haben ihre Nilfahrt gemeinschaftlich gemacht, gemeinschaftlich gesehen und gemeinschaftlich dieselben Eindrücke empfangen. So läuft Text und Bild ineinander wie selten bei einem illustrierten Werk. Die Ausstattung ist eine sehr vornehme.

Paul Heyses orientalische Dichtung „Liebeszauber" ist mit Illustrationen von Frank Kirchbach im Verlag von Franz Hanfstaengl, Kunstverlag A.-G., München, erschienen. Die formvollendete, von edler Sprache getragene Dichtung, die das tragische Geschick eines jungen Liebespaares schildert, hat in Frank Kirchbach eine Künstlerseele gefunden, die der ganzen Glut der Heyseschen Verse und seiner quellenden Phantasie malerisch zu folgen vermochte. Die zwölf Vollbilder in Photogravüre wie die zahlreichen Textbilder gehören zu dem Vollendetsten, was die moderne Illustrationskunst geschaffen hat, und die ganze Ausstattung des Werkes ist von einer gediegenen Pracht, die kaum übertroffen werden kann.

Das Lieferungswerk „Berliner Pflaster" (Verlag von Dr. W. Pauli, Berlin) ist bis zum 11. Heft gediehen. Eine große Anzahl mehr oder minder hervorragender Berliner Künstler und Schriftsteller hat sich vereinigt, das Werk zu schaffen, welches ein Bild von allem spezifisch Eigenartigen der deutschen Reichshauptstadt geben soll. Das ist im wesentlichen gelungen. Unter den Künstlern finden wir die bekannten Namen G. Brandt, Fr. Gehrke, O. Günther-Naumburg, Prof. Henseler, F. Jüttner, G. Koch, L. Manzel, C. Röchling, E. Rosenstand, Ad. Schlabitz, Prof. Skarbina, Fr. Stahl, unter den Schriftstellern von Ruf Hermann Heiberg, O. Justinus, Paul Lindau, Paul Lindenberg, Ludwig Pietsch, A. Baron von Roberts, Julius Rodenberg, Schmidt-Cabanis, Hanns von Spielberg, Aug. Trinius, J. Trojan und E. von Wolzogen mit Beiträgen vertreten.

Wie Frauen jung werden.

Von E. D.

(Zu dem nebenstehenden Bilde.)

Ist man noch eine junge Frau, wenn man einen Sohn hat, der bereits den Konfirmandenunterricht besucht und zwei Töchter, die sich stark in ihren Kleidern strecken, und noch einen Sohn, der Leutnantsallüren zur Schau trägt, wenn er in den Ferien in seiner schmucken Kadettenuniform nach Hause kommt? Hätte man mich vor zwei Jahren gefragt, ich würde ehrlich mit Nein geantwortet haben, trotzdem ich damals selbst Mutter eines solchen vierblättrigen Kleeblatts war. Eine Frau, „Mitte" der Dreißiger, — wozu soll ich mein Alter genau angeben, — die sich nicht mehr für jung hält, soll eine Seltenheit sein. Ich w a r eine solche Frau; ohne Unbescheidenheit kann ich das sagen. Wenn der Älteste so groß geworden ist, daß er der Mutter Auge in Auge sieht, und wenn eine gewisse Ritterlichkeit sich in seine gesunde Bengelhaftigkeit zu mischen beginnt, die er — d. h. die Ritterlichkeit — seiner Mutter gegenüber hoffentlich beibehalten wird, die er aber jetzt doch nur als Vorübung für größere Zwecke an sie verschwendet, und wenn die drei anderen, wie Orgelpfeifen dem Ältesten folgend, mit ihm an Erwachsenheit gleichen Schritt zu halten suchen, dann verzichtet man schon aus dem Grunde auf alle äußere Jugendlichkeit, um nur Herrin der Situation zu bleiben. Große Kinder pflegen nicht viel Respekt vor jugendlichen Müttern zu haben. Wo aber bliebe die strenge Zucht, wenn es nicht meiner energischen Natur entspräche, sie aufrecht zu erhalten! Mein Mann ist gegen die Kinder immer nachsichtig gewesen; jetzt, wo sie aus dem Gröbsten heraus sind, schlägt er sich nicht selten ganz zu ihrer Partei.

Ich war also keine junge Frau mehr, trotzdem ich „Mitte" der Dreißiger und eine glückliche Frau bin, so glücklich wie eine. Die Kunst, alt zu werden, die vielen Frauen so schwer fallen soll, hat mir auch zu erlernen keine Mühe gekostet; es ist mir niemals verlockend erschienen, für die ältere Schwester meiner Töchter gehalten zu werden. Dazu bin ich als Mutter immer zu stolz auf sie gewesen. Ernsthaft, ehrlich und aufrichtig, ohne Resignation sogar, — ich habe mich für eine ältere Frau — oder doch vielleicht richtiger, nicht mehr für eine junge Frau gehalten. Und heute bin ich, ebenso ernsthaft, ehrlich und aufrichtig, daran zweifelhaft geworden, trotzdem ich zwei Jahr älter, wenn auch immer noch „Mitte" der Dreißiger bin. Wer das Wunder vollbracht hat? — Unser Jüngster! — Nicht der Kadett mit den Leutnantsallüren, der zehn Jahre unser Jüngster war, aber es heute nicht mehr ist. Als er zum erstenmal in seiner Uniform nach Hause kam, fand er sich seines Postens, für den er sich längst zu alt geworden fühlte, enthoben. Da lachte ihm ein Jüngster aus der Wiege entgegen und griff lachend nach den blanken Knöpfen seiner Uniform, — ein Wunderkind, wie nur mein Ältester gewesen ist und außer diesem die Erstgeborenen aller Eltern. Vielleicht auch die Letztgeborenen, wenn zwischen ihnen und den älteren Geschwistern ein Zwischenraum von zehn Jahren liegt. Denn wenn sie sich folgen wie die Orgelpfeifen, und man alle anderthalb Jahre Kindtaufe feiert, wird man einigermaßen blind und taub für die Wunder, und nur die Kinder bleiben.

Unser Jüngster aber ist ein Wunderkind, mehr vielleicht noch, als unser Ältester es war. Hat er doch das Wunder vollbracht, mich, eine ältere Frau, wieder jung zu machen, so jung, wie ich als Mutter des ersten gewesen! Ich könnte Geschichten von ihm erzählen, unglaubliche Geschichten, — aber diese eine Thatsache beweist mehr, als alle diese Geschichten beweisen können. Zudem weiß ich, wie skeptisch Fremde sind, wenn sie eine Mutter Kindergeschichten erzählen hören. Mein eigner Mann ist von dieser Skepsis nicht frei; er behauptet, das fünfte sei nicht anders, wie die viere vor ihm auch gewesen wären. Aber es ist nicht wahr, — er hat für den Jüngsten nur weniger Verständnis, als er für die älteren gehabt hat, und das wahre Verständnis überhaupt nur für den ältesten. Damals sah auch er jeden Tag ein Wunder, heute wundert er sich, wenn der Jüngste ihm einmal eine Störung verursacht. Er spricht von „seinem" Ältesten, von „seinen" Töchtern, von „seinem" Kadetten, — wenn ich aber meinen Sonnenstrahl auf dem Schoß habe und ihn „meinen" Jüngsten nenne, lacht er, ohne ihn zu reklamieren. Natürlich, der Jüngste hat noch die Angewohnheiten kleiner Kinder, artiger kleiner Kinder selbstverständlich, — man braucht deshalb kein Barbar zu sein und ihn zu verleugnen.

Womit er das Wunder der Verjüngung vollbracht hat? Durch nichts anderes, als daß er da ist, daß ich mit ihm rechnen muß. Wenn die älteren, erwachsenden Kinder früher übermütig wurden, dann ziemte es sich, daß meine Miene sich um so ernster zeigte; ein harmloses Einstimmen in ihre frohe Laune würden sie für eine Aufforderung gehalten haben, über die Stränge zu schlagen. Mein Jüngster schlägt noch nicht über die Stränge, — warum soll ich nicht mit ihm lachen, wenn er lacht, und — Gott sei Dank — er lacht eigentlich immer. Bei den älteren hieß es, die Zügel fest in der Hand halten, damit sie nicht ganz der mütterlichen Leitung entwuchsen; nicht nur Mutter, sondern auch Pädagogin sein. Lehrer sein und jung sein verträgt sich aber schlecht miteinander, nur Genies in ihrem Beruf verstehen beides miteinander zu vereinen. Mein Jüngster zerrt noch nicht an den Zügeln; je freundlicher ich zu ihm bin, um so folgsamer ist er. Da kann ich ihm gegenüber die



Unser Jüngster. Nach einer Photographie.

Pädagogin beiseite lassen und nur Mutter sein. Wenn ich mit meinen' Ältesten ausging, war mir ein dunkles Kleid geboten, — die Leute hätten sonst vielleicht nicht meine Kinder in ihnen gesehen. Wollte ich mich mit meinem Jüngsten so zeigen, es könnte mir geschehen, daß man mich — nicht für seine Großmutter — aber vielleicht für seine Tante hielte. Ich trage also wieder helle Kleider, ich trage sie meines Jüngsten wegen. Glücklicherweise kann ich sie noch tragen, sie stehen mir gut, und mein Mann behauptet, sie machten mich um zehn Jahr

jünger. Das Wunder erkennt also auch er an, nur schiebt er es, kurzsichtig wie alle Männer, auf die Kleider und nicht auf den Jüngsten. Mag er; mir wird er die Überzeugung nicht mehr nehmen, daß das Alter einer Frau nach dem Alter ihrer Kinder berechnet werden muß. Welches von den Kindern dabei das maßgebende ist? Ohne Zweifel das jüngste, denn es steht der Mutter am nächsten. Und nun seht euch das Wunderkind an. Habe ich nicht recht, auf den „Jüngsten" stolz zu sein? —



Neues vom Büchertisch.

Von Paul von Szczepański. (Abdruck verboten.)

Die große Lotterie hat noch nicht begonnen, welche der deutsche Verlagsbuchhandel alljährlich um die Weihnachtszeit für sich selbst veranstaltet, in der Hoffnung, daß die guten Menschen nicht aussterben werden, welche ein Buch für ein stets willkommenes Geschenk halten, trotzdem sie niemals das Bedürfnis empfinden, für sich selbst eines zu kaufen. Vorläufig bin ich also der Mühe überhoben, herauszurechnen, wie viel Nieten dabei gezogen worden sind. Daß auch in diesem Jahre keiner der bekannten Weihnachtsdichter auf dem Markte fehlen wird, ist beruhigenderweise schon in mancherlei Notizen unter dem Strich der Tagesblätter verkündet worden, — im Interesse der Leser bedaure ich, sie noch nicht darüber orientieren zu können, wie die diesjährige Ernte ausgefallen ist. Mir selbst ist aber zu Mut, wie einem Menschen, der sich vor einem kritischen Tag erster Ordnung nach Möglichkeit gefürchtet hat, und der plötzlich von Herrn Falb mit der Nachricht überrascht wird, daß er sich in seiner Berechnung um vier Wochen geirrt hat, — es ist zwar nur eine Galgenfrist, aber trotzdem atme ich vorläufig wieder freier, und doppelt freue ich mich der Windstille vor dem Sturm, die augenblicklich noch — Anfang November — im deutschen Buchhandel herrscht. Das am stahlblauen Himmel plötzlich auftauchende schwarze Wölkchen, welches in jedem Quartaneraufsatz ein Gewitter einleitet, mag den Leser vorläufig noch nicht beunruhigen, — was mir gegenwärtig von neuen Büchern vorliegt, wäre wahrscheinlich auch dann erschienen, wenn die Christenheit nicht in sieben Wochen Weihnachten feierte, und die Menschen sich dabei nicht gegenseitig zu beschenken pflegten.

Da ist zuerst *Sophie Junghans*, die auf Goldschnitt und Prachtband durchaus verzichten kann. Sie würden den meisten ihrer Bücher nicht einmal gut zu Gesicht stehen, denn ihnen ist ein herber Zug eigen, der sich mit den Jahren leider zu vertiefen scheint. Ihr neuester Roman ist eine Behandlung des aus der Wirklichkeit gegriffenen Stoffes, an dem sich im Laufe des letzten Jahres schon einmal eine Schriftstellerin, J. Riemann, versucht hat, — die Leser werden sich erinnern, daß es vor Jahren einen jungen Mediziner gab, der durch eine Kirchhofszene kompromittiert erschien, und der in Gefahr gewesen wäre, deshalb den europäischen Boden unter den Füßen zu verlieren, wenn ihn nicht eine starke und vorurteilslose Hand so lange gehalten hätte, bis er auf eignen Füßen wieder fest stand. Daß sich die Romandichter den Stoff nicht entgehen lassen würden, ließ sich vorhersagen. Daß es gerade zwei weibliche Federn sind, die ihn, jede in ihrer Weise, ausgesponnen haben, ist immerhin merkwürdig. Die Art der Behandlung ist bei beiden eine grundverschiedene. J. Riemann setzt mit ihrem Roman „Rübezahl" dort ein, wo der Roman „*Eine Versuchung*" von *Sophie Junghans* (Verlag des Universum, Dresden und Wien), seinen innerlichen Abschluß findet. Die erstere supponiert, daß der junge Arzt sich wirklich kompromittiert hat — wann, wo, wie wird von ihr nur angedeutet — und es ist ihr darum zu thun, zu zeigen, wie er sich von seiner Schuld frei macht und sich die verlorene Achtung wiedergewinnt. Sophie Junghans dagegen schildert, wie die Versuchung in Gestalt eines schönen und haltlosen Weibes, das ihm ihre Liebe auf dem Präsentierteller entgegenbringt, an ihn herantritt, wie er, pflichtbewußt und zudem an eine andere gefesselt, ihr widersteht, und wie eine Unbesonnenheit der direktionslosen Frau den *Schein* hervorruft, als ob er

der Versuchung erlegen sei. Da hat sie es denn natürlich nicht nötig, ihn vor dem Leser, der die Geschichte der Versuchung in allen Stadien miterlebt hat, zu rehabilitieren; sie braucht ihn nur über die böse Welt triumphieren zu lassen, die ihrerseits als mildernden Umstand allerdings geltend machen kann, was Sophie Junghans meiner Meinung nach zu wenig betont, — daß sie nämlich nur den Skandal erlebt hat und die Geschichte des Skandals nicht kennt. Mir ist das Problem, das J. Riemann zu lösen versuchte, an sich sehr interessant gewesen, und trotz mancherlei Längen und einigen mißglückten oder schablonierten Figuren hat mich der Roman „Rübezahl“ bis zum Schluß außerordentlich gefesselt. Bei dem Roman „Eine Versuchung“ von Sophie Junghans wäre das wahrscheinlich kaum der Fall gewesen, wenn das ganz außerordentlich prägnante und kräftige Charakterisierungsvermögen der Verfasserin mich nicht immer wieder angezogen hätte. Über das Unerfreuliche, das die Geschichte eines Skandals immer hat, mag sie nun in sechzig Zeilen oder in einem dicken Bande erzählt werden, kann freilich auch die Kunst der Frau Junghans nicht hinwegtäuschen. Und wenn sie es könnte, — an ihrem Buche habe ich den Eindruck empfangen, als ob sie es nicht einmal möchte. Sophie Junghans hat mehr Auge für die Schwächen der Menschen als für ihre Vorzüge; das ist für ihr künstlerisches Schaffen ein Unglück, denn sie beeinträchtigt, da sie vor allen Dingen wahr sein will und mit diesem Sehfehler doch nicht zugleich gerecht sein kann, sich selbst die Wirkung. In der Mitte ihrer Erzählung steht der Doktor Mannhardt, der junge Arzt, an den sich die Versuchung herandrängt. Wenn der nicht gerade glücklich gewählte Stoff den Leser interessieren soll, so müßte dieser Doktor Mannhardt doch sicher einen ganzen Turm hoch über dem Durchschnittsmenschen stehen, er müßte weit über die Gesellschaft hinausragen, der ein so schwerer Vorwurf daraus gemacht wird, daß sie ihn auf den Schein hin verurteilt und auf den Schein hin fallen läßt. Aber von vornherein sorgt Sophie Junghans dafür, daß man in diesem Doktor Mannhardt nur ja nichts Besonderes sehe. Er ist verlobt; aber wie er sich sorgfältig vor der Verlobung überlegt hat, ob seine Braut eine sogenannte Partie sei oder nicht und wie er sich selbst eingesteht, daß er im letzteren Falle an eine Verlobung nicht gedacht haben und voraussichtlich seiner Liebe Meister geworden sein würde, so ist es ihm auch sehr willkommen, daß seine Verlobung in der Gesellschaft des großen Badeortes unbekannt bleibt, als sich seiner Verheiratung Schwierigkeiten entgegenstellen — ein ungebundener Arzt hat die Frauen für sich. Dieser Charakteristik liegt gewiß eine richtige Beobachtung zu Grunde; Männer, die nur nach Geld heiraten, gibt es viele, und diejenigen, die sich ihrer Liebe erst ganz sicher werden, nachdem sie die Mitgift taxiert haben, sind noch zahlreicher, — das ist heute so und ist immer und überall der Fall gewesen, wo nicht der Vater seine Töchter verkauft, sondern sie mit mehr oder weniger reichlicher Ausstattung aus dem Hause gibt. Aber trotzdem bleibt manches reiche Mädchen sitzen und sehr viele arme Mädchen kommen unter die Haube — es muß also auch Ausnahmen von Männern geben. Warum Sophie Junghans gerade in diesem Falle nur die Regel gesehen hat und nicht die Ausnahme, wo ihr doch daran liegen mußte, ihrem Doktor Mannhardt die Sympathieen des Lesers zu erwecken, ist mir unklar geblieben. Er macht auch sonst seinem Namen nicht viel Ehre, d. h. er hütet sich überaus ängstlich, nur ja nicht aus dem Niveau der Durchschnittsmenschen hervorzuragen. Statt seine Braut aus unerträglichen Verhältnissen mit kräftigem Entschluß herauszureißen, sie zu zwingen, ihm zu folgen, ohne Rücksicht darauf, daß ihr die Erbschaft ihres tyrannischen Onkels entgehen könnte, wartet er, bis ihn die Verhältnisse zwingen, diese Rücksichten bei seite zu setzen. Nicht einmal als Arzt ist er mehr als tüchtig, — was ihn in die Höhe bringt, ist sein Glück, nicht sein Verdienst. Und als die Versuchung an ihn herantritt, da bringt es wieder nur der Umstand zu einem öffentlichen Skandal, daß er nicht rechtzeitig abzuschließen verstanden hat, und wie der Verlauf des Skandals geschildert ist, würde er ihm auch mit ein wenig männlicher Energie die Spitze abgebrochen haben. Nur ja nichts über den Durchschnitt, über das Niveau allgemeinster Menschlichkeit, — es hat den Anschein, als ob Sophie Junghans keine menschliche Größe sehe und an keine glaubte. Von dem deus ex machina, der dem Doktor aus seiner verlegenen Situation hilft, wird es zwar behauptet, daß er eine solche sei, aber das ist der einzige Mensch, den man nicht plastisch sieht. Ein paar ganz ehrliche und verständige Menschen sind auch noch da, ein preußischer Leutnant und eine junge Amerikanerin, — aber die sind beide noch jung, und Jugend verführt nicht nur zu Thorheit, sondern auch zu Edelmut. In der Schilderung dieser Durchschnittsmenschen ist Sophie Junghans allerdings Meisterin; da paßt jeder Farbenton und jeder Pinselstrich hinein in das Porträt. Daß der Verfasserin ein Unglück passiert ist, — daß nämlich jeder Leser, der einen gewissen Badeort Deutschlands kennt, diesen Badeort wieder zu erkennen glauben und sich einbilden wird, er könne hinter diesen Porträts nach Originalen suchen, kann ich nicht verschweigen. Es sind da einzelne, wie ich annehme, zufällige Anklänge an Namen und äußere Verhältnisse, die auch den Unbefangensten dazu verführen können. Aber ich nehme an, daß nur Zufall und nicht Absicht der Verfasserin hierbei die Hand geführt hat; andernfalls dürfte der Roman, ob die Originale den Porträts nun entsprechen oder nicht, aus dem Rahmen künstlerischen Schaffens herausfallen und nicht nur einen herben Zug tragen, sondern durch einen hämischen entstellt sein. Meisterhaft ist die Versucherin selbst geschildert, ein Mädchen aus dem Volke, das einen reichen Javakaufmann heiratet und sich sehr schnell in das Äußerliche ihrer neuen Stellung hineinfindet, während die innerliche Leere ihrer Ehe alle niedrigen Instinkte in ihr bald zur Reife bringt. Eine sehr interessante, aber nicht gerade angenehm berührende psychologische Studie.

Der neueste Roman von August Niemann

„Bei Hofe“ (E. Piersons Verlag, Dresden und Leipzig), ist mir erst in zweiter Auflage zugegangen; er scheint also zu gefallen. Mir ist er nur ein Beweis dafür gewesen, daß ein geschmackvoller Autor sich sehr vergreifen kann. „Es passieren merkwürdige Geschichten an den kleinen Fürstenhöfen,“ — das war mal vor Jahren in Berlin ein geflügeltes Wort, von dem ich nicht mehr weiß, aus welcher Operette es stammte. Niemanns Hof ist kein kleiner, sondern ein großer, — ein deutscher Königshof der Gegenwart, man hat also nur unter vieren die Auswahl. Die Geschichten, die an diesem Königshofe passieren, und die Schranzen, die da ihr Wesen treiben, könnten einem alles monarchische Gefühl gründlich austreiben, wenn das mit Romanen etwas zu thun, oder dieser Roman etwas Überzeugendes an sich hätte. Eine nette Gesellschaft, die sich da zusammengefunden hat, dumm, brutal, speichelleckend, kleinlich, ehrgeizig, — Männer und Frauen gleich abstoßend. Aus diesem Tohuwabohu von niedriger Gesinnung ragen zwei Männlein und zwei Weiblein hervor als die Edelsten der Nation. — Der Hofbankier Baron Lilienthal und seine Gattin, die Baronin Lilienthal, der Doktor Sachse und die Prinzessin Amalie. Die letzteren Beiden werden ein Paar, nachdem die Prinzessin auf ihren Rang und ihr Privatvermögen verzichtet hat; nur fünfmalhunderttausend Thaler rettet der edle Baron Lilienthal ohne ihr Wissen, und Doktor Sachse erfährt das auch erst, nachdem er erklärt hat, sie nehmen zu wollen wie sie ist, eine Prinzessin a. D. mit dem Reisegeld nach Wien in der Tasche und einem guten Kleide im Handköfferchen. Baron Lilienthal und die Baronin Lilienthal sind ein Paar, als der Roman beginnt; daß sie es noch sind, als der Roman endet, ist wieder nur ein Beweis von dem Edelmut des Baron Lilienthal. Denn die schöne Baronin ist sehr viel jünger als der Baron, und er hat sehr viel zu thun mit seinen Geldgeschäften, und er liebt sie nur wie ein Vater, sie aber liebt den Rittmeister von Stauffenfels, — wenn auch platonisch, doch mit viel Gefühl. Als die Baronin des Rittmeisters sicher zu sein glaubt, geht sie zu ihrem Gatten und sagt dem, daß sie sich in ihm geirrt habe; er solle sich von ihr scheiden lassen, sie wolle glücklich werden. Dem alten Baron ist diese Eröffnung sehr schmerzlich, aber väterlich, wie er fühlt, sagt er zu allem ja, rechnet ihr vor, daß ihr eignes Vermögen sich in seiner Hand so vermehrt hat, daß der Rittmeister eine reiche Frau bekommen wird, und geht zum Rechtsanwalt, bei ihm sich Rats zu erholen, wie er sich von seiner Frau scheiden lassen kann, ohne daß sie kompromittiert wird. Alles ist im besten Gange; da wird der Rittmeister Flügeladjutant des Prinzen Leopold, des präsumtiven Thronerben, der die Prinzessin Amalie heiraten soll, und Herr von Stauffenfels hat Aussicht, wenn er eine Ministertochter heiratet, es bis zum Obersthofmeister zu bringen. Das scheint ihm verlockender, als der Mann einer geschiedenen Frau zu sein, und er läßt die Baronin Lilienthal sitzen. Die ist glücklicher Weise noch nicht geschieden, aber die Enttäuschung packt sie doch so, daß sie sich ein Fläschchen Gift mischt. Der väterliche Gatte kommt im rechten Augenblick, redet ihr gut zu, sie erkennt ihn in seiner ganzen Größe, und das Paar bleibt vereint und wird glücklich. Der Baron ist nicht nur ein edler, sondern auch ein mutiger Mann. Er nennt den Herrn von Stauffenfels im Kasino öffentlich einen Schurken, — in dessen Abwesenheit allerdings. Die Schicksale der Prinzessin Amalie sind ähnlich leidensvoll, wie die der Baronin Lilienthal, — das Glück, das ihr endlich zu teil wird, steht dem der Baronin nicht nach. Sie und Doktor Sachse sind ganz Geist, — das letzet sie aneinander. Mit Vorliebe unterhalten sie sich über Darwin, und von dem Verstande der Prinzessin mag es einen Beweis ablegen, daß sie allen Ernstes an den Doktor die Frage richtet, ob denn die Könige und ihre Descendenz nicht von anderer Beschaffenheit sind wie die übrigen Menschen. Es ist erstaunlich! Übrigens bin nicht ich es, der Baron Lilienthal und Frau Gemahlin etwas in den Vordergrund gerückt hat; sie stehen auch im Roman im Glorienschein elektrischer Beleuchtung — ein moderner Nathan der Weise und sein edles Weib. Nun geht es mir wirklich nicht gegen den Strich, einen Hofbankier jüdischer Abkunft verherrlicht zu sehen. Warum soll ein solcher nicht ein kluger und anständiger Mann sein? Das erstere muß er jedenfalls sein, sonst brächte er's nicht bis zum Hofbankier. Und wenn er beides ist, imponiert er mir nicht nur in Wirklichkeit, sondern auch im Roman ebenso, als ob er nicht Lilienthal, sondern Müller oder Schulze hieße. Aber das kann mir Niemann nicht weiß machen, daß dieser Hofbankier nur in der Hofgesellschaft festen Fuß zu fassen beabsichtigt, damit seine Frau sich kindlich amüsieren kann. Das thut er aus Eitelkeit, um sich eine Position zu machen und um einflußreiche Verbindungen anzuknüpfen. Dadurch kommen schon etwas schärfere Züge in das Gesicht dieses modernen Nathan, die Niemann geflissentlich ignoriert. Und der Toleranzdusel, mit dem der Verfasser ihn statt dessen ausstattet, die Weichheit des Gemüts, das Gemisch von Kindlichem und Greisenhaftem, — das alles findet man nicht ganz selten bei Männern jüdischen Blutes; aber die werden nicht Hofbankiers, die bringen es nicht so weit, die bringen es sogar zu gar nichts, wenn sie nicht von einflußreichen Leuten an einen Posten gestellt werden, auf dem es ihnen nichts schadet, wenn sie keine Energie haben und zu weich sind, — ich habe so einen gekannt, der zeichnete sich durch schmutzige Manschetten und einen konfusen Geist aus, und als er sich die Protektion der einflußreichen Leute verscherzt und nichts zu leben hatte, schnitt er sich die Pulsadern auf. Der hätte sich vielleicht benommen, wie Baron Lilienthal, nur hätte er auch den größten Schurken nicht in seiner Abwesenheit so genannt; dazu hielt er zu viel auf sich — trotz schmutziger Manschetten. Wer einen Tendenzroman schreiben will, der darf vor allem den Charakter derjenigen nicht verzeichnen, die er als Vertreter seiner Tendenz hinstellt. Das aber ist Niemann passiert, als er seinen philosemitischen Tendenzroman „Bei Hofe“ schrieb, und

der Gedanke, diesen Nathan gerade auf dem Boden eines Phantasiehofes, der eine Karikatur der Wirklichkeit ist, zu monumentaler Höhe emporwachsen zu lassen, scheint mir besonders unglücklich. Auf den Schultern eines solchen Nathan klimmt man nicht auf den Parnaß; viel wahrscheinlicher ist mir, daß man mit einem solchen Karikaturenspiel selbst diejenigen lachen macht, die sich um der Tendenz des Romans willen geschmeichelt fühlen mußten.

Im Verlag von Velhagen & Klasing, Bielefeld u. Leipzig, ist jetzt die Erzählung „Psyche“ von Adolf Schmitthenner als Buch erschienen, die in dem abgeschlossenen Jahrgang dieser Hefte veröffentlicht wurde. Ich könnte mich mit dieser Ankündigung begnügen und müßte es wohl eigentlich, wenn ich mir ganz den Vorwurf ersparen wollte, bei Gelegenheit ein wenig Reklame für diese Hefte nicht zu verschmähen. Aber vor die Wahl gestellt, mir diesen Vorwurf machen zu lassen oder die bemerkenswerteste Erscheinung, welche das ablaufende Jahr meiner Meinung nach auf dem Gebiet der erzählenden Litteratur gebracht hat, zu ignorieren, kann mir die Entscheidung nicht zweifelhaft sein. Zudem ist es dem Leser dieser Besprechungen vielleicht gar nicht unwillkommen, mich nicht nur über Werke zu hören, die er selbst noch nicht gelesen hat, sondern auch einmal über eines, über das er sich selbst schon sein Urteil zu bilden in der Lage war. Wer mir trotzdem Reklame vorwerfen will, mag es thun, — der Vorwurf läßt sich ebenso leicht tragen, wie der, daß ich systematisch „herunterreiße“ — der letztere ist aus dem Publikum noch nicht erhoben worden, so wird es auch über den ersteren billig denken. Die „Psyche“ ist Adolf Schmitthenners erstes umfangreiches Werk; er hat vor diesem nur zwei oder drei kürzere Novellen in verschiedenen Zeitschriften veröffentlicht. Da muß zunächst die erstaunliche Sicherheit überraschen, mit welcher der Dichter seinen Stoff gestaltet hat. In einer Knappheit der Form, die alles Überflüssige vermeidet, setzt die Erzählung ein, — es möchte schwer fallen, auch nur ein überflüssiges Wort herauszufinden. Auf das Stoffliche der „Psyche“ brauche ich nicht näher einzugehen, der Mehrzahl der Leser ist die Erzählung bekannt. In seiner Darstellungsweise ist Schmitthenner Realist, krasser Realist, möchte ich sagen. Aber daß er den Realismus der Darstellung bis an die Grenze des künstlerisch Zulässigen treibt, ist es meiner Meinung nach nicht, was die „Psyche“ so bemerkenswert macht. Nicht die Kunstmittel, die er anwendet, machen den großen Künstler, sondern der Geist, der aus seinem Werke spricht. Und nach dieser Richtung hin ist zwischen Schmitthenner und den modernen Realisten ein Abgrund, der trotz der Anwendung gleicher Kunstmittel alle Gemeinsamkeit zwischen ihnen ausschließt. Was an geistigem Gehalt bisher in der realistischen Litteraturbewegung zutage getreten ist, bestand in der Negation; deshalb fehlt es allen bemerkenswerten Erzeugnissen derselben an dem Schlußpunkt, an der Beantwortung der Frage, die der Leser jedem Autor stellt, — was hast du mit deinem Werke sagen wollen, wozu hast du es geschrieben? Und aller realistische Kleinkram, alle Wahrheit der Detailschilderung vom einseitigen Standpunkt des Negierens, täuschen den Leser nicht darüber, daß hinter den Gedankenstrichen am Schluß dieser Bücher sich keine Gedanken verbergen. Wenn Schmitthenner mich nur in die Hofwohnung der Waschfrau Schmidt führte, um mir zu zeigen, wie Not, Sorge und Elend das arme Weib niedergedrückt haben, bis es zu einem kleinlich egoistischen Scheusal geworden ist, dem gegenüber selbst das Mitleid verstummt, ich würde seine „Psyche“ aus der Hand legen wie etwas Unerquickliches, das mir fernzuhalten ich das Recht habe, wenn ich in das Reich der Dichtung trete. Aber für Schmitthenner ist dieses eintönige Grau nur der Hintergrund, von dem sich um so energischer das Bild seiner „Psyche“ abhebt. Ist dieses Bild nicht wahr? Vielleicht werden die Realisten es bestreiten, vielleicht behaupten, dieses junge Mädchen aus dem Volke sei idealisiert oder unmöglich. Wenn das der Fall wäre, so müßte die Schmitthennersche Erzählung einen Riß aufweisen, der auch dem naivsten Leser sofort bemerkbar würde. Aber in der Geschlossenheit dieser Komposition zeigt sich nirgends eine Lücke, da ist in Schatten und Licht die gleiche überzeugende Wahrheit. Zudem ist es nichts Besonderes, das der Autor in die Seele seiner Heldin legt und mit dem er sie gegen die Gefahren wappnet, von denen sie bedroht ist, nicht das Außerordentliche einer ungewöhnlich veranlagten Individualität, — es ist im wesentlichen nur der Schutz aller Jugend, die Unbefangenheit der Kindesseele. Wer an dieser Unbefangenheit zweifelt, der hat seine eigne Jugend vergessen. Vielleicht mag es auch diesen oder jenen geben, der zwar der Gestalt der Psyche dieselbe realistische Wahrheit zuspricht wie ihrer Mutter und all' den übrigen Menschen, die ihr Schicksal gestaltend sich um sie gruppieren, der aber an dem Ausgang der Erzählung seine Zweifel hat. Gewiß giebt es manche „Psyche“ in ähnlicher Umgebung, die — das wird diesen Zweiflern am nächsten liegen — schließlich doch in den Schmutz herabgezogen wird; wahrscheinlich ist die Waschfrau Schmidt selbst eine solche zertretene Psyche. Zweifellos manche andere, die einen braven Mann aus ihrer Sphäre glücklich macht, eine brave Frau, eine gute Mutter, und wenn sie zu Jahren kommt, auch eine verehrungswürdige Großmutter wird. Aber das gemeine Schicksal dieser bedauernswerten oder achtungswerten Ausgänge raubt dem Schmitthennerschen Schluß nichts von seiner inneren Wahrheit, es macht diese Wahrheit nur ergreifender. Der Dichter hat in diesem Falle sogar die einzige Wahrheit gefunden, die nämlich, die den Leser erschüttert und befriedigt, während sie der Heldin volle Gerechtigkeit werden läßt, — „Psyche“ würde ihr Glück schwerlich mit einem Erdenglück vertauschen, den einen Augenblick höchsten Glückes sicher nicht für eine lange Reihe sogenannter glücklicher Jahre hingeben, wenn sie mit voller Erkenntnis vor die Wahl gestellt würde. Ergreifend und erschütternd wirkt der Ausgang der „Psyche,“ aber nicht peinlich; und

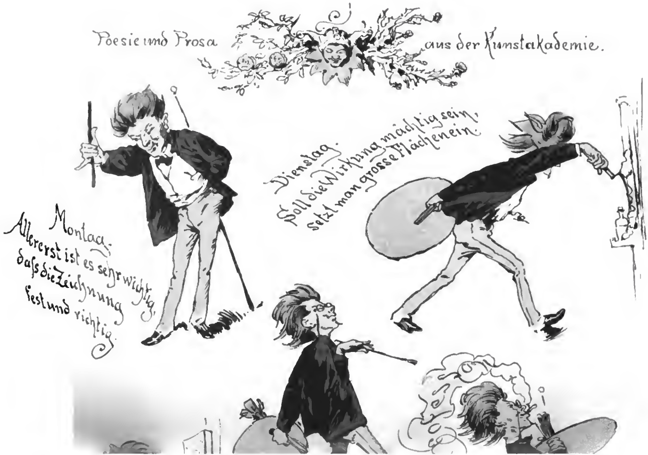
so ist er der einzige, der dem eigenartig kraftvollen und von sittlichem Ernst getragenen Werk die künstlerische Steigerung bis zum Schluß sichert. Schmitthenner stellt sich mit seinem ersten umfangreicheren Werke in die erste Reihe der Realisten, von denen ihn keiner an Kraft und Wahrheit der Schilderung übertrifft, aber ethisch steht er zu ihnen in einem vollkommenen Gegensatze, und darin liegt seine außerordentliche Bedeutung.

Mit zwei Sammelbänden, die eine große Anzahl von kleinen Erzählungen unter dem Titel „Der Schelm aus den Alpen. Allerlei Geschichten und Gestalten, Schwänke und Schnurren" vereinigen, hat sich P. K. Rosegger eingestellt (A. Hartlebens Verlag, Wien, Pest, Leipzig). Es sind insgesammt neunundsechzig Kleinigkeiten, dem Umfange nach; ich habe sie nicht alle lesen können und nicht alle lesen wollen, denn man kann dem Autor nicht mehr auf die Qualität hin gerecht werden, wenn man ihn in solcher Quantität zu sich genommen hat. Dazu brauchte man mehr Zeit als vierzehn Tage, auch wenn man in diesen vierzehn Tagen weiter nichts zu thun hätte. Selbst ein Meister der Kürze wie Rosegger kann einem die Aufnahmefähigkeit nicht ins Unbegrenzte dehnen. Und das um so weniger, als man nicht gerne von einer dieser kleinen Erzählungen direkt zur anderen übergeht, denn die meisten unterhalten nicht nur, so lange man sie liest, sondern klingen nach und geben zu denken. Der Schelm ist häufig sehr ernsthaft, und es liegt ihm fern, immer nur lachen zu machen. Daß nicht alle Geschichten sich auf gleicher Höhe halten, läßt sich erkennen, auch wenn man sie nicht alle genossen hat. Es ist eine Anzahl darunter, die mehr aus dem Bedürfnis der Zeitschriften nach Festerzählungen entsprungen zu sein scheint als dem Drange der Roseggerschen Dichterseele. Über die Schwächen dieser Art von Gelegenheitsdichtung ist selten jemand ganz ohne Schaden hinweggekommen. Auch Rosegger büßt ein weniges von seiner künstlerischen Naivität ein, wenn ihn der brennende Weihnachtsbaum oder das Osterglockenläuten als Kulminationspunkt für seine Erzählung gegeben ist, trotz der kernigen Frische und der tiefen Herzenskenntnis, mit denen er auch in solchen Fällen seine Gestalten zeichnet. Beneidenswert die Österreicher, denen ein solcher Volksdichter lebt.

Einen Band „Lustige Geschichten" veröffentlicht Hans Arnold (Stuttgart, Verlag von Adolf Bong & Comp.). Die beiden ersten der darin vereinigten fünf Erzählungen halten sich ganz auf der Höhe der früheren, das scheinbar unerschöpfliche Kinderthema behandelnden, mit denen die Verfasserin ihr Pseudonym so schnell bekannt gemacht hat. Die erste, „Anvertraute Kinder," schildert die Invasion fremder Brut in das eigene Nest als recht unwillkommene Gäste, die zu Friedensstörern werden und dadurch den bedrohten ehelichen Frieden wieder fester kitten. Der Held der zweiten „Fritz auf dem Lande," ist auch ein unwillkommener Gast, aber seiner kindlichen Unbefangenheit gelingt es sehr schnell, sich zu dem angebeteten Tyrannen des kinderfremden Hauses zu machen, — dem ersten Thema sind eine Anzahl sehr lustiger und lebenswahrer Pointen abgewonnen, das zweite klingt gemütvoll aus und spricht um so mehr an, weil der Knabe Fritz durchaus nicht durch eine märchenhafte Wohlerzogenheit, sondern nur dadurch seine Wunder wirkt, daß er ein gesunder und unbefangener Bengel ist. In der Erzählung „Eine kleine Vergnügungsreise" erscheint der Humor nicht ganz originell, aber dafür stark forciert, „Schulschluß und Ferien" ist viel mehr gedehnt, als der dünne Stoff vertragen kann, und „Roberts erste Liebe" ist künstlich zurechtgemacht, aber nicht lustig.

Das Hauptstück der in dem Bande „Aus drei Ländern" von Olga Wohlbrück (Stuttgart, G. J. Göschensche Verlagshandlung) veröffentlichten novellistischen Sittenbilder, die Novelle „Ungleiche Waffen," haben die Leser im letzten Jahrgange dieser Monatshefte gefunden. Die Verfasserin ist eine junge Bühnenkünstlerin, die ihre Carriere am Pariser Odeontheater begonnen hat, dann zur deutschen Bühne überging und gegenwärtig am Berliner Königlichen Schauspielhause engagiert ist. Ihr Beruf erklärt es, daß die Mehrzahl der Novellen in Künstlerkreisen spielt und aus dem künstlerischen Beruf sich ergebende Probleme behandelt. Diese Novellen zeigen viel Geist, viel klaren Verstand, eine überraschende Beherrschung der Technik; aber ihnen fehlt, mit Ausnahme der Novelle „Ungleiche Waffen," die den Leser erst recht innerlich beteiligende Wärme des Gemüts. Die Novellen spielen in Frankreich, Rußland und auf deutschem Boden, — daher die Wahl des Gesamttitels. Die Lokalfarbe scheint in der Behandlung der französischen Stoffe am besten getroffen; in der einzigen, in Rußland spielenden ist mir das Thema unerquicklich und wird mir auch dadurch nicht sympathischer, daß ein Unschuldiger für fremde Schuld als sentimentales Sühneopfer dargebracht wird. Die Schuld scheint mir zu wenig, das Opfer zu sehr betont zu sein, — eigentlich ist es nur ein Unglück, das geschieht, und ein Unglück sühnt keine Schuld. Die scheinbare Kühle der Verfasserin, die es meist nur fertig bringt, zu interessieren, aber nicht, innerlichen Anteil hervorzurufen, ist übrigens vielleicht nur auf die gewählten Stoffe zurückzuführen. Die Welt des Scheins, aus der die Verfasserin zumeist geschöpft hat, und ihre genaue Kenntniß derselben mag ihr diese Handlung aufgenötigt haben.

Wie ein Klang aus der Jugendzeit haben mich die beiden Bände „Musikalische Märchen" von Elise Polko (Verlag von Johann Ambrosius Barth, Leipzig) berührt, deren Wiedererscheinen doch wohl schon auf Rechnung der Weihnachts-Lotterie zu setzen ist. Der erste Band zweiundzwanzigste, der zweite Band zwölfte Auflage! Sie „gehen" also noch immer, und ich hatte mir eingebildet, der Geschmack habe sich seit ihrem ersten Erscheinen wesentlich geändert. Ich habe auch wieder darin geblättert, und noch die ganze Unmasse von Lorbeer und Rosen, von Tönen und Thränen, von Kunstenthusiasmus und Liebesentzücken darin gefunden, die mich in Begeisterung versetzten, als ich noch sehr, sehr jung war, so jung, daß ich diese „Musikalischen Mär-


Poesie und Prosa aus der Kunstakademie.
Montag.
Allererst ist es sehr wichtig, dass die Zeichnung fest und richtig.
Dienstag.
Soll die Wirkung mächtig sein, setzt man grosse Flächen ein.


Mittwoch.
Sieht man's dann von Weitem an, zeigt sich, was ein Genius kann.
Donnerstag.
Doch ein Meister nur ist, dessen Bild gleichzeitig hat Finessen.
Freitag.
Der Professor, beim Erblicken, muss ja aufgehn vor Entzücken.
Sonnabend.
„Sie haben versucht, die Natur nachzuahmen, aber es ist leider Pappe geworden."
G. Koch fec.

chen" eigentlich noch gar nicht hätte lesen dürfen. Wenn es mir jetzt beim Durchblättern schien, als flöge eine dicke Staubwolke aus dem Buche auf, so ist das meine Schuld, denn die Bände kommen direkt aus der Presse und vom Buchbinder, der die Vergoldung nicht an ihnen gespart hat. Eine Enthusiastin hat für Enthusiasten geschrieben — schade, daß ich keiner mehr bin. Wem vieles an diesen musikalischen Märchen mehr unwahr als schön erscheint, wem selbst das in Thränen hinschmelzende Mitleid der Verfasserin mit allen heißen Frauenherzen keine Rührung mehr abnötigt, der soll sich des Urteils über sie begeben. Er hat nicht mehr den richtigen Standpunkt, von dem diese höchst merkwürdig aufgefaßten Künstlerporträts betrachtet sein wollen.

Von Isolde Kurz, der Verfasserin der düster-prächtigen „Florentiner Novellen," erschien ein Band „Phantasieen und Märchen," (Stuttgart, G. J. Göschensche Verlagshandlung), die sich ebenso durch ihre wundervolle Form wie durch ihren tiefen Gehalt auszeichnen. Keine Kindermärchen, sondern Märchen für Erwachsene; wie andere Märchendichter mit Prinzen und Prinzessinnen, guten und bösen Feen spielen, so spielt Isolde Kurz mit Gedanken, die das Höchste und Tiefste umfassen. Eine mustergültige Klarheit des Stils macht die Lektüre zu einem wahren Hochgenuß, und in einzelnen Stücken wie im „geborgten Heiligenschein" und in den „goldenen Träumen" überrascht die Dichterin der „Florentiner Novellen" durch seinen Humor. Auch das „Märchen vom Leuchtkäfer, der kein Mensch werden wollte," zeigt diesen Zug, und daneben die liebenswürdigste Anmut der Erfindung.

Im Verlag von Friedrich Luckhardt, Berlin, erschienen „Max Hochbergs Märchen," die wohl bereits zur Weihnachtslotterie, aber nicht zu den Nieten derselben zu rechnen sind. Sie sind, im Gegensatz zu den Phantasieen und Märchen von Isolde Kurz, für Kinder bestimmt und für Kinder verständlich. Daß sie nicht für Kinder eines bestimmten Alters mühselig zurechtgestutzt sind, ist gewiß ein besonderer Vorzug, denn wer Kinder gleichen Alters geistig mit demselben Maß messen will, versieht es gewiß nicht seltener als das Magazin für Kindergarderobe, das für jeden Jahrgang eine bestimmte Länge voraussetzt. Und daß auch große Menschen Max Hochbergs Märchen mit Vergnügen lesen können, wird ihnen erst recht nichts schaden. Ihr Hauptvorzug ist der, daß sie unterhaltend sind. In den sechsundzwanzig Märchen, die das Buch enthält, entwickelt der Verfasser eine Fülle von leicht und mühelos gestaltender Phantasie. Wohl lehnt er sich manchmal in der Form an das alte orientalische oder deutsche Märchen an, aber niemals borgt er den Inhalt von ihnen. Der ist sein eigenstes Eigentum, und nicht selten keck und frisch aus dem allerneuesten Leben der Gegenwart gegriffen. Eine frohmütige Natur spricht aus ihnen, sie wird ganz besonders sympathisch zu der Jugend sprechen, der diese Märchen bestimmt sind.

Ein wenig post festum erscheinen „Bleistiftskizzen, Erinnerungen an die Pariser Weltausstellung von 1889" von B. Schulze-Smidt (Bremen, J. Kühtmanns Buchhandlung, Gustav Winter). Da sie aber weder einen Guide durch die Weltausstellung ersetzen, noch ein umfassendes Bild derselben geben wollen, sondern nur eine unterhaltende Schilderung dessen, was ein paar scharf blickende Augen gesehen haben und was von dem Gesehenen einer interessanten Frau als mitteilenswert erscheint, so gehören diese Bleistiftskizzen zu dem Guten, das niemals zu spät kommt. Vielen Lesern der Monatshefte, die den laufenden Roman „Wenn man liebt" von Bernhardine Schulze-Smidt mit Spannung verfolgen, wird es außerdem willkommen sein, die Verfasserin auf einem anderen Gebiete kennen zu lernen, auf dem der leichten Plauderei, als Feuilletonistin. Sie werden eine Feuilletonistin par excellence kennen lernen, eine Feuilletonistin, die niemals langweilig ist, und der man also auch zuhören mag, wenn sie über ein Thema spricht, dem der Reiz der Aktualität fehlt.





Gefrorene Fenster.

Illustrationen von Moritz Roebbecke.

Einst war der Winter doch von ander Art,
Als jetzt er ist, streng trat er auf und hart;
Und wenn es schneite, schneit' es Berge Schnee,
Und wenn es fror, so that es tüchtig weh.
Wie lange blieben doch die Fenster dicht
Gefroren einst! Dergleichen weiß ich nicht
Von spätrer Zeit, doch aus den Kindertagen
Von kalten Wintern kann ich etwas sagen. —

Was war es für ein wunderbarer Flor,
Der an den Fensterscheiben schoß empor!
Akanthus ähnlich, Distelblattgebilde,
Wie schöner kaum es sproßt auf dem Gefilde,
Und Spitzenwerk dazu, wie kund'ge Hand
Es zarter nicht gewirkt hat in Brabant.
Der Winter ist — fast glaub' ich's — jetzt nicht mehr
So kunstreich, wie einstmals gewesen er.
Er kann nicht mehr so wunderbare Sachen
An Eisarbeit auf Fensterscheiben machen. —

Ja, lange Zeit war man im Zimmer so
Wie eingesperrt, und dennoch blieb man froh.
Wollt' man einmal hinausthun einen Blick,
Macht' man am Ofen warm ein Pfennigstück,
Das ward dann an das Fenstereis gehalten;
Es pflegte gar so hurtig zu erkalten,
Daß man's erwärmen mußte öfters noch,
Bevor entstanden war ein rundes Loch.
Durch solch ein Guckloch blickte man hinaus:
Wie wunderseltsam sah es draußen aus!
Weiß alles, weiß! Dazu vielleicht zu sehen
Auf weißem Grunde ein paar schwarze Krähen.
Und während man noch durch das Guckloch sah,
Verschwand das Bild schon, das noch eben da,

Weil sich davor — wie rasch war er gewoben! —
Ein Schleier von Kristallen schon geschoben,
Schön anzuschauen und unsäglich fein. —
Wie war die Welt so enge und so klein! —

Klein aber hübsch! Was war's für ein Vergnügen,
Am kalten Morgen warm im Bett zu liegen,
Wenn Feuer angemacht im Ofen war!
Das bullerte darin so sonderbar,
So traulich doch. Am Tage fand sich dann
Genug zu thun: Man sah so lang sich an
Die Bilderbücher, bis daß sie zergingen
Und nur sehr lose noch zusammenhingen;
Man stellte auf die Tierchen, die vorhanden,
Bis sie nicht fest mehr auf den Beinen standen,
Weil Bein auf Bein — man wußte selbst nicht, wie —
Verloren ging. Sehr traurig war's für sie.
Mit Märchen, die man sich erzählen ließ,
Ging hin die Zeit — sehr lustig war auch dies.
So vor dem Winter nie ward einem bange,
Doch das ist wahr: hart war er und blieb lange. —

Dann plötzlich — deutlich noch erinnr' ich mich —
Hieß es: O seht, die Fenster rühren sich!
Es taut, es taut! Nun wohl, es ist ja Zeit,
Der Winter weicht, der Frühling ist nicht weit.
Und wenn es taute, taut' es gleich mit Macht;
Mitunter kam der Westwind in der Nacht,
So daß die Flut, die von den Fenstern floß,
Sich auf die Dielen unbemerkt ergoß,
Und morgens war das Zimmer überschwemmt
Von Strömen, die rechtzeitig nicht gehemmt. —

Und wenn es einmal war so weit gekommen,
Schien auch dem Winter seine Macht genommen.
Dann sproßt' auch schon empor das junge Grün,
Und überall schon fing es an zu blühn:
Goldsternchen erst im zarten Grase blinkten,
Dann Anemonen, die weiß schimmernd winkten,
Kirschblütenschnee, in Flocken ausgestreut.
Auf einmal dann wie war die Welt so weit!

J. Trojan.







Eine Legende von F. v. L.
Illustrationen von Hans Looschen.

(Abdruck verboten.)

Es lebte vor Zeiten ein strenger König, der eine fromme und schöne Gemahlin hatte.

Der König wollte die Sünde in seinem Volke ausrotten, darum ließ er durch geheime Beamten jedem Unrecht in seinem Reiche mit Eifer nachspüren und es streng bestrafen. Das Gute belohnte er aber nicht, dean er sah es nirgends.

Die Königin dagegen ging umher und half den Notleidenden und teilte unter die Armen von seinen Schätzen aus, so viel sie konnte, und alle Leute hatten sie lieb.

Den König wurme das; denn heimlicher Neid zerfraß ihm das Herz. Und er verbannte die schöne Königin aus seinem Palast und verbot ihr strenge, jemandem etwas zu scheulen.

Da schloß sich die Königin in ihre Kemnate ein und trauerte; denn sie mochte nicht mit leeren Händen unter das Volk gehen, das ihrer Spenden wartete. Wie sie aber mit Seufzern am Webstuhl saß, fiel auf einmal eia heller Schein in das Gemach, und in dem Schein stand ein Engel.

Da verhüllte die Königin erschrocken ihre Augen und fiel auf die Kniee.

Und der Engel sprach: „Fürchte dich nicht, du liebe Königin! Mein Name ist Charitas, und ich bin entsandt worden, um deine Thränen zu trocknen. So laß nun ab von deinem Gram. Weine nicht darüber, daß es dir versagt worden, irdische Güter auszuteilen, denn sie gereichen den Empfängern gar oft zum Unsegen. Besitzest du nicht edlere Güter, die du austeilen darfst nach deinem Gefallen? Dein Lächeln soll die Herzen mit Freude anfüllen, und dein Blick Wohlsein verbreiten. So wandle nun getrost deiner Wege, und der Friede Gottes sei mit dir."

So sprach der Engel, und als die Königin aufschaute, war er nicht mehr zu sehen. Allein sie fühlte sich alsogleich alles Kummers enthoben und ging mit leeren Händen unter das Volk, das ihrer wartete. Und wo sie gewandelt, sah man frohe Gesichter und Eintracht und stilles Genügen.

Da das der König gewahrte, schnitt es ihm ins Herz, und er wußte sich solches Wunder nicht zu erklären.

Da rief er seinen geheimen Kanzleirat und herrschte ihn an mit finsterem Blick: „Rat, wenn dein Wissen nicht Lüge ist, so sage mir, durch welche Zauberei die Königin die Herzen meiner Unterthanen besticht, also daß sie sich von mir abwenden und ihr zu; denn sie ist meinem Worte gehorsam und gibt ihnen keinerlei Gaben mehr, wie ich mit Fleiß erforscht habe."

Da antwortete der geheime Kanzleirat: „Allergerechteste Majestät! Wenn Ihr der Frau Königin nicht die herzlieben Blicke und das holdselige Lächeln verbietet, so werdet Ihr die Liebe Eurer sündhaften und schwachen Unterthanen nicht von ihr abwenden."

Der König glaubte aber den Worten seines Rates und verlieh ihm ob seiner Weisheit den zweischneidigen Schwerterorden mit Stechpalmen.

Und sandte Boten nach dem Hause der Königin und beschied sie vor seinen Thron.

Als sie nun in ihrer großen Lieblichkeit vor ihm stand, sah er sie nicht an, sondern senkte den Blick in trotzigem Grimm.

Er sprach aber: „Frau Königin, Ihr treibt ein frevles Spiel mit Euren sündhaften Augen und eitlem Lächeln, also daß Ihr die Seelen meines Volkes betört und irdischer Lust

zuwendet, die da büßen sollten im Sack und in der Asche. So befehle ich Euch heute bei meinem königlichen Zorn, hinfort die Augen niederzuschlagen in Zucht und Sitte und die Lippen nicht mehr in eitlem Lächeln zu öffnen, sondern allein zum Gebet."

Und die Königin neigte sich und antwortete: „Herr König, Ihr habt zu gebieten, und mir geziemt Gehorsam."

Und sie ging zurück und schloß sich in ihre Kemnate und weinte.

Da that sich die Wand von einander, und der Engel Charitas erschien in lichtem Glanz und sprach: „Weine nicht mehr, liebe Königin, denn das Beste ist dir vorbehalten. Wohl ist es schön, Gutes zu thun und zu geben vom Überfluß des Reichtums; aber schöner noch ist es, zu geben, wenn die Gabe ein Opfer ist. So sollst du nun das letzte und kostbarste Geschenk austeilen dürfen, wenn Erbarmen dich bezwingt, und diese Gabe ist ein Kuß. Denn wisse: wen forton deine Lippen küssen werden, in dessen Herzen erblüt der Gottesblumen schönste: die erbarmende Liebe. Dich aber bringt das Geschenk in Schmach und Todesgefahr."



Als er dieses gesprochen, berührte der Engel mit dem lichten Finger die Lippen der Königin und verschwand.

Und die Königin ging in ernstem Sinnen, aber ruhig und sehr getrost von ihrer Burg herab.

Und weil nach dem Worte des Königs ihr Blick allerwege gesenkt blieb, und kein liebliches Lächeln mehr ihr Antlitz erhellte, verfiel das Volk in Traurigkeit und war ihnen, als habe die Sonne ihren Schein verloren, also daß Lachen und Gesang im Lande verstummte.

Des ward der König froh, denn er dachte in seinem Herzen, daß die Sünde aufhören müsse mit der Lust.

Es begab sich aber, daß die Königin, von ihren Frauen begleitet, zur Kirche zog. Und am Wege saß ein Bettler, der klagte und jammerte laut, daß er gearbeitet habe sein Leben lang mit Sorgen und Mühen und nun in seinem Alter von Krankheit gepeinigt und von den Menschen verlassen sei.

Da fragte die Königin, die, dem König gehorsam, zu Boden sah: „Was ist das für ein Jammern?"

Und ihre Frauen antworteten: „Es ist ein schmutziger Bettler in Lumpen und von ekler Krankheit entstellt, den Augen eine Last. Geruhet, Frau Königin, rasch vorüber zu eilen."

Die Königin aber dachte in ihrem Herzen: „Soll ich ihn ungetröstet lassen, von dem sich alle abwenden?!"

Und sie trat zur Seite, neigte sich mildiglich und küßte den Bettler, wie der Engel es gesagt.

Aber in demselben Augenblick vergaß der Bettler aller seiner Not und rühmte mit froher Stimme die Güte Gottes und die Barmherzigkeit der Königin, und ward ein großes Rühmen im ganzen Volke.

Da solches vor die Ohren des Königs kam, entbrannte sein Zorn, und er ergrimmte fürchterlich. Und er ließ der Königin Ketten anlegen und warf sie in den tiefsten Kerker, darum, daß sie den Bettler geküßt hatte; und schrieb einen großen Gerichtstag aus, auf daß die Königin um ihrer Missethat willen vor allem Volk gerichtet würde.

Das Volk aber fürchtete des Königs Zorn, so daß es zitternd herbeieilte, und wagte keiner ein Wort des Widerspruchs. Denn der König saß finster auf seinem goldenen Throne, und auf seiner Stirne lagerten Wolken.

Da nun die Königin erschien in Ketten und zerrissenen Kleidern, glich sie einem Engel, so still und mild war ihr Antlitz. Aber der König sah sie nicht an, und auch der Königin Blick war gesenkt nach dem Befehl.

Da verlas der geheime Kanzleirat das Urteil über die Königin, und der König zerbrach den Stab in seiner Hand und warf die Stücke

vor die Füße der Königin zum Zeichen, daß keine Gemeinschaft mehr sei zwischen ihm und ihr.

Auf einmal ertönte eine Stimme aus der Menge, nämlich des Bettlers Stimme, den die geweihten Lippen der Königin berührt; denn seine Seele war voll liebenden Erbarmens. Und er rief mit herzbeweglichem Seufzen: „Du armer König!" — Dies Wort aber klang der Königiu gar wundersam und neu, also daß sie langsam den Blick hob und in des Königs bleiches, friedloses Angesicht schaute. Und es erschien ihr der König freudloser selbst als jener Bettler am Wege. — Da schritt sie, ihrer Ketten und Schmach vergessend, die Stufen des Thrones hinan, neigte sich erbarmend über den finsteren Herrscher und küßte ihn. — Da sprang der eiserne Panzer, der um des Königs Herz gelegeu, mitten entzwei, daß er die Königin in seine Arme schloß und weinte. Und das Volk weinte mit ihm.



Er aber bat mit gar beweglichen Worten, daß sie seine Herzenshärte vergessen möchten, um der vielteuren, gnädigen Königin willen. — Und er führte sie mit großem Gepränge in seinen Königspalast und beschenkte alles Volk und erließ alle Strafen und regierte von dem Tage an mit weiser Milde, so daß er geliebt ward, gleich seiner holden Königin. — Der Bettler aber, der sich des Königs erbarmt hatte, wurde geheilt und zum geheimen Gewissensrat ernannt, welches im Reiche das vornehmste Amt war. Und als solcher hat er noch viel Gutes gethan im Lande, bis an sein seliges Ende.

C. W. Allers.

Zu dem nebenstehenden Porträt.

Über der Freude an den „Erinnerungen eines alten Meiningers" aus der Feder des jetzigen Berliner Hofschauspielers Max Grube und den reizenden Bildern von C. W. Allers, die unser Heft enthält, dürfen wir den Künstler selbst nicht vergessen, der der entschwundenen Glanzepoche des Meininger Hoftheaters mit seinem Stift ein unvergängliches Denkmal gesetzt hat. Unsern Lesern ist der Maler C. W. Allers kein Fremder mehr; sie haben sich schon oft an seinen Bildern erfreut, und auch die aus der neuerschienenen Mappe von C. W. Allers „Die Meininger" (Verlag von Friedrich Conrad, Leipzig) von uns ausgewählten, werden um ihrer lebendigen Auffassung, ihrer charakteristischen Porträtähnlichkeit und ihrer vollendeten Ausführung willen dem jungen Künstler neue Freunde erwerben. C. W. Allers steht kaum im Anfang der Dreißiger. Er ist ein geborner Hamburger und lebt jetzt in Karlsruhe in Baden. Wenn er auch zu den glücklichen Schaffenden gehört, denen Erfolg und Anerkennung nicht zu spät kommen, so hat er doch Jahre hinter sich, in denen er hart mit dem Leben ringen mußte und in denen es seiner ganzen Energie und frohen Laune bedurfte, um sich nicht durch die Sorge um seine äußere Existenz von dem Wege abdrängen zu lassen, den er sich vorgezeichnet hatte. Mit einem erstaunlichen Fleiß hat er unermüdlich gearbeitet, und die Fülle der Gestalten, die er in seiner „Bunten Mappe," seinem „Klub Eintracht," der „Silbernen Hochzeit," „Cirkus Renz," „Mikado," in der Mappe „Die Meininger" — nach der technischen Seite zweifellos sein bedeutendstes Werk — und anderen geschaffen hat, zählt nach vielen Hunderten. Dem jungen Künstler, der mit so rastloser Energie für seine Kunst und an sich selbst arbeitet, steht eine glänzende Zukunft bevor.



C. W. Allers, der Zeichner der Meininger-Mappe. Nach einer Photographie von H. Meffert in Meiningen.

Ein Fächer von Max Koch.

(Zu der Kunstbeilage zw. S. 480 u. 481.)

Es muß eine lustige Zeit gewesen sein, die alte Rokokozeit, so lehren uns wenigstens die damaligen Kunsterzeugnisse, wenn auch die Geschichte in anderen Tönen redet. Genial erfundene Ornamente, Ranken, Blumengewirr, fröhliches Girren und Schwirren aller möglichen und unmöglichen Tiere lacht uns an allen Ecken und Enden entgegen. Wem steigt nicht beim Anblick der Kunstwerke jener Zeit der Gedanke auf, daß damals Natur und Menschen so ganz anders gewesen seien, wie heute. Der Himmel so pinkertblau, die Bäume so blaugrün, dazwischen die schäkernden, tanzenden, springenden, süßlichen Figürchen, die uns glauben machen könnten, daß das damalige Menschengeschlecht zum Ballet gehört habe. Nun, es wird zu Urgroßvaters Zeiten ebenso gewesen sein, wie heute, nur daß der Geschmack sich mehr zum süßlichen, höfischen hinneigte. Der geniale Zug, die prächtig erfundenen Ornamente haben ihren Reiz bis heute behalten und machen das Rokoko zum gern gesehenen Stil unserer Umgebung. Mit den süßlichen Fratzen kann sich freilich unsere kraftstrotzende Jetztzeit nicht recht befreunden. Diesem Zuge folgend, sucht auch die Kunst den Ausgleich zwischen einst und jetzt zu ermöglichen. Max Koch, wohl einer der besten Vertreter ornamentaler Kunst, hat diesen Weg mit Erfolg beschritten. In das leichte, geniale Gerank setzt er frische, lebenswahre Gestalten von Fleisch und Blut; Mark und Bein statt der albernen Schäferfiguren. Blumen und Blätter lehnen sich eng an die Natur an, soweit es natürlich der ornamentale Zug gestattet.

Unsere Kunstbeilage zeigt uns eine derartige frei im Rokokostil erfundene Arbeit des Meisters.

Hans Bohrdt.

Zu unsern Bildern.

Gabriel Max „Vestalin" ist mit der ganzen seelischen Vertiefung charakterisiert, die den Werken dieses Meisters eigen ist. Sein edelschöner Frauenkopf ist kein lediglich mit den Attributen der Vestapriesterin ausgestattetes modernes Frauenporträt, sondern die kindlichreinen Züge desselben sind von der ganzen Weihe des priesterlichen Berufes verklärt. Eine wundervolle allegorische Gestalt der „Caritas" hat Ludwig Knaus in seinem Gemälde geschaffen, eine Personifikation der reinen Menschenliebe, die ihre Wohlthaten mit einem freundlichen Lächeln spendet und dem Bedürftigen das drückende Gefühl zu nehmen weiß, welches durch die Notwendigkeit, Wohlthaten annehmen zu müssen, hervorgerufen wird. In der Situation des Bildes „Abschied von Säkkingen" von Robert Aßmus werden sich die Leser leicht zurechtfinden. Scheffels „Trompeter von Säkkingen" ist ihnen ja allen bekannt. Der Künstler hat jenen Augenblick dargestellt, in dem der Trompeter nach vergeblicher Werbung um des Freiherrn Töchterlein sein Roß noch einmal in der Rheinniederung anhält und seinen Abschiedsgruß für die Geliebte nach dem Schlosse hinüberbläst. E. Melidas Schöne büßt ihre Pünktlichkeit mit einigen Minuten peinlicher Ungeduld, die sie den säumigen Geliebten jedenfalls entgelten lassen wird, wenn er für seine Verspätung nicht die allertriftigsten Gründe anführen kann. A. Achenbachs „Mondscheinlandschaft" gehört zweifellos zu den besten Bildern des Meisters. Die arme Frau des Bahnwärters, die am Weihnachtsabend in winterlichem Unwetter ihren kranken Mann vertreten muß, von L. Dettmann ohne krassen Realismus gemalt, wird das Mitgefühl des Beschauers wecken. Die kindlichste Anmut ist R. Hennebergs „Amoretten" eigen, die um die Wette mit dem Vogel auf dem Zweige musizieren.

Neuigkeiten vom Büchertisch.*)

Albers, Paul. — Herr Gervin. Ein Minnelied. Baumert & Range, Großenhain.

Baudissin, Gräfin. — Deutsch und Welsch. Ein Kampf am Lothringen. Georg Böhme, Nachf., E. Ungleich, Leipzig.

Baum, Friedrich. — Kirchengeschichte für das evangelische Haus. 2. Aufl. Illustr. C. H. Beck'sche Verl., München.

Berger, L. — Der alte Harkart. Ein westfälisches Lebens- und Zeitbild. Julius Bädeker, Leipzig.

Beyer, C., Professor Dr. — Orientalische Novellen nach den schönsten Sagen aus Indien und Iran. 4. und 5. Tausend. C. F. Amelangs Verlag, Leipzig.

Bibliothek des Humors. Bd. III.: Hopp, Geistlicher Humor. Friedr. Pfeilstücker, Berlin.

Bierbaum, O. J. — 1890. Münchener Jahresausstellung. II. Jahrg. Teil I/II. Illustr. Dr. E. Albert & Co., München.

Brehm, Dr. A. E. — Vom Nordpol zum Äquator. Lfg. 9, 10 (Schluß). Union, Deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart.

Brinckman, John. — Kasper-Ohm un ik. 4. Auflage. Wilhelm Werthers Verl., Rostock.

Bücker, Friedrich. — Unsere Arbeiter der Neuzeit. Fr. Andr. Perthes, Gotha.

Christiansen, Einer. — Lotte. Die Geschichte eines jungen Mädchens. J. H. Scharer, Berlin.

Dinckelberg, Hugo. — Kriegserlebnisse eines Kaiser-Alexander-Garde-Grenadiers im Feld und im Lazaret 1870/71. C. H. Beck'sche Verl., München.

Döllinger, J. von. — Akademische Vorträge. Band I. 2. Aufl. C. H. Beck'sche Verl., München.

Duller's, Ed. — Geschichte des deutschen Volkes. 7. Aufl. 2 Bde. Gebr. Paetel, Berlin.

Eckstein, Ernst. — Hertha. Roman. G. Grote'sche Verl., Berlin.

Eichrodt, Ludwig. — Gesammelte Dichtungen. 2 Bde. Adolf Bonz & Co., Stuttgart.

Engelhardt, Helene von. — Im Windesrauschen. Epische Dichtungen. Baumert & Ronge, Großenhain.

Fels, Dr. Theodulf. — Deutsche Tanzkarte. Felix Bagel, Düsseldorf.

Frapan, Ilse. — Enge Welt. Novellen. Gebr. Paetel, Berlin.

Gaudry, Albert. — Die Vorfahren der Säugetiere in Europa. Übersetzt von William Marshall. Illustr. J. J. Weber, Leipzig.

Geburtstagsbuch für alle Tage des Jahres. H. Reuther's Verlagsbuchh., Berlin.

Geelach, Dr. Hermann. — Ludwig Richters Leben. Otto Brandner, Stettin.

Gerlach, Martin. — Haus- und Familienchronik. Gerlach & Schenk, Wien.

Goldmann, Karl. — Richard Voß. Richard Eckstein, Nachf., Berlin.

Greinz, R. H. — Zithaschlag'n. Allahand Gsangoln und Gschicht'n aus Tirol. Georg Wigands Verlag, Leipzig. [1]

Gümbel, Theodor. — Erinnerungen eines freiwilligen Krankenpflegers vom Kriegsschauplatz 1870. C. H. Beck'sche Verl., München.

Hango, Hermann. — Zum Licht. Gedichte. Adolf Bonz & Co., Stuttgart.

Harmening, Ernst. — Osterburg. Tagebuchblätter. Fr. Mauke's Verlag, Jena.

von Henk & Niethe. — Zur See. Lfg. 1. Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. Hamburg.

Hesse-Wartegg, Ernst von. — Tausend und ein Tag im Occident. 2 Bde. Carl Reißner, Leipzig.

Höcker, Oskar. — Leben und Abenteuer des Robinson Crusoe. Mit 100 farbigen Text-Bildern. 4. Auflage. Herm. J. Meidinger, Berlin.

Hoffmanns Haushaltungsbuch für das Jahr 1891. Julius Hoffmann, Stuttgart.

Hülsen, Helene von. — Unter Friedrich dem Großen. Aus den Memoiren des Älterauters. Gebr. Paetel, Berlin.

Illustrierte Hausbibel. Nach der deutschen Übersetzung von Dr. Martin Luther. 2. Aufl. Friedrich Pfeilstücker, Berlin.

Kniest, Philipp. — Von der Wasserkante. Bilder aus dem Seeleben. Gerhard Stalling, Oldenburg.

Kniest, Philipp. — Wind und Wellen. Neue Geschichten und Bilder aus dem See- und Kaufmannsleben. Gerhard Stalling, Oldenburg.

Köetling, Otto. — Wegweiser durchs Leben. Jüngst & Co., Weimar.

Lasson, Adolf. — Zeitliches und Zeitloses. Acht Vorträge. Georg Wigand, Leipzig.

Marschall, Ad. Freih. von. — Religiöse Weltanschauung. H. Reuther's Verl., Berlin.

Martensen, Dr. H. — Aus meinem Leben. H. Reuther's Verl., Berlin.

Milde, Natalie von. — Frauenfrage und Männerbedenken. Ein Beitrag zur Verständigung. L. Oehmigke's Verl., Berlin.

Möeike, Eduard. — Mozart auf der Reise nach Prag. 3. Aufl. G. J. Göschen'sche Verl., Stuttgart.

Moritz, Paul. — Der Sturmvogel. 2. Auflage. Herm. J. Meidinger, Berlin.

Müller, David. — Geschichte des deutschen Volkes. 13. Aufl. Franz Vahlen, Berlin.

Nansen, Dr. Fridtjof. — Auf Schneeschuhen durch Grönland. Lfg. 2. Verlagsanstalt u. Druckerei A.-G. Hamburg.

Novellen-Bibliothek der Illustr. Zeitung. Bd. VIII. J. J. Weber, Leipzig.

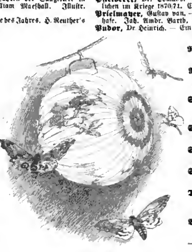
Nowack, Maria. — Buntes Laub. Gedichte. Adolf Bonz & Co., Stuttgart.

Ortmann Reinhold. — Madonna im Rosenhag. 2 Bde. Carl Reißner, Leipzig.

Pfleiderer, Dr. Edmund. — Erlebnisse eines Feldgeistlichen im Kriege 1870/71. C. H. Beck'sche Verl., München.

Prielmayer, Gustav von. — Der Bauer auf dem Kreuzhofe. Joh. Ambr. Barth, Leipzig.

Pudor, Dr Heinrich. — Ein ernstes Wort über Rembrandt als Erzieher. Dieterich'sche Verl., Göttingen.



Reichard, Paul. — Dr. Emin Pascha. Otto Spamer, Leipzig.

Rives, Amélie. — Der Lebende oder der Tote? C. Koenitzers Verlag, Frankfurt a/M.

Schapee, J. L. J. — Die Auferstehung des deutschen Reiches. J. C. Hinrich'sche Buchh., Leipzig.

Schubin, Ossip. — Die Geschichte eines Genies. 2. Aufl. Gebr. Paetel, Berlin.

Steinhausen, Heinr. — Die neue Bizarde. Novelle. R. Herrosé, Wittenberg.

Szczepański, Paul von. — Neu-Berlin. Erzählungen. Carl Reißner, Leipzig.

Tschudi, Dr. Friedrich von. — Das Tierleben der Alpenwelt. 11. Aufl. J. J. Weber, Leipzig.

Wothe, Anny. — Wellenrauschen. Leopold Freund, Breslau.

— —. — Sommerträume. 2. Aufl. Leopold Freund, Breslau.

*) Besprechung einzelner Bücher vorbehalten.

Zuschriften sind zu richten an die Redaktion von Velhagen & Klasings Neuen Monatsheften in Leipzig, Poststr. 9.

Für die Redaktion verantwortlich: Theodor Hermann Pantenius in Leipzig.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig. Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Velhagen & Klasings Neue Monatshefte



Januar 1891.
Heft 5.

Jahrgang 1890/91.



Ein fetter Bissen. Nach dem Gemälde von C. Becker.
(Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)

Velhagen & Klasings

Neue Monatshefte.

Herausgegeben
von
Theodor Hermann Pantenius und Paul von Szczepanski.

V. Jahrgang 1890/91. Heft 5, Januar 1891.

Aus dem Tagebuch der deutschen Emin-Pascha-Expedition.

Von Dr. Carl Peters. — Mit Karte. (Abdruck verboten.)

Berlin, 20. November 1890.

Die Aufzeichnungen bei der deutschen Emin-Pascha-Expedition wurden derart gehandhabt, daß ich täglich, und zwar eine Stunde nach Ankunft im Lager, Höhenbestimmung, Kompaßpeilungen, Flußläufe, Bergzüge ꝛc. in ein Itinerar der Reise eintrug, Herr von Tiedemann dagegen ein Expeditionsjournal führte, in welchem die Hauptbegebnisse jedes Tages kurz vermerkt wurden. Daneben pflegte ich ausführliche Darstellungen aller bemerkenswerten Episoden der Expedition an Ort und Stelle auszuarbeiten, wenn solche als hinter uns liegend angenommen werden durften. Diese Berichte waren bestimmt, wenn die Gelegenheit sich bot, an das Deutsche Emin-Pascha-Komitee nach Deutschland abzugehen. Leider ist eine ganze Reihe von ihnen in Afrika verloren gegangen. Es war eben nicht möglich, die Verbindung mit der Küste festzuhalten. Eine große Post ließ ich bei den Gallas zurück, eine zweite, welche insbesondere die Geographie des Tana und die Kämpfe im Massailande behandelte, in der englischen Station von Kawirondo. Die erste ward nachweislich von den Gallas unterschlagen, welche Herrn Borchert erklärten, sie hätten keine Briefe von mir. Nicht besser scheint es der zweiten, sehr umfangreichen Sendung bei den Engländern ergangen zu sein. Diese englische Expedition unter Mr. Jackson ist ebenfalls seit Monaten zurück, von meiner Post aber nichts eingetroffen. Der nachfolgende Bericht ward an den Ufern des Viktoria Nyanza verfaßt und stellt meine Erlebnisse in Uganda aus den Anschauungen der damaligen Tage dar. Manches erscheint mir heute in anderem Licht, seit ich die Einzelnheiten des Abmarsches Emin Paschas und das neue deutsch-englische Abkommen kennen gelernt habe. Aber vielleicht wird dem Leser gerade die Auffassung an Ort und Stelle selbst nicht ganz uninteressant sein. — Ich kann es hier unterlassen, auf den Zusammenhang der Erlebnisse einzugehen, welche die deutsche Emin-Pascha-Expedition als Ganzes darstellen, und von denen die nachfolgende Erzählung nur eine Episode behandelt, um so mehr, als mein Gesamtreisewerk bereits in der nächsten Zeit bei R. Oldenbourg in München erscheinen wird. Ich will nur hervorheben, daß ich mir mit meiner kleinen Expedition von nur etwa



Dr. Carl Peters.

60 Mann Bahn vom Osten her Tana-aufwärts durch Gallas und Massais gebrochen und am 18. Februar 1890 zur Unterstützung der damals auf die Inseln des Viktoriasees geflüchteten christlichen Partei unter König Muanga bei Riponfalls über den Nil in das völlig verwüstete Uganda einmarschiert war. Hierdurch hatte sich der Gegenkönig Karema mit seinem arabischen Anhang bewogen gefühlt, an die Grenzen Unjoros zurück zu weichen, und es gelang uns, in gemeinschaftlicher Arbeit, die durch dreijährigen Bürgerkrieg zerrütteten Verhältnisse Ugandas unter dem Symbol des Kreuzes in geordnetere Bahnen zu lenken. Wie ich dies im einzelnen anzugreifen versuchte, das möge die nachfolgende Darstellung selbst entwickeln. Carl Peters.

In der Residenz Muangas.

Rubahga, den 20. März 1890.

Mit unserm Einmarsch nach Uganda hatte die deutsche Emin-Pascha-Expedition immerhin einen sehr realen Endzweck erreicht. Sie stellte keinen bloßen Afrikatrott mehr dar, weil wir in Uganda ein Arbeitsfeld fanden, welches völlig in der Richtung des Ausgangspunktes der Bewegung lag, aus welcher unsere Expedition entstanden war. Es war freilich in hohem Maße bedauerlich, daß die Äquatorialprovinz verlassen war und die Gebiete bis zum 2° n. Br. nunmehr einstweilen für Europa verloren sind, aber es war doch nicht alle unsere Mühe und Anstrengung umsonst gewesen, und Uganda war ein ganz anderer Zielpunkt für unsern Marsch, als es Turkanj oder gar Kawirondo gewesen sein würde. Es kam ja doch am Ende nicht darauf an, das Bravourstück einer Afrikareise zu liefern; sondern ich war hierhergeschickt nur als ein Glied in der Kette von Unternehmungen, welche bestimmt sind, Mittelafrika gegenüber dem Islam für unsere christlich-europäische Civilisation zu sichern. Und dafür ist nun freilich gerade Uganda zur Zeit, wenn nicht das wichtigste, so doch sicherlich eines von den wichtigsten Gebieten überhaupt.

Uganda ist der Schlüssel zu dem Norden des mittelafrikanischen Seengebietes. Wie es der Brennpunkt des Handels der Viktoria-Nyanza-Länder ist, so reichen seine Beziehungen auf der einen Seite bis an das Nordende des Tanganjika, auf der anderen Seite aber seit uralter Zeit durch Unjoro bis an den Mwutan Nzige. Das Elfenbein aus diesen Gegenden strömt hier zusammen, um von hier aus seinen Weg über Usukuma und Bagamoyo nach Sansibar zu nehmen. Diese centrale Bedeutung von Uganda hatten auch die Araber schon längst erkannt und sich darum bemüht, hier ihren Einfluß zum herrschenden zu machen, um von hier aus Mittelafrika merkantil und politisch zu beherrschen. Diese Bestrebungen haben das Reich Mtesas in dreijährigen Bürgerkrieg und endlose Wirren gestürzt, und ich betrachte es als eine außerordentliche Vergünstigung des Schicksals, daß es der deutschen Emin-Pascha-Expedition vergönnt gewesen ist, in diese Bewegung sehr bestimmend mit einzugreifen. Nachdem Emin Pascha vor dem Mahditum hat zurückweichen müssen, liegt der Schwerpunkt unserer europäischen Interessen gegen den Norden und Westen in Uganda, und ein Fortbau an der Arbeit unseres Landsmannes kann zur Zeit nur an diesem Punkt einsetzen.

So faßte ich die Sachlage auf, und von diesem Gesichtspunkte aus habe ich in die Regelung der Ugandaverhältnisse mit eingegriffen.

Freilich, die ganze Größe des Verlustes, welcher unsere Sache in der Äquatorialprovinz betroffen hat, drängt sich hier in Uganda auf. Bis dahin war Unjoro wie ein Stein im Dambrett, welcher jeden Augenblick genommen werden konnte, weil das Feld hinter ihm frei war. Heute ist dieses Feld von der feindlichen Partei besetzt, und der Norden stellt eine geschlossene Masse dar, welche jeden Augenblick weiter nach Süden vorrücken kann. Daß man auf der anderen Seite dazu entschlossen sein wird, sobald Pulvervorräte angelangt sein werden, davon bin ich überzeugt, und ich habe es deshalb übernommen, den Araber Kimbulu in Karagwe, welcher die Verbindung dieser Mohammedaner im Norden mit denen des Südens in Unjanjembe vermittelt, auf unserm Rückwege zu eliminieren. In Unjoro scheint zur Zeit Kalema (der muhamedanische Gegenkönig Muangas), der mit etwa tausend Flinten dorthin geflüchtet ist, tonangebend zu sein, und ich

würde mich nicht wundern, wenn diese Waganda Kabrega beseitigten, um sich alsdann mit dem Mahdi zu verbinden.

So ungefähr fand ich die Lage der Dinge hier vor, als ich am Morgen des 25. Februar unter einem ungeheuren Volksauflauf den breiten Weg hinaufstieg, welcher nach Mengo, der gegenwärtigen Residenz des Königs Muanga führt. Mengo liegt etwa eine halbe Stunde ost-südöstlich von Rubahga, wo König Mtesa seine Residenz hatte, und welches aus Stanley bekannt ist. Beide Plätze sind dicht nebeneinander liegende Hügel, und nichts als Teile des Hügellandes, welches, wie mir scheint, ganz Uganda ausfüllt, und jedenfalls denjenigen Teilen, welche ich davon gesehen habe, ihren Charakter verleiht. Rubahga ist als Stadt völlig zerstört, und seine alte Herrlichkeit nur noch an den breiten Wegen und den schöngeordneten Bananenpflanzungen zu erkennen. Auch Mengo war am 25. Februar erst im Entstehen begriffen, seitdem sind freilich in außerordentlich kurzer Zeit Hallen und Häuser in Masse auf diesem Hügel emporgeschossen.

Je näher wir der reinlichen und hohen mattenartigen Umzäunung kamen, welche die Wohnungen der königlichen Familie umgibt, desto dichter wurde die Menge, welche in sehr anständiger Stille sich drängte, uns zu sehen. Bei einer Wendung sah ich von rechts her zwei Europäer heranschreiten, welche ich jedoch nicht abwarten konnte. Ich erfuhr nachher, daß es die Herren Gordon und Walker waren, welche ebenfalls zum Empfang herbeieilten. Dann wurden die Thore geöffnet und mit präsentiertem Gewehr standen etwa 200—300 Soldaten Muangas da, welche Spalier bis zu der Empfangshalle bildeten. Auf europäischen Trommeln wurde Wirbel geschlagen, und Trompeten verkündeten unsere Ankunft dem Herrscher. Wir schritten durch das Spalier bis an die aus Rohrgeflecht und Matten errichtete Halle. Rechts und links, ihrer Rangfolge nach geordnet, standen die Großen Ugandas, vor uns aber, im Hintergrunde der Halle, erhob sich ein junger Mann, in der Mitte der Zwanziger stehend, in europäischer Tracht, mit auffallend angenehmen Gesichtszügen, von einem europäischen Rohrstuhl, um uns zu begrüßen. Dies war Muanga, Ugandas christlicher Herrscher, in der europäischen Presse bekannt als der „Bluthund" Muanga. Er trug eine Zeitlang einen runden Hut, welchen er indes beiseite legte, ein einfaches grau und weiß karriertes Jackett und hellgraue Beinkleider. Sein offenes und ernstes Gesicht war umrahmt von einem kurzen schwarzen Vollbart. Bemerkenswert sind seine großen Augen und seine blendendweißen Zähne. Sein Mund und seine Nase sind mittelgroß und haben nichts vom eigentlichen Negertypus an sich. Seine Züge im einzelnen sind nicht eben feingeschnitten, aber sie stehen in vollster Harmonie miteinander und machen dadurch Muanga zu einem auch nach europäischen Begriffen hübschen Manne. Sein Körperbau ist normal und von muskulöser Struktur. Hinter seinem Stuhle stand ein Herr mit einer roten Kopfbedeckung, welchen ich im Halbdunkel der Halle nicht gleich als einen Europäer erkannte. Er begrüßte mich jedoch in französischer Sprache und stellte sich mir als Monsieur Lourdel, Superieur der französischen Mission in Uganda, vor, mit welchem ich bereits korrespondiert hatte. Nachdem wir mit Muanga die Hände geschüttelt hatten, wurden uns Sessel zu seiner Rechten aufgestellt, auf denen wir Platz nahmen. Während der Bewegung, welche unsere Ankunft und das Aufstehen sämtlicher Anwesenden verursacht hatte, wurde mir das Vergnügen zu teil, unsern Freund und Reisegefährten Kamanyiro (den ich von Usoga aus nach Uganda zurückgeführt hatte, einen dorthin geflüchteten Onkel des Königs) auf allen Vieren herankriechen zu sehen, um den König zu begrüßen. Er gehört noch zur alten heidnischen Partei, welche in der Dynastie etwas Übermenschliches verehrt. Er wurde indes von Muanga äußerst kühl und trocken abgefertigt.

Dieser erkundigte sich lebhaft nach unsern Reiseerlebnissen und speziell nach den Massaikämpfen, von denen ich erzählen mußte. Da er fertig Kiswahili spricht, hatte die Unterhaltung keinerlei Schwierigkeiten. Nach etwa einer halben Stunde erhob ich mich, und wir verabschiedeten uns vom König. Unter Trommelwirbel und Trompetenschall zogen wir ab, wie wir gekommen waren, begleitet von den Herren Gordon und Walker, welche mit nach

meinem Zelt gingen. Bald folgte ihnen auch Monsieur Lourdel, und somit hatte ich das Vergnügen, wieder einmal Europäer bei mir als Gäste begrüßen zu können, eine große Freude nach siebenmonatlichem Marsch durch Wildnis. Mr. Gordon und Walker ladeten uns auf 4 Uhr zum Diner, und somit blieb die Festtagsstimmung, welche den Morgen bezeichnet hatte, bis zum Abend des 25. Februar ununterbrochen.

Nach dem Essen in der englischen Mission erschien der Minister des Königs, hierzulande Katikiro genannt, mit welchem ich einiges Geschäftliche erledigte. Die Waganda hatten gehofft, daß wir drei bis vier Monate bleiben könnten, ich bestimmte indes den Termin meines Abmarsches auf den 15. März. Bis dahin hoffte der Katikiro, würden die Boote versammelt sein können, welche von den Inseln des Viktoria Nyanza für das Übersetzen meiner Expedition nach Usukuma beschafft werden mußten. Ich erklärte mich bereit, für den Fall eines Angriffes der arabischen Gegner vom Norden, meine Expedition in den Kampf mit eingreifen zu lassen, und selbst das Kommando der vereinigten Kräfte zu übernehmen. Ich lehnte es jedoch ab, meinerseits einen Angriff auf Unjoro zu machen, da unsere Patronen zu sehr erschöpft waren. Ich versprach dem König für den folgenden Morgen ein Geschenk von 100 bis 120 Pfund feinen Jagdpulvers und ein Schrotrepetiergewehr, nebenbei dasjenige, welches mein Diener Rukua bis dahin geführt hatte, mit einigen Patronen Nr. 12 dazu. Diese Abmachungen wurden in einer sehr offenen und dadurch angenehmen Weise getroffen und von den englischen Herren gewissermaßen ratifiziert. Mit sehr erfreulichen Empfindungen kehrten wir gegen 9 Uhr in unser Lager zurück.

Gemäß den Abmachungen, welche ich mit dem Katikiro getroffen hatte, begab ich mich am folgenden Morgen noch einmal mit meinen Askaris an den Hof, wo wir, wie am Tage zuvor, mit vollem Pomp empfangen wurden. Zwei Fässer Pulver von je 60 Pfund, 1000 Stück Zündhütchen, mein Repetiergewehr mit 56 Patronen und 5 Stück feiner Seife wurden dem König überreicht und schienen seinen vollen Beifall zu finden. Er drückte den Großen in seiner Umgebung wiederholt die Hand und dankte mir auf das verbindlichste. In der That war das Pulver für die gegenwärtige Lage ein äußerst wertvolles Geschenk. Es setzte ihn in den Stand, etwa 1000 seiner Askaris mit genügender Munition für ein erneuertes Gefecht zu versehen, und dies konnte bei dem Pulvermangel auf der anderen Seite möglicherweise die Behauptung seines Thrones bedeuten. Seine ganze Macht wird zur Zeit auf dreitausend Flinten und die sämtlichen Speere des Landes geschätzt, während man den mohammedanischen Anhang Kalemas auf 1000 Flinten stark rechnet. Aber Kalema hat Unjoro und möglicherweise die Mahdisten hinter sich, während Muanga um Hilfe über den Nyanza hinüber zu den Europäern ausblicken muß. Außerdem soll Kalema in hervorragendem Maße kriegstüchtig sein, während Muanga ungefähr das gerade Gegenteil davon ist. Muanga liebt das Geräusch des Flintengeknatters nicht, sondern er zieht die beschauliche Stille im Hintergrund der Gefechte vor. Seine Truppe hat indes, wie es scheint, einen sehr energischen, wenn auch noch jugendlichen Führer in Gabriel, einem außergewöhnlich-gentlemanliken Ugandahäuptling katholischen Glaubens, welcher sich sehr an mich angeschlossen hat. Er kommt fast täglich zu mir, bittet niemals um etwas und ist höchst bescheiden, trotzdem er es war, der Anfang Februar die Mohammedaner und Wanjoro geschlagen und weit nach Norden gejagt hat. Ich bemerke bei dieser Gelegenheit, daß hier alles Jugendlich ist. Die alte Generation scheint völlig ausgerottet zu sein. Insbesondere sind alle höheren Staatsanstellungen mit jugendlichen Kräften besetzt, und zwar ausschließlich jetzt mit Christen. Die heidnische Partei ist zwar geduldet, hat aber auf mein nachdrückliches Verlangen keinerlei Anteil mehr an der Verwaltung Ugandas. Auch mein Freund Kamanyiro ist in diesen Tagen abgesetzt. Dies geht so weit, daß selbst die Königin Mutter, die Witwe Mtesas, gezwungen ward, ihren ganzen Hofstaat nur aus Christen zusammenzusetzen, trotzdem sie selbst dem alten Glauben angehört. Vernünftigerweise haben die Missionare hier auch ausschließlich christliche Namen eingeführt, und man sieht sich inmitten der Gabriele, Cyprione, Josephe, Marcus' 2c. ganz wie in

Europa. Dazu kommt, daß die Kunst des Lesens und Schreibens, und zwar in lateinischen Lettern, hier sehr verbreitet ist. Ich erhalte täglich Briefe von Waganda. Und, last not least, hat die europäische Bekleidung bei den höheren Schichten den arabischen Kaftan und auch die einheimischen Baumrindenstoffe sehr in den Hintergrund gedrängt. Sie gilt jedenfalls als das Vornehmere, und wer immer dazu im stande ist, näht sich aus seinem Baumwollenstoffe ein Paar Hosen europäischen Schnittes. Man muß sich dies vergegenwärtigen, um ein Bild von dem eigenartigen Übergangsstadium zu gewinnen, in welchem Uganda sich gerade zur gegenwärtigen Zeit befindet.

Ich machte mich nun sofort daran, als das, worauf es in erster Linie ankam, die, wie ich glaube, wohl tapfere, aber sehr undisciplinierte Streitkraft des Landes ein wenig zu disciplinieren. Herrn von Tiedemann mußte ich bereits nach einigen Tagen veranlassen, sich mit dem Admiral von Uganda nach dem Sesse-Archipel zu begeben, um das Eintreiben der Boote für uns zu beschleunigen. Ich meinerseits, da ich nun allein hier war, begab mich mit Eifer an die Regelung der hiesigen Verhältnisse. Meine Askaris schickte ich jeden Nachmittag an den Hof, um den Waganda-Soldaten die Kunst des Exerzierens wenigstens in dem rohen Maße einzudrillen, welches den Somalis selbst eigentümlich ist. Vor allem kam es mir darauf an, Handhaben zu gewinnen, um im gegebenen Fall mit Befehlen bis in die Massen des Waganda-Militärs eindringen zu können. Zu dem Behufe setzte ich mich mit dem in Verbindung, was man zur Not als die Offiziere dieser Truppen bezeichnen könnte, und es ist mir, glaube ich, gelungen, mir eine Art Stab aus ihnen heranzubilden. Jedenfalls haben sie den Willen, mir unbedingt zu gehorchen. Und darauf kommt es zunächst immer nur an. Man kann die Größe einer Truppenkraft auf dreierlei Weise verstärken. Erstens durch Vermehrung der Masse, sodann durch völlige Zusammenfassung derselben in eine Hand, und schließlich durch schnelle und zweckentsprechende Verwendung. Genau wie es in der Physik gleich ist, um eine Kraft zu verdoppeln, ob man die Masse oder ob man die Geschwindigkeit verdoppelt, läßt sich mit einer halbstarken, aber doppelt gut disciplinierten Truppe ganz dasselbe erreichen, als mit der doppelten, aber halb so gut disciplinierten. Das Erstere hat hier seine Grenzen an dem gegebenen Menschenmaterial, vor allem aber an der Munitionsmasse, und war auf der Expedition für mich überhaupt ausgeschlossen. So blieben die beiden letzteren Mittel, welche nach Möglichkeit in Anwendung zu bringen ich von anfang an beflissen gewesen bin. Hier in Uganda lassen sich naturgemäß nur vorübergehende Resultate erzielen, weil die Zeit zu kurz ist. Aber ich glaube, daß unsere kleine Expedition in bezug auf ihre Disciplinierung dem nahe gebracht ist, was sich mit einem Pagasi-Material überhaupt erreichen läßt.

Neben dieser Verstärkung der Streitkraft versuchte ich, den König zu bewegen, eine allgemeine Amnestie für den Anhang Kalemas zu erlassen, auf dessen Kopf selbst aber einen Preis von hundert Frasilah (ein Frasilah = 35 Pfund Elfenbein) zu setzen. Ich hoffte dadurch, wenn nicht diese Partei zu zersprengen, so doch das Mißtrauen in ihre Reihen zu werfen und das Verhältnis zwischen Kalema und den Seinen zu lockern. Ich ließ diesen Vorschlag indes fallen gegenüber der sehr richtigen Bemerkung Monsieur Lourdels, daß die Verlogenheit hier so außerordentlich groß ist, daß niemand weder an die Amnestie noch an die Auszahlung des ausgesetzten Preises glauben werde. Daran hatte ich allerdings nicht gedacht.

Dagegen habe ich hier von vornherein bis zum gegenwärtigen Augenblick nach einer anderen Richtung mit Erfolg gearbeitet.

Es liegt auf der Hand, daß Uganda durch die Annahme des Christentums und der mit diesem einziehenden allgemeineren Civilisation in nähere geistige Beziehung zu Europa und den Europäern in Afrika tritt. Es kam darauf an, dies in einigen allgemeinen grundlegenden Bestimmungen zum Ausdruck zu bringen. Deshalb veranlaßte ich schon am 28. Februar den König Muanga, mit mir einen Vertrag abzuschließen, durch welchen er die Grundsätze der Kongo-Akte für seine Länder annimmt, und sein Land gleichmäßig allen Europäern öffnet. Er garantiert in diesem Vertrage allen Europäern, insbesondere aber den

Deutschen, volle Handelsfreiheit, das Recht der Freizügigkeit und Ansiedlungsberechtigung in Uganda und allen seinen Nebenländern. Damit fallen die alten Schranken weg, welche früher jede Bewegung eines Weißen an den jedesmaligen, ausdrücklichen Befehl des Königs banden. Es ist damit ein Handelsgebiet für Europa gesichert, welches recht eigentlich als die Länder um den Viktoria Nyanza und den Mwutan Nzige bezeichnet werden muß. Denn die Nebenländer Ugandas erstrecken sich von 34° ö. L., der Ostgrenze Usogas mit Unjoro bis an den Mwutan Nzige mit den Ländern im Westen des Viktoria Nyanza aber bis nach Usukuma und bis zum Nordende des Tanganjika hin. Man schneide dieses Gebiet von dem Handel mit der Ostküste ab, und es bleibt für die europäischen Gesellschaften, welche dort arbeiten, nicht eben viel mehr übrig, da der Handel am mittleren Tanganjika früher oder später zum Kongo, der Nyassa-Handel aber heute schon größten Teiles nach Süden zum Sambesi abfließt.

Die Bedeutung dieses Gebietes hatten auch die Engländer sehr richtig erkannt, und sie sind seit einem Jahr etwa thätig gewesen, sich hier in Uganda ein englisches Handelsmonopol zu sichern, das britische Protektorat zu erklären, um dadurch die Controlle über das gesamte Gebiet westlich vom Viktoria Nyanza zu gewinnen. Mr. Mackay hat, glaube ich, sehr Recht, wenn er annimmt, daß ohne dieses Gebiet die britisch-ostafrikanische Gesellschaft nicht reüssieren kann, und er war demnach unausgesetzt bemüht, Mr. Jackson zu veranlassen, mit seiner starken Expedition von Kawirondo aus in die Uganda-Wirren einzugreifen, um solche im englischen Interesse zu regeln. Aber Mr. Jackson, wie Mr. Gordon mir sagt, „found it to big an affair.“ Mit anderen Worten, Mr. Jackson vergaß, daß man in Dingen wie diesen mit berechenbarer Sicherheit überhaupt niemals vorgehen kann, sondern daß man immer etwas wagen muß, wenn man hoffen will, etwas zu gewinnen. Er wollte aber ganz sicher gehen, er zauderte und zauderte und zog es schließlich vor, einstweilen auf Elefantenjagd nach Norden abzumarschieren. Inzwischen ging ich nach Uganda, und die Aufgabe fiel mir zu.

Nun war es in der That recht naiv, von mir zu verlangen, hier ausschließlich für die britisch-ostafrikanische Gesellschaft zu arbeiten. Die Herren hatten sich allerdings sehr verdient gemacht um meine Expedition! Aber wenn sie dieselbe auch weniger hämisch befehdet hätten, so würde doch das Mindeste, was wir hier fordern durften, Gleichberechtigung beider Teile gewesen sein, und darüber geht mein Vertrag nicht hinaus. Trotzdem fand derselbe hier zuerst Opposition; König Muanga hatte, als er auf den Inseln des Viktoria Nyanza residierte und Kalema Herrscher in Uganda war, sich zunächst um Unterstützung an Stanley im Westen gewendet, sodann aber sich gegen Mr. Jackson bereit erklärt, das britische Protektorat anzunehmen und der britisch-ostafrikanischen Gesellschaft das Handelsmonopol einzuräumen, falls diese ihn wieder auf den Thron setzen wolle. Daraufhin hatte Jackson zwar die Flagge der britisch-ostafrikanischen Gesellschaft nach Uganda geschickt, war aber selbst nicht gekommen. Muanga hatte sich sein Reich selbst erkämpfen müssen und war allererst durch unsern Einmarsch bewogen, von den Inseln zurückzukehren. Nun war es doch in der That mehr als herzlich abgeschmackt, die Behauptung aufzustellen, trotzdem sei Muanga jetzt an das britische Protektorat gebunden. Nichtsdestoweniger stellten sich die Engländer hier auf diesen Standpunkt. Der Katikiro des Königs, welcher zu ihrer Partei gehörte, verweigerte anfänglich seine Unterschrift, und Mr. Gordon, welcher am abend des 28. Februar bei mir speiste, teilte mir mit, er glaube nicht, daß der König noch das Recht besitze, Verträge mit Dritten abzuschließen. Ich hatte anfangs geglaubt, diese Beziehungen zwischen Muanga und den Engländern nicht berühren zu brauchen, sah mich nunmehr jedoch in die Notwendigkeit versetzt, da die Legalität meines Vertrages in Frage stand, an den König in aller Form die Anfrage zu richten, wie es sich damit verhalte, da ich keine Lust habe, einen ungültigen Vertrag mit nach Europa zu bringen.

Der König berief daraufhin am morgen des 3. März eine große Hofversammlung, zu welcher nicht nur alle Großen des Landes, sondern auch sämtliche Europäer geladen wurden. In dieser Versammlung wieder-

holte ich öffentlich meine Anfrage, und nunmehr erklärte Muanga, er betrachte sich aller seiner Anerbietungen an die Engländer völlig entbunden, weil diese keine seiner Gegenforderungen erfüllt hätten. Weder hätte Mr. Jackson den Mut gehabt, selbst zu kommen, noch habe er Munition noch Waffen geschickt. Er sei infolgedessen frei und unabhängig wie König Mtesa, sein Vater, und gedenke es auch zu bleiben. Er wolle alle Europäer mit gleichen Rechten in seinen Ländern, und einen solchen Vertrag habe er mit mir abgeschlossen. Die Engländer sollten dies nur Mr. Jackson und den Seinen mitteilen. Wollten sie unter diesen Bedingungen kommen, so sollten sie willkommen sein wie alle anderen. Wären sie damit nicht zufrieden, so möchten sie fortbleiben.

Durch diese Versammlung war die Stimmung der Bevölkerung sehr erregt worden. Es folgte ihr eine Sitzung im Hause des Katikiro, an welcher ich nicht teil nahm, wo dieser von der Mehrheit der Großen mit Absetzung bedroht sein soll, falls er den Vertrag nicht zeichne. Am Nachmittag kamen die Herren Gordon und Walker zu mir und baten um die Erlaubnis, den Vertrag zu sehen. Sie erklärten mir sodann, sie würden ihrem Anhang raten, ihn ebenfalls zu unterzeichnen. Ich erwiderte, daß ich meinerseits keinerlei Gewicht darauf lege, da die Unterschrift des Königs gegen Dritte vollständig genügend verbindlich sei. Nichtsdestoweniger zeichneten auch die Führer der englischen Partei, allen voran der Premierminister, am Abend den Vertrag, und alles beruhigte sich in den nächsten Tagen wieder.

Ich machte mich nun mit Monsieur Lourdel daran, eine zweite große Prinzipienfrage im christlich-europäischen Sinne zur Entscheidung zu bringen. Seit langer Zeit war Uganda der Mittelpunkt des Sklavenhandels für das ganze obere Seengebiet gewesen. Um Sklaven und Elfenbein einzuhandeln, hatten die Araber ihre Niederlassungen in Uganda gegründet. Insbesondere sind, wie schon Emin Pascha bemerkt, die hervorragend schönen Wahuma-Mädchen ein gesuchter Artikel für die Harems des Ostens. Ward hier in Uganda der Sklavenhandel verboten, so wurde damit zugleich dem Arabertum ein wichtiger Markt in Centralafrika entzogen. Ich arbeitete demnach zugleich im Interesse der Humanität, wie im politischen Interesse, wenn ich mit dazu beitrug, die Sklavenausfuhr aus diesen Gebieten zu hintertreiben; und jedenfalls wußte ich, damit im Geiste der deutschen Emin Pascha-Bewegung zu wirken. Materiell hatte die Sache keinerlei erhebliche Schwierigkeit, da der König selbst ein erbitterter Feind der Araber ist und sehr wohl weiß, welcher Nachteil seinen Ländern aus der jährlichen Ausfuhr von soundsoviel Menschen entsteht. Schließlich einigten wir uns über die Form, daß der König eine feierliche Erklärung des Verbotes für den Handel mit und die Ausfuhr von Sklaven abgab, welche Monsieur Lourdel und ich bezeugten. Dies geschah am Sonntag den 16. März. Das Aktenstück ist in Kiganda und französisch aufgesetzt und lautet in letzterem Text folgendermaßen:

„Moi Muanga roi du Bouganda j'affirme en présence de Monsieur le Docteur Carl Peters et du R. P. Simeon Lourdel que j'interdis la traite des esclaves dans le Bouganda et les pays qui en dépendent et que je ferai tout mon possible pour empêcher l'exportation des esclaves en dehors de tous les pays qui me sont soumis.

Mengo, le 16. May 1890.

gez. Muanga Kabaka du Bouganda.
Simeon Lourdel des miss. d'Algers.
Supérieur de la mission catholique.
Carl Peters.

Hoffentlich stellt dieser Akt eine Epoche in den centralafrikanischen Verhältnissen dar und trägt mit dazu bei, an seinem Teil die Politik der europäischen Mächte zu fördern, welche durch die Blockade der ostafrikanischen Küste gekennzeichnet wird.

Ukumbi-Usukuma, d. 20. April 1890.

Wenn ich durch meinen Vertrag mit Muanga vom 28. Februar und durch meine Bemühungen um das Verbot des Sklavenhandels genau in dem Geist der deutschen Emin Pascha-Unternehmung zu arbeiten mir bewußt war, so trafen wir noch einige andere Verabredungen, welche den Plänen entsprachen, mit denen ich mich persönlich in bezug auf die Äquatorialprovinz getragen hatte, und welche ich nunmehr auf Uganda übertrug. Über diese Verabredungen berichte ich an anderer Stelle.

Während diese Verhandlungen sich vollzogen und bis zu meiner Abreise am 27. März 1890 hatte ich mancherlei Gelegenheit, Beobachtungen über den Charakter und die Eigentümlichkeiten der Waganda zu machen. Ich bin mir sehr wohl bewußt, daß es nicht möglich war, in einem Monat ein abschließendes Urteil über ein so merkwürdiges Volk, wie die Waganda sind, zu gewinnen. Aber ich habe sie unter so eigentümlichen Verhältnissen beobachten können, daß meine Mitteilungen über diesen Punkt nicht ohne Interesse sein werden.

Wenn man die Völker in solche scheiden darf, welche berufen sind, zu herrschen, und solche, welche zu dienen haben, so gehören die Waganda ohne Frage in die Reihe der ersteren. Stolz bis zur rachsüchtigen Empfindlichkeit, mutig und tapfer bis zur Grausamkeit, tragen sie in sich das instinktive Gefühl ihrer Überlegenheit über Dritte, welches die natürliche Vorbedingung der Herrschaft ist. Es ist noch nicht sehr lange her, daß der König von Uganda sich für den ersten Monarchen der Welt hielt und gleichmäßig auf Weiße und Araber herabblickte. Mtesa hatte sogar die Naivität, um eine Tochter der Königin von England als Gemahlin anzuhalten, und glaubte Wunder, welche Ehren er dieser damit anthue. Vorsichtigerweise behielten indes die englischen Missionare das betreffende Schreiben in Usumbiro. Aber auch der einzelne Mganda, so unbedingt er daheim der Despotie seines Msalme unterworfen ist, versteht sich nach außen hin vorzüglich aufs Befehlen. Ich hatte Gelegenheit, dies sowohl in Usoga, als auch auf meiner Fahrt um den Viktoria Nyanza zu beobachten. Ich hatte als Führer Stephano, einen jungen Diener des Katikiro bei mir, und freute mich, mit welcher Sicherheit dieser, der mir gegenüber wie ein Sklave sich benahm, hunderten von Wasesse-Ruderern, sowie als einzelner den Stämmen des Westens befahl. Dies liegt dem Mganda gewissermaßen im Blute, und seine Überlegenheit wird nirgends bestritten. Oderint dum metuant, für Afrika sicherlich der einzig praktische Wahlspruch, scheint auch sein Prinzip in der Behandlung Dritter zu sein.

Thatsächlich übertreffen in der Entwicklung des Verstandes die Waganda alle anderen afrikanischen Stämme. Die Missionare haben es mir bezeugt, und ich hatte persönlich Gelegenheit, es zu beobachten, mit welcher Schnelligkeit sie auffassen und sich geistig zu eigen machen. Im Gegensatz zu allen anderen Negern hat der Mganda das Bedürfnis des Fortschrittes. Unglaublich schnell ist das Christentum durchgedrungen, nachdem einmal die Überlegenheit der weißen Rasse begriffen war, und mit ihm ist die Kunst des Lesens und Schreibens eingezogen. Die Missionare beider Konfessionen stimmen in der Schilderung des Eifers, mit welchem der Mganda sich zum Lernen herandrängt, überein. Wie ganz anders als der moralisch und geistig verlumpte Suaheli an der Küste, oder der bis zur Blödsinnigkeit stupide Msukuma und Mnyamwesi. Im Mganda steckt Feuer, Temperament und Intelligenz, und ohne jede Frage hat diese Rasse eine Zukunft. Freilich gehen mit diesen Vorzügen Hand in Hand eine Reihe von Fehlern. Die „naive Unverschämtheit,“ über welche Emin Pascha klagt, habe ich nicht gefunden. Andere Zeiten, andere Sitten, und es ist sicherlich auch ein Unterschied, ob man als Einzelner zu Fuße, oder an der Spitze einer kriegstüchtigen Expedition zu Muanga kommt! Im allgemeinen ist mit dem Christentum ein größerer Respekt gegen die weiße Rasse eingezogen, welche dasselbe gebracht hat. Die Überlegenheit unserer Rasse ist, wie gesagt, den Waganda klar geworden, und sie möchten lernen von uns, so viel als möglich. Aber seine Sucht, etwas zu gelten, läßt ihn die gewöhnliche Handarbeit verschmähen, und da er doch leben muß, greift er zum Bettel oder Diebstahl. In einem Lande, wo das persönliche Eigentum völlig der Laune des Herrschers anheimsteht, fehlt der Hauptansporn zum soliden, ehrlichen Erwerb, und das gefährliche Glück, daß die dauerhafte Banane, welche kaum irgend welcher Kultur bedarf, ihm alles gewährt, was er zur Leibesnahrung bedarf, hat den Hang zum Nichtsthun naturgemäß verstärkt. Dieses glückliche Völkchen braucht sich nur Häuser zu bauen, wofür das Rohr des Landes bequemes Material bietet, und seinen Kleiderstoff (Enbugo) herzustellen, wofür die Rinde einer Art Feige gegeben ist, um seine Tage im dolce far niente zu verjubeln. Die unreife Banane wird gedörrt und gibt gemahlen das feinste weiße Mehl, welches



Karte zum Artikel: Aus dem Tagebuch der deutschen Emin-Pascha-Expedition.

(Rubahga liegt ca. 32° 37' östl. Länge, 0° 18' nördl. Breite.)
(Utumbi „ „ 33° 5' „ „ , 2° 33' südl. „ .)

ich kenne. Ich ziehe das Ugali aus Bananenmehl selbst dem Weizenmehl vor. Oder man röstet die grüne Banane, um ein Gericht nach Art der im Feuer mit der Schale gebackenen Kartoffel zu haben. Oder aber man kocht eine reife Bananenart mit der Schale in kochendem Wasser und man hat, nachdem die Schale abgezogen ist, ein Kompot, welches genau wie unsere eingemachte Birne schmeckt. Als Dessert empfiehlt sich die reife Banane, abgezogen und in zwei Teile zerschnitten und in der Pfanne mit Zucker und Butter gebacken, was ein Gericht gibt, welches dem europäischen Apfelpfannkuchen sicherlich nicht nachsteht. Es gibt noch andere Arten, die Bananen zuzubereiten, und dazu dann die verschiedenen berauschenden Getränke, welche aus dieser Frucht gewonnen werden, vom leichten champagnerartigen Muënge (tamo-tamo), bis zu den schweren berauschenden Pombearten! Wahrlich eine wertvollere Gabe konnten die Götter diesen Ländern am Nordrand des Viktoria-Nyanza nicht geben, als seine unabsehbaren Bananenhaine, aus denen die Millionen sich in bequemer und angenehmer Weise ernähren. Aber, wie es auf den Südseeinseln der Fall sein soll, ist dieses Geschenk der allzuleichten Ernährungsmöglichkeit auch hier mit Gefahren verknüpft, über welche selbst der feurige Thatendrang dieser Rasse nicht immer hinweghilft. Wer in Uganda reist, möge auf seine Koffer achten, besonders auch des Nachts, und er möge sich abhärten gegen den Bettel der Großen und Kleinen. Er wird sonst nicht allzuviel aus diesem Lande herausbringen.

Entsprechend dem lebhaften, sanguinischen Temperament ist die Vorliebe zur Musik bei diesem Volk stark entwickelt. Stanley übersetzt Uganda mit Trommelland. Ich habe mich vergebens nach einer Berechtigung für diese Übersetzung umgethan. Vielmehr heißt Mganda im Kiganda = der Bruder, und Uganda demnach das „Bruderland," entsprechend unserm deutschen „Vaterland." Aber, wenn die Stanleysche Übersetzung nicht ethymologisch, so ist sie doch sicherlich sachlich zu rechtfertigen. Denn ein Trommelland ist Uganda im wahrsten Sinne des Wortes. Das trommelt Tag und Nacht und aller Orten und Enden. Dazu ladet das hügelreiche Land mit seinen weitschallenden Höhen und echovollen Senkungen gewissermaßen ein. Von der Höhe von Mengo oder Rubahga vermag man das Land auf sicherlich eine Meile Umkreis mit Trommelsignalen zu beherrschen.. Dies wird vom königlichen Hof aus im vollsten Umfange gehandhabt. Muanga hat ein ganzes Haus voll der verschiedenartigsten Trommeln. Vermittelst derselben sind die verschiedenartigsten Signale möglich, welche von der ganzen Umgegend sofort verstanden werden. Oft, wenn Gabriel, der Chef der Armee, bei mir war, stand er plötzlich auf und sagte: Die Thore werden geschlossen; oder der König will mich sehn; oder die Askaris sollen tanzen oder sonst etwas; und wenn ich fragte, woher weißt du das, so antwortete er lächelnd: „Ngoma" (Trommel). Besonders eindrucksvoll ist die Kriegstrommel auch auf ein europäisches Gehör. Drei Trommeln, in der Quinte abgestimmt, werden in einem eigenartigen Wirbel geschlagen, was einen feierlich ernsten und zugleich drohenden Charakter trägt.. Die Kriegstrommel zog mir bei unserm Einmarsch voran; und ich liebte sie zu hören. Neben der Trommel ist in Uganda die Gattung der Flöten zu Hause, sowohl die Rohr- wie die Holzflöte von allen Größen und Gattungen. Komisch macht sich eine Uganda-Flötenkapelle. Sechs Herren oder auch mehr, mit außerordentlich ernsten und feierlichen Gesichtern, aber ohne jede Harmonie und ohne irgend welchen Rhytmus, spielen gegen einander an, jeder sein eignes Liedchen spielend und jeder eifrig bemüht, die anderen zu überspielen. Es scheint, daß die verschiedenen Flöten einer solchen Kapelle in einem gewissen Verhältnis abgestimmt sind; jedenfalls waren stets einige tiefere und andere höhere zu bemerken, aber das Ensemble gewährt ein Charivari, welches einem unwillkürlich die Hände an die Ohren treibt. Außerdem haben die Waganda Saiteninstrumente, Hörner und sogen. kleine Holzpianofortes, von denen sich ein sehr klangvolles Exemplar in der Instrumentensammlung Muangas befindet. Daneben tritt der Sänger auf; er recitirt zu der Trommel, welche er selbst als Begleitung schlägt. Er scheint Liebesliedchen oder auch Lobeslieder auf den Msungu (Weißen) oder einen anwesenden Großen vorzutragen. Bei den ersteren lächelt er verständnisvoll oder er begleitet sich auch wohl mit einer rhytmisch tanzenden Bewegung

ohne sich von seinem Platz zu rühren. Im Chor singen die Waganda nicht unmelodisch, bald ein wenig wehmütig, bald wild und kreischend. Man hat immer das Gefühl, sie haben, wie der Papagei, ein Stück zu einer Melodie, verstehen es aber nicht, die einzelnen getrennten Partieen zu einer wirklichen und ganzen Melodie zu verschmelzen. Immer ein Ansatz, aber das Vollbringen fehlt. Es ist, als ob sie nach dem Ausdruck von etwas suchten, was sie aussprechen möchten; aber ohne dazu den Ausdruck zu finden. Übrigens habe ich Uganda in einer zu ernsten Zeit gesehen, um ein rechtes Urteil über die Lebensfroheit und Gesangeslust dieser Rasse gewinnen zu können. Der Hunger weilte im Lande, und der Krieg stand auf der Schwelle. Da singt und tanzt es sich nicht eben lustig. Aber die Bevölkerung strömte doch mit jedem Tage mehr ins Land zurück, überall ward gebaut und der Acker bestellt, und alles in allem vermochte ich doch wohl den richtigen Eindruck von dieser Seite des Volkscharakters zu gewinnen.

Die Häuser der Waganda-Großen sind im hohen Maße geschmackvoll. Meistens sind sie ganz aus Rohr reinlich aufgebaut und gleichen der indischen Bauart. Mein Haus bei Rubahga, welches ich in der zweiten Woche bezog, stellte nach vorn und hinten zwei offene halbkugelartige Hallen dar, in denen ich mich angenehm eingerichtet hatte. Der Mittelraum stellte ein großes halbdunkles Zimmer dar, zu welchem von einer dritten Seite eine verschließbare Thür führte. Das niedliche Häuschen war von einer hohen mattenartigen Umzäunung im Quadrat umgeben, über welche nur die Bäume im Bananenhain hinüberragten, in dessen Mitte die Besitzung gelegen war. Dieser Hofraum war wiederum durch andere Mattenzäune in mehrere Teile geteilt, in deren einem das Haus für die Küche lag. Drei Thüren an drei Seiten führten aus der äußeren Umzäunung ins Freie. Vor einer dieser Thüren in einer Entfernung von zehn bis fünfzehn Schritt lagen die Häuser für die Sklaven, in denen ich Askaris und Träger unterbrachte. Meine Diener und die Wachen waren in den kleineren abgetrennten Hofräumen untergebracht. So hatte ich alle meine Leute zur Hand und war doch selbst völlig einsam und ungestört. Sicherlich die angenehmste Bauart in diesen Ländern, welche sich denken läßt. Da die Hofräume aus gestampftem Ton bestanden, ließ sich dabei die peinlichste Reinlichkeit durchführen. Die Häuser der Sklaven und Armen bestehen, wie bei den Bantu, aus mehr oder weniger großen heuschoberartigen Hütten, in welche ein verschließbarer Eingang führt und welche im Innern durch ein eigenartiges System von Pfeilern gestützt werden. Im Hausbau sind die Waganda äußerst geschickt. Drei, vier Tage, und ganze Dörfer standen plötzlich da, wo zuvor die Einöde gewesen war. Auf Mengo gingen in einer Woche Empfangshallen von kolossalen Dimensionen, hunderte von Häusern für die Wachen, die Weiber, die Sklaven des Königs aus dem Nichts hervor.

Neben dieser Fertigkeit im Hausbau sind die Waganda, wie schon Emin Pascha hervorhebt, sehr geschickt in Schmiedearbeiten. Bei Rubahga gibt es eine solche Schmiede, welche ich einmal besuchte. Die Leute arbeiteten dort fast ausschließlich mit europäischen Instrumenten und, ich glaube, auch fast mit europäischer Geschicklichkeit. Ich habe selbst mehrere Gewehre hier reparieren, unter anderen ein verloren gegangenes Teil an einem der Magazingewehre zum Herausschnellen der abgefeuerten Patrone ganz neu herstellen lassen. Alle Arbeiten wurden korrekt und nett hergestellt. Das Handwerk steht hier aber auch noch in Ehren. Der Besitzer der Schmiede war erst gerade zu einem der Landeschefs ernannt worden. Das Eisen beziehen die Waganda entweder aus Unjoro, oder aus Usagara im Westen des Sees oder in Form von Eisendraht von der Küste. In Uganda selbst wird keinerlei Mineral gewonnen.

Die von mir angeführten Thatsachen thun wahrscheinlich dar, daß wir in diesem lebhaften und temperamentvollen Volk einer aufsteigenden Rasse gegenüberstehen, welche für die Entwickelung Centralafrikas ihre Zukunft haben wird. Wie die Thüringer leben sie in ihrem eigenartig-gewellten Hügellande dahin, gesangesfroh und lebenslustig. Aber tiefer als dem deutschen Stamm sind hier die düsteren Züge der heißblütigen Rachsucht und brutalen Grausamkeit eingeprägt. Wir sind in Uganda im Bereich des finsteren centralafrikanischen Despotismus. Man wundert sich über die Massen von ein-

äugigen, ohren-, nasen- und lippenlosen Menschen, denen man begegnet. Aber die Missionare wissen von ganz anderen Dingen zu berichten. Dem Herrscher allein gehört alles in diesem Lande. Er befiehlt, und man bringt ihm sofort Vieh, Töchter und Weiber. Er befiehlt: hunderte seiner Unterthanen werden zum Scheiterhaufen geschleppt und unter fürchterlichen Qualen hingemordet. Nacheinander werden die Glieder abgeschnitten, vor den Augen der Unglücklichen geröstet und diese dann gezwungen, selbst sie zu verspeisen. Man röstet alsdann den Rumpf langsam und alles wird aufgewendet, die Qual so lange als möglich hinzuziehen. Dies haben Mohammedaner und Christen hier durchmachen müssen, und ganz neuerdings erst mit dem Christentum ist eine Wendung zum Besseren eingetreten.

Und doch ist dieses Land klimatisch und landschaftlich so heiter und schön, daß man sich wundert, wie unter diesem Himmel solch bestiale Grausamkeit ihren Sitz haben konnte. In Uganda steigt, nach Mitteilung des Père Lourdel, das Thermometer in der heißesten Zeit, nämlich im Februar, niemals über 28° Celsius im Schatten, während es im Juli, der kältesten Periode, bis auf 13° Celsius des Nachts sinkt. Merkwürdigerweise gehört Uganda seinen Jahreszeiten nach der südlichen Hemisphäre an, während es doch geographisch zur nördlichen gehört. Auch ist es nicht so scharf in eine feuchte und trockene Periode geteilt wie die anderen Länder der Tropen, wenn auch stärkere Niederschläge als gewöhnlich in den Monaten März bis Mai stattfinden. Es regnet unregelmäßig zu allen Jahreszeiten, was der Einwirkung des Sees zuzuschreiben ist. Und die Umarmungen des Himmels und der Erde sind hier außerordentlich feuriger Natur. Nirgends habe ich eine solche Anzahl und so energische Gewitter gefunden, wie in und bei Uganda. Während der Gewitter, möchte man fast sagen, ist nicht die blitzlose Pause, sondern das Leuchten des Blitzes das häufigere. Das zuckt fortwährend, wie eine Gasflamme, die vom Herbstwind bewegt wird. Daneben fortdauernd ein kurzer, rollender Donnerschlag. Und wenn wir nicht selbst Gewitter über uns hatten, so stand doch allabendlich im März eine Seite, meistens die nordöstliche, des Horizontes in Flammen. Aber die Erde bezeigt sich hier auch dankbar genug für den himmlischen Segen. Alles grünt und blüht, und ich bin mit den Missionaren überzeugt, daß der Boden hier im stande ist, schlechterdings alles hervorzubringen, was den Tropen und was der gemäßigten Zone angehört. Erwähnen will ich nur den vorzüglichen Uganda-Kaffee, den wir jetzt regelmäßig genießen und der hier wild wächst. Herr von Tiedemann kaufte 50 Pfd. für, glaube ich, vier Armlängen Stoff. Ich finde keinen Unterschied zwischen ihm und dem Mocca-Kaffee. Außerdem erwähne ich den Tabak und das Zuckerrohr, den Manjok, das rote Sorgho, Erbsen, Bohnen, Bataten ꝛc. Die katholische Mission zog auf ihrer Station jede Art von europäischem Gemüse. Dabei ist das Land äußerst gesund. Bis heute ist noch kein Missionar in Uganda gestorben, und für Lungenleidende dürfte Uganda nicht minder als Madeira zu empfehlen sein.

Und woher kommen denn nun die Bewohner dieses Landes? Woher haben sie ihre überlegene Eigenart und ihre überlegene Kultur über die anderen Bantu? Denn Bantu sind sie ihrer Grundlage nach ohne Frage, wie der Ausbau ihrer Sprache beweist. Aber es ist in diese ursprüngliche Bevölkerung noch ein zweites Element eingedrungen, welches vom Norden gekommen ist. Emin und Felkin nennen diese Nordbewohner die Wahuma (Nordbewohner); ich habe in Uganda den wohl identischen Namen Bayma gefunden. Wahuma werden hier in Usukuma die Massai genannt, und dieses Wort ist identisch mit Wasukuma selbst, welche eben auch nichts anderes als Nordleute bedeuten. Diese Bayma kamen vor langer Zeit aus dem fernen Norden, gingen unweit Mruli über den Nil und eroberten alles Land im Norden und Westen des Sees. Sie gründeten hier ein großes Reich unter den Wakintu, aus deren Stamm noch die heutige Dynastie der Könige von Uganda stammt. Ihr Reich erstreckte sich bis zum Mwutan Nzige und im Süden bis an das Nordende des Tanganjika. Es gehörten dazu die Länder Usoga, Uganda, Unjoro, Meru, Usagara und Uhha im Süden. In Uhha herrscht diese Rasse der Bayma noch heute rein und unvermischt. Im Norden verschmolz sie mit der Urbevölkerung; oder sonderte sich in der Hirtenbevölkerung der Bayma scharf von der herr-

schenden Mischbevölkerung ab. Solcher Bayma gibt es in Uganda noch hunderttausende. Sie leben ganz für sich; ihre Mädchen werden jedoch ihrer hervorragenden Schönheit wegen überall gesucht, und durch diese dringt das Baymablut unausgesetzt weiter ein. Was ich von den Bayma sah, zeigte einen schlanken Typus, feuchte und träumerische Augen und einen fast kaukasischen Gesichtsschnitt. Die Farbe ist hellbraun, und die Gesichter erinnerten mich an Darstellungen in den altägyptischen Tempeln. Felkin erzählt, sie würden auch Wawitu genannt, was ich nicht feststellen konnte. Dieser Name würde auf Beziehungen mit den Gegenden östlich von Lamoo schließen lassen können. Für die Geschichte Central- und Nordafrikas wäre es nun von großer Wichtigkeit, zu wissen, woher kommen die Bayma und zu welcher Rasse gehören sie. Sie sprechen das Kiganda aber mit fremdartigem Dialekt. Bei näherer Nachforschung gelang es mir jedoch, eine Reihe von Wörtern in ihrer Sprache festzustellen, welche nicht Kiganda sind, und also der Ursprache der Bayma angehören dürften. Ich gebe zunächst diese Wörter, indem ich hoffe, daß bewährtere Männer als ich daraus Schlüsse zu ziehen vermögen.

Deutsch.	Kiswahili.	Kiganda.	Spezial Bayma. (oder: Rubahga, wie die ehemalige ResidenzUgandas.)
Tag	siku	naku	birro
Gott	mhungu	Ratonda	Dugäba
Teufel	shetani	Rubale	batwesi (wie es scheint, mehr Erzengel)
Stein	tonda	katonda	Igüru
Schaf	kondoo	Diga	ntama
Regen	mwua	mkubà	njúrra
Wie geht's?	haligani	otiano	mirembejo
Honig	asali wa njuki	nubiss	bugéme
Friede	amani	kwegairia	kwesen-gelèssa
Haar	uëlle	mwlri	söke
Vater	baba	sebo	tata

Wenn man die aufgeworfene Frage beantworten will, wird man auch die Wörter heranziehen müssen, welche dem Kiganda und dem Bayma gemeinsam, aber vielleicht nicht vom Bantustamme sind; denn es können ja doch auch in das Kinganda Wörter aus dem Bayma eingedrungen sein. Ich muß diese Nachforschung Bewährteren überlassen, da ich vom Kibantu nur das Kiswahili kenne. Ich will indes zur Probe einige solcher Wörter geben, welche vielleicht die Nachforschung verlohnen.

Deutsch.	Kiswahili.	Kiganda und Bayma.
Rind	Ngombe	nte ——— unte
Vogel	ndege	njnngi
Weib	manamke	mkasi
Sultan	sultani	kabaka (Bayma: makama)
Kind	mtoto	muana
Nacht	usiku	kirro (vgl. birro: Tag)
Seele	Roho	mtinsa
Stock	fimbo	mkoni (Bayma: mügó)
Fett	mafota	msigo
Milch	masiva	màte (Bayma: matá)
Krieg	mwita	barnana (Bayma: tnruani)

Ich lasse es bei diesen Proben bewenden, weil etwaige weitere Nichtbantustämme im Kiganda für den Forscher leicht aus der vorliegenden Kigandagrammatik des Monseigneur Livinhac nachzuweisen sein werden. Felkin meint, die Bayma seien altabessynischen Ursprunges; ich möchte fast vermuten, daß sie zur Rasse der Wagalla, Massai und Somal gehören. Sie sind ohne jede Frage, wie diese drei eine reine Hirtenbevölkerung, und einige Wörter klingen ihrem Stamm nach sehr an mir bekannte Somali- oder Wagallawörter an. So birro = Tag, Kisomal beri = Kigalla boru = morgen früh; njùrra = Regen = Kisomal gòrrah: Kimassai ngàre = Wasser, was vielleicht wieder mit dem Kigalla galána = Fluß verwandt ist. Doch ich lasse dies dahin gestellt sein. Ich muß gestehen, daß ich der Beantwortung der aufgeworfenen Frage von Seiten eines Orientalisten mit dem angespanntesten Interesse entgegensehe.

Inzwischen sei es mir gestattet, meine Gründe hier aufzuführen, welche mich annehmen lassen, daß uralte Beziehungen zwischen dem Seengebiet, insbesondere Uganda und der altägyptischen Kultur stattgehabt haben.

1) Daß die Alten die central-afrikanischen Seen gekannt haben, ist eine bekannte Thatsache. Aristoteles erwähnt kurz und nüchtern (historia animalium VIII, 2): „Die Kraniche ziehen bis an die Seen oberhalb Ägypten, woselbst der Nil entspringt; dort herum wohnen die Pygmäen, und zwar ist das keine Fabel, sondern die reine Wahrheit; Menschen und Pferde sind, wie die Erzählung lautet, von kleiner Art und wohnen in Höhlen."

An dieser Stelle scheint mir das Bemerkenswerte, daß Aristoteles die Thatsache, daß der Nil aus Seen im Süden entspringt, nicht als etwas Neues, sondern

nebenbei im Relativsatz als etwas seinen Lesern Bekanntes gibt. Die Bekräftigung: „und das ist keine Fabel“ &c. beweist im übrigen, daß Aristoteles seine Nachricht von dem Zwergvolk aus einer für ihn zuverlässigen Quelle, wahrscheinlich von Reisenden hat. Es ist bekannt, daß Schweinfurth dessen Existenz neuerdings im Volk der Akka nachgewiesen hat. Eratosthenes um 200 vor Christus läßt ebenfalls den Nil aus Seen entspringen. Genauere Nachrichten scheint Ptolemäos gehabt zu haben, welcher auf seiner Karte zwei Nilseen angibt (Viktoria und Albert Nyanza?) und südlich dieser Seen das Mondgebirge verzeichnet. Dieses Mondgebirge im Süden der Nilseen bleibt auch bei Edrisi (1154 n. Chr.) und in etwas schwankender Gestalt bei allen folgenden Geographen bestehen. Kann es bezweifelt werden, daß dieses Mondgebirge auf Kunde von Unjamwesi (Land des Mondes) im Süden des Viktoria-Nyanza schließen läßt, aus welchem thatsächlich die letzten Ausläufer des Nils entströmen? Und woher soll solche Kunde kommen? Entweder sind Leute vom Norden bis an die Seen, vielleicht bis nach Unjamwesi, oder aber es sind Leute von den Seen bis nach Ägypten vorgedrungen. In diesem Dilemma wird sich der Geschichtskundige ohne Frage für das erstere entscheiden.

2) Der Name für den Nil ist in Uganda Kyira, was identisch ist mit Kyila, da r und l im Kibatu derselbe Laut sind. In Usoga fand ich auch den Namen Nyiro oder Nyilo (was genau der altägyptische Name für Nil ist). Es trägt der Nil demnach an seiner Quelle denselben Namen wie an seiner Mündung. Dies ist nur zu erklären, wenn man annimmt, daß entweder Leute aus dem Norden an seinem Quellgebiet waren, oder umgekehrt; daß es eine Zeit gegeben haben muß, wo man sich an den beiden Enden der Idendität dieses Stromes bewußt war. Die Beweiskraft dieser Thatsache wird nicht geringer dadurch, daß jetzt vielleicht neueindringende Stämme am mittleren und Oberlauf andere Namen für den Fluß haben. Es könnte möglich sein, daß eben nur an der Mündung und an der Quelle die alten Urbewohner seßhaft blieben und demnach der alte Name sich behauptete.

3) Es gibt bei Mengo 33 Königsgräber des Geschlechts der Wakintu. In dem ersteren sollen uralte Urkunden der Dynastie mit vergraben sein, was mir nicht gelungen ist, festzustellen. Das größte Grabdenkmal ist das des Mtesa, welches ich neben zwei andern besucht und genau untersucht habe. Die Anzahl der 33 Gräber beweist nicht unbedingt, daß nur 33 Geschlechter der Wakintu über Uganda geherrscht haben. Es scheint, daß die Residenz dieses Reiches vorher in Meru oder vielleicht dem heutigen Kitara (Stadt der Wakintu) dem Mwutan Nzige zu gelegen hat. Man wird aus den 33 Gräbern demnach nicht mit Sicherheit auf das Maximum sondern nur auf das Minimum dieses Herrschergeschlechts schließen dürfen. Das höchst Merkwürdige bei all diesen Gräbern ist nun, daß ohne Frage hier altägyptische Anschauungen nachzuweisen sind. An Stelle der Steinpyramiden freilich sind kolossale Holzkegel getreten, welche sich aus der Ferne genau wie Pyramiden ausnehmen. Aber die Leichen der Verstorbenen werden ausgetrocknet, mit Tüchern ganz fest umwickelt und so in den Gräbern der Nachwelt aufbewahrt. Diese Gräber selbst stellen ganz tiefe Gänge im Innern der Erde innerhalb des Gebäudes dar. In dem Grabkegel Mtesas im Hintergrunde vor den in die Erde gegrabenen Gängen, welche seinen Sarg enthalten, befindet sich ein gemalter Vorhang, wie vor einem Theater. Davor sind die Waffen und Gerätschaften des Verstorbenen aufgestellt. In die Gänge unter der Erde, hinter dem Vorhang hat man viele Hunderte von Ngora-Stoffe geworfen, damit der Verstorbene alles zur Hand hat. In der Vorhalle vor dem Vorhang, welche durch 60 bis 70 Pfeiler gestützt ist und ein feierliches Halbdunkel darstellt, wachen Tag und Nacht zwölf Mädchen. An gewissen Tagen ziehen die alten Waganda-Großen mit Trommeln und Flöten wie zu einem großen Schauri zu Mtesa, gleich als ob er noch am Leben wäre. Genau in derselben Art sind alle anderen Grabdenkmäler angelegt. Man trifft hiernach also auf dieselben Anschauungen, welche dem alten Leichenkultus der Ägypter zu Grunde gelegen zu haben scheinen. Sollen wir nicht annehmen, daß uralte Kulturzusammenhänge zwischen beiden stattgehabt haben, und daß vielleicht die sagenhafte und noch heute auf dem Thron der Waganda sitzende Dynastie der Wakintu in irgend

welcher Beziehung dazu steht? Ich erinnere an die Thomsonsche Entdeckung der künstlichen Höhlen im Elgon, welche ihn zu ganz ähnlichen Vermutungen führte. Der Elgon ragt im Nordosten von Uganda jenseits des Nils empor — vielleicht verschlingen sich einmal die beiden Spuren rückwärts, um uns zu sicheren Schlüssen zu leiten. Damit würden Einblicke gewonnen sein in geschichtliche Vorgänge der fernsten Vergangenheit, welche sowohl unsere Anschauung von den Unternehmungen der Ägypter, als auch alles, was wir über die Entwickelung Centralafrikas kennen, erheblich erweitern müßten. Im Zusammenhang hiermit will ich noch bemerken, daß die Art der Bootshandhabung auf dem Nil und dem Nyanza, über welche ich an anderer Stelle berichten werde, mir in der That eine Illustrierung altägyptischer Wandgemälde zu sein schien.

Das Geschlecht der Wakintu genoß in Uganda bis auf die jüngste Zeit herab fast göttliche Verehrung. Die Könige gelten für etwas Übermenschliches, was sich auch in den noch erhaltenen Volksmythen widerspiegelt. Der erste Kintu heiratete eine Tochter des Himmels. Er selbst war ein Heros von durchaus übermenschlichen Maßen und erhielt die Himmelstochter auch erst, nachdem er dies durch zahlreiche Proben dargethan hatte. Die geschichtliche Überlieferung läßt das Geschlecht aus Nordosten kommen. Fragt man einen Uganda darnach, so zeigte er in diese Richtung. Die Überlieferung ist demnach noch heute lebendig. Die Wakintu beherrschten vor Urzeiten das Reich Kitara (Kintara-Kintu-Reich), welches alle Länder im Norden und Westen des Sees, also im wesentlichen das heutige Uganda mit seinen Nebenländern umfaßt. In ihrer Familie ist die prophetische Gabe eigentümlich, an welche unter anderen Mtesa noch ganz fest geglaubt haben soll.

Dies alles führt mich dazu folgendes anzunehmen:

1) Altägyptische Beziehungen und Kultureinflüsse erstreckten sich bis nach Uganda und reichten, wenigstens durch Kunde, bis nach Unyamwesi (Land des Mondes).

2) Es hat nach Uganda in historischer Zeit eine Einwanderung aus Norden stattgefunden, von einer den Bantu überlegenen Rasse, welche unter ihrer Dynastie, den Wakintu, hier ein großes Reich gründeten, und aus deren Vermischung mit den Ureinwohnern das heutige Ugandatum hervorgegangen ist.

3) Vielleicht war es diese Einwanderung, welche die Kulturbeziehungen mit Ägypten vermittelten, worauf die Königsgräber schließen lassen würden. Dieselbe könnte man sich vorstellen, als von den Nomadenvölkern im Süden Ägyptens oder auch von Abessynien ausgehend. Aber es kann auch sein, daß altägyptische Handelsbeziehungen bis zum Viktoria Nyanza und diese nachweisliche Einwanderung vom Norden getrennt Statt hatten und erst in Uganda zu dem verschmolzen, wovon wir heute noch dunkle Spuren erkennen.

4) Die Wakintu erscheinen in Sage und Überlieferung als ein Geschlecht von weit überlegener Rasse, welches nach Uganda die Anfänge der Kultur getragen hat und dafür dort bis auf die Gegenwart eine göttergleiche Verehrung fand. Dies läßt darauf schließen, daß wir in ihnen und ihrer Umgebung die Ursache für die höhere Stellung der Waganda gegenüber den übrigen Bantu und die Träger der relativ größeren Geschichte dieser Länder erkennen müssen.

Ich muß es anderen überlassen, die Richtigkeit meiner Annahme zu prüfen und eventuell ihre Schlüsse daraus zu ziehen. Bei dem Mangel schriftlicher Überlieferung wird es schwer halten, wirklich geschichtliche Vorgänge im einzelnen hier nachzuweisen. Wir tappen eben im Halbdunkel einer sagenhaften Tradition, aus welcher nur die Grabdenkmäler der Könige und der sonderbare Leichenkultus als einzige, unsichere Urkunden emporragen.

Ich erwähne abschließend noch eine bemerkenswerte Thatsache, welche mir aufgefallen ist, nämlich, daß die Kaurimuschel in Uganda und bis nach Karagwe hin völlig als Currentmünze eingeführt ist. Emin Pascha sagt, die Araber von Sansibar hätten dieselbe dorthin gebracht. Père Lourdel und die übrigen Missionare bestreiten dies aufs entschiedenste. Es wäre ja auch wunderbar, daß die Araber des Ostens, welche sich der Kaurimuschel anderswo nicht bedienen, solche gerade nach Uganda gebracht haben sollten. Père Lourdel mit Monseigneur Livinhac meint,

daß die Kaurimuschel „Connns dans le pays de temps immémoriel“ (Grammaire Buganda p. IV) durch die Portugiesen nach Uganda gekommen sei, und glauben, Beziehungen mit den Portugiesen aus einigen portugiesischen Wörtern in Kiganda nachweisen zu können. Ich beschränke mich auch hier darauf, dies Problem für die weitere Nachforschung hinzustellen.

* * *

Während ich mit solchen Forschungen und Spekulationen beschäftigt war, verfloß der Termin, welchen ich für meine Abreise aus Uganda festgesetzt hatte. Am 15. März sollten die Boote bereit sein, welche mich der von mir übernommenen Aufgabe im Westen des Sees und Usukuma zuführen sollten. Aber der 15. März verstrich, und von den Booten war nichts zu hören. Ich begab mich demnach am Nachmittag dieses Tages mit Père Lourdel zum König, um demselben mitzuteilen, daß ich nunmehr am folgenden Tage zu Fuß um den See herum bis zur Insel Sesse aufbrechen werde. Der König eröffnete mir daraufhin, daß die Boote bereits bei Sesse versammelt seien und jeden Tag eintreffen könnten. Dies ward mir auch durch ein Schreiben Herrn von Tiedemanns bestätigt. Ich versprach darauf, noch eine Woche warten zu wollen; seien indeß die Boote bis zum 22. März nicht zur Stelle, so würde ich abmarschieren. Ich erinnerte mich nämlich, daß Stanley viele Monate in Uganda festgehalten ward, und der Warnung Felkins, leicht sei es, nach Uganda hinein, aber schwer, wieder heraus zu kommen. Ich war entschlossen, eine solche Verschleppung meiner Unternehmung nicht zu dulden. Als schließlich im Verlauf der Woche von den Booten nichts zu hören und zu sehen war, setzte ich meinen Abmarsch nach Bunjako gegenüber Sesse endgültig auf Montag den 24. März fest.

Indes hätte mich fast Mr. Jackson, der Führer der englischen Expedition, im letzten Augenblick in meinem Entschluß schwankend gemacht. Dieser war nämlich inzwischen von seiner Elephantenjagd nach Kawirondo zurückgekehrt und, nachdem ich ihm in einigen Briefen von Usoga und vom Nil mitgeteilt hatte, daß die Sache sicher sei, war er nunmehr geneigt, unsern Spuren folgend, auch seinerseits nach Uganda nachzukommen. Ich hatte Mr. Jackson wiederholt hierzu aufgefordert, in der Überzeugung, daß hier alle kleinlichen Gegensätze vor den großen gemeinschaftlichen Interessen aufhören müßten. Mr. Jackson schien diesen Standpunkt aber nicht zu teilen. Er schrieb dem König von Uganda, er habe Befehl, meinen Vormarsch zu verhindern und eventuell mich mit Herrn von Tiedemann zu verhaften. Muanga möge mich in Uganda festhalten. Da Mr. Jackson wissen mußte, daß ich mich lebendig von keinem Menschen aufhalten lassen werde, war dies geradezu eine Aufforderung an den König, uns umzubringen. Jackson hatte sich gefürchtet mit seinen 500 Mann in dieses Gebiet zu gehen, jetzt hetzte er die von ihm gefürchteten Waganda auf uns. Dies Schreiben traf am 22. März in Uganda ein. Aber es hatte genau die entgegengesetzte Wirkung, welche der Schreiber erhofft haben mochte. Die Waganda-Askaris stellten sich mir zu hunderten zur Verfügung, falls mir daran gelegen sein sollte, der englischen Expedition die Spitze zu bieten. Mich hätte es wohl gereizt, einmal zu erleben, wie Mr. Jackson und seine Leute es anstellen mochten, mich mit meiner Expedition aufzuhalten. Diese Herren, mit ihren pedantischen Expeditionsbewegungen, mit ihrem System, sich Gefahren abzukaufen, mußten allerdings als kolossal gefährlich erscheinen. Aber ich glaubte nicht, daß ein solcher Konflikt vor den Augen von Waganda und Wanjoro gerade den Interessen dienen würde, an denen ich arbeitete, wiewohl er sich schwerlich mit den Waffen ausgetragen haben würde. Vor allem ließ sich gar nicht absehn, ob und wann Mr. Jackson in Uganda überhaupt eintreffen würde, und so versagte ich mir das Vergnügen, ihn dort zu begrüßen und hielt meinen Entschluß der Abreise aufrecht.

Im letzten Augenblick wurde die Ausführung desselben jedoch von einer anderen Seite durchkreuzt. Am Sonntag Nachmittag hatte ich mich vom König verabschiedet und alles zu meiner Abreise nach Cap-Ntebe eingerichtet, wo inzwischen die Boote eingetroffen waren. Am Abend kam die Nachricht, Kalema sei mit seinen Banden im Anmarsch und habe eine Reihe von Dörfern verbrannt. Ich legte diesem Gerücht keinen Glauben bei, da wir schon wiederholt ähnliche Nachrichten erhalten hatten, welche sich nachträglich als irrig herausstellten. Ich

war ziemlich sicher, daß Kalema nicht angreifen werde, so lange er uns in Uganda wußte. Ich hielt demnach den Plan der Abreise aufrecht. Indes schien sich jedoch am anderen Morgen, als ich mich von Père Lourdel und Monsieur Denoit verabschiedete, das Gerücht zu bestätigen, und nun freilich gebot mir meine Ehre zu bleiben, bis entweder die Entscheidung gefallen war, oder aber die Sache sich aufgeklärt hatte. Ich schickte demnach die Mädchen und Kranken an die Boote, welche mittlerweile in Kasi dicht bei Mengo gemeldet wurden, und stellte mich mit meinen Askaris und 25 ausgewählten Pagasis dem König zur Verfügung. Um Mittag des 27. März hielten wir einen großen Kriegsrat in der Empfangshalle Muangas. Ich erklärte, daß ich bereit sei, noch am heutigen Tage mit auszumarschieren, falls die Waganda sich entschließen wollten, Kalema sofort anzugreifen. Das sei der einzig richtige Plan, um der Sache ein Ende zu machen. Daraufhin weigerte sich die englische Partei zu kämpfen. Man wollte kämpfen, falls Kalema Mengo angreife. Zu weiterem aber seien sie nicht verpflichtet. So die Partei des Katikiro, des ersten Ministers. Ich befürwortete alsdann, daß wir ohne diesen Teil der Askaris ausziehen wollten. Aber auch dies fand keine Annahme. Es ward schließlich beschlossen, Kundschafter auszusenden, um nachzuforschen, ob Kalema überhaupt dort sei. Ich erklärte daraufhin bestimmt, daß ich abmarschieren würde, sobald diese Thatsache verneint würde, da ich keine Lust hätte auf Grund bloßer Möglichkeiten hin, welche Jahre lang dauern könnten, in Uganda stehen zu bleiben.

Am Mittag des 25. März kam Monsieur Lourdel zu mir und teilte mir mit, daß an der Kalema-Angelegenheit nichts zu sein scheine, und daß er glaube, das ganze Gerücht bedeute nur eine Finte der anderen Partei, um die Unterstützung der englischen Expedition als erforderlich für Uganda erscheinen zu lassen. Ich erwiderte ihm, daß in diesem Fall aber Mr. Jackson sich hüten werde zu kommen. Am Nachmittag erhielt ich ein Schreiben Gabriels, des Chefs der Uganda-Armee, welcher mir offiziell mitteilte, daß die Nachricht vom Anmarsch Kalemas unrichtig sei. Nunmehr setzte ich meinen Abmarsch auf den folgenden Morgen endgültig fest. Den Abend brachte Gabriel, der einzige Gentleman Ugandas, noch bei mir zu, während ich wohl an zwanzig Lebewohlbriefe von anderen erhielt; und der nächste Morgen fand uns mit fliegender Fahne und unter Trommelschlag auf dem Marsch zur Küste, wo die Boote unserer harrten. Die folgenden Wochen bewiesen die Richtigkeit der Mitteilung Gabriels, da Kalema ganz ruhig an den Grenzen Unjoros wie immer sich aufhielt. Wir alle aber zogen frohen Herzens dem Süden zu. Länger als einen Monat hatten wir in Uganda gestanden; nunmehr zogen wir neuen Arbeiten im Westen und Süden entgegen. In Bulingogwe sollte ich auch die Busiba-Expedition antreffen, deren Kommando ich übernommen hatte. Den Westen des Viktoria-Nyanza von arabischem Einfluß zu säubern, das war die neue Aufgabe, deren Lösung schon mit hineinspielen mußte in die Verhältnisse der deutschen Schutzgebiete, und welche demnach doppelt reizte. Überhaupt sehnten wir uns alle aus der bequemen Ruhezeit heraus zu neuer Arbeit. Um zehn Uhr morgens nach einem köstlichen Marsche flimmerte der Viktoria Nyanza zu unsern Füßen auf! Eine halbe Stunde später waren dreißig Boote zu meiner Verfügung. Schnell war die ganze Expedition verladen, und bald darauf durchschnitten wir die rauschende Flut, welche wie ein Ocean sich unter uns ebbte, der Insel Bulingogwe zu, auf welcher wir unser erstes Nachtlager bezogen. Um elf einhalb Uhr war mein Zelt auf einer hervorspringenden Ecke dieser Insel, welche den Überblick über die Murchisonbucht gen Süden gewährte, aufgeschlagen. Ein herrlicher Seewind erquickte die Nerven und wehte den Staub der Ugandaintriguen aus der Seele fort. Wonnetrunken schweifte der Blick über die Biegungen und Schluchten der Murchisonbucht hinaus in die unendliche Wasserwelt am südlichen Horizont. Im Winde neben mir aber flatterte von neuem die kleine schwarz-weiß-rote Marschflagge der deutschen Emin-Pascha-Expedition, welche die Kämpfe im Massailande mitgemacht, den Kenia und Baringosee gesehen hatte und uns nunmehr über den Viktoria-Nyanza führen sollte.





Der Großmutter Lieblingslied. Nach dem Gemälde von Walter Firle.

Das Heilmittel gegen die Tuberkulose.

Von Julius Stinde.

(Abdruck verboten.)

Sie ist kein Zeitungsgerücht mehr, kein unzuverlässiges Hörensagen, sondern feste, glaubhafte Thatsache, die lang erhoffte Auffindung eines Heilmittels gegen die Geißel der Menschheit, die Tuberkulose; Professor Dr. Robert Koch hat selbst öffentlich verkündet: das Heilmittel ist da, an seiner Wirkung kann nicht mehr gezweifelt werden, die Versuche an tuberkulös erkrankten Menschen haben mit mathematischer Sicherheit die wissenschaftlichen Voraussetzungen erfüllt, die an das Mittel gestellt werden konnten. Professor Koch erklärt, daß seine Versuche noch nicht vollständig zum Abschluß gebracht sind, da die Erfahrungen in der Praxis und die Herstellung des Mittels in größerem Maßstabe noch Zeit erfordern, aber da trotz aller Vorsicht zuviel davon und in übertriebener und entstellter Weise in die Öffentlichkeit gedrungen war, hielt er es für nötig, nicht länger mit der Bekanntmachung zu zögern, die in der „Deutschen medizinischen Wochenschrift“ vom 13. November 1890 geschah. — Dieser Tag kann als der Anbruch eines neuen Zeitabschnittes angesehen werden; große und gewaltige Umwälzungen vollziehen sich voraussichtlich auf dem Gebiete der Heilkunde, seit Kochs Arbeiten neue Wege wiesen, und gegen die ärgste Krankheit der erste entscheidende Schlag gefallen ist.



Professor Robert Koch.

Mörderischer als alle Seuchen greift die Tuberkulose ein, denn sie vernichtet ihre Opfer langsam, tagaus, tagein, jahraus, jahrein, unaufhörlich, nicht mit Unterbrechung wie andere Seuchen, die kommen und gehen. Ein Siebentel aller Menschen rafft sie hin; wenn man jedoch nur das mittlere Alter berücksichtigt, die Menschen, welche in den Jahren der Leistungsfähigkeit und Schaffenskraft stehen, dann nimmt sie ein Drittel.

Welche Wohlthat für Volk und Land, für die gesamte Menschheit, wenn diesem Morden Einhalt gethan werden könnte!

Die Arzneikunst war so gut, wie ohnmächtig gegen die Tuberkulose. Die günstigen Erfolge, die durch Luft, Pflege und Medikamente in den Heilanstalten zu Falkenstein im Taunus, Gördersdorf u. a. m. erzielt wurden, sind gegen die Massen ungeheilter Fälle verschwindend.

Um eine Krankheit vernunft- und naturgemäß zu behandeln, ist es notwendig, die Krankheit zu erkennen und zu kennen; um sie zu verhüten, muß man ihren Ursprung wissen. Lange Zeit sagte man von der Tuberkulose, daß sie ansteckend sei. Dem widerstritten erfahrene Praktiker. Andere sagten, sie sei erblich. Auch hier standen Ja und Nein gegenüber. Die neuzeitlichen, streng wissenschaftlichen Arbeiten haben entschieden. Professor Dr Robert Koch war es, der den Krankheitserzeuger entdeckte, weil er ... ihn entdecken wollte. Und dies kam folgendermaßen: die neuere Medizin, welche sich hauptsächlich den Ursachen zuwendet, die den krankhaften Veränderungen des Organismus zu Grunde liegen, war zu der Erkenntnis gekommen, daß zahlreiche Krankheiten, namentlich die verheerenden Seuchen, wie Typhus, Milzbrand u. a. m., durch niedere Lebewesen hervorgerufen werden, die sich im Körper ansiedeln und ihn krank machen. Bakterien, Bacillen, Mikroben wurden als Krankheitserreger erkannt und mit Vernichtungsmitteln bekämpft. Die Chirurgie hat die glänzendsten Erfolge zu verzeichnen und führt die gewagtesten Operationen mit Glück aus, seitdem durch antiseptische Mittel verhindert wird, daß die Pilzkeime, die Sporen der Mikroben sich in den Wunden niederlassen und wachsen. Der Hospitalbrand, die Blutvergiftung der Amputierten ist auf das geringste Vorkommen beschränkt. Früher waren sie es, die dem Chirurgen die sorgfältigste, geschickteste Arbeit vernichteten; jetzt sind sie überwunden.

Das Begehren, die Mikroben, welche die inneren Krankheiten hervorrufen, ebenso unschädlich machen zu können, wie die, deren Anwachsen den Hospitalbrand verursachen, war ein gerechtfertigtes. Dem Wunsche aber blieb die Erfüllung versagt bei allen den Krankheiten, deren Krankheitserreger man noch nicht einmal kannte. Und nicht alle Bacillen sind leicht zerstörbar; einige vertragen mehr Gift als der

lebende Körper, in dem sie sich schädigend entwickeln.

Daß die Tuberkulose auch durch ein Lebewesen niederer und kleinster Art erzeugt wurde, vermuteten Sachverständige schon deshalb, weil sie durch Impfung übertragen werden kann, ja man wußte, daß sie durch Einatmung anstecken kann. Der unwiderlegliche Nachweis des Seuchenträgers war jedoch eine ungelöste Aufgabe.

Der Bacillus mußte vorhanden sein, aber soviel auch mit den besten Mikroskopen gesucht wurde, ... es fand ihn niemand.

Im Jahre 1882 entdeckte Professor Dr Robert Koch den Bacillus der Tuberkulose. Dies war der erste Schritt zu der weltbeglückenden weiteren Auffindung des Heilmittels, deren Kunde mit Blitzesschnelle über den Erdball eilte. Am 13. November 1890 war der Telegraph beschäftigt, wie zur Zeit der Kriegserklärung 1870. Von Berlin aus ging die Kriegserklärung gegen die Tuberkulose nach allen Weltgegenden und allen Weltteilen, denn überall sind Leidende, dem Tuberkelbacillus Verfallene, die der frohen Botschaft entgegensehnten.

Der Laie wird fragen: „Wenn die Bacillen vorhanden sind, und man das beste Mikroskop hat, das es gibt, wie ist es da möglich, sie nicht zu finden?"

Die Antwort darauf ist: die Bacillen der Tuberkulose sind so klein und so durchsichtig, daß sie von den körnigen Zerfallsprodukten der zerstörten Lunge rc. nicht unterschieden werden können, wenn sie nicht sichtbar gemacht werden. Kochs großes Verdienst ist, ein äußerst sicheres Verfahren ersonnen zu haben, wodurch die Bacillen deutlich nachgewiesen werden. — Koch lehrte, die Bacillen zu färben.

Zu diesem Zwecke werden die zu untersuchenden Teilchen zuerst 20—24 Stunden in eine Lösung von Methylenblau in Wasser und etwas Kalilauge gebracht, abgewaschen und in eine Lösung von Vesuvin (Anilinbraun) getaucht. Das tierische Gewebe, Zellen u. dgl. färben sich braun, die Tuberkelbacillen dagegen blau.

Jetzt kann man sie sehen und mit Sicherheit erkennen.

So einfach dies Verfahren erscheint, weiß doch nur der Mikroskopiker von Fach, wie viele Arbeit zu seiner Ermittelung notwendig war, wie viel Fleiß und zähes Beharren.

Der bloße Augenschein jedoch genügte nicht, um sagen zu können: dies kleine Gebilde ist der Träger der Tuberkulose; es mußten seine Eigenschaften erforscht werden, sein Wachstum, sein Einfluß auf Warmblüter zur Feststellung seiner Thätigkeit bei der Tuberkulose.

Professor Koch lehrte die Kunst, von diesen winzigen Gebilden einzelne als Stammtiere einer Zucht zu sondern und von dieser Zucht neue Züchtungen zu gewinnen, bis schließlich die Art des Bacillus ganz rein, ohne Vermischung mit ähnlichen oder verwandten Mikroben, erhalten wird. Wer sich über das Verfahren genau unterrichten will, dem sei das von Dr. med. Carl Günther soeben erschienene treffliche Buch „Einführung in das Studium der Bakteriologie" empfohlen, das, obgleich für Studierende und Ärzte bestimmt, auch dem Nichtfachmann belehrende Einsicht in den neuen, für die gesamte Menschheit wichtigen Zweig der Heilforschung gewährt.

Hier sei nur bemerkt, daß Professor Koch zunächst fünfzehn solcher Folgezüchtungen anstellte und von der letzten „Reinkultur" Teile nahm, die unter peinlichster Verhütung vor Verunreinigung gesunden Tieren eingeimpft wurden. Die erste Aussaat, einerlei ob aus Lungentuberkeln von Meerschweinchen, Menschen, Affen oder perlsüchtigem Rindvieh, ergab dieselben Kulturen, deren Einimpfung bei Meerschweinchen, Kaninchen, Mäusen, Ratten, Igel, Hamster, Tauben, Hunden wiederum Tuberkulose erzeugte. So war durch das Färbeverfahren der Tuberkelbacillus entdeckt und durch die Kulturversuche erwiesen, daß er die Ursache der Tuberkulose sei.

Die Ursache der verheerenden Krankheit war gefunden; nun erwachte die Hoffnung, daß es gelingen werde, auch das Mittel zu finden, die Bacillen zu vernichten oder den Menschen widerstandsfähig gegen ihre Eingriffe zu machen. Daß die Anwendung der bekannten Pilzgifte bei dem Sitze der Tuberkeln in den Lungen unmöglich sein würde, leuchtete bald ein, man kann die Bacillen nicht vergiften, ohne die Lunge zu schädigen, selbst das Einblasen des marktschreierisch angepriesenen benzoësauren Natrons erwies sich eher als gefährlich, denn als nützend.

Vielleicht — so dachte man — würde es gelingen, ähnlich wie bei den Pocken, ein mildes Gift zu entdecken, welches, dem Menschen einmal eingeimpft, ihn gegen die tuberkulöse Ansteckung festige. Die Schutzimpfungen gegen den Milzbrand der Schafe konnten als Ähnlichkeitsbeispiel dienen. Wie Koch 1876 die ursächliche Entstehung des Milzbrandes und die Bedeutung der Milzbrandbacillen und ihrer Sporen dabei klar darlegte (Pasteur veröffentlichte zuerst 1877, also ein Jahr später, etwas über denselben Gegenstand), so war jetzt die ursächliche Entstehung der Tuberkulose zweifellos erwiesen.

Der Franzose M. Toussaint fand ein Verfahren, den Milzbrandbacillus durch Züchtung in Wärme abzuschwächen und in ein Impfgift zu verwandeln, das vor dem wahren Milzbrand ansteckungsfest machte. Pasteur verbesserte diese Methode und lieferte den wissenschaftlichen Beweis, daß eine krankheiterzeugende Bakterienart unter bestimmten Bedingungen ihre heftigen Eigenschaften verliert und, ähnlich wie die Kuhlymphe bei den Pocken, als Impfmittel dienen kann. Wirklich wissenschaftliche Methode kam jedoch erst in das Abschwächungsverfahren, als Dr. Robert Koch sich der Sache mit gewohnter Gründlichkeit annahm. Die kleine Schrift: „Über die Milzbrandimpfung," Eine Entgegnung auf den von Pasteur in Genf gehaltenen Vortrag von Dr. R. Koch, Geh. Regierungsrat, Kassel und Berlin, Verlag von Th. Fischer, 1882, enthält alles für diesen Fall Wissenswerte.

Professor Koch ward zu dieser Abwehr genötigt, da Pasteur ihn auf dem Genfer Kongreß persönlich und in gereiztem Tone angriff. Es

ist sonst nicht Kochs Art, sich in öden Wortstreit und Gefecht um Ruhm einzulassen; er meidet das polemische Getriebe, es denen überlassend, die ohne den Tagesbeifall nicht leben können, und lebt in größter Bescheidenheit der Arbeit, der Wissenschaft.

Die Entdeckung des Kommabacillus der Cholera hier übergehend, muß auf die Arbeiten Professor L. Briegers zu Berlin hingewiesen werden, auf jene klassischen Arbeiten über die durch Leichenfäulnis entstehenden chemischen Stoffe, die der italienische Forscher Selmi als Ptomaine, d. i. Leichenstoffe, bezeichnet. Brieger stellte eine Reihe solcher Ptomaine neu dar, bearbeitete ihr chemisches Verhalten sowie ihre Einwirkung auf den tierischen Organismus. Die giftigen darunter nennt er Toxine. Einige derselben sind von entsetzlicher Giftwirkung. Die wahren Erzeuger der Gifte sind Bacillen. Wir dürfen annehmen, daß Ptomaine oder Toxine in dem Mittel enthalten sind, welches Koch gegen die Tuberkulose mit dem unglaublichsten Erfolge anwendet. Über das Mittel selbst, über seine Darstellung schweigt Professor Koch. Nur die gewissenhafteste Bereitung, die mühevoll und zeitraubend ist, nur die sorgsamste Kontrollierung des Mittels ist im stande, das Publikum vor Schädigung, vor Betrug, vor Schwindel zu bewahren. Zur rechten Zeit übergibt Koch das ganze Verfahren der Öffentlichkeit, vorläufig behält er mit seinem Stabe treuer Mitarbeiter das Heft in den Händen zum Heile der Menschheit.

Das Mittel selbst, eine bräunliche, klare Flüssigkeit, wird mittelst einer besonderen kleinen Spritze unter die Haut gebracht, nachdem es mit Wasser verdünnt wurde. Ein Kubikcentimeter des hundertfach verdünnten Mittels ist die gewöhnliche Gabe für Erwachsene.

Als Professor Koch, irregeleitet durch das Verhalten der Versuchsmeerschweine, welche viel vertragen, die erste Einspritzung des Mittels beim Menschen an seinem eigenen Oberarm vornahm, trat die Wirkung des Giftes nicht unbedenklich ein, schwächte sich jedoch nach zwölf Stunden ab und war nach einigen Tagen ganz verschwunden.

Die genannte Verdünnung wirkt auf gesunde Menschen fast gar nicht ein.

Sind dagegen tuberkulöse Erkrankungen vorhanden, so tritt eine starke allgemeine Wirkung ein, und auch an der Einspritzstelle entsteht Entzündung. Fieber, Gliederschwäche, Hustenreiz, Mattigkeit, öftere Übelkeit und Erbrechen sind die Erscheinungen des Anfalles, der zwölf bis fünfzehn Stunden dauert. Sobald der Anfall vorüber, befindet sich der Kranke weniger angegriffen, meist wohler als zuvor.

Diese Erkrankung nach der kleinen Gabe, welche Gesunde unberührt läßt, ist das wahre Erkennungszeichen der Tuberkulose. Professor Koch sagt in seiner Abhandlung: „Man wird damit im stande sein, zweifelhafte Fälle von beginnender Phtisis selbst dann noch zu diagnosticieren, wenn es nicht gelingt, durch den Befund von Bacillen oder elastischen Fasern im Auswurf oder durch die physikalische Untersuchung eine sichere Auskunft über die Natur des Leidens zu erhalten. Drüsenaffektionen, versteckte Knochentuberkulose, zweifelhafte Hauttuberkulose und dergleichen werden leicht und sicher als solche zu erkennen sein. In scheinbar abgelaufenen Fällen von Lungen- und Gelenkstuberkulose wird sich feststellen lassen, ob der Krankheitsprozeß in Wirklichkeit schon seinen Abschluß gefunden hat und ob nicht doch noch einzelne Herde vorhanden sind, von denen aus die Krankheit, wie von einem unter der Asche glimmenden Funken, später von neuem um sich greifen könnte.“

Das Mittel tötet nicht die Bacillen, sondern bringt das tuberkulös erkrankte Gewebe (Lungensubstanz, Drüsen, Muskel ꝛc.) zum Absterben. In dem erstorbenen Gewerbe, das vernarbt, können die Bacillen nicht weiterleben. Bei der Heilung muß daher das noch lebende tuberkulöse Gewebe durch das Mittel zum Absterben gebracht und dann alles aufgeboten werden, das Tote zu entfernen, und wo dies nicht möglich, wie bei der Schwindsucht, durch fortgesetzte Anwendung des Mittels, Pflege und Stärkung des Körpers, die Aussonderung der Selbsthilfe des Organismus zu überlassen. Hier haben dann die Heilanstalten einzugreifen und die durch das Mittel begonnene Kur durch ärztliche Pflege zu Ende zu führen.

Ob alle Hoffnungen, die sich an Kochs Entdeckung heften, erfüllt werden, das ist jetzt noch nicht vorauszusehen, denn was die Bacillen einmal zerstörten, kann das Arzneimittel nicht wieder ersetzen. Er selbst sagt: „Nach diesen Erfahrungen möchte ich annehmen, daß beginnende Phthisis durch das Mittel mit Sicherheit zu heilen ist. Teilweise mag dies auch noch für die nicht zu weit vorgeschrittenen Fälle gelten.“

Dies ist das Ergebnis streng wissenschaftlicher Arbeit, unbeirrter Hingabe an den zu bearbeitenden Gegenstand.

Robert Koch wollte das Ziel erreichen — wenn es erreichbar war — und schrittweise, Stufe an Stufe fügend, gelang ihm das Gewollte. Ohne Aufsehen zu erregen, ohne von sich reden zu machen, arbeitete er. Zu seinem Zwecke gebrauchte er tief eingehende Kenntnis der heutigen organischen Chemie — er machte sie sich zu eigen; aus dem Lehrenden ward der Lernende. Erst, nachdem er selbst das Gift an sich erprobt, versuchte er die Wirkung am tuberkulös Erkrankten.

Da ward ihm der Lohn aller Sorge, aller treuen Hingabe: die Erkrankten genasen. Ja, sichtlich unter den Augen der Ärzte schwand der Lupus, die entstellende tuberkulöse Hautkrankheit, gegen die es kein Mittel gab.

Als Retter begrüßt ihn die Menschheit!

Am Ende des vorigen Jahrhunderts war die Entdeckung Jenners, des englischen Arztes, der Keulenschlag gegen die Pocken, deren verderbliche Macht durch die Vaccine gebrochen; man nannte sie bisher die größte Leistung der Heilkunde aller Zeiten. Am Ausgange dieses Jahrhunderts verzeichnet die Geschichte Kochs Impfung zur Heilung des weit gefährlicheren Feindes, der Tuberkulose. Was diese Leistung

noch über jene Entdeckung Jenners stellt, ist der Umstand, daß sie das Ergebnis streng logischer Forschung ist, die Krönung eines Gebäudes, an dem alle Zweige der Wissenschaft mitarbeiteten, und daran knüpft sich die Zuversicht, daß es dem Meister gelingen wird, auf dem von ihm beschrittenen Wege auch andere von Bacillen herrührende Krankheiten heilend zu besiegen, zunächst die Diphtheritis und den Krebs. Und wohl noch von anderen Übeln wird das menschliche Geschlecht befreit.

Wie in Zukunft die Abgabe des Mittels erfolgen soll, ob Anstalten gebaut werden &c., davon verlautet wenig. Man weiß jedoch, daß der Kultusminister Herr von Goßler in sämtliche Pläne Robert Kochs eingeweiht ist und ihnen begeistert zustimmt. Den lebhaftesten Anteil nimmt unser Kaiser an Robert Kochs Entdeckung. Man erzählt sich freudig, wie Kaiser Wilhelm erklärt habe, er betrachte es als eine ganz besondere Gunst der Vorsehung, daß unter seiner Regierung der Menschheit diese unvergleichliche Wohlthat zu teil werde, und daß es ein Deutscher sei, dem die Welt diesen Triumph wissenschaftlicher Forschung verdanke.

In dem segenspendenden Schatten der Hohenzollernschen Friedenspalmen gedieh die Entdeckung Robert Kochs.

Franz Grillparzer.

(Zu seinem hundertsten Geburtstage.)

Von Ferdinand Groß-Wien.

Wenn ein Jahrhundert sich schließt, seitdem ein hervorragender Dichter geboren worden, so ergibt sich wie etwas Selbstverständliches der Anreiz, einen Rückblick zu werfen auf das, was er erstrebt und geleistet, auf die Nachwirkung, welche sein Schaffen auf Söhne und Enkel geübt hat. Speziell dem Poeten gegenüber, welchem diese Zeilen gelten, wird es schier zur unabweislichen Pflicht, das Centenarium zu einer zusammenfassenden Äußerung über die Gesamtheit seiner Erscheinung zu benützen; ich sage: zu einer Pflicht, denn kaum irgend ein Dichter neuerer Zeit ist so ungerecht beurteilt worden wie eben Grillparzer, ungerecht von Feind und Freund. Etwas Neues über ihn zu bieten, ist kaum mehr möglich; was einer unparteiischen Kritik übrig bleibt, das ist eine Richtigstellung des Falschen, ein Zurückführen von Lob und Tadel auf den nicht zu leugnenden, wohlbegründeten Kern. Grillparzer wurde verkannt und überschätzt in bunter Abwechslung; eine eigentliche, unbestreitbare Würdigung hat er nie gefunden. Gestern beiseite geschoben, wird er heute in die Wolken erhoben, um morgen als ein Vergessener in den Winkel gestellt zu werden. Dann bricht die Sonne seines Ruhmes wieder hervor, und es finden sich urteilslose Richter, welche ihn als Dritten neben Goethe und Schiller stellen. Die Begeisterung will gutmachen, was die Seichtigkeit an ihm verbrochen, und sie vergleicht Rustan und Zanga, die Helden seines Märchenspieles: „Der Traum ein Leben," mit Faust und Mephistopheles, ein Vergleich, welcher nicht nur berechtigten Widerspruch wachruft, sondern zu den Ausbrüchen neuer Mißgunst den Anlaß



Der junge Grillparzer.
Nach dem Miniaturgemälde von Moriz Michael Daffinger.



Katharina Fröhlich, Jugendgeliebte Grillparzers.

gibt. Zur Stunde wirkt in Wien, der Vaterstadt des Dichters, eine „Grillparzer-Gesellschaft", welche keine andere Aufgabe sich stellt, als die Pflege und das Verständnis dieses Poeten zu fördern; die Universität, die kaiserliche Akademie der Wissenschaften und andere Körperschaften bereiten für den Tag des Centenariums — den 15. Januar — große Festlichkeiten vor; ein herrliches Denkmal ist ihm seit mehreren Jahren im „Volksgarten" — einem dem Kaiser gehörigen Vergnügungsplatze, wo man fast jeden Abend Straußsche Musik hört — errichtet; auf dem Centralfriedhofe ruht er in einem „Ehrengrabe," wie die Gemeinde es nur den verdientesten Männern widmet; im städtischen Museum zeigen die „Grillparzer-Zimmer" als Reliquie die ganze, spießbürgerlich einfache Einrichtung, wie sie zu Grillparzers Lebzeiten dessen schlichte Wohnung gefüllt hat; im neuen Rathause, dem stolzesten gotischen Bauwerke Neu-Wiens, bereitet sich eine „Grillparzer-Ausstellung" vor; auf Kommunalkosten erscheint eine umfangreiche Biographie Grillparzers. Was die Nachwelt zu bieten hat, sie reicht es dem Dahingegangenen in vollem Maße; aber eines ist sie ihm noch schuldig: jene objektive, ein- für allemal festgestellte Anerkennung, wie sie seinem Sinne entsprechen würde. Was als solche gelten möchte, bleibt hinter der bedeutenden Aufgabe zurück. Ein Zeitungsartikel kann diese gewiß nicht lösen — den Manen des von Haß und Liebe Vielumworbenen wird erst noch Genüge geschehen müssen.

Äußerlich hat Grillparzer fast nichts erfahren. Als unbemittelter junger Mensch machte er das Stadium des Erziehers in einem vornehmen Hause durch. Im Jahre 1813 trat er in den Staatsdienst ein, arbeitete sich bis zum Archivdirektor bei der „Hofkammer" im Zeitraume von dreiundvierzig Jahren empor und wurde dann mit dem Titel eines Hofrates und einem Jahresgehalte von 2000 Gulden in den Ruhestand versetzt.

Als Dichter hatte er sich selbst schon 1838 sozusagen pensioniert; sein Lustspiel: „Weh Dem, der lügt," hatte ihm einen Mißerfolg gebracht. Von da an verschloß er sich der Öffentlichkeit und mochte sich nicht mehr dem Urteile des Publikums und der Presse aussetzen. Wohl schuf er in der Stille weiter, aber er ließ nichts mehr drucken und nichts aufführen, abgesehen davon, daß Emil Kuh ihm mit harter Mühe das „Esther"-Fragment für das „Dichterbuch aus Österreich" abrang und daß Heinrich Laube ihn nach langem Kampfe bewog, das Drama: „Die Jüdin von Toledo" der schauspielerischen Verkörperung zu überlassen. Einer Vorstellung seiner Stücke hat er von 1838 an nicht mehr beigewohnt. Es ist bezeichnend, daß er Charlotte Wolter, nach Sophie Schröder die beste Vertreterin seiner Sappho, nie gesehen hat. Als eine Freundin, Frau v. Littrow, ihm zu Weihnachten einmal ein Bildnis der Wolter schenkte, da freute er sich, einen Begriff von der Erscheinung dieser Künstlerin zu gewinnen. Als sein Nachlaß gemustert wurde, fanden sich außer Bruchstücken zwei abgeschlossene Tragödien: „Ein Bruderzwist in Habsburg" und „Libussa," sowie zahllose Epigramme und viele politische, ästhetische und dramaturgische Aufsätze in ungebundener Sprache. — Mehrmals unternahm er Reisen: nach Deutschland, nach Italien, nach Frankreich, nach Griechenland. Keine brachte ihm irgend welche Befriedigung. In Weimar enttäuschte Goethe ihn; er hatte ihn warm und entgegenkommend gehofft, fand ihn aber das erstemal steif und gemessen, und vergoß das zweitemal doch Thränen der Rührung, als der Altmeister, bei dem er zu Tische geladen war, ihn bei der Hand nahm und so zur Tafel führte*); in Italien sah er sich gezwungen, bei einem Aristokraten, den er begleitete, Krankenwärterdienste zu leisten; in Griechenland geriet er 1843 mitten in den Aufstand wider König Otto, durfte sich als Deutscher kaum auf die Straße wagen,

*) Grillparzer berichtet: „Goethe kam mir entgegen und war so liebenswürdig und warm, als er neulich kalt und steif gewesen war. Das Innerste meines Wesens begann sich zu bewegen. Als es aber zu Tische ging, und der Mann, der mir die Verkörperung der deutschen Poesie, der Mann, der mir, in der Entfernung und dem unermeßlichen Abstand, beinahe zu einer mythischen Person geworden war, meine Hand ergriff, um mich ins Speisezimmer zu führen, da kam einmal wieder der Knabe in mir zum Vorschein, und ich brach in Thränen aus. Goethe gab sich alle Mühe, um meine Albernheit zu maskieren. Ich saß bei Tisch an seiner Seite, und er war so heiter und gesprächig, als man ihn, nach späterer Versicherung der Gäste, seit langem nicht gesehen hatte."

und mußte froh sein, mit heiler Haut rasch wieder heimkehren zu können. Die italienische Fahrt hatte ihm unter anderem ein Gedicht: „Campo vaccino" gezeitigt, in welchem er das antike Rom auf Kosten des päpstlichen pries; es erschien in dem Taschenbuche „Aglaja," und obwohl es die Censur unbeanstandet passiert hatte, wurde es nachträglich infolge einer behördlichen Verfügung in allen Wiener Buchhandlungen aus den Exemplaren herausgeschnitten. Kirchlich war er nie gesinnt; aber ihn als Dichter zu einem Feinde der Kirche zu stempeln, war eine unverdiente Maßregel. Indessen mochte Grillparzer daran gewöhnt sein, von „Oben" mißverstanden zu werden. Seine Tragödie: „Ein treuer Diener seines Herrn," in welcher Bancbanus alles Glück unentwegbar der Pflicht gegen seinen Gebieter, König Andreas von Ungarn, opfert, hatte keine andere Wirkung, als daß sie vom Burgtheater allerdings gespielt, aber bald wieder abgesetzt wurde, und daß Kaiser Franz sich erbot, ihm für hohen Preis das Stück abzukaufen, unter der Bedingung, daß er es als Buch wie für das Theater unterdrücke. Der Gedankengang des unter dem Mantel der Gutmütigkeit streng absolutistischen Monarchen soll gewesen sein: die hier verherrlichte, auf die Spitze getriebene Unterthanentreue könnte zu gegnerischen Erörterungen, zu Widerlegungen seitens der Freisinnigen Gelegenheit bieten und einer solchen Wendung müsse vorgebeugt werden. Der Hof wußte ihm keinen Dank; den Gutgesinnten war damit das Signal für die von ihnen einzunehmende Haltung geboten; im Volke zieh man den Dichter einer knechtischen Gesinnung. So oder ähnlich erging es Grillparzer immer. Er mußte sogar seinen Patriotismus bezweifeln sehen, er, der 1848 das berühmt gewordene Gedicht an Feldmarschall Radetzky richtete mit dem für seine Denkweise kennzeichnenden Zurufe:

„Glück auf, mein Feldherr, führe den Streich!
Nicht bloß um des Ruhmes Schimmer,
In deinem Lager ist Österreich,
Wir andern sind einzelne Trümmer."

Etliche Male sah er sich gefeiert, aber auf die meisten Huldigungen, die er erfuhr, folgten trübe Tage der Enttäuschung. Sein dreiundfünfzigster Geburtstag brachte ihm eine Ovation. Auch Radetzky hatte ihn im Namen der Armee geehrt. Allein solche Lichtblicke verschwanden rasch und machten neuen Kränkungen Platz. Als müder Greis freilich fühlte er den Lorbeerkranz auf seinem Haupte, aber er fühlte ihn nur noch als Last, es war zu spät für ihn, um sich freuen zu können. Sein achtzigster Geburtstag wurde wie eine Nationalfeier begangen. Sein Leichenbegängnis gestaltete sich zu einem Trauerakt von unerhörter Großartigkeit. Grillparzer war kein Freund persönlichen Vordrängens; trotzdem schmerzte es ihn tief, daß ihm lange die Stellung versagt blieb, auf die er sich ein Anrecht zuschrieb. Als 1859 Schillers hundertster Geburtstag begangen wurde, wohnte er der Feier bei; Heinrich Laube hielt die Festrede und wollte dabei auch auf Grillparzer zu sprechen kommen; kaum hatte dieser eine Ahnung von dem, was ihm bevorstand, als er sich eiligst davonmachte.*) Er ging dem Ruhme keinen Schritt entgegen. Daß der Ruhm ihn aber aufsuchen solle, hielt er für das Natürliche. Er war ein Weltflüchtiger, und kränkte sich doch, wenn die Welt ihn ignorierte. So war er aus Widersprüchen zusammengesetzt; sie lösen sich vor unserm prüfenden Auge, wenn wir bedenken, daß er ein Produkt Altösterreichs war, daß er als Mensch an der Scholle klebte, während sein dichterischer Geist sich nach inniger Brüderschaft mit allen Deutschen sehnte. Was Eduard Bauernfeld von sich sagte, das durfte Grillparzer mit mehr Grund sich aneignen:

„Wie nenn' ich mein Hauptübel gleich?
Ich leide an Österreich!"

Ja, in der That, an Österreich hat er gelitten. Eine chinesische Mauer war aufgerichtet rings um sein Vaterland. Er träumte von größeren, freieren Verhältnissen, aber er brachte es nicht übers Herz, sich zu expatriieren. In einer 1847 in Leipzig erschienenen Schrift: „Wiens poetische Schwingen und Federn" schon wird ihm der Vorwurf gemacht: „Grillparzer blieb in Österreich und seine Muse im Kerker."

*) Über einen anderen Anlaß berichtet Heinrich Laube: „In seinem letzten Lebensjahre fand eine große Grillparzerfeier statt im überfüllten kolossalen Musikvereinssaale, und ich verkündete unter enthusiastischer Zustimmung des Publikums seinen Ruhm, während er selbst nur um einige Straßen entfernt in seinem Stübchen saß und sich in eine Lektüre vertiefte."



Josefine Fröhlich, Freundin Grillparzers.



Marianne Fröhlich, Freundin Grillparzers.

Die Stimme, die aus diesem Kerker ertönte, sollte „draußen" im Reiche keinen Widerhall finden. Grillparzer ertrug schweigend das Joch, das der Zufall der Geburt ihm aufgehalst; daß er es nicht gefühlt, nicht schmerzlich gefühlt, wäre eine ganz und gar irrige Voraussetzung. Niemand hat das alte Wien herber verurteilt, als sein treuer Sohn Grillparzer, der vor der Abreise 1843 einen „Abschied von Wien" verfaßte:

„Schön bist du, doch gefährlich auch,
Dem Schüler wie dem Meister,
Entnervend weht dein Sonnenhauch,
Du Capua der Geister."

Und das Halbe, das Zwiespältige, das südlich Weiche des Wienerischen verkündete er in jenem Abschiede:

„Weithin Musik, wie wenn im Baum
Der Vögel Chor erwachte,
Man spricht nicht, denkt wohl etwa kaum
Und fühlt das Halbgedachte."

Und dann weiter:

„Man lebt in halber Poesie
Gefährlich für die ganze,
Und ist ein Dichter, ob man nie
An Vers gedacht und Stanze."

Wie tief Grillparzer unter den heimischen Zuständen litt, geht auch aus den Sinngedichten hervor, in denen er sich Luft machte, allerdings ohne sie drucken zu lassen. Er ballte die Faust in der Tasche; ein lautes Wort konnte er als k. k. Beamter nicht sagen, er dachte sich nur sein Teil über die politische Mißwirtschaft, welche die allgemeinen Interessen schädigte, und über die Zurücksetzungen und Mißdeutungen, die er individuell erfuhr. Was in ihm kochte, er drückte es in stacheligen Versen aus, die er dann in sein Pult legte, um sie nie wieder auch nur durchzulesen. In seiner Junggesellenstube, im vierten Stockwerke in der Spiegelgasse, trieb er Opposition, ohne daß Jemand es ahnte. Er saß daheim im Geiste auf der äußersten Linken des Parlaments. Als Greis wurde er ins Herrenhaus berufen; nun hätte er praktisch Politik machen können, aber er war gebrochen, erschien nur selten und stimmte dann mit seinem Freunde Anastasius Grün (Graf Anton Auersperg) — so auch für die Aufhebung des Konkordats mit Rom. Als Bureaukrat wäre er verloren gewesen, wenn seine geheimen Papiere ins Publikum gedrungen wären. Er zog sich in sich selber zurück, weil er falsche Farbe nicht bekennen mochte und seine echte nicht bekennen durfte. Den politischen Parteien machte er es nie zu Danke. Seine Situation schilderte er treffend in den vier Zeilen:

„Als liberal einst der Verfolgung Ziel,
Jetzt nennt der Freiheitstaumel mich servil;
Nicht hier, nicht dort in den Extremen zünftig,
Ich glaube fast, ich bin vernünftig."

In Deutschland war er von der „Ahnfrau" an als Schicksalstragöde verrufen. Als solcher thut Vilmar ihn in seiner Litteraturgeschichte mit Mißachtung ab. Erst in neuerer Zeit hat Grillparzer außerhalb der schwarz-gelben Grenzpfähle Boden gefaßt. Dabei ergeben sich Momente merkwürdigster Art: vor etwa zwei Jahren errang die „Jüdin von Toledo" in Wien, nach langer Pause wiederaufgenommen, nur einen Achtungserfolg; am „Deutschen Theater" in Berlin erwies sie sich fast gleichzeitig als ein Kassastück ersten Ranges. Dieses Drama hat zum Mittelpunkte König Alfonso von Castilien, in welchem die harte Regentenpflicht das Feld behauptet gegen die Liebe zu der schönen, leichtblütigen Rahel. Wien konnte sich mit diesem strengen Ausgange nicht befreunden. In Berlin beeinträchtigte er den Effekt keineswegs. Man hat es Deutschland und namentlich dem deutschen Norden als schwere Schuld angerechnet, daß Grillparzer dort Jahrzehnte hindurch nicht nach Gebühr gewürdigt worden. Dieser Thatsache steht die traurige Erfahrung gegenüber, daß der Dichter in seiner Heimat lange genug nicht anerkannt wurde, und daß erst die energische Hand Heinrich Laubes im stande war, den Dichter aus dem Halbdunkel hervorzuziehen, in welches ihm nur eine verhältnismäßig kleine Gemeinde mit ihrer Verehrung gefolgt war. Der Dichter anerkannte die Verdienste, welche der unvergeßliche Burgtheaterdirektor sich um seine Wiederbelebung erworben. Er apostrophierte ihn:

„Schon tot, wieder lebend geworden
Durch dich, mein tollkühner Sohn —
So nimm den Grillparzer-Orden,
Sonst hast du gar nichts davon."

Ein Einsamer war Grillparzer als Mensch wie als Dichter. Als Dichter mochte er sich mit der Hoffnung auf spätere Geschlechter trösten; er ahnte, daß er sterben müsse, um zu leben. Als Mensch beschränkte er sich auf einige treue Freunde. Er blieb



Grillparzer als Mann. Nach dem Gemälde von Friedr. Amerling.

unverheiratet, aber drei Freundinnen, die Schwestern Fröhlich, betreuten ihn bis an sein Lebensende. Eine von ihnen, Kathi (Katharina) Fröhlich, hat er in der Jugend geliebt; sein geringes Einkommen als Beamter — die Stücke trugen ihm schmalen „Ehrensold“ ein — verhinderte ihn an der Gründung eines Haushaltes. Als Kathi Eifersucht verriet, erschrak der mimosenhaft angelegte Dichter vor dieser Regung. In späteren Jahren teilte er mit den drei Schwestern, die seinethalben unvermählt blieben, die Behausung. Nun glaubte er sich zu alt zum Heiraten. Als ein Freund

ihm zuredete, sich doch noch zur Ehe zu entschließen, gab er, der sich im Umgange gerne des Wiener Dialekts bediente, die Antwort: „I trau' mi halt nit".

In „König Ottokars Glück und Ende" empfängt den König in Prag ein Kind, das auf die Frage, wie es heiße, erwidert: „Katharina! Katharina Fröhlich, Bürgerskind aus Wien." In manchen Gedichten und in der Erzählung: „Der Spielmann" erteilt er Auskünfte über sein Liebesleben — die anmutige Kathi lag ihm immer im Sinn, und er mochte sich insgeheim wohl anklagen, daß es eine Schuld auf seiner Seite war, ihr nicht offenkundig den Platz neben sich gegeben zu haben.

In dem Gedichte: „Jugenderinnerungen im Grünen" sucht Grillparzer sich klar zu werden über seinen und Kathis Charakter und darüber, warum kein Ehepaar aus ihnen geworden:

„In Glutumfassen stürzten wir zusammen,
Ein jeder Schlag gab Funken und gab Licht;
Doch unzerstörbar fanden uns die Flammen,
Wir glühten, aber ach, wir schmolzen nicht.

Denn Hälften kann man aneinander passen,
Ich war ein Ganzes, und auch sie war ganz;
Sie wollte gern ihr tiefstes Wesen lassen,
Doch allzufest geschlungen war der Kranz.

So standen Beide, suchten sich zu einen,
Das Andre aufzunehmen ganz in sich,
Doch all umsonst, trotz Ringen, Stürmen, Weinen,
Sie blieb ein Weib, und ich war immer: ich!"

„I trau' mi halt nit," das ist ein gewaltiges Stück Selbstkritik, das Grillparzer an sich übte. Auch als Poet hat er sich oft nicht „getraut." Das Zaghafte, Scheue, das an seiner Person haftete, ging in seine Werke über. Er brachte es nicht über sich, das letzte, entscheidende Wort auszusprechen, die äußersten Konsequenzen zu ziehen. Das Sanfte, Entsagende, Elegische tritt bei ihm leicht an Stelle eines herben aber kräftigen Abschlusses, dessen man gewärtig sein durfte. Eine süße Resignation ist die Empfindung, in welcher er sich am meisten heimisch fühlt. Wehmütiges Verklingen ist die Stimmung, welche er jeder anderen vorzieht. Sein Biograph Emil Kuh, dessen Buch bisher von keinem anderen übertroffen worden, charakterisiert seine, allem starr Abgeschlossenen abholde Natur, indem er bemerkt, der „reizbare" Grillparzer sei für jeden Eindruck empfänglich gewesen „wie die Jodfläche für den Lichtstrahl, zum Trübsinn geneigt von Haus aus." Ein weiblicher Zug lag in seinem Wesen. Er sah schwarz, aber er schrie nicht im wilden Schmerze auf, er stimmte das Lied an, wie die Sage es dem sterbenden Schwane zuweist. Man sollte glauben, daß Grillparzer in der Lyrik am heimischsten gewesen sei. Nun zeichnen sich seine Gedichte durch Innigkeit und Gedankenreichtum aus, aber sie sind keine reine Lyrik, keine Ich-Dokumente, der Persönlichkeit des Dichters unmittelbar entsprossen. Grillparzer will sein Innerstes nicht bloßlegen, wo er in eignen Namen spricht. In einem Briefe an Kathi Fröhlich erklärte er: „Du beklagst Dich, daß meine Briefe nicht herzlich genug seien. So wie es Leute gibt, die ein ins Übertriebene gehendes körperliches Schamgefühl haben, so wohnt mir ein gewisses Schamgefühl der Empfindung bei, ich mag meinen inneren Menschen nicht nackt zeigen, und die größte Aufgabe für diejenigen, die mit mir umgehen wollen, ist es, dieses Gefühl zu überwinden und mir Herzensergießungen möglich zu machen." In der Ausgabe von Grillparzers gesammelten Schriften nehmen seine Gedichte einen starken Band ein; nur wenige Blätter derselben liefern Anhaltspunkte, um seine Begabung als Lyriker nach Verdienst zu bemessen. Will man das thun, so muß man sich zu den lyrischen Stücken in seinen Dramen wenden. Grillparzer glänzt für uns in der ersten Reihe unserer Lyriker, wenn wir uns an Stellen erinnern, wie an das Gebet der Sappho, das also beginnt:

„Golden-thronende Aphrodite,
Listenersinnende Tochter des Zeus,
Nicht mit Angst und Sorgen belaste,
Hocherhab'ne! dies pochende Herz!
Sondern komm, wenn jemals dir lieblich
Meiner Leier Saiten getönt,
Deren Klängen du öfters lauschtest,
Verlassend des Vaters goldenes Haus ..."

Wo er andere für sich reden lassen kann, da geht Grillparzer das Herz auf, da strömt ein Seelenleben in vollen Tönen aus, da stört ihn nicht jene zarte Keuschheit, welche ihm die Zunge bannt, wenn wir seine Beichte zu hören hoffen. Es erweist ihm einen schlechten Dienst, wer ihn Goethe und Schiller als Dritten beigesellt. Er hat einerseits nicht die rührende Einfachheit,



Das Grillparzer-Denkmal im Volksgarten zu Wien.

andererseits nicht den weltweiten Ausblick Goethes, er hat nicht das hinreißende Pathos Schillers. — Der verdrießliche, im Avancement oft übergangene Beamte schlug ihm, wenn er zu singen anhub, oft ins Genick. In anderer Zeit, an anderer Stelle hätte er über das hinausgegriffen, was er thatsächlich erreichte. Aus einer Großstadt kam er in das kleine Weimar. Aber das Verhältnis des Großstädters zu den Bürgern des eng begrenzten Musensitzes war ein verkehrtes. „Grillparzer," schrieb Goethe am 11. Oktober 1826 an Zelter, „ist ein angenehmer, wohlgefälliger Mann, ein eingeborenes poetisches Talent darf man ihm wohl zuschreiben; wohin es langt und wie es ausreicht, will ich nicht sagen. Daß er in unserm freien Leben etwas gedrückt erschien, ist natürlich." Natürlich war es gerade nicht, aber das Unnatürliche war Wirklichkeit geworden, Weimar erschien geistig übermächtig groß neben dem ziffermäßig um so viel imposanteren Wien. Goethe scheint keine nähere, eingehende Kenntnis von Grillparzers Begabung gehabt zu haben; er hätte sich sonst nicht so obenhin über ihn ausgesprochen. Byron kannte „Sappho" in einer ungenügenden englischen Übersetzung, als er sagte, die Welt werde sich gewöhnen müssen, den Namen „Grillparzer" auszusprechen. Fahnden wir nach zeitgenössischen Urteilen hervorragender Geister, so dürfen wir Börne's nicht vergessen, der die „Ahnfrau" als eine Schicksalstragödie abwies, jedoch beifügte: „Vorgehende, gegen die Tragödie gerichtete Bemerkungen sollten nur andeuten, welche Verwirrung in der Ansicht der dramatischen Kunst der Neuern herrsche, nicht den herrlichen und geistreichen Dichter sollten sie treffen. Gäbe es nur eine größere Zahl solcher dramatischen Dichtungen, daß wir endlich der jämmerlichen Familiengeschichten ledig würden, die wie Wanzen sich in alle Ritzen der Bühnenbretter eingenistet haben, gar nicht zu vertreiben sind, und uns zur Verzweiflung bringen!" Börne ahnte die Klaue des Löwen, und Alle, welche in der „Ahnfrau" den Keim reinerer, größerer Schöpfungen erblickt, sahen sich in ihren Erwartungen nicht getäuscht. Mit dem zweiten Stücke, der „Sappho," zeigte der junge Grillparzer schon, wessen er im stande sei. Hier entfaltet er seine herrlichsten Gaben: vor allem die Musik der mit Sorgfalt und Geschmack abgewogenen Sprache. Einen „musikalischen Dichter" hat man Grillparzer mit Recht genannt. Aus der Harmonie seines Verses spricht die österreichische, warme Sinnlichkeit, die Freude an der Farbe und am Tone. Grillparzer schwärmte für Mozart; mit Lessing konnte er sich nicht befreunden. Aber noch andere Vorzüge als etwa den bloß euphonischen besitzt das Drama, welches uns das Schicksal der lesbischen Sängerin vorführt: die Verkündigung edlen und hohen Denkens in der wohllautendsten Form, die bestimmte Führung der sich klar voneinander abhebenden Charaktere. Die Sappho gehört zu seinen wunderbarsten Frauengestalten, und er hat deren nicht wenige auf die Szene versetzt.

Wenn Börne als Kritiker der „Ahnfrau" trotz der Gebrechen dieser Dichtung Wohlwollen gegen den Verfasser an den Tag legte, so stimmte er vor der „Sappho" schon den Ton freudiger Begeisterung an. Nachdem er den Gang der Handlung und die Art der einzelnen Personen beleuchtet hat, fährt er fort: „Soll ich noch sprechen von dem holden Zauber in allen Reden unsers Dichters? Von dieser bald milden, bald glühenden Farbenpracht, von der Schönheit und Wahrheit seiner Bilder, von der Tiefe und Wärme seiner Empfindungen? Dieser wundervolle paradiesische Garten ist genug gepriesen, wenn ich ihm den Fruchtmarkt anderer neuer Dichter gegenüber stelle. Dort findet sich des Willkommnen gar viel für Küche und Magen, nur nichts für Herz und Phantasie. Zierliche Weltweisen sind sie mit Lob zu nennen, welche Bücherschränke voll guten Verstandes und Blumenguirlanden umhängen, oder wohl auch einer saftigen Frucht ein abgerissenes Blatt unterlegen, oder eßliche Kuchen mit Dragéen bestecken — aber Dichter sind sie nicht. Grillparzer ist ein Dichter."

Von der Trilogie „Das goldene Vließ," bestehend aus: „Der Gastfreund," „Die Argonauten" und „Medea," hat der dritte Teil sich am lebendigsten behauptet, dank den hohen Vorzügen von Jasons Gattin. In „Libussa" tritt die Titelheldin, die Gründerin Prags, mit zwingender Gewalt hervor; ihr urtümliches, bedeutendes Naturell, das in jenem des Bauers Primis-

laus, ihres späteren Gatten, ein gleichwertiges findet, gibt sich als Zeugnis eines wahrhaft großen Dichters. Grillparzer hielt das Vorspiel zu „Libussa“ für das Bedeutendste, was er je hervorgebracht. In der That wäre „Libussa“ ein Meisterwerk, wenn der Schluß nicht schwächlich abfiele gegen den strammen, markigen Beginn. In dem Bruchstücke „Esther“ macht die holde, kluge Jüdin sich rasch als zauberisch reizvolles Wesen geltend, und fast ist es uns recht, daß Grillparzer dieses Gedicht nicht zu Ende geführt hat, denn vielleicht wäre ihm im weiteren Verlaufe der Goldton, der über dem vorhandenen Fragmente liegt, unversehens entschlüpft. „Des Meeres und der Liebe Wellen“ enthält in der Hero eine weibliche Figur von schöner Beredsamkeit des Herzens; das Stück als Ganzes, das im Titel wie im Inhalte einen der Antike fremden, romantischen Zug aufweist, hat außerhalb Österreichs nirgends Beifall gefunden. Daß hier die Frau die über dem Manne — Leander — Stehende ist, entspricht einer Lieblingsrichtung Grillparzers. Daß er auch Männer mit sicherem Griffel zu zeichnen verstehe, bekundete er in „König Ottokars Glück und Ende,“ in welchem Drama er sich für Ottokar den ersten Napoleon zum Vorbilde nahm, und in „Ein treuer Diener seines Herrn“ mit dem Bancbanus, den wir als einen ganzen Menschen anerkennen müssen, auch wenn seine Vasallentreue uns die Grenze des Möglichen zu überschreiten scheint. Kaiser Rudolph der Zweite in „Ein Bruderzwist in Habsburg“ — ein Stück, das uns mit seinen Staatsaktionen und Hofintriguen am wenigsten unter allen dramatischen Arbeiten Grillparzers anmutet — interessiert uns lebhaft, denn unter allen Variationen der Hamletnatur, welche wir kennen gelernt, ist er eine der sympathischsten. Zu den Gaben, welche Grillparzer versagt waren, gehörte der Humor. Trotzdem hat unser Dichter einen Ausflug in den Bereich des Humors, allerdings eines romantisch angehauchten, unternommen mit dem Lustspiele „Weh' Dem, der lügt.“ Bei seiner ersten Aufführung ist es angeblich nur deshalb durchgefallen, weil ein Küchenjunge die Hauptpartie spielt, und man in Alt-Wien sich das nicht bieten lassen wollte. Aber unter Dingelstedt und neuestens unter einem von Sonnenthal geführten Interregnum wurde es neu in Szene gesetzt — kein Mal konnte es dem eisernen Bestande des Repertoire eingefügt werden. An poetischen Lichtblitzen ist es nicht arm, aber statt der heiteren Elemente, die wir suchen, stellt sich ein Fangballspiel mit dem Grundbegriffe des Stückes ein: daß der Mensch unter keiner Bedingung lügen solle — eine Lehre, repräsentiert durch den Bischof von Chalons, der als verkappter Landsmann des Dichters sich mit einer Halbheit zufrieden gibt:

„Wer deutet mir die buntverworr'ne Welt?
Sie reden alle Wahrheit, sind drauf stolz,
Und sie belügt sich selbst und ihn; er mich
Und wieder sie; der lügt, weil man ihm log —
Und reden Alle Wahrheit, Alle, Alle!
Das Unkraut, merk' ich, rottet man nicht aus,
Glückauf, wächst nur der Weizen etwa drüber.“

Es heißt Grillparzers Verdienste nicht schmälern, sondern der litterarischen Wahrheit die Ehre geben, wenn wir uns damit begnügen, uns zu seinem hundertsten Geburtstage nur vor dem bedeutenden D r a m a t i k e r zu beugen. Als solcher wird Grillparzer fortleben, als solcher muß er bestätigt werden auch von denjenigen, welche ihm als Lyriker einen zweiten Rang zuweisen, oder von den zwei Novellen, die er überhaupt verfaßt: „Das Kloster Sendomir“ und „Der Spielmann“ lediglich die zweitgenannte anerkennen wollen. Ein Geist wie Grillparzer konnte sich nicht anders Genüge thun, als indem er nach den verschiedensten Gebieten hintastete. In Dramen und in Novellen hatte er sich nicht gänzlich ausgegeben; er schrieb Tagebücher, Reiseerinnerungen, eine bis 1836 reichende Selbstbiographie (für die Akademie der Wissenschaften, die eine solche von ihren Mitgliedern verlangt), Studien zur Zeitgeschichte, ein Essay über den Fürsten Metternich; er legte seine Ansichten über Ästhetik und Poesie im Allgemeinen, über Malerei und Musik nieder — er beobachtete die Ereignisse, er las die Zeitungen, und in seiner stillen Klause lebte er innerlich mit, was seine Zeitgenossen traf. Seine mannigfachen litterarischen Emanationen bilden mehr Beiträge zur Erkenntnis seiner Persönlichkeit, als daß sie selbständigen Wert beanspruchen; wer sie studiert, wird sich über Grillparzer klarer werden, als wer sich damit bescheidet, seine Produktion naiv zu genießen; zu dem Ruhmestempel des Dichters tragen sie wenig

bei — und schwerlich wird Jemand angesichts des bevorstehenden hundertsten Geburtstages z. B. an die Prosaarbeit denken: „Zur Geschichte einzelner Persönlichkeiten.“ Unter den vielen Hervorbringungen, welche er vor der Welt verbarg, sind es die Epigramme, welche uns ein nachhaltiges Interesse einflößen, denn sie legen dar, wie der einsame Mann ergriffen war von allen öffentlichen Vorgängen, wie der friedsame Staatsbeamte seine eigenartigen, nicht immer botmäßigen Meinungen über die Weisheit der Regierenden hegte und allerdings für sich behielt, wie unter der Decke einer melancholischen Resignation warmer Haß und warme Liebe loderten. Aus den Gnomen, die er, sich selbst zur Befreiung und Zerstreuung, auf lose Zettel warf, erfährt man, wie er über sich und seine Bedeutung gedacht hat. Er war sich seines Wertes bewußt:

„Will unsre Zeit mich bestreiten,
Ich laß es ruhig gescheh'n,
Ich komme aus andern Zeiten
Und hoffe, in andre zu gehn.“

In ihm waltete das Bewußtsein, daß ein Schaffen, wie das seinige, nicht verloren gehen könne. In dem Gedichte-Cyklus „Tristia ex Ponto,“ den er als Ernte seiner italienischen Reise heimgebracht, ruft er Ovid an, mit dem er sich in eine Parallele stellt, und über alles Ungemach hebt er sich mit der Zuversicht hinweg:

„Zertritt mich auch der Fuß der nächsten Stunde,
Doch leb' ich ewig in der Nachwelt Munde.“

Die Nachwelt zeigt sich gewillt, ihre Schuld gegen Grillparzer einzulösen; sie benutzt seinen hundertsten Geburtstag, um ihm ihre Verehrung zu bezeugen; sie erkennt ihn als eine bleibende Zierde des deutschen Schrifttumes an, als einen der begabtesten poetischen Vertreter des deutsch-österreichischen Stammes, und wenn übereifrige Liebedienerei sich hütet, durch Übertreibung Widerspruch zu provozieren, so wird kein Gebildeter der aufrichtigsten Teilnahme am Grillparzer-Centenarium sich enthalten. Heinrich Laube stand mit klarem Urteile über den streitenden Parteien, als er seine Lebensbeschreibung Grillparzers mit den Sätzen abschloß: „Langsam ist die Zahl der Anhänger Grillparzers gewachsen, und gerade darum hat sich tief und gründlich die Überzeugung gefestigt, daß unser Vaterland in Franz Grillparzer einen vollen Dichter gewonnen hat, einen Dichter, der nicht für den Augenblick blendet, wohl aber für die Dauer erhebt und beglückt.“

Die guten Werke der Frau Dürütty.

Novelle von L. von Twerdianski-Paris.

(Abdruck verboten.)

I.

Frau Reine Dürütty kam den Seinequai von der Orleaner Eisenbahnstation her geschritten. Es war ein schöner Sommerabend, und die Sonne ging hinter den Türmen des Trocaderopalastes in den übermütigsten Farben unter. — Die Seine, grün wie eine tropische Schlange, wand sich glitzernd durch das Häusermeer. In der Ferne konnte man aus dem rosa Dunst der Atmosphäre die elektrischen Lichter der Ausstellungsgebäude auftauchen sehn; beladene Omnibusse, überfüllte Dampfschiffe eilten dem Marsfelde zu, während drüben, auf dem anderen Ufer der Seine, der Louvre seine lange Fassade wie einen schön skandierten Hexameter in klassischer Ruhe und Majestät ausbreitete.

Frau Reine Dürütty hatte eben ihre verwitwete Schwester und deren Kinder, die schlanke Jeanne und den eleganten Gontran, auf die Eisenbahn begleitet und dem Zug, der sie nach Tours entführte, gerührt mit dem Taschentuch nachgewinkt. Nun kehrte sie in die verwaiste Wohnung der Medicisstraße zurück. „Arme Reine! Wie wird sie uns vermissen!“ sagte Jeanne und Gontrans Mutter, als der Zug an den letzten Häusern der Pariser Vorstadt vorbeigesaust war. Und dann machte sie sich daran, den Proviantkorb auszupacken, welchen Schwester Reine für die Reise gespendet hatte.





Madonna. Nach dem Gemälde von H. Ballheim.

Schwester Reine nahm den Trennungsschmerz auch als so selbstverständlich an, daß sie gar nicht bemerkte, wie gefaßt sie ihn trug. Ja, die Vorübergehenden hätten den Ausdruck heiterer Beschaulichkeit, welcher ihr Gesicht erhellte, leicht für den äußersten Wohlbehagens halten können, ohne sich in allzu großem Irrtum zu befinden. Frau Dürüttys Gedanken suchten freilich noch mit dem Tourainer Eisenbahnzug Schritt zu halten, aber ihre Augen thaten sich an Paris gütlich, und Paris sah in der That in diesem Augenblick so strahlend schön aus, daß Frau Dürütty nicht umhin konnte, sich ihrer geliebten Stadt zu freuen. Sie kam selten in dieses Viertel, und daher interessierte sie alles. Den Seinequai hinunterschreitend, blieb sie vor dem Eisengitter des Jardin des Plantes stehen und guckte zu den Gemsen und Kängurus hinein. Das vergoldete Dampfschiff des Louvremagazins, welches auf der Seine vorbeiglitt, erregte ihre Bewunderung, und der Eiffelturm, dessen elektrisches Licht wie ein riesiger Stern am lilla Abendhimmel auftauchte, erfüllte ihr Herz mit patriotischem Stolz. — Den ersten, freien Tag wollte sie benutzen, um die Ausstellung zu besuchen, denn als echte Pariserin hatte sie sich damit bis jetzt nicht beeilt. Bei dem Gedanken an diesen freien Tag — frei von den Klagen der Schwester, den Launen der Nichte, den Thorheiten des Neffen und der Tyrannei der alten Magd Gervaise, welche die Hausferien benutzte, um eine Wallfahrt nach Sainte Anne d'Auray zu unternehmen, — bei diesem angenehmen Gedanken hüpfte Frau Dürüttys Herz ganz fühlbar in ihrer Brust, und aus ihren hübschen dunklen Augen leuchtete ein Strahl unverkennbarer Lebenslust.

„Guten Abend, Madame," sagte in diesem Augenblick eine Stimme neben ihr, und Frau Dürütty erkannte den Vikar ihrer Gemeinde, den Abbé Jonques.

Der Abbé Jonques war noch jung und erst kürzlich bei Saint Sulpice angestellt, aber schon erfüllte der Ruf seiner Hirtentugenden die Gemeinde. Auch seine Vorgesetzten hielten große Stücke auf ihn, besorgten jedoch, daß sein Enthusiasmus mit der Weltweisheit der Kirche in Konflikt geraten könnte. Sein todesmutiger Geist, der in vollem dogmatischem Kriegsschmuck, zum Kampf gerüstet, das Seminar verlassen hatte, wurde daher nicht in die Arena der Kirche geführt, sondern auf die Schule der Demut, in Ausübung diakonischer Pflichten, angewiesen. So dämpfte man seinen Eifer, wie ein Feuer, das man unter der Asche glimmen läßt. — Der Abbé Jonques gehörte zu jenen Elitenaturen, die, den Blick unverwandt auf das Ideal gerichtet, im Getriebe der Welt unverbesserlich blind und naiv bleiben. Er merkte nicht, daß man ihn schob und lenkte, und glaubte bald, in der inneren Mission, der er sich mit Begeisterung widmete, seinen wahren Beruf zu erkennen. — Er würde Erhabenes geleistet haben, wenn seine Bemühungen nicht so oft an seinen allzu geringen Geldmitteln gescheitert wären. Dieses Hemmnis seiner humanen Bestrebungen reizte ihn. Er begriff die Reichen seiner Gemeinde nicht, welche Unsummen für chinesische Ungeheuer und zersetzte Gobelins wegwerfen konnten, während in den Mansarden ihrer Häuser Kinder nach Brot schrieen. — In der Beichte äußerte er sich über diesen Punkt sehr deutlich, und wollte man ihn doch nicht verstehen, so ließ er sich wohl hinreißen, im Namen der Armen und Elenden Ansprüche zu erheben.

Er kannte Frau Dürütty nur wenig, aber er wußte, daß Herr Dürütty ihr eine reichliche Lebensrente gesichert hatte. Sie war Witwe und kinderlos, — was konnte natürlicher sein, als daß sie ihren Überfluß dem Samariterwerk der Kirche zuwandte? Ihre gleichmäßige Heiterkeit verdroß ihn: er fand, daß sie kein Recht habe, ein so sichtlich gutes Gewissen zur Schau zu tragen, und der gewisse mokante Zug ihrer Lippen machte ihn besonders streng gegen sie.

Als er sie heute so augenscheinlich seelenvergnügt einherschreiten sah, nahm er sich vor, ein Samenkorn in diese frivole Seele fallen zu lassen, und darum redete er sie an.

„Guten Abend, Madame."

„Guten Abend, Herr Abbé. Welch ein schöner Abend," erwiderte Frau Dürütty, welche zu sehr Pariserin war, um sich zu wundern.

„Ja, ein schöner Abend für die, welche zu Mittag gegessen haben," entgegnete er bitter.

„Woran erinnern Sie mich, Herr Abbé," sagte sie. „Ja, wir Großstädter, die täglich das haarsträubendste Elend vor Augen haben, sollten wohl nie von Herzen froh sein können. Und wäre diesem Elend doch

nur abzuhelfen! Aber in einer Weltstadt, wie die unsere, ist es durch soziale Schäden bedungen, an deren Heilung wohl noch manche künftige Generation arbeiten wird."

„O Madame, hüten Sie sich vor solchen Schlüssen, die eine bequeme Indolenz nur zu sehr unterstützen," rief er. „Wenn wir alle die Hände an den Pflug legen, alle gewissenhaft unseren Überfluß teilen würden, brauchten nicht so viel ehrliche, — allzu ehrliche Menschen Hungers zu sterben. — Sie wundern sich vielleicht über meine Heftigkeit, — ich bitte um Verzeihung, — ich komme eben aus dem Quartier la Villette — aus einem Sumpfe menschlicher Verwahrlosung, der angesichts dieser Ausstellungspracht, dieser, für frivolen, gleißenden Luxus hinausgeworfenen Millionen zum Himmel schreit."

Frau Dürütty schwieg bedrückt. Sie dachte daran, daß sie gerade zwei Frank fünfzig Centimes im Portemonnaie habe, und die konnte sie dem Mann, der von Millionen sprach, doch nicht anbieten. Auch entging ihr nicht, daß die Worte des Abbés eine versteckte Mahnung an sie zu enthalten schienen. Es fiel ihr ein, daß sie bei der letzten Kollekte für die Hospizkinder von Madagaskar nur fünf Frank beigetragen hatte, — es war grade Mietzahlungstag, und Jeanne machte eine Hochzeit mit und brauchte ein neues Kleid, und Gontran behauptete, seinen Kollegen im Bankbüreau ein kleines Souper schuldig zu sein, — und kurzum, wie gewöhnlich hatte Tante Dürütty alle Lücken gestopft und war selbst ohne Sou geblieben. Ja, sie konnte es nicht leugnen, sie hatte nur fünf Frank für die Hospizkinder von Madagaskar gegeben, und das bedrückte sie jetzt tief.

„Ich habe Sie durch die Erwähnung menschlichen Elends verstimmt," sagte der Abbé in mildem Tone, „ich kann es kaum bedauern, wenn das erweckte Mitleidsgefühl Sie zu Samariterthaten veranlaßt. Wir alle, chère madame, sollten nie vergessen, daß uns nur anvertraute Pfunde zu Teil geworden sind, mit denen wir wuchern müssen. Und bei der reichsten Gabe bleibt der Vorteil des Gebers immer noch tausendfältig gewahrt, — er macht sich Freunde mit dem ungerechten Mammon, er befeligt sein eignes Herz, und er sichert sich eine Ewigkeit voll unaussprechlicher Wonne. Leben Sie wohl, und möge mein bescheidenes Wort göttliche Früchte in Ihrem Herzen wirken! Auf Wiedersehn, Madame."

„Auf Wiedersehn, Herr Abbé," sagte Frau Dürütty und blickte seiner mageren Gestalt in der schwarzen Soutane nach, die sich im Dunkel der engen Rue Pontoise verlor. — „Ja, es ist ein heiliger Mann," sagte sie vor sich hin, — denn sie hatte die Angewohnheit, laut mit sich selbst zu sprechen, — „aber wie unpraktisch ist der liebe Gott in der Wahl seiner Heiligen! Wenn Er sie mit etwas mehr Takt oder Liebenswürdigkeit ausrüstete, würde Er bessere Geschäfte machen. Enfin. — das ist nicht meine Sache! Wahr bleibt doch immer, daß ich nur fünf Frank für jene Hospizkinder übrig hatte, und daß ich — wie sagte er doch noch? — mit meinen anvertrauten Pfunden und ungerechtem Mammon — ungerechter Mammon? — lieber Gott, laß es meinen Seligen nicht entgelten, — aber sauer verdient war der Mammon, —"

Frau Dürütty schüttelte energisch den Kopf, um die unliebsamen Gedanken zu verscheuchen, und schritt dann den Boulevard St. Michel bis zum Luxemburger Garten hinunter, dem gegenüber sie mit der Familie ihrer Schwester eine heitere vierte Etage bewohnte. Von dem breiten, mit lustigen Schlingpflanzen bewachsenen Balkon derselben sah man die krausen Gassen des Quartier Latin, den Turm des Observatoires und die Baumwipfel des Kirchhofs von Montparnasse. Unten aber, zu Füßen des Hauses, breitete sich, wie ein poetisches Märchen mitten im Realismus des Alltaglebens, farbenstrahlend und lachend der Luxemburger Garten aus.

Frau Dürütty war nicht nur in ihrem Hause, das sie seit zwanzig Jahren bewohnte, — sie war in ihrem ganzen Viertel persona grata. Die alte Zeitungshändlerin in ihrem Kiosk, der Sergeant de ville an der Ecke, der kleine Stiefelputzer und der Omnibuskontrolleur, — alle grüßten sie freundlich und mit jener Nüance von Respekt, die man exklusiven Naturen unwillkürlich zollt. Alle kannten die freundliche, kleine Frau, für einen Jeden wußte sie ein liebenswürdiges Wort, aber sie stand keinem nah. Was sie den Menschen anziehend machte, war gerade die federleichte Beziehung, die sie zu ihnen hatte und der Zauber, welchen

ihre reine, allem Gemeinen ausweichende Seele besaß.

Man weiß, daß Kinder und einfache Leute den Feinheiten solcher Naturen mittelst eines unberührt gebliebenen Instinkts zugänglicher sind, als die sogenannten Gebildeten. Unter ihresgleichen erfreute Frau Dürütty sich keiner Anerkennung. Man hatte sie mit sechszehn Jahren an einen skeptischen, blasierten Mann verheiratet, der sie bis an sein Ende für kindisch hielt. Er begriff nie, wie viel Geist dazu gehörte, sein Joch mit Humor zu tragen. Die übrige Familie war der Meinung, daß Reine für eine Französin erstaunlich untüchtig sei und Gott danken müsse, nach dem Tode ihres Mannes an ihrer energischen Schwester Josephine einen Vormund gefunden zu haben. Frau Dürütty lächelte dazu, ohne Bitterkeit, doch mit heiterer Ironie, wie es ihre Art war. Ihre zarte Natur, die sich nicht zu wehren verstand, rettete sich vor den Grausamkeiten des Lebens durch Gleichgültigkeit. So stellt sich der kleine Marienkäfer, welchen die Franzosen la bête du bon Dieu nennen, leblos, wenn man ihn berührt — — — — — — — — — — — — — — — — —

Frau Dürütty stieg die Treppen ihrer Wohnung langsam hinauf. Durch die offenen Flurfenster hörte man die jauchzenden Stimmen der Kinder im Luxemburger Garten, und ihr Herz zog sich schmerzlich zusammen. Dies war eine instinktive Wirkung der Kinderstimmen auf ihr Gemüt, wie es Menschen gibt, die traurig werden, wenn sie einen Walzer hören.

Als sie bei ihrer Thüre angelangt war, sah sie eine lange weibliche Gestalt vor derselben stehn. — „Ich bin es, Madame Dürütty," sagte eine verweinte Stimme.

„Wie dunkel es ist," erwiderte Frau Dürütty, „ich erkenne Sie wirklich nicht, meine Liebe."

„Ich warte schon so lange auf Sie," fuhr die Stimme vorwurfsvoll fort. „Sie bleiben doch abends nie so lange fort, — und nun gerade heute —"

„Ah — jetzt erkenne ich Sie, Augustine," sagte Frau Dürütty, indem sie ihre Thüre aufschloß. — „An Ihren Prätensionen erkenne ich Sie, meine Liebe. Kommen Sie herein und erzählen Sie, was Sie so erregt."

Die andere war schnell in das Zimmer getreten, hatte sich in einen Lehnstuhl geworfen und gab ihrem Jammer in einer Reihe undefinierbarer Töne Ausdruck. Dann, sichtlich erleichtert durch das Lautwerden ihres Schmerzes, fing sie an zu sprechen: „O, wie bin ich unglücklich, wie verfolgt mich das Schicksal! So lohnt mir Gott alles, was ich an diesem Jungen gethan habe! Wenn das mein seliger Vater wüßte! Ich wünschte nur, ich wäre auch schon tot und begraben!"

Die also klagte, war eine Person von etwa vierzig Jahren, bescheiden, aber doch wie eine Dame gekleidet, mit einem Bärtchen auf der Oberlippe und einer langen Nase, deren Spitze ihre kurzsichtigen Augen unaufhörlich zu suchen schienen. Sie hieß Augustine Cocherat, war Klavierlehrerin und Inhaberin des Tugendpreises Monthyon. Ihre Tugend bestand erstlich in der Tugend an und für sich, — ein Verdienst, dessen Freiwilligkeit in Anbetracht ihrer äußeren Ausstattung nicht über alle Zweifel erhaben stand, — und zweitens in der Erziehung eines Thunichtguts von Bruder, der ihr nach dem Tode ihrer Eltern als einzige Hinterlassenschaft zugefallen war. Niemand konnte leugnen, — ja, das ganze Viertel war Zeuge — daß Fräulein Cocherat ihr Möglichstes gethan hatte, um dem Knaben eine gute Bildung zu geben, und in sofern kam ihr der Tugendpreis reichlich zu, leider aber hatte ihre Tugend nur die Wirkung eines abschreckenden Beispiels auf ihr Erziehungsobjekt gehabt, und statt eines berühmten Malers, wie Augustine es geträumt, war aus Anatole Cocherat ein unverbesserlicher Zigeuner des Quartier Latin geworden, der sich durch ambulante Photographie knapp vor dem Hunger bewahrte.

Augustine hätte auf den Lorbeeren ihres Tugendkranzes behaglich ruhen können, wenn sie nicht in fortwährender Angst lebte, durch die dummen Streiche ihres mißratenen Zöglings kompromittiert zu werden. — Frau Dürütty kannte diese Verhältnisse nur zu wohl, denn Augustine gehörte zu jenen Schwätzern, die, zu vorsichtig, um die Angelegenheiten ihrer Nächsten zu besprechen, die ihnen so nötige Mitteilsamkeit aus eignen Mitteln bestreiten. In naivster Weise konnte sie stundenlang die geringsten Details ihres ereignislosen Lebens durchkneten und höch-

stens durch direkte Grobheit im Schwall ihrer Ergüsse unterbrochen werden.

Wie gesagt, Frau Dürütty kannte alle diese Dinge schon lange. Mit der sie charakterisierenden Mischung von Indifferenz und Gutmütigkeit duldete sie Augustinens tägliche Besuche, hörte ihre Klagen über den durchgeriebenen Ärmel ihres Sonntagskleides und ihr Frohlocken über ein geschenktes Theaterbillet ruhig an und sagte sich, wenn ihre Geduld reißen wollte: „Nein, — ich muß aushalten! Ich verstehe ja weiter nichts, als Geduld. Und wer hätte Geduld mit ihr, wenn nicht ich —?"

Heute aber war Frau Dürütty besonders aufgelegt, Nachsicht mit ihrem Plagegeist zu üben. Die Mahnworte des Abbé hatten ihre Seele kräftig gepackt, und ihre guten Vorsätze wie eine Schar verschlafener Vögel aufgescheucht. Für den Franzosen sind gewisse Worte Sturmglocken und rütteln ihn mehr auf, als die korrespondierenden Thaten. Die biblischen, symbolischen Bezeichnungen summten in ihren Ohren. Wuchern mit ihren Pfunden! Samariterwerke thun! — Sie blickte hastig auf ihr Leben zurück und fand, daß sie sich stets nur sachte hatte treiben lassen. Sie erinnerte sich keiner einzigen Samariterthat in ihrem Leben. — Daß ihr ganzes Leben ein naives Opfer der Selbstverleugnung war, wußte sie nicht, sah sie nicht ein. — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — —

„Nun, nun," sagte sie zu Augustine, indem sie Hut und Handschuhe sauber weglegte, — „was ist geschehen? Hat Ihnen der Hauswirt gekündigt?" —

„Der Hauswirt? Aber ich bitte Sie!" rief Augustine und warf sich sofort mit großer Lebendigkeit auf die neue Fährte, — „mein Hauswirt trägt mich auf Händen, — unter uns gesagt, nein, ich könnte mich nie dazu entschließen, in ein Droguengeschäft zu heiraten, — aber Sie wissen selbst, wie er mir die Sache nahe legt —"

Frau Dürütty wußte nichts, fand es aber einfacher, wissend mit dem Kopfe zu nicken. „Also nicht der Hauswirt? Aber was denn?" —

„Mein Bruder, dieser Taugenichts, dieser Schlingel, dieser Rienquivaille —"

„Nun ja, nun ja —"

Und wieder dauerte es einige Zeit, ehe sich aus dem Überfluß von Worten die Thatsache verständlich herausschälte: Anatole hatte eine ihm anvertraute Vereinskasse angegriffen, und wenn das fehlende Geld — fünfhundert Frank, s'il vous plaît — nicht bis morgen früh aufgetrieben wäre, mußte er die Veruntreuung eingestehen. Augustine rang ihre mageren Hände und rief alle Strafen des Himmels auf den Missethäter herab.

„Und für wen, für wen hat er das Geld verschleudert? — Sie werden es nie glauben! Meine Eltern würden in ihrem Grabe erröten! Er hat sich in eine Person verliebt, — ja, allen Ernstes verliebt, — die eine Bude auf dem Jahrmarkte der Boulevards hält. Meine Liebe, können Sie sich so etwas denken! Sie zeigt den Leuten die Zukunft durch ein Guckloch! Diese Geschichte allein genügte, daß ich alle Stunden im Pensionat der Dames de l'adoration perpétuelle verlöre!" —

„Durch ein Guckloch!" rief Frau Dürütty erheitert.

„Begreifen Sie die Dummheit der Männer, die sich von jeder Abenteuerin ausbeuten lassen?" grollte Augustine. „Ich war oben auf dem Leihhaus — ich hoffe, die Heiligen rechnen mir den sauren Gang am jüngsten Tage an, — und meine Liebe, wen habe ich dort getroffen —?"

„Ja, ja, —" unterbrach sie Frau Dürütty, — „Sie waren also auf dem Leihhause —"

„Natürlich. Ich versetzte vor allem mein grünseidenes Kleid dort und den Pelz. Denken Sie nur, der Pelz hat die Motten, und das Futter —"

„Und was bekamen Sie dafür?"

„O, eine Kleinigkeit, — keine fünfzig Frank! Nun hatte ich noch meine Saphirbrosche und den Rubinring und die —"

„Ja, ja, kurz Ihre Schmucksachen."

„Ja, meine Schmucksachen, o Gott, o Gott! Dafür bekam ich hundert Frank, — zweihundert Frank hatte ich noch liegen. — Nun fehlen mir noch hundertfünfzig, — soll ich Ihnen noch einmal vorrechnen —?"

„Nein, nein," rief Frau Dürütty. Sie stand hastig auf und ging zu ihrem Schreibtisch. Da war die Gelegenheit, ein gutes Werk zu thun, — deutlicher konnte der Fingerzeig Gottes nicht sein. Einen Menschen vor dem Gefängnis, der Unehre zu retten, das hieß den ungerechten Mammon

— wie sagte doch der Abbé —? — nun einerlei, sie wußte, was er gemeint hatte. Mit zitternder Hand öffnete sie die Schieblade des Tisches; plötzlich, — noch bevor sie einen Blick in ihre Geldschatulle geworfen hatte, fiel ihr ein, daß Jeanne im letzten Augenblick dringend eines neuen Regenmantels bedurft hatte, und daß Gontran ihr noch unten in der Hausthüre eine Geldsumme abgeborgt hatte, um seinen Schneider zu bezahlen, der ihm neben der Droschke auflauerte, — auch war sie es, welche die Eisenbahnbillette für die Familie genommen hatte, — die Schatulle mußte leer sein, oder doch höchstens das Notwendigste für ihre eignen Lebensbedürfnisse enthalten.

Sie wühlte in der Schieblade, langte mit beiden Händen tief hinein, drehte die Schatulle um, — ein halbes Dutzend Goldstücke, das war der ganze Fund.

Augustine, welche dem Vorgange mit aufgeregten Blicken gefolgt war, brach in lautes Schluchzen aus: „Ja, so sind die Reichen! Die Reichen haben nie Geld! Und die Frommen wollen nie welches geben, es sei denn ihren Heiligen! Da habe ich mich zwischen den Beiden wahrhaftig gut gebettet! Ich weiß, wie das enden wird! Das wird damit enden, daß man mich eines Tages aus der Seine fischt!" —

„Quelle sotte!" — sagte Frau Dürütty zwischen den Zähnen und fuhr fort, hastig in ihren Papieren zu suchen. Das Blut war ihr zu Kopf gestiegen, und ihre gewöhnliche Ruhe hatte sie verlassen. Sie wollte nicht allein so gerne aus egoistischem Tugendbedürfnis ein gutes Werk thun, sie war sich auch klar, daß hier ein ganzes Leben auf dem Spiele stand.

Wenn Anatole erst die Bekanntschaft einer Zelle im Mazas-Gefängnis gemacht hatte, so war er bei seinem schwachen Charakter ein verlorener Mensch. Wo aber sollte sie das Geld bis morgen früh herbekommen? —

Es war neun Uhr, alle Läden, selbst das Versatzamt, mußten geschlossen sein —.

Plötzlich fielen ihre Blicke auf zwei Lose der Ausstellungslotterie, die sie von ihrem Vetter, dem Prokureur, geschenkt bekommen hatte. — Dieser Vetter, ein Verehrer aus goldenen Jugendtagen, dem als Freund des Hauses die Verhältnisse desselben kein Geheimnis waren, hatte lachend behauptet, Reine würde als echte Pariserin doch nur mit geschenkten Billetten, — billets de faveur, wie man taktvoll in Paris sagt, — die Ausstellung besuchen. Und den Vorwand benutzend, hatte er ihr zwei sogenannte „Bons" mit den dazugehörigen Eintrittstickets geschickt.

„Augustine, wir sind gerettet!" rief Frau Dürütty. Ihr kleines Gesicht strahlte vor triumphierender Freude. — „Hier ist, was ich noch an Geld entbehren kann, und diese beiden Bons müssen Sie morgen in der Frühe versetzen, — ich weiß nicht, was sie wert sind, aber da die Eintrittstickets steigen, muß der Augenblick günstig sein. Am Ersten des Monats, sobald ich meine Rente bekomme, lösen wir die Bons ein, — vergessen Sie nicht die Bedingung! Wenn eins der Lose gewänne, würde mein Vetter mir nie verzeihen, daß ich sie verthan habe."

„Seien Sie ruhig," versicherte Augustine, deren Thränen getrocknet waren und deren Nase vor freudigem Schreck aufglühte, „wahrhaftig, Sie sind gut, wie die Engel Gottes! Ach, mir ist ein Stein vom Herzen gefallen! Keinen Bissen habe ich heute zu Mittag essen können, aber nun merke ich, wie mir der Appetit wiederkehrt. Ich denke, ich koche mir eine Tasse Chokolade, — wissen Sie, von der Chokolade Grondart, drei Sous das Paket, und unten beim Hauswirt habe ich's noch billiger. Und um auf das zurückzukommen, was Sie vorhin über seine Heiratspläne andeuteten —"

„Davon erzählen Sie mir ein anderes Mal" — unterbrach sie Frau Dürütty, — „gehen Sie jetzt Ihre Chokolade trinken, und legen Sie sich frühzeitig zu Bett, um morgen rechtzeitig die Lose zu verwerten. Aber versetzen — hören Sie, — nur versetzen, denn am Ersten löse ich sie wieder ein."

Und mit freundlicher Gewalt schob sie den redseligen Tugendpreis zur Thüre hinaus und schloß diese hinter ihm ab. Dann trat sie auf den Balkon und schaute lächelnd auf die nächtliche Stadt, welche unter dem Schleier der Finsternis fortfuhr, sich laut und lebendig zu regen. Noch war die Stunde nicht da, in welcher alle Müden ruhen durften, und die begehrlichen Lebens-

regungen der Weltstadt sich eine Pause gönnten. Nur die Kinderstimmen unten im Park waren verstummt, aber im gelblichen Lichtschimmer, welchen die Gaslaternen unter den Bäumen verbreiteten, sah man die Silhouetten zärtlicher Pärchen; das helle Lachen, das Zurufen und Necken der heiteren Jugend, die sich des schönen Sommerabends freuten, tönte bis zu der einsamen Frau herauf ...

Frau Reine Dürütty erfaßte mit liebendem Blick die dunkle Welt zu ihren Füßen, und dann, ihr verklärtes Gesicht zum Sternhimmel emporhebend, flüsterte sie, statt eines Gebetes: „wie bin ich froh, — nein, bin ich froh!" —

II.

Heiter rollten die nun folgenden Tage an Frau Dürütty vorüber. Von der Höhe ihres epheuumrankten Balkons sah sie Paris im Festschmuck der Ausstellung und freute sich des Wahnes, daß sie das gewaltige Leben der Weltstadt mitlebe. Allerdings wußte sie, da sie Zeit und Ruhe hatte die Tagesblätter zu lesen, alles, was draußen vorging. —

Durch das Medium von Druckerschwärze und Papier kam Paris zu ihr, in ihre sonnige Stube, und sie nahm davon, was ihr behagte und ihr sympathisch war. —

Jeden Abend begab sie sich in das Duval-Restaurant des Boulevard St. Michel und genoß dort ihr bescheidenes Mahl. Und jeden Abend war der Besuch dieses gedrängt vollen Lokales ein neues Ereignis für sie. Wird sie den Platz am Fenster bekommen? — Soll sie heute statt des Rotweins eine halbe Flasche normannischen Ciders bestellen? — War sie dann an ihrem Stammtisch installiert und hatte das Menü mit der Kellnerin besprochen, so sah sie sich das Publikum an; bald kannte sie diese ganze kleine Welt von Beamten, gutsituierten Handwerkern, Gouvernanten und Kassiererinnen, die hier ihre Mahlzeiten einnahmen, stellte Beobachtungen an, bemerkte allerlei Charakteristisches an ihnen, entdeckte Eigenschaften, Beziehungen, Verhältnisse ..... Zuweilen kamen auch Fremde, Ausstellungsbesucher, die sich einen Pariser Duval ansehen wollten, oder durch die übertriebenen Preise der anderen Restaurants hierher vertrieben worden waren, in das Lokal. Und die kleine Frau, die nie weiter als Tours gekommen war und ihr Leben lang dasselbe Stadtviertel bewohnt hatte, erkannte auf den ersten Blick den ökonomischen, dreisten Engländer, den unruhigen, gestikulierenden Spanier, den unpraktischen, zerstreuten Russen, den lauten, jovialen, derben Deutschen ....

Gewöhnlich schlenderte sie nach beendigtem Mahle den Boulevard hinunter, mitten im Gewühl der heimkehrenden Handwerker und Fabrikarbeiter, der kleinen Laden- und Nähmamsells, die ihren Wohnungen außerhalb der Befestigungen zueilten. Die Blumen- und Obsthändlerinnen kamen mit ihren Karren an ihr vorbei und boten ihr die Reste ihrer Waren zu Spottpreisen an. Die Studenten zogen in munteren Banden, lachend und gestikulierend, in die Theater. Vor den Häusern saßen die Conciergefamilien, die kleinen Ladenbesitzer, alle an ihre Mauern gebundene Leute, und genossen die Abendluft.

Vor ihrem Hause angekommen, kreuzte Frau Dürütty die Straße und begab sich in den Luxemburger Garten. Die Herbstblumen standen hier in vollem Flor. Frau Dürütty wandelte um die ungeheuren Blumenbeete vor dem Schloß, blieb vor den blühenden Orangenbäumen stehen, um ihren Duft einzuatmen, und stattete ihren Lieblingsrosen Besuche ab. Oft ging sie auch zu der Waffelbude, mitten unter die Kinder, welche den weißgekleideten Kuchenbäcker lüstern umringten; sie verstand es nicht, mit Kindern umzugehen, sie anzureden und zu liebkosen, aber ihre Augen hatten unaussprechliche Freude an Kinderanmut, und ihre Seele verstand jede Regung einer Kinderseele. Geschah es nun gar, daß eins der kleinen Wesen, unbewußt angezogen von ihrem stillen, heiteren Gesicht, sich ihr zärtlich anschmiegte, so errötete Frau Dürütty, wie ein verliebtes Mädchen, vor heimlicher Wonne.

Gern auch setzte sie sich auf eine Bank der großen Allee, die zur Sternwarte führt, und ließ die Leute an sich vorbeidefilieren. Sie amüsierte sich wie ein Kind, das allein zu spielen versteht. Das Komische und Wunderliche an den Leuten machte ihr Spaß, ohne daß sie das Bedürfnis fühlte, eine mitlachende Seele neben sich zu haben. An den Studenten, die hier in Masse vor-

beikamen, hatte sie große Freude; gerade ihre Narrenspossen, ihre extravagante Kleidung, ihre unakademische Sprache, alles was ihre große Jugend verriet, zog sie an. Kam ein Liebespaar gegangen, so stellte sie Vermutungen darüber auf, wer von beiden das Übergewicht habe, wer sich nur lieben lasse, wer schon an Treubruch denke. —

Ihr Lieblingsplatz aber war der Medicisbrunnen unter den riesigen Platanen. Hier saß sie, während der Abend dunkelte, sah die Sterne am Himmel auftauchen und lauschte dem Rythmus des kleinen Wasserfalls. In den Häusern zündete man Lichter an, auf den Straßen brannten die Gaslaternen, um sie herum rollten die Wagen, eilten die Menschen, rauschte und lärmte die Riesenstadt. Sie aber spann hier ungestört, wie in einsamer Grotte, ihre freundlichen Gedanken, und nur die weißen Marmorgötter leisteten ihr Gesellschaft. — — —
— — — — — — — — — — — —

So lebte sie mitten im Menschengewühl der Welt entrückt und bei großer Isolierung doch an allem Anteil nehmend. Nur ihre eignen Angelegenheiten wies sie instinktiv von sich und hatte Augustine Cocherat und die Ausstellungslose vollständig vergessen; dachte sie doch nur selten an ihre drei fernen Plagegeister, ja sie trug die Briefe ihrer Schwester oft tagelang uneröffnet in der Tasche. Ach, sie wußte nur zu wohl, was sie enthielten: die Schwiegermama habe einen unausstehlichen Charakter, und die Heiraten, welche sich Jeanne in der Provinz böten, wären gar zu unbefriedigend — und Gontran würde in dem elenden Nest nicht genügend gewürdigt. Und dazwischen als einförmiger Refrain — Geldfragen und Geldsorgen.

Eines Morgens sehr früh, als Frau Dürütty sich eben auf den Blumenmarkt begeben wollte, begegnete sie ihrem Vetter, der in einer Droschke an ihr vorbeifuhr. Er ließ halten, sprang aus dem Wagen und eilte auf sie zu: „Ich erfahre eben, daß eins der Lose gewonnen hat," rief er, „schicken Sie sofort beide Bons auf mein Büreau, — ich bin in höchster Eile, — alles andere später —!"

Und ehe sie noch ein Wort hatte erwidern können, saß er schon wieder im Wagen und rollte weiter.

Frau Dürüttys erstes Gefühl war das des naivsten Verdrusses. — Diese Neuigkeit riß sie aus ihrem friedlichen Dasein, erinnerte sie an die unerquicklichsten Dinge und Menschen und veranlaßte sie zu einer ganzen Reihe von lästigen Gängen. — Allmählich erst fiel ihr ein, daß sie die Lose ja nicht einmal habe. Sie erschrak. Es war wohl kaum anzunehmen, daß Augustine die Bons eingelöst hatte; wo diese aber versetzt waren, und ob sie heute noch eingelöst werden konnten, darüber befand sich Frau Dürütty in größter Unwissenheit.

Sie ging eilig nach Hause und erkundigte sich bei der Concierge, ob Augustine Cocherat noch zu sprechen sei. Nein, — Fräulein Cocherat war schon um acht Uhr fortgegangen, um eine Klavierstunde zu geben. Das Mitteilsamkeitsbedürfnis des Tugendpreises hatte die erfreuliche Folge, daß die Concierge aufs Genaueste von Fräulein Cocherats Tageseinteilung unterrichtet war; sie konnte Frau Dürütty Adresse und Reihenfolge der heutigen Schülerinnen nennen. Augenblicklich war sie bei Madame Favart, Rue Lafayette.

Frau Reine besann sich nicht lange, sondern stieg in den vorbeifahrenden Omnibus, der sie bis zur Place du Châtelet brachte; dort mußte sie aussteigen und im Omnibusbüreau eine neue Nummer für den Anschlußwagen nehmen. Der Menschenzudrang war, der Geschäftsstunde wegen, sehr groß, und Omnibus nach Omnibus rasselte überfüllt vorbei, ohne daß ihre Nummer an die Reihe kam. Als Pariserin zu sehr an diese Geduldsprobe gewöhnt, spazierte sie gefaßt unter den Linden vor dem Theater du Châtelet auf und ab, las die ausgehängten Theaterzettel und kaufte sich eine Nummer des „Temps," welche sie während der Fahrt zu entziffern bemüht war. Auch die Gemächlichkeit der Vorwärtsbewegung vermochte nicht, ihre Ungeduld zu erregen, — erst als die altmodische Kutsche sich schwerfällig der Gare du Nord näherte und Frau Dürütty an der Eisenbahnuhr konstatierte, daß Augustinens Stunde zu Ende und diese bereits auf dem Wege zu einer anderen Schülerin sein mußte, faßte sie ihre, für Pariser Langmut ungewöhnliche Entrüstung in die ingrimmig gemurmelte Bemerkung zusammen: „ils sont jolis, vos omnibus," und sprang aus dem Wagen, um sofort den Tramway von La Villette zu besteigen.

Augustinens zweite Schülerin wohnte im Arbeiterviertel von Belleville beim Park der Büttes Chaumont und war die Tochter einer reichen Bäckerswitwe. Auf Frau Dürüttys Bitte, Fräulein Cocherat sprechen zu wollen, entgegnete die dicke Dame, welche ihr die Thüre geöffnet hatte, ungnädig, daß jetzt Stunde sei. Frau Dürütty hörte das heisere Stöhnen eines altersschwachen Klaviers, dem die Mißhandlungen der jungen Bäckerstochter den letzten Lebensodem auszutreiben schienen.

„Aber, beste Dame, es handelt sich um sehr Wichtiges," sagte Frau Dürütty, die trotz ihres Verdrusses nicht umhinkonnte, eine auffallende Ähnlichkeit zwischen der Gestalt der Bäckerswitwe und einer Rokokokommode zu bemerken.

„Und Sie halten vielleicht die Klavierstunde meiner Tochter nicht für wichtig?" entgegnete die Rokokokommode, deren mehrfach geschwungene Profillinie lebhaft zu wogen begann.

„O Madame," sagte Frau Dürütty, welche nie in Verlegenheit um eine liebenswürdige Phrase war, „man braucht die künstlerischen Versuche ihrer Fräulein Tochter nur zu hören, um vom Gegenteil überzeugt zu sein." Behende glitt sie bei diesen Worten unter den Schultern der Bäckerswitwe hinweg und öffnete die Thür des Zimmers, aus welchem die Klagelaute des Instruments drangen. Hier saß Augustine neben einem rothaarigen Backfisch und zählte laut den Takt, während ihre Augen mit liebendem Blick die Spitze ihrer Nase zu suchen schienen. — „Fräulein Cocherat — Augustine —" rief Frau Dürütty, „— ein Wort, bitte —"

Augustine fuhr entsetzt zusammen und, da sie sich Frau Dürüttys plötzliches Erscheinen nicht erklären konnte, überließ sie sich sofort einer kindischen Angst: „Was ist geschehen!" — schrie sie, — „ein Feuerschaden —? — All mein Hab und Gut —?"

„Nein, nein," entgegnete Frau Dürütty, — „kommen Sie heraus, — ich muß Sie um eine notwendige Adresse fragen —" (diese Erklärung galt den Ohren der Bäckerfamilie, die gespitzt lauschten) — „kommen Sie auf den Treppenflur hinaus —"

„Das muß ja eine kompromittierende Adresse sein, die nur in die Ohren geflüstert werden kann —" fauchte die Rokokokommode.

„Augustine, wo sind meine Lose?" flüsterte Frau Dürütty.

Augustine wechselte die Farbe, — ihr graues Gesicht wurde rot, und ihre rote Nase wurde grau, — ihre Blicke rissen sich von der Spitze ihres Riechorgans los und irrten an der Flurdecke umher.

„Ich brauche die Lose auf der Stelle," fuhr Frau Dürütty zu flüstern fort, „wo sind sie?" —

„Ich finde Sie wirklich sonderbar," sagte Augustine, die es am bequemsten erachtete, die Empfindliche zu spielen — „ich gebe jetzt meine Stunde, und Sie kommen mit ihren Losen! Ich habe sie nicht in der Tasche, Ihre Lose!" —

„Das ist ja schon etwas, was ich wissen wollte," entgegnete Frau Dürütty ruhig. „Sie haben sie nicht in der Tasche. Vielleicht könnten Sie mich noch darüber aufklären, wo sich die Lose eigentlich befinden. Ich hatte Ihnen aufgetragen, sie bis zum Ersten zu versetzen, — seitdem ist ein Monat vergangen, und ein neuer Erster da. Die Lose sind natürlich nicht eingelöst, da Sie mich nicht um das nötige Geld gefragt haben, — und ich — habe es auch vergessen. Nun gilt es, die Bons herauszubekommen, bevor die Gewinnlisten erscheinen, d. h. bis zwölf Uhr spätestens. Ist Ihnen das jetzt klar?"

Auch Augustine war eine Pariserin und besaß in hohem Grade den mißtrauischen „Flair," welchen die Weltstadt in ihren Kindern entwickelt. Sie hatte gemerkt, daß Frau Dürütty ihr etwas verbarg, was mit den Bons zusammenhing und möglicherweise von einiger Tragweite sein konnte. Bei ihrer protektionsbedürftigen Lage war jeder Skandal mißlich; sie schlug daher einen anderen Ton an und sagte weinerlich: „Aber die Bons waren ja nicht für mich, — Sie haben sie doch Anatole geborgt, — wie soll ich jetzt für sie einstehen —?"

„Schön, meine Liebe," erwiderte Frau Dürütty mit unerschütterlicher Geduld, „Ihr Bruder hat also die Lose versetzt, — verstehe ich recht —?"

„Gewiß," versetzte Augustine schnippisch, „und bitte, halten Sie mich nicht länger auf, — ich bin nicht willens, dieser dummen Bons wegen meine Stunden hier zu verlieren."

Frau Dürütty maß den Tugendpreis

mit einem ruhigen Blick, und der ironische Zug ihrer Mundwinkel verstärkte sich. Sie fragte: „Wo wohnt Ihr Bruder?" —

„Wie —? Sie werden doch nicht zu meinem Bruder wollen? —"

„Wo wohnt Ihr Bruder?" wiederholte Frau Dürütty mit lauterer Stimme.

„Still, still —" flüsterte Augustine außer sich, „Sie werden mich noch um Brot und Ruf bringen, — Sie können ja nicht zu ihm hinaus, — er wohnt, Gott weiß wo, — im Quartier Montsouris, am Ende der Welt, — Rue de la tombe d'Issoire, — Sie werden das nie finden —"

„Welche Nummer?" fragte Frau Dürütty.

„Nummer hundertvierundachtzig —" entgegnete Augustine. „Nein, es ist zu toll, — Sie wollen wirklich zu meinem Bruder? — Ob Sie ihn überhaupt treffen? — Er wohnt mit einem Freunde zusammen, dem Maler Barge — Gott, welch ein schrecklicher Montag —! Was wird erst die Woche noch bringen!" — — — — —

III.

Frau Dürütty fing an, ihrer Lose wegen ernstlich besorgt zu werden, und deshalb hielt sie sich nicht auf, moralische Betrachtungen über das Betragen des Tugendpreises anzustellen. Augustinens schuldbewußtes Wesen gab ihr nicht viel Hoffnung auf einen guten Ausgang der Dinge. Und doch mußte sie die abenteuerliche Fahrt zu diesem vielversprechenden Anatole wagen, mußte sich mit ihm beraten und sehen, was sich noch machen ließe. Sie war es Josephine schuldig, Schwester Josephine, die seit so viel Jahren in der Lotterie spielte und nie etwas gewann. Frau Dürütty erinnerte sich sehr wohl ihrer Entrüstung bei jeder Ziehung, die ihr eine neue Enttäuschung brachte: als Mutter verdachte sie es dem Höchsten, daß Er die Gelegenheit, welche sie Ihm bot, ihres Gontrans Schulden zu bezahlen und ihre Jeanne mit einer Mitgift zu versehen, so unfreundlich vorbeigehen ließ. Und nun war es die eigne Schwester, die Jeanne und Gontran um ihr Glück brachte! Denn daß sie den Bonsgewinn als ihrer Kinder natürlichstes Eigentum ansehn würde, darüber konnte kein Zweifel sein — — — —

Da Frau Dürütty an der Mairie vorbeiging, wandte sie sich an den wachehabenden Sergeant de ville mit der Bitte, ihr die nächste Fahrgelegenheit nach Montsouris anzugeben.

„Madame, nehmen Sie die Gürtelbahn von der Station Belleville, gleich hinter dem Park der Büttes Chaumont."

„Danke, mein Herr," erwiderte sie verbindlich und schlug den Weg durch den Park ein. Die Sonne fing an, Mittagsglut zu entwickeln, Frau Dürütty löste die Bänder ihres Hutes und fächelte sich mit dem Taschentuch Luft zu. Sie war hastig gegangen, ohne sich umzuschauen, ganz in ihre Gedanken versunken und blieb plötzlich erstaunt, mit weit geöffneten Augen stehn: zerklüftete Felsen erhoben sich vor ihren Blicken, graziöse Brücken hingen über malerische Abgründe, reizend gewundene Bergpfade führten zu griechischen Tempeln, und während die Berge von Meudon sich in der Ferne in bläulichen Dunst verloren, trat der Montmartre mit der herrlichen Kathedrale des Sacré coeur in nächster Nähe und triumphierender Schönheit hervor.

O welche Pracht das war! Wahrhaftig, sagte sich Frau Dürütty, nur der Pariser kann solche Herrlichkeiten besitzen und darüber schweigen! Wer spricht jemals von den Büttes Chaumont! Und sie hätte sterben können, ohne hier gewesen zu sein! .....

Der Luxemburger Garten war freilich vornehmer, charaktervoller in seinem tadellosen Renaissancestil, aber zuweilen ging es wirklich zu lärmend darin her, — hier dagegen, welche Ruhe, welcher Frieden!

Sie blieb wieder stehen und sah sich um. Die Allee war menschenleer, nur ein Herr ging hinter ihr her, dessen blaue Brille im Sonnenschein funkelte.

„Wie einsam es hier ist," dachte sie im Weitergehen, „man könnte sich hundert Meilen weit von Paris glauben — hm, Belleville und la Villette haben einen abscheulichen Ruf, . . man sollte den Park nicht so ganz ohne Aufsicht lassen ..... Und der Herr mit den blauen Brillengläsern geht immer hinter mir her, — nun schlägt er ebenfalls die Richtung zum Stationsgebäude ein, — ich glaube wirklich, er thut mir die Ehre an, mich zu verfolgen, — kein Wunder, da der Ärmste eine Brille tragen muß."

Auf der Station angekommen, nahm sie ein Billet und eilte auf die Plattform; eben kam der Zug donnernd angebraust. Ein leeres Coupé erblickend, öffnete sie hastig die Thüre und schwang sich hinein. Sie war erfreut, ein Coupé für sich allein zu haben, machte sich's drin bequem und ließ die Fenster herunter —; wie sie den Kopf hinaussteckte, um nach der Stationsuhr zu sehen, fuhr sie erschrocken zurück, denn dicht vor ihr stand der Herr mit der blauen Brille und fixierte sie.

„Welch ein unangenehmes Gesicht," dachte Frau Dürütty, „und worauf wartet er?... Ich hoffe, er steigt nicht in mein Coupé! Es wäre unangenehm, mit ihm allein durch den langen Belleviller Tunnel zu fahren! Wenn er Miene macht, zu mir hineinzusteigen, wechsle ich sofort das Coupé."

Da pfiff der Zug, — der Fremde öffnete die Wagenthür und saß mit einem Mal dicht neben Frau Dürütty.

Sie fuhr ordentlich zusammen; gegen ihren Willen, fast unbewußt, murmelten ihre Lippen: „ah mon Dieu! ah mon Dieu!" und unter ihren Wimpern hervor warf sie verstohlene Blicke auf ihren Reisegefährten. Sein Gesicht, kaum erkennbar unter dichtem Bart und blauer Brille, machte keinen vertrauenerweckenden Eindruck auf sie, aber was sie besonders beunruhigte, waren seine großen muskulösen Hände. „Wahre Verbrecherhände," dachte sie, „besonders was die kurzen, breiten Daumen betrifft. Ha, ich wünschte, ich wäre aus diesem Kasten heraus! Wie hieß doch nur jener Präfekt, der vor drei Wochen im Tunnel von Barentin ermordet wurde? . . . Voyons, voyons, es ist doch nicht möglich, daß ich Angst habe. Quelle honte, ein solches Hasenherz zu sein!"

Unterdessen hatte der Fremde eine Zeitung hervorgezogen und schien zu lesen. Frau Dürütty bemerkte, daß seine Mundwinkel zuckten, als verberge er mühsam einen Ausdruck der Belustigung. „Vielleicht ist er verrückt," dachte sie angstvoll und schaute ihn prüfend an, aber wie erschrak sie, als sie seinen Blicken begegnete, die über die Brillengläser und Zeitung hinweg auf sie gerichtet waren.

Nun pfiff die Lokomotive, und man näherte sich dem großen Tunnel; Frau Dürütty fühlte, wie ihr Herz klopfte. Sie sah sich vergebens nach dem Notsignal um. Plötzlich hätte sie fast aufgeschrieen: während ihre Augen die Signalleine suchten, hatte der Fremde sich erhoben . . . er stand dicht vor ihr . . . er fixierte sie . . . sie schloß die Augen . . .

Gemächlich zog er die Coupéfenster herauf, durch welche der Lokomotivenrauch hereinquoll und setzte sich wieder, aber Frau Dürütty war nicht mehr im stande, ihre Erregung zu verbergen. Mit einem Satz hatte sie sich auf die andere Seite des Coupés begeben und dort mit fieberhaft zitternden Händen das Fenster heruntergelassen; dicht an der Thüre sitzend, hielt sie den Arm zum Fenster hinaus, um bei der geringsten Bewegung ihres Reisegenossen die Thürklinke handhaben zu können. Ihre Blicke waren ihm bei dieser stummen Szene krampfhaft zugewandt, und ihr Gesicht trug den Ausdruck verzweifelter Entschlossenheit.

Es wurde dunkel, — der Zug war im Tunnel. — Er hatte die Zeitung sinken lassen und fixierte sie; die Coupélampe spiegelte sich in seinen runden Brillengläsern, die aus dem Dunkel seiner Ecke wie Eulenaugen hervorglühten, und auf seinen Zügen glaubte Frau Dürütty ein infernalisches Lächeln zu bemerken. Während der Zug dumpfdonnernd dahinrollte, saßen die Beiden sich Aug' in Auge unbeweglich gegenüber . . . . . . Frau Dürütty war zu Mut, wie einem Tierbändiger, welcher fühlt, daß von der magnetischen Gewalt seines Blickes sein Leben abhängt. Schon drohte ihr Arm zu erschlaffen, da drang ein feiner Lichtstrahl in den Tunnel, — er wurde breiter, — o himmlisches Tageslicht! — der Zug verließ hellaufpfeifend die dunkle Unterwelt und hielt bei der Station Menilmontant.

Die Coupéthüre öffnend, stieg der unheimliche Reisegefährte gemächlich heraus. Er lüftete seinen Hut und grüßte: „Bon jour, Madame," und im Sonnenlicht sah Frau Dürütty ein gutes, breites Gesicht, das ein unverhohlenes Lächeln erheiterte.

„Ah mon Dieu," sagte sie verblüfft, „er hat erraten, wofür ich ihn gehalten habe." In diesem Augenblick hatte die Gürtelbahn es mit ihr auf immer verscherzt, und sie blieb ihr lebenlang der Meinung, daß man, wenn auch nicht immer ernster Lebensgefahr,

so doch den unwürdigsten Situationen auf derselben ausgesetzt sei.

Als Frau Dürütty auf der Station Gentilly ausstieg, war sie erstaunt, statt einer volksbelebten Vorstadt grüne Wiesen und Felder zu sehen, welche im Süden durch die Befestigungswälle abgeschlossen waren. Auch der, sich längs den Wällen dahinziehende Boulevard Jourdan erwies sich nur als eine häuserlose Allee, die einen freien Ausblick auf die Ebene mit einzelnen freistehenden Häusern, Gärtnereien und Fabrikgebäuden gewährte. Ein unendlich gelangweilt aussehender Sergeant de ville spazierte vor dem Stationsgebäude auf und ab und beantwortete Frau Dürüttys Fragen mit großer Bereitwilligkeit, augenscheinlich auf seinem einsamen Posten auch der kleinsten Zerstreuung froh. ‚Der hochgelegene Park Montsouris verdecke die Vorstadt hier den Blicken; um sie zu erreichen, müsse man den Park durchschneiden, das Réservoir de la Vanne entlang gehen bis zu einer Treppe, die in das Viertel Montsouris führe, dort würde ihr jedes Kind die Straße de la tombe d'Isoire zeigen.‘

„Ich hoffe,“ bemerkte Frau Dürütty, „die Gegend hier ist nicht gefährlich?“

„Mein Gott, Madame,“ versetzte er achselzuckend, „wir befinden uns natürlich nicht im zivilisiertesten Viertel von Paris. Ah non, par exemple. — Aber passieren thut hier nichts besonderes; wenn sie sich totschlagen, so sind sie betrunken. Ein Raubmord — nie! Es gibt nichts zu rauben, man käme nicht auf seine Kosten.“

„Er ist ermutigend, dieser Kämpe der öffentlichen Sicherheit,“ dachte Frau Dürütty, indem sie in den Park Montsouris trat. Sie war verstimmt; die eben durchlebte Episode verdroß sie über die Maßen. Sie hatte die Belagerung von Paris und die darauf folgende Kommune mitgemacht und mehr als einmal kaltblütige Geistesgegenwart in wirklicher Lebensgefahr bewiesen — wie konnte sie heute nur so kindisch und kopflos sein? — Aber daran waren die Zeitungen Schuld, welche täglich die unsinnigsten Raub- und Mordgeschichten erzählten, Schuld auch Polizisten, wie dieser abgeschmackte Sergeant de ville mit seinen unnötigen Erklärungen. Noch vibrierte die Erregung in ihren Nerven. Ach, wie war sie erschöpft, wie zitterten ihre Kniee beim Gehen.

Ein merkwürdiger Schmerz in der Herzgrube erinnerte sie plötzlich daran, daß sie heute noch nichts gegessen hatte; das erklärte ihre Kraftlosigkeit auf das natürlichste. Da sie auf einer Anhöhe des Parks einen maurischen Pavillon erblickte, eilte sie dorthin, in der Hoffnung, eine Restauration zu finden, aber der maurische Pavillon erwies sich als meteorologisches Observatorium und war nur Spezialisten zugänglich. — Frau Dürütty, sonst so schaulustig und wissensdurstig, ging an den wunderlichen Instrumenten, die hier aufgestellt waren, gleichgültig vorüber. Das Phänomen des Hungers, den sie zum ersten Mal kennen lernte, erschütterte sie, ihr kleiner Appetit war stets so schnell befriedigt, und es gehörte zu ihren Lieblingsbehauptungen, daß man zu viel Mahlzeiten am Tage hielte; wie schmerzlich ein leerer Magen auf das Gemüt wirkt, davon hatte sie keine Ahnung. Nun erschrak sie vor dem Ernst des Naturgesetzes.

„So also ist er, so ist der Hunger!“ dachte sie, „und Tausende von Menschen leiden in Paris diese Qual, ohne, wie ich, in der Tasche Geld zu haben, um sich im nächsten Bäckerladen Brot zu kaufen! Aber das ist ja haarsträubend, und der Abbé Jonques hat tausendmal recht! Mein Gott! Zu denken, daß es dabei Leute gibt, die hundert Frank für einen Damenhut wegwerfen! Ach, wie ist mir schwach zu Mut — sähe ich nur endlich einen Bäckerladen! — Und man bestraft noch die, welche aus Hunger stehlen! Ma foi, mich wundert nur, daß die Armen bei ihrer ungeheuren Majorität sich solche Ungerechtigkeit ruhig gefallen lassen, daß sie nicht mit Gewalt nehmen, was sie zum Leben brauchen —“

Während Frau Dürütty diese anarchistischen Gedanken spann, stieg sie die kleine Treppe hinan, welche hinter dem Reservoir des Flüßchens Vanne in das Viertel Montsouris führt, und befand sich plötzlich in einem Labyrinth schmutziger, kleiner Gassen. Nach der ländlichen Gegend, die sie durchschritten hatte, überraschte sie der Kontrast, doch war der Charakter dieser Vorstadt auch angethan, ihr Erstaunen zu erregen. Sie kannte das Quartier du Temple im Herzen von Paris, sogar das berüchtigte Quartier Mouffetard mit seinen unheimlichen, wüsten

Häusern und seinen dunklen, engen Straßen hatte sie sich einmal angesehen, — aber das waren die Stadtviertel des historischen Verbrecherelends, der klassischen Misère, man fühlte in ihnen die Traditionen der Großstadt, — hier glaubte man sich auf ödes Land versetzt. Die Häuser, niedrig und barackenartig, trugen den Charakter hoffnungsloser Verkommenheit, auf den Straßen lag Unrat, die Fenster waren blind, verklebt, gardinen- und blumenlos. Von denen, die hier lebten, konnte niemand sich wohl fühlen, niemand eine Häuslichkeit haben, es waren nur Höhlen, um darin Schutz zu suchen vor den Unbilden der Witterung, oder darin zu sterben.

Sie ging an offenen Thüren vorbei, aus welchen ekelerregende Gerüche hervorquollen; drinnen sah man steingedielte Räume, in welchen Lumpen, Knochen und altes Eisen in aussortierten Haufen lagen. Zwischen diesem scheußlichen Unrat hockten schmutzstarrende Frauen und Männer; einige spielten Karten, andere hatten sich auf die Lumpen gebettet und pflegten, nach der mühevollen Nachtarbeit in den Schüttgruben, der Ruhe.

„Wahrhaftig," sagte Frau Dürütty, während sie mit sorgfältig gerafften Röcken in der Mitte dieser Gassen einherschritt, „die Pariser Straßen haben Seelen und können sprechen! Welche Mannigfaltigkeit in ihrem Charakter, — ich hätte fast gesagt, in ihrem Temperament, und wie müssen sie ihren Bewohnern, selbst gegen deren Willen, ihre Signatur aufdrücken! Sollte man z. B. in dieser Rue d'Yves leben können, ohne allmählich sein innerstes Wesen ihrer trost- und freudelosen Physiognomie anzupassen? — Ich hoffe nur, daß die Straße unseres Freundes Anatole auf weniger Vorurteilslosigkeit schließen läßt —"

Die Rue de la tombe d'Issoire erwies sich in der That freundlicher als ihr Name; sie verband die äußerste Vorstadt mit den Boulevards und zeigte zivilisiertere Verhältnisse, je mehr sie sich diesen letzteren näherte. Hier und da fanden sich schon kleine Fleischer- und Bäckerläden, und Frau Dürütty konnte ihren murrenden Magen endlich zufrieden stellen. — Es war erstaunlich, welchen Umschwung der Ideen der Genuß eines Brötchens bewirkte. Erstlich fand Frau Dürütty, daß die Befriedigung des Hungers eine nicht geringe Wollust sei, welche der Arme dem Reichen voraus habe, und das tröstete sie einigermaßen über das Los der Hungernden. Zweitens fühlte sie ihr moralisches Gleichgewicht hergestellt, ihren Mut neubelebt und die gewohnte Harmonie ihres Wesens zurückgekehrt.

Die Nummern zählend, schritt sie die Straße hinab, welche nach dem Boulevard St. Jacques zu immer breiter und belebter wurde; auch die Häuser fingen an, weltstadtgemäß auszusehen, und die Nummer hundertundvierundachtzig war ein gewöhnliches fünfstöckiges Pariser Haus, das sich sogar des obligaten Argus in Gestalt einer umfangreichen Concierge erfreute. Diese geordneten Existenzverhältnisse beruhigten Frau Dürütty etwas über die Person ihres jungen Schuldners, und sie machte sich mutig daran, die fünf Treppen emporzusteigen, welche zu seiner Wohnung führten.

IV.

„Los!" rief eine Männerstimme drinnen, als Frau Dürütty an die Thüre klopfte. Etwas erstaunt über diese ungewöhnliche Formel, zum Eintritt einzuladen (welche sie übrigens auf die Argotsprache des Quartier latin schob), klinkte sie sachte die Thüre auf und bemerkte, daß ein Teppich vor derselben hing. Vorsichtig erfaßte sie ihn, schob ihn zur Seite und steckte ihren Kopf rekognoscierend ins Zimmer hinein.

Aber wie von der Tarantel gestochen, fuhr sie zurück. — Dicht neben sich, von der Mittagssonne aufs grellste beleuchtet, hatte sie einen jungen Mann erblickt, dessen einziges Kleidungsstück in einem Leopardenfell bestand; einen Thyrsosstab über dem Kopf schwingend und den Oberkörper gewaltsam zurückgeworfen, während ein Fuß wie im rasenden Tanze gehoben war, sah er einem Wahnsinnigen nicht unähnlich.

„Nom d'un chien!" schrie ein anderer junger Mann, der am Fenster neben einem photographischen Apparate stand. Mit einem Satze war er draußen auf dem Flur neben der erschreckten Frau. „Que diable, Madame, man klopft an, bevor man in das Zimmer fremder Leute dringt."

„Aber ich habe geklopft, und Sie riefen ‚los,'" erwiderte Frau Dürütty.

„Das galt dem Modell, Madame, weil die Aufnahme begann. Aah, sapristi, die

Situation, in der Sie auf der Platte fixiert sind, ist pikant!" — Er richtete seine muntеren Augen auf die bestürzte Frau und brach in ein unwiderstehliches Lachen aus: „Mein Gott, Madame, — ich bedaure tief, — verzeihen Sie, aber die Geschichte ist zu gut, — nein, Sie können sich nicht vorstellen, welchen Ausdruck Ihr Gesicht hatte, als es so hinter dem Vorhang hervorlugte, — einen Ausdruck, — einen Ausdruck von —"

„Oh," rief Frau Dürütty, „ich hoffe, Sie werden die Platte auf der Stelle vernichten!"

Er lachte immer noch: „Das kann ich nicht versprechen, — haben Sie Einsehen, Madame! Ich brauche den rasenden Bacchanten für mein nächstes Salonbild, das Modell ist vergriffen, und mit der Photographie erspare ich teure Sitzungen, abgesehen davon, daß überhaupt kein Modell diese Stellung aushalten würde. Doch verspreche ich, Ihre werten Züge zu respektieren, — ich verspreche Diskretion, höchste Diskretion, — mein Name ist Barge, und womit kann ich Ihnen eigentlich dienen?"

„Welch gräßliches Abenteuer," sagte Frau Dürütty, „ich kam hierher, um Herrn Cocherat zu sprechen."

„Hm — mmm" — machte er, sie mißtrauisch betrachtend, „und was, wenn ich fragen darf, verschafft ihm diese Ehre?"

„Ich habe Geschäfte mit ihm, dringende Geschäfte," erwiderte sie, „o bitte, sagen Sie mir, wo ich ihn finden kann, — ich heiße Madame Dürütty und bin eine Bekannte seiner Schwester."

Er drehte immer noch unschlüssig seinen Schnurrbart: „Hm, hm, Madame, ich halte es für meine Pflicht, — die Pflicht eines Ehrenmannes, Madame, — Ihnen mitzuteilen, was wir leider versäumt haben, auf die Visitenkarte unserer Thüre lithographieren zu lassen, was aber unser Concierge, — auch ein Ehrenmann, Madame, aber ein dunkler, — jederzeit zu bestätigen bereit sein wird, — wir gehören nämlich zu der Freimaurerloge des Paslesol, mein Freund Anatole und ich, — ja Madame, — und in diesen geweihten Hallen herrscht der schnöde Mammon nicht —"

„Was hältst du da für Fastenpredigten, Blagueur?" rief eine dumpfe Stimme aus dem Innern des Zimmers.

„Ha! ich wollte ihn retten, er gehört zu denen, die sich nicht retten lassen!" rief Aristide Barge mit Pathos. „Treten Sie ein, Madame, — o erröten Sie nicht, — das Modell hat bereits das Leopardenfell mit einem karrierten Anzug vertauscht und empfiehlt sich grade. Sehen Sie diesen Bretterverschlag? — er ist unser chemisches Laboratorium, — mit anderen Worten, die Dunkelkammer, in welcher mein Freund Cocherat seine Platten präpariert. — Holla, du da drinnen! Eine Dame will dich sprechen!" —

„Eine Dame vom Moulin rouge*)?"

„Nein, imbécile —! Eine Dame ohne Circonflex!"

„Also eine Parze?" — klang es dumpf von drinnen, und an dem verhüllten Fensterchen des Verschlages erschien ein Gesicht. — „Welche von den drei Parzen Sie auch sein mögen —"

„Mein Herr," brach es ärgerlich von Frau Dürüttys Lippen, — „ich heiße Madame Dürütty und bin gekommen, Sie zu fragen, wo Sie die Ausstellungslose versetzt haben, welche ich Ihnen durch Ihre Schwester zukommen ließ."

„Peste," sagte Barge, als er das Gesicht seines Freundes mit Blitzesschnelle vom Fenster verschwinden sah, „er ist vor Freude in Ohnmacht gefallen."

Aber schon öffnete sich die Bretterthüre, und Anatole Cocherat erschien im Zimmer. Sein Gesicht trug den Ausdruck äußerster Bestürzung und peinlichster Verlegenheit. „Madame, Madame," stammelte er, „wie soll ich mich vor Ihnen entschuldigen?"

Frau Dürütty war auf Neue so wenig gefaßt, daß sie dieselbe für eine Fortsetzung schlechter Witze hielt. Als sie jedoch ihre empörten Blicke auf ihren jungen Schuldner richtete, sah sie ihm die freimütigste Aufrichtigkeit an; er hatte eine offene Stirn und treuherzige Augen, nur das weiche, runde Kinn verriet allzugroße Gutmütigkeit und Schwäche.

„Wie soll ich das verstehn?" fragte sie. „Haben Sie die Lose verkauft?"

„Nein, nein!" rief er. „Barge kann es bezeugen —, übrigens habe ich die Quittung hier in der Tasche —"

Und er griff in die Tasche seiner

*) Ein Pariser Balllokal.

braunen Sammetjoppe, aus welcher er ein Portefeuille mit allerlei Papieren zog.

„Glauben Sie mir, Madame," fuhr er fort, „meine Beschämung über meine Nachlässigkeit ist groß." Er konnte sich allerdings nicht mit Unwissenheit entschuldigen; seine Schwester liebte es, mit Frau Dürüttys Freundschaft zu prahlen, und sie hatte ihn an jenem Morgen, als sie ihm das Geld zur Bezahlung seiner Schulden brachte, alle Umstände der Bonsangelegenheit auf das Genaueste erzählt. Er erinnerte sich sehr genau, daß sie ihm die Lose mit der Bedingung einhändigte, sie müßten vor dem Ersten eingelöst werden, — sie hatte hinzugesetzt, daß sie das Geld dazu von Frau Dürütty bekommen werde. Da sie eine Stunde geben mußte, trug sie ihm auf, die Lose bei einem zuverlässigen Menschen zu versetzen, — von ihren Ermahnungen hatte er nicht eine befolgt, — das war das Los aller Ermahnungen seiner Schwester. Sie trieb zu viel Verschwendung mit ihren Ermahnungen.

„Sie sehen mich in tiefster Zerknirschung — ich habe kein Wort zu meiner Entschuldigung zu sagen."

„O, er war überhäuft mit Berufsarbeiten," sagte Barge ironisch.

„Aber wo haben Sie denn die Lose versetzt?" fragte Frau Dürütty. „Lassen Sie uns, ohne eine Minute zu verlieren, hingehen und die Bons einlösen."

„Es ist nicht weit," sagte er zögernd, „nein, nicht weit, — aber —"

„Aber —?"

„Aber es ist kein Lokal, wohin ich Sie führen darf, — die Bons sind bei dem Kohlenhändler Cambussa, dem Auvergnaten in der Rue Montbrun — er hält zugleich eine kleine Schenke, aber sein eigentliches Metier ist der Wucher — o was müssen Sie von mir denken? Statt mich für Ihre Wohlthat dankbar zu erweisen, verursache ich Ihnen noch Verdruß! — Ich bin der gewissenloseste Schuft —"

„Nun, nun," unterbrach ihn Frau Dürütty, welche einer solchen Zerknirschung gegenüber entwaffnet war, — „seien Sie nicht so außer sich. Das heißt," verbesserte sie sich lächelnd, „ich will Sie doch nicht hindern, sich selbst Moral zu lesen, auch wenn ich Ihnen die meine erspare —"

„Ma parole," sagte Barge mit theatralischer Geste, „Sie flößen mir ungeheure Sympathie ein, Madame. Wenn der Halsabschneider Cambussa die Lose nur am Ziehungstage, eine Stunde vor Veröffentlichung der Gewinnliste, herausgibt —"

„Risto, du kommst mit!" rief Anatole, „du mußt als Zeuge dienen! O, mein Freund Barge ist ein Teufelskerl, Madame, Sie sollen mal sehn, wie energisch er mit dem schwarzen Schurken umspringen wird!"

Risto, den die ungewöhnliche Art, in welcher er Frau Dürüttys Bekanntschaft gemacht hatte, ganz zu ihren Gunsten einnahm, stellte sich mit pathetischen Beteuerungen zu ihrer Verfügung. Die Aussicht eines „Raddaus" schien ihn aufs angenehmste anzuregen, und er ließ es sich nicht nehmen, trotz Frau Dürüttys Proteste oder vielmehr gerade ihretwegen, eine ungeheure Pistole in die Tasche zu stecken, wobei er wohlweislich verschwieg, daß dieses Mordgewehr längst als kampfunfähiger Invalide die Dienste eines dekorativen Atelierstücks erfüllte.

Zwischen ihren beiden Rittern die Rue Dareau hinabschreitend, musterte Frau Dürütty sie mit mißtrauischem Blick; man konnte nicht behaupten, daß ihr Äußeres trotz der verwegen aufgestülpten Cylinderhüte und der flatternden bunten Krawatten besonders vertrauenerweckend war. Anatole kämpfte sichtlich mit innerer Unruhe, während ein verdächtiges Zwinkern um Aristides Mundwinkel die gewaltige Heiterkeit verriet, welche dieser Schlingel dem Ernst der Situation entgegentrug. Die Rue Montbrun war auch nicht dazu angethan, Frau Dürüttys Unbehagen zu vermindern, — sie bestand aus grauen Speichern, die ihre fensterlose Front der Straße zukehrten, und je mehr sie sich dem Innern des Quartier Montsouris näherte, um so armseliger und vernachlässigter wurde ihr Aussehn. Die Sonne stand im Zenith und füllte die Gasse mit Licht und Glut; wie geblendet und betäubt schritt Frau Dürütty näher, voll jener Stumpfheit, mit welcher ein freundliches Naturgesetz dem überlasteten Gemüt zu Hilfe kommt. —

Nun waren sie vor der Wohnung des Auvergnaten angelangt —: Frau Dürütty sah in der langen, glatten Fassade eines Speichers eine unregelmäßige Öffnung, dem Loche ähnlich, das ein Nagetier ausgehöhlt hat. Durch diese Thüre, welche zugleich

das Fenster ersetzte, trat man in eine niedrige Stube. Es war dunkel darin; Kellerluft und Fuselgeruch schlugen einem entgegen; einige Bänke um einen Holztisch, Flaschen und Gläser auf einer Regale bildeten die Insignien dieses „Débit de vin." Eine große starkknochige Frau wusch auf einer Bank Gläser, während ein Paar Eisenbahnarbeiter in der Nähe der Thüre Karten spielten.

Ein Blick in diese Höhle genügte, um Frau Dürütty aus ihrer stumpfen Versunkenheit zu reißen und den brennenden Wunsch davonzulaufen in ihr zu erwecken. Aber schon hatten ihre Ritter sie höflichst hineinkomplimentiert, und während Anatole mit einer Geste, die bei gutem Willen für einen Gruß gelten konnte, die Frau anredete und nach ihrem Manne fragte, verfolgte der weniger höfliche Aristide bereits die Fährte desselben durch eine Art Schlupfloch in der Mauer, welches in die Kohlenniederlage führte. Erfahrung hatte ihn gelehrt, sich in Geschäften stets direkt an den Mann zu wenden und den Frauen, die in solchen Dingen keinen Spaß verstehn, sorgsam aus dem Weg zu gehn.

Die Auvergnatin verhielt sich scheinbar gleichgültig. Sie sagte, ihr Mann sei in der Kohlenniederlage und fuhr fort, Gläser zu waschen. Frau Dürütty und Anatole entschlossen sich daher, Aristide zu folgen und tappten gebückten Hauptes durch die niedrige Thür. — Die Kohlenniederlage erwies sich als ein angebauter Holzschuppen, dessen kleine Fensterluken genügende Helligkeit hineinließen. Cambussa, — eine Hünengestalt mit unförmlich großen Händen und Füßen und einem ungeschlachten Körper, der sich nur mühsam aufrecht zu halten schien, — schichtete in einem Winkel viereckige Briquettes auf; alles war schwarz an ihm, nur das Weiße der Augen leuchtete um so greller hervor. Als Frau Dürütty diese weißen Augen funkelnd auf sich gerichtet sah, verwünschte sie in blitzschneller Reihenfolge Anatole und Aristide, die sie hierhergelockt, Fräulein Cocherat und den Abbé Jonques, ja sogar den guten Vetter, dessen Geschenk ihr wohlthätiges Werk ermöglicht hatte.

Unterdessen begrüßte Barge den schwarzen Halbmenschen durch einen wuchtigen Schlag auf die Schulter, der im Schuppen widerhallte. Dann den Hut auf den Hinterkopf schiebend, sagte er im schnarrenden Accent des pariser „voyou," dessen unbeschreibliche Frechheit er auf das erfolgreichste nachahmte:

„Salut, Vater Cambussa, — wir sind der Bons wegen gekommen." — Der Auvergnate richtete sich schwerfällig empor und starrte die Dreie an; — er bedurfte keiner Minute, um die Situation klar zu erkennen. Und die Dreie begriffen beim Aufblitzen dieser weißen Raubtieraugen plötzlich, wie unüberlegt sie gehandelt hatten, alle zusammen und gewissermaßen im Kriegsschmuck hier zu erscheinen. Cambussa witterte Wichtiges, sein Mißtrauen war erregt, und dieser Eindruck konnte nicht mehr verwischt werden.

Cambussa fuhr langsam mit seiner ungeheuren, schwarzen Faust durchs struppige Haar und sagte verschlafen im breiten Auvergnaten-Dialekt: — „Was für Bons —?"

Jetzt warf sich Anatole mit der kopflosen Courage, — der einzigen, über welche er verfügte, — frischweg ins Gefecht.

„Meine Bons will ich, Vater Cambussa, die ich am achtzehnten August bei Ihnen versetzt habe, — Sie erinnern sich wohl? — und hier ist Ihre Quittung und das Geld."

In diesem Augenblick erschien die mächtige Gestalt der Auvergnatin in der Thüre, und Frau Dürütty wurde zu Mut wie einer Maus in der Falle. Jene besinnungslose Angst, die sie eben noch auf der Eisenbahnfahrt durchlitten hatte, erfaßte sie aufs neue.

„Aristide, — Herr Aristide," stammelte sie, sich unwillkürlich an den Stärkeren klammernd, „lassen Sie uns fortgehn —"

„Sofort, sofort," sagte jener, den die Sache nun erst recht belustigte.

Cambussa nahm die hingehaltene Quittung, drehte sie einigemale um, als wollte er sich von ihrer Echtheit überzeugen und blickte dann scharf auf; über den Köpfen der drei Fremden kreuzten sich die Blicke von Mann und Frau.

„Ta—ta—ta," sagte jetzt die Frau, „als ob Sie nicht wüßten, Herr Cocherat, daß die Bons am ersten September abgelaufen waren."

„Mais oui, — mais oui," bestätigte der Mann, froh die angedeutete Fährte

verstanden zu haben, — „am ersten September sollten sie eingelöst werden.“

„Wir brauchten unser Geld,“ fuhr die Frau fort, „da haben wir sie verkauft.“

„Ja, ohne Vorteil verkauft —“ bestätigte der Mann.

„Das ist nicht wahr!“ schrie Anatole, „das hätten Sie nie gewagt, — ich habe die Bons nur versetzt, Sie hatten kein Recht, sie zu verkaufen.“

„Wir brauchten unser Geld —“ wiederholte die Frau achselzuckend.

„Und hier steht deutlich geschrieben, daß die Bons am ersten September eingelöst werden mußten,“ setzte der Mann hinzu.

„Voyons,“ rief Aristide, „wie viel wollt Ihr für die Bons haben, carabin de malheur? — denn darum handelt es sich ja wohl nur.“ Und mit jener „grâce canaille“ des Pariser Boulevardiers, die ihm eigen war, ein unerwartetes volte face machend, so daß er plötzlich vor der zurückprallenden Madame Cambussa stand, sagte er mit unnachahmlicher Zärtlichkeit im Ton: „O Madame, welches Vergnügen Sie uns bereiteten, wenn Sie zu Ihrer Spülwanne zurückkehren wollten.“

„Das glaub ich!“ rief die Kohlenfrau höhnisch, „aber in dieser Sache habe ich ein Wörtchen mitzureden. Die Bons sind verkauft, und selbst wenn Sie das Doppelte von ihrem Wert zu zahlen bereit wären, könnten wir sie Ihnen nicht geben.“

„Wem haben Sie sie verkauft?“ fragte Anatole.

Mann und Frau zuckten die Achseln: „— Kann man's wissen —? — es sind drei Wochen her —!“

„Eure Seelen sind so schwarz wie Eure Gesichter,“ — sagte Barge, und Anatole erhitzte sich: „Wir werden klagen! Wir werden Ihren Wucherhandel vor Gericht blosstellen —“

Die Kunden in der Schenkstube hatten sich neugierig der Thüre genähert und begleiteten die Verhandlungen mit anspornenden Zurufen: „Bravo, junger Mann! gebts ihm tüchtig, dem Halsabschneider, dem Blutsauger! He, Camarade, laßt das nicht auf Euch sitzen!“

„Nun ist's genug!“ schrie der Auvergnate, „sacré nom d'un chien! geht klagen, mais fichez-moi le camp!“ Und sich schwerfällig erhebend, streckte er seine schwarze, haarige Faust aus und schob Frau Dürütty, welche ihm am nächsten stand, in die Richtung der Thüre ....

Da geschah etwas Schreckliches —. Wie es geschah, hätte Frau Dürütty später nie genau erzählen können. Wahrscheinlich hatte Anatole die handgreifliche Bewegung des Kohlenmannes für eine thätliche Beleidigung angesehen, denn er fuhr wie ein kleiner Stoßgeier auf das Ungetüm und versetzte ihm einen so respektablen Boxerschlag in die Magengegend, daß jener laut aufbrüllte .... im nächsten Augenblick rollten alle drei, Cambussa, Aristide und Anatole, — in wütender Umschlingung am Boden.

Hei, wie flog der Reisig im Schuppen! Die aufgeschichteten Briquettes stürzten krachend um, mitten unter die Kämpfenden, die sie in eine schwarze Kohlenstaubwolke hüllten. Cambussa heulte und fauchte, Anatole stöhnte, Aristide fluchte, Beine und Arme schwangen sich wehrhaft, und aus dem Knäuel verwickelter Gliedmaßen tauchte ab und zu ein entstelltes, verzerrtes Menschengesicht mit hervorquellenden Augen und wutschäumendem Munde auf ....

Die Gäste in der Schenkstube stiegen auf die Bänke, um über die Schultern der Auvergnatin, welche die Thüre verbarrikadierte, dem Kampfe zusehen zu können; ihr lautes Johlen mischte sich ins Wutgebrüll der Kämpfenden. Madame Cambussa hatte anfangs Miene gemacht, ihrem Manne zu Hilfe zu kommen, dann aber schien sie sich eines andern bedacht zu haben, — krachend warf sie die Thüre zu, schloß sie ab, und aus voller Kehle schreiend — „Polizei, — Polizei —! — ich hole Polizei!“ — stürzte sie davon.

Diese Worte gaben Frau Dürütty's Geistesgegenwart den Gnadenstoß —: „Die Frau holte Polizei, — man würde sie auf die Wachstube führen, — bei hellem Tage durch die Straßen mit einem Menschenschwarm hinter sich, — lieber sterben.“

Sie stürzte an die Luke und rüttelte daran, — umsonst, die Öffnung war zu klein, — sie tappte längs den Wänden, stolperte über Kohlenhaufen, zerriß Handschuhe und Kleider im Reisig, — das wüste Geschrei der Männer verriet ihr, daß der Kampf noch dauerte, — sie war in den Hintergrund des Schuppens geflüchtet, und





Freigesprochen. Nach dem Gemälde von Ferd. Brütt.

wie ein kleiner Vogel im Käfig stieß sie verzweifelt mit dem ganzen Körper an die Wand ihres Gefängnisses.

Plötzlich gaben die Bretter nach, und Frau Dürütty stürzte der Länge nach ins Freie; ihr Hut flog vom Kopfe herunter, und das Steinpflaster, auf das sie gefallen war, riß ihr die Hände wund. Sie richtete sich hastig auf, — war es denn möglich, hatte sie die Wand des Kohlenschuppens eingebrochen —? Nein, sie war einfach auf die Thüre geraten, welche zum Hineinschaffen der Kohlen diente, und nun befand sie sich auf einem großen Hof. Der Zufall wollte, daß eins der Thore, die ins Freie führten, offen stand. Frau Dürütty hob ihren Hut auf und lief, ohne sich umzuschauen, auf die Gasse.

Bei der ersten Straßenkreuzung bemerkte sie eine leere Droschke, deren Kutscher in die Lektüre des „Petit Parisien"*) vertieft war. Sie sprang in den Wagen und rief dem Rosselenker ihre Adresse zu. Bis zum Boulevard Montparnasse versteckte sie sich im Hintergrunde des Wagens, aus Besorgnis, Madame Cambussa zu begegnen; erst als die Droschke in die wohlbekannte Avenue de l'Observatoire einbog, und der vertraute Anblick des Marschall Ney beim Hospiz der Maternité sie stärkte, atmete sie auf. Sie schob ihren Hut zurecht, streifte die zerfetzten Handschuhe ab und wischte den Ruß aus ihrem Gesicht. Der Gedanke, in diesem Zustand an der Loge ihrer Concierge vorbeizugehen, erfüllte sie mit Grauen. —

Und während der Wagen den Boulevard St. Michel im kühlen Baumschatten des angrenzenden Luxemburger Gartens entlang rollte, resümierte Frau Dürütty die Resultate ihrer Odyssee. Die Bons waren verloren, darüber konnte kein Zweifel sein. Aristide und Anatole befanden sich wahrscheinlich schon auf dem Polizeibüreau, wo ein Beamter sie ausfragte, und ein Schreiber die ganze Geschichte zu Protokoll brachte. — Von den beiden thörichten Jungen war nicht zu erwarten, daß sie Frau Dürüttys Namen und ihren Anteil an der Sache verschweigen würden; der ganze Skandal konnte morgen im „Petit Journal" stehen, übermorgen in Tours bekannt sein. Als Frau Dürütty sich Josephinens Gesicht beim Lesen dieser sensationellen Geschichte vergegenwärtigte, wurde ihre bewegliche, leichtlebige Natur von einer humoristischen Regung erfaßt, welche der Gedanke an Jeanne und Gontran jedoch schnell wieder verscheuchte. Die Kinder bedurften des Geldes zum Glücklichsein: wie sehr hätte sie ihnen den unerwarteten Gewinn gegönnt, wie gerne die Bitterkeit erspart, welche die Nachricht des ihnen entgangenen Reichtums in ihren Seelen hervorrufen mußte. Frau Dürütty konnte nicht im Zweifel sein, daß auch ihr Leben auf immer vergiftet war; — würde man nicht jeden Verdruß der Familie, jede Entbehrung ihr vorwerfen? — Ja, wenn Gontran in seinem Leichtsinn sich einmal einen wirklichen Fehler zu Schulden kommen ließe, oder Jeanne eine unbefriedigende Ehe schlösse, — auf *sie* würde man die Schuld der Kinder zurückführen. —

Ihr schwindelte, und sie schloß die Augen. —

Und das Alles um eines guten Werkes willen! — — — — — — — — —

Der Wagen hielt, und sie stieg mühsam heraus, — alle ihre Kräfte hatten sie verlassen. Während sie ihr Portemonnaie zog, um den Kutscher zu bezahlen, hielt ein anderer Wagen vor der Thüre. Sie blickte zerstreut auf, und ihr Herz erstarrte vor Schreck, — ihr Vetter stieg aus der Droschke.

Er winkte ihr so sonderbar zu, — so erregt und unruhig. „Ha, wär' ich todt!" dachte Frau Dürütty. Sie wußte, daß dieser Mann gut von ihr dachte, und daß sie nun gleich tief in seiner Meinung sinken würde. Eine Frau ihres Alters, — eine Französin verliert nur sehr ungern einen Verehrer.

„Reine," sagte er, auf sie zutretend, — „ich hoffte fast, Sie nicht zu Hause zu treffen und die Sache brieflich abmachen zu können — aus reiner Feigheit, denn ich habe Ihnen Unangenehmes mitzuteilen."

„Er auch!" dachte Frau Dürütty, und es war ihr eine Erleichterung, ihn so verlegen zu sehen.

„Sie erzählen mir das oben, Henri," sagte sie und schritt voran.

Er stieg hinter ihr die Treppe hinan und redete weiter in kleinen, abgerissenen Sätzen:

„Bereiten Sie sich auf eine Enttäuschung

*) Ein Pariser Volksblatt.

vor, — oh, Sie sind eine Philosophin, ich weiß es lange, — aber was hilft Philosophie, wenn einem eine Dachrinne auf den Kopf fällt —? Sie können sich nicht denken, wie wütend ich bin — gewiß werden Sie mich für den unzuverlässigsten Menschen halten, — aber warten Sie — ich werde Ihnen das gleich erklären."

Sie schritt vor ihm die Treppe hinan und dachte: „Wenn die Bons nicht gewonnen hätten! Heilige Jungfrau von Lorette, ich weihe dir die dickste Kerze, welche die Kirchenfrau zu verkaufen hat!" —

Oben angekommen, fiel sie erschöpft in einen Sessel.

Er blieb teilnehmend vor ihr stehen: „Wie blaß Sie sind, Reine, — die Treppen haben Sie angegriffen —!"

„Man wird alt, mein Lieber," sagte sie lächelnd, — „und Ihre Hiobspost —?"

„Warten Sie einen Augenblick, — erholen Sie sich erst ein wenig" —

Plötzlich — sie wußte selbst nicht warum, war sie ganz überzeugt, daß er ihr zu melden käme, ihre Lose hätten nicht gewonnen, und ein Stein fiel ihr vom Herzen. Ihr wurde so übermütig froh zu Mut, daß sie fast aufgelacht hätte.

„Henri," sagte sie, ihn schelmisch ansehend, „wann werden Sie mich endlich ganz verstehen? Glauben Sie wirklich, daß mich dieser elende Mammon (und sie sagte „Mammon" mit solcher Inbrunst) glücklich oder traurig machen könnte?"

„Wie? Sie haben erraten?" rief er.

„Sie haben sich heute morgen versehen, nicht wahr? — Die Bons hatten nicht gewonnen — und um mir das mitzuteilen, machen Sie eine halbe Stunde Vorbereitungen —?!" — Und ihr wurde unsäglich wohl zu Mut, als sie auf seinem Gesicht las, daß sie richtig geraten hatte; ihre Wangen bekamen Farbe, und sie näherte sich unwillkürlich dem Spiegel in der instinktiven Regung ihrer wiedererwachten Eitelkeit. „Ja, Henri," sagte sie, ihr Haar glättend und nicht ohne Übermut, — „ich habe es Ihnen immer gesagt, — Sie verstehen mich nicht —." Ihre Blicke glitten zärtlich in dem sonnenbeschienenen Zimmer umher, umschmeichelten ihren sauberen Hausrat, ihre wohlgepflegten Blumen und streiften durch die offenen Balkonthüren zu den Baumwipfeln ihres geliebten Gartens hinaus. Alles das war ihr wie neugeschenkt.

„Wahrhaftig, Reine," rief er in ungeheuchelter Bewunderung, „Sie sind eine ungewöhnliche Frau! Im neunzehnten Jahrhundert kennt man den Wert des Reichtums und verliert nicht das große Los mit demselben Gleichmut, wie eine alte Patentnadel! Ja selbst, wenn Sie darüber mit sich im Klaren wären, daß Ihre persönlichen Bedürfnisse keiner größeren Mittel bedürfen, müßte Ihr mildthätiges Herz eines Reichtums froh sein, der Sie in den Stand setzt, ungehindert gute Werke zu thun —"

„Gute Werke!" rief Frau Dürütty, „gerade der guten Werke wegen bin ich froh, nicht reich zu sein! Sehen Sie, Henri, Gott hat die Menschen verschieden gemacht und zu verschiedenen Dingen bestimmt — warum würde sonst der eine ein Säulenheiliger und der andere ein Sybarit? — schlimm ist nur, wenn sie sich in ihrer Bestimmung irren oder gezwungen sehn, zu sein, was ihnen nicht im Blute steckt. — Die Natur hat mir das Talent zu guten Werken versagt, — würde mich das große Los nicht in die peinliche Notwendigkeit versetzen, zu thun, wofür ich nicht geschaffen bin —?"

Und als er ungläubig und erstaunt den Kopf schüttelte und sie bat, nicht in Aphorismen zu sprechen, erzählte sie ihm die Geschichte ihres guten Werkes.



Harem in der Wüste. Von Wilhelm Gentz.
(Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)

Wilhelm Gentz, † 23. August 1890.

Von seinem Sohne Ismael Gentz. — Mit einem Einschaltbilde.

(Abdruck verboten.)

Möge dem Verfasser dieses Nachrufes, dem Sohne des Heimgegangenen, erlaubt sein, bevor er das Lebensbild des Vaters beginnt, einige Zeilen aus den Briefen der Redaktion der Neuen Monatshefte an ihn vorauszuschicken. Aus ihnen wird sich am besten ergeben, welche Aufgabe ihm gestellt wurde. Unter dem 3. September wurde mir geschrieben: „Am liebsten wäre es uns, wenn Sie selbst Ihre Erinnerungen an den Heimgegangenen niederschreiben und damit dem Menschen und dem Künstler gleich gerecht würden. Solch ein Wort übt naturgemäß eine ganz andere Wirkung, als die sachkundigste Würdigung seitens eines Fremden, auch dann, wenn es sich nicht um ein abgerundetes Lebensbild, sondern um Erinnerungen handelt, die fragmentarisch sind und sein müssen, weil für sie nicht der Verstand, sondern das Gemüt maßgebend ist.“ — Und unter dem 6. September: „Es ist uns eine große Freude, daß Sie den Artikel über Ihren Herrn Vater selbst schreiben wollen. Wenn wir uns einen Rat in dieser Angelegenheit erlauben dürfen, so geht der dahin, von vornherein auf jedes Trachten nach Objektivität zu verzichten. Erzählen Sie den Lesern von Ihrem Herrn Vater eben als Sohn, dem der Heimgegangene mehr war, als ein großer Künstler. Sprechen Sie als „ich.“ Schildern Sie uns den Vater, wie er Ihnen erschien, seine äußere Gestalt, seine Art sich zu geben und zu leben; wie er als Künstler schuf; wie er als Lehrer wirkte, wie er über seine Kunst dachte. Sagen Sie dann, was er schuf. Solch ein Erinnerungskranz, frisch gewunden mit liebendem Herzen und niedergelegt auf das Grab, ist unverwelklich und lebt so lange, als das Andenken an den Toten, dem es gilt. Was Ihr Vater schuf, werden Kunstrichter künftiger Generationen beurteilen können, was er war, lebt nur fort in Ihrem und der übrigen Angehörigen Erinnern. Gelingt es Ihnen, das festzuhalten, so erfüllen Sie damit nicht nur ein Werk der Pietät, sondern leisten damit auch der Kunstgeschichte einen wertvollen Beitrag.“ —

Wenn meine Kraft dem gegenüber, was man von mir erwartet, nur schwach ist, so will ich doch unverzagt ans Werk gehen, jetzt, wo die herrlichen Blumen in den zahllosen Kränzen auf des geliebten Vaters Grabe kaum verwelkt sind, ihm einige von Herzen kommende Worte treuen Gedenkens nachzurufen.

Uns, seinen Angehörigen, sind von Nah und Fern, von den Besten unserer, wie fremder Nationen schmerzerfüllte Worte der Teilnahme zugegangen, aus denen wir mit Freuden ersahen, daß mein Vater unendlich Vielen lieb gewesen ist und jetzt schmerzlich vermißt wird. Wem aber war er mehr als mir, der ich von klein auf neben ihm



Gezeichnet von seinem Sohne Ismael Gentz.

gearbeitet habe und mich stets seiner Belehrung erfreuen durfte! So lernte ich auch sein Arbeiten, sein rastloses Streben, sein eingehendes Studieren der Natur aus eigenster Beobachtung kennen. Kehrten wir doch erst vor wenigen Monaten von einer Reise nach Tunis und Tripolis zurück, die leider seine letzte gewesen sein sollte. Wie sehr auch meine Mutter, die ihn verstand, wie kein anderes Wesen auf Erden, ihn, den schon bejahrten Mann, auf dieser Reise vor zu großen Anstrengungen und Gefahren zu bewahren trachtete, das rastlose Arbeiten, das innerliche Aufnehmen immer neuer herrlicher Eindrücke und dazu eine primitive Lebensweise wurden ihm doch wohl zu anstrengend und beschleunigten sein Ende. Enthusiastisch wie der Jüngste zog mein Vater, begleitet von dem aus Tunis mitgenommenen Dolmetscher und von den türkischen Schutzsoldaten in Tripolis, auf die Studienplätze, ohne darauf zu achten, ob Sturm oder Sonnenbrand sein Leben gefährden könnten. Selbst an dunklen, regenvollen Tagen pflegte er nicht etwa der Ruhe, nein, immer neue Erinnerungsskizzen ent-

standen, um künftig als Anhaltspunkte für das Gedächtnis zu dienen. Die moderne Art der Studienreise mit dem photographischen Apparat, diesem großen Erleichterungsmittel, unter dem Arm, ist ihm immer fremd zurückzurufen, aber er wollte die Natur nicht abschreiben, er dichtete ihr nach. Ich möchte, um das verständlicher zu machen, an das Bild „Ägyptische Schule" erinnern. Er hat wohl zahlreiche mohammedanische Schulen



Gedächtnisfeier des Rabbi Isaak Barchischat in Algier. Von Wilhelm Gentz.
(Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)

geblieben. Wohl besaß er aus den von ihm bevorzugten Ländern Ägypten und Palästina eine große Fülle von gekauften Photographieen und betrachtete sie wohl auch, um sich manches Geschaute ins Gedächtnis gesehen und in ihnen gezeichnet und beobachtet, er gibt hier aber nicht den Abklatsch irgend eines Schulraumes, den er mit wenig Mühe mit Figuren hätte beleben können, sondern die niedlichen arabischen Knaben



Studie zu dem Bilde: „Begegnung zweier Karavanen in der Wüste."

Palazzo Pitti von Florenz, noch einmal die herrlichen Kunstwerke, die sie bergen, wonnetrunken betrachtend. Nach Berlin zurückgekehrt, siechte er in seinem Heim in der Hildebrandtstraße monatelang dahin. Nur selten hörte man ihn klagen. Gepflegt von seiner treuen, aufopfernden Gattin behielt er bis zuletzt Interesse für alles um ihn her. Ich konnte ihm noch öfters Arbeiten zur Kritik vorlegen, da ich bis zuletzt von ihm zu lernen suchte. Er erfüllte meine Bitten gern, aber es wurde ihm schwer. Denn der früher so volle, kräftig gebaute Mann saß oder lag abgemagert, verfallen und gelb auf den Balkonen des Hauses, atmete schwer die Luft der Gärten ringsum

sitzen lernend und schreibend mit dem gestrengen Lehrer im Freien vor einem Hintergrund altägyptischer Bauwerke in echt afrikanischer Luft. Damit glaube ich, ist der Begriff einer ägyptischen Schule am besten wiedergegeben. Er, der bescheidene Mann, wurde später mitunter zweifelhaft, ob nicht moderne Maler richtiger handelten, wenn sie ohne Wahl ein poesieloses Motiv leidlich abmalten und seine Art nicht zu verstehen, nicht zu schätzen schienen, doch haben diese Zweifel sein Schaffen nicht beeinträchtigt. In Tripolis erkrankte mein Vater, und heftige Stürme verhinderten uns, eiligst Afrika zu verlassen, obschon der teure Kranke schon von dem schaurig öden Christenkirchhof sprach, der auf den schwarzen Klippen und Felsen der Küstenstadt, vom tobenden Meere bespült, einsam außerhalb der Festungsmauer liegt. Zwei schreckliche Überfahrten nach Malta und Syrakus brachen seine Geduld nicht, und, obgleich krank und matt, schleppte er sich doch durch die Uffizien und den

ein und hatte nicht einmal mehr den Genuß des eignen Lesens. Manchem treuen Freunde, der ihn in jenen Tagen aufsuchte, mag bittere Wehmut ins Herz geschlichen sein. Sein Hausarzt und Freund, Generalarzt Dr. Valentini, dessen Sohn selbst ein talentvoller Maler ist, versuchte alles, um Genesung zu schaffen, aber er konnte den geduldigen Patienten nicht retten. Als er ausgelitten hatte, erinnerte Hofprediger Frommel mit Recht daran, daß er auf dem Totenbett aussah, wie ein Patriarch. Ein Patriarch war er ja auch seiner Familie im Leben gewesen. Der schöne würdige Kopf, den im höheren Alter weiße Haare und ein ebensolcher Bart bedeckten und umrahmte, erinnerte an den Typus älterer vornehmer Araberscheiks. Ging er im Orient mit dem weißen Burnus angethan durch die Straßen, so verbeugten sich die Mohammedaner ehrfurchtsvoll vor ihm. In seiner orientalischen Gemessenheit und Ruhe strahlte er auch auf andere Gleichmut aus. Er erzählte

gern und viel von seinen Reisen, und aus der Jugendzeit, zumal damals, als meine Schwester und ich noch in den unvergeßlich schönen Stunden der Kindheit auf seinen Knieen saßen. Nie aber war er, eine stille, verschlossene Natur, ohne Grund redselig, und er verabscheute tief jedes Ausschmücken des Erlebten. Sein Leben lang hatte mein Vater die vielseitigsten Interessen. Er las viel, kannte jede Beschreibung Afrikas und verkehrte mit Nachtigall und Schweinfurth so gut wie mit Künstlern, Schriftstellern und Bekannten aus anderen Kreisen. Ebenso wie Naturforschung interessierte ihn auch die Philosophie. Schopenhauers Werke wurden seine Lieblingsbücher. Er pflegte zu sagen, daß er in der Natur mehr des pessimistischen als



Studien zu einer Illustration in Ebers, „Ägypten:“ „Aushebung der Rekruten.“



Verschleierte Braut.
Studie zu einem Bilde: Ein Sklave führt seinem Herrn die Braut zu.

des optimistischen Waltens sähe. In der Studenten- und seiner Sturm- und Drangperiode war er, wie er selbst aussagte, auch excentrisch und romantisch veranlagt gewesen. Er verschlang tausende von Bänden der schönen Litteratur, zumal der französischen, da er ja lange in Paris lebte und der Sprache sehr mächtig geworden war. Immer aber war er leicht zu Melancholie geneigt und oft unzufrieden mit sich und seinem Können. Dieser Zug hätte sich wohl noch verstärkt, wenn meine Mutter den Vater nicht immer wieder ermutigt und aufgerichtet hätte. Sie war aber zu jeder Stunde gleich fest im Glauben an sein Wollen und sein Können. Zum Teil lassen sich diese Neigungen wohl aus dem Umstande erklären, daß der Erfolg seiner Bilder oft nur von wenigen Künstlern und Kennern gemacht wurde, das große Publikum aber sich nicht recht in seine fremdländischen Schilderungen hinein denken konnte und wollte. Wäre er Franzose gewesen und hätte in Paris geschaffen, so würden voraussichtlich reichere Lorbeeren sein Haupt geschmückt haben. Immerhin erfüllte es ihn mit Stolz, daß einige Galerien Deutschlands, wie die von Dresden, Berlin, Leipzig, Stettin, Chemnitz Bilder von ihm erwarben, während viele andere Schöpfungen fern über den Ozean in fremde Länder wanderten, wo sie kunstverständige Aufnahme fanden. Von deutschen Kunstfreunden, die seine Werke erwarben, seien hier die folgenden genannt:



Kopfstudie aus Palästina.¹)

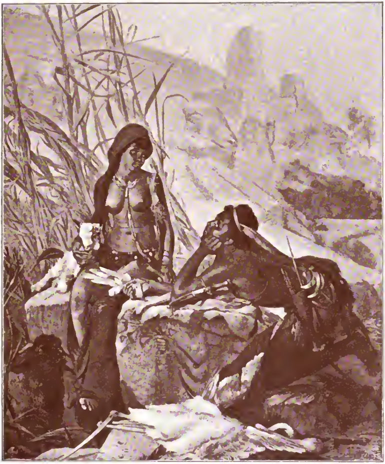
Richter, von Werner, Meyerheim Vater und Söhne, später Gesellschap, Klein und manche Andere haben ihm bis ans Ende Freundschaft erwiesen. Menzel als älterer Künstler hat ihm früher oft seinen Rat erteilt und durch alle Zeit hin mit ihm verkehrt. Jüngeren Künstlern gegenüber hatte mein Vater Zeitlebens ein freundliches Entgegenkommen. Ich durfte Akademieschüler jederzeit ins Haus bringen, und er interessierte sich auch sonst bis in seine letzten Leidenstage hinein für jedes auftauchende Talent. Mit besonderem Interesse verfolgte er von Anfang an die Fortschritte der talentvollen Söhne des Malers Karl Koch in Rixdorf. — Ende der vierziger Jahre war mein Vater, wie damals alle jungen Künstler, von dem Geiste jener Zeiten ergriffen worden,

Drei Wandbilder hat Rudolf Pringsheim in Berlin. Der „ägyptische Märchenerzähler bei Kairo“ und das schöne Bild der „Pelikan- und Flamingoscharen an einem ägyptischen See unter Sykomoren und Palmen“ ist im Besitz von M. Simon in Berlin. Das poesievolle Bild der „Begegnung zweier Karavanen in der Wüste“ befindet sich in der Galerie Adolf von Hansemann. Auch Ravené ließ sich einst ein kleines dekoratives Bild aus Rückerts orientalischen Dichtungen malen.

Rastlos und von emsigstem Fleiße erfüllt, lebte mein Vater meist ein ruhiges Leben dahin, in der Jugend, wie auch später mit den Besten der Kunst freundschaftlich verkehrend, ohne doch eigentlich gesellig zu sein. Feuerbach, Knaus, Knille, Carl Becker, Heilbuth, Viktor Müller, Graf Krockow, Bleibtreu, Schmidtson, Henneberg, Riefstahl, Eduard Hildebrandt, Bransewetter, Louis Hammon, Heyden, Grün, Pietsch, Gustav



Studie zu dem Isaak Barchilchatbilde. (Seite 629.)



Idylle in der Thebaide. Nach dem Gemälde von Wilhelm Gentz.
(Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)

und obwohl er immer ein treuer Unterthan war, blieb er doch stets dem Fortschritt zugethan. Er war in seinem Herzen wie seinen Handlungen ein tiefreligiöser Mann, aber wie in der Kunst, galt ihm auch in der Religion „Leben und Lebenlassen" als das Richtige.

Seit 1874 war mein Vater Mitglied der Akademie und seit 1882 Senatsmitglied. Den Pflichten dieses Amtes gab er sich mit größtem Eifer hin. Er wurde durch die Senatskollegen oft zum Juror und Ausstellungskommissar ernannt und arrangierte wohl 8—10 Berliner Ausstellungen. Auch außerhalb wurden ihm sehr ehrenvolle Ämter übertragen, so in Paris zur Weltausstellung 1879 und in Wien bei der Internationalen Ausstellung 1882. Für das nach langem Arbeiten, Ändern und Verbessern 1876 vollendete Bild: „Einzug des Kronprinzen Friedrich Wilhelm in Jerusalem" erhielt er die große Medaille. Der Kronprinz Friedrich Wilhelm war ihm schon jahrelang vorher ein huldvoller Gönner gewesen und hatte seit 1869 oft mit seiner erlauchten Gemahlin des Vaters Atelier und Haus besucht, um ihn zu der Reise nach Jerusalem aufzufordern. Schon damals auf jener strapaziösen Tour zu Pferde durch die Gebirge und Thäler Klein-Asiens und Palästinas erlag mein Vater fast einer bösen Dissenterie und hatte später in Berlin einen schweren Typhus durchzumachen. Trotzdem kannte er keine Furcht vor Gefahren und Krankheit. Hatte er doch einst ein halbes Jahr lang während einer Choleraepidemie in Kairo gearbeitet und dabei selbst in solchen Häusern Studien gemacht, aus denen nach einander zahlreiche Verstorbene hinausgetragen wurden. Er hat oft das Leben für seine Kunst eingesetzt. Auch still im Atelier schaffend, arbeitete er nie, ohne sich aufs Höchste anzustrengen, gleichviel ob er nach dem Modell malte, nach Studien oder aus dem Gedächtnis schuf. Er suchte immer das zu erreichen, was ihm für sein Können als erreichbar schien. Mochte ein Figürchen auch nur einen noch so kleinen Platz auf einem Bilde einnehmen, es wurde doch gründlich nach dem Modell studiert. Mit den Jahren nahm seine Strenge sich selbst gegenüber immer noch zu, er änderte halb und ganz fertige Bilder, schied ganze Gruppen aus und wurde nicht müde, immer wieder zu feilen, bis die Ausstellung heran gekommen war. Darum sah man im letzten Jahrzehnt weniger Schöpfungen von ihm, als derjenige vermuten mußte, welcher seine rastlose Arbeitslust kannte.



Kopfstudie eines jungen Israeliten in Jerusalem. 1873.

Nun noch ein Rückblick auf meines Vaters Lebenslauf. Am 9. Dezember 1822 als der zweite Sohn des Kaufmanns Johann Christian Gentz (siehe Th. Fontanes schönes Buch über die Mark Brandenburg) und dessen Gattin, die aus der Predigerfamilie Vogt stammte, zu Neu-Ruppin geboren, war er in der Jugend der kleinste der Brüder. Mit ihnen verbrachte er den größten Teil der Mußezeit in der schönen Umgegend. Die begeisterten Naturschwärmer zogen in Feld und Wald umher und brachten eine reiche Ausbeute an Schmetterlingen, Käfern,



Abend am Nil. Von Wilhelm Gentz.
(Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)

Pflanzen, Vögeln und derlei mit heim. Tollkühn erstiegen sie die höchsten Bäume, um die Vogelnester der Eier zu berauben. Die Kinderstube glich mit ihren Herbarien und Naturalien einem Museum. Das Umhertummeln in der freien Natur, das Schwimmen und im Winter das Schlittschuhlaufen auf den meilenweiten Eisflächen der Gegend ließen seinen Körper erstarken, so daß er auf seinen großen Reisen mehr ertragen konnte, als mancher andere. Trotz des freien Lebens zeigte mein Vater schon früh künstlerische Neigung. In sich versunken, unter dem Tisch der Kinderstube hockend, zeichnete er und schnitt Silhouetten aus, letzteres ein Talent, das seine Tochter Mirjam geerbt hat. Noch in der Klippschule gelang es ihm, die Eltern dazu zu bewegen, daß er in der Zeichenklasse des Gymnasiums mit den viel älteren Schülern zusammen arbeiten durfte. Mit einer riesigen Mappe unter dem Arm wanderte der kleine Wilhelm zum Zeichenlehrer Masch. Als mein Vater die Quarta besuchte, sah er Schinkel, der der Familie Gentz entfernt verwandt war, im Elternhause. Ein Jahr darauf auch Rauch, der ihm auf einer kleinen Tour nach Thüringen im Postwagen gegenüber saß. Beide Künstler machten auf ihn einen unauslöschlichen Eindruck. Etwas später erhielt er durch einen Ruppiner Bekannten Christian Rauchs ein kleines Statuettchen Goethes. Dieses ward ihm zu einem wertvollen Kleinod, immer wieder blickte er begeistert darauf hin und bewahrte es auch später in kindlicher Verehrung. Früh schon begann in ihm ferner ein Hang zur Lektüre sich auszuprägen. Am liebsten waren ihm Bücher über Afrika (Le Vaillant, Mungo Park). Als er etwas über Ägypten gelesen hatte, da erklärte er der Mutter mit voller Bestimmtheit, das Land der Pyramiden müsse er sehen und fing an, für die Reise dahin zu sparen! Etwas später sah er die Dresdener Galerie, die ihn aufs Höchste begeisterte, obgleich er infolge des Studiums von Winkelmann und Lessing zunächst mehr Neigung für die Plastik zeigte. Die Sixtina verstand er damals noch nicht, später, als wir meist gemeinsam vor diesem herrlichen Werke standen, erklärte er mir entzückt die unendliche Schönheit jenes Meisterwerks. Von den Fußreisen, die er damals machte, wußte er reizende Geschichten zu erzählen. Als Primaner unternahm er eine größere Kunstreise. Bis Lübeck ging's zu Fuß und dann per Schiff nach Kopenhagen. Auf dieser Fahrt lernte er zuerst die Widerwärtigkeiten der Seekrankheit kennen. Sie hat ihn freilich nicht verhindert, seine großen Reisen übers Meer zu unternehmen, aber er hat immer wieder schwer an ihr gelitten. Der hohe Kunstgenuß, den die Inselstadt bot, ließ ihn jetzt alle Schmerzen bald vergessen, und immer mehr reifte in ihm der Vorsatz, Künstler zu werden. Aber auch als



Studie zu einer Komposition vom israelitischen Friedhof bei Jerusalem. Erschienen in einem zu Wohltätigkeitszwecken in München herausgegebenen Skizzenalbum.

das Abiturientenexamen glücklich bestanden war, erwiesen sich die Eltern der Erfüllung seiner Bitte, Maler werden zu dürfen, abhold. So mußte er sich denn zunächst in Berlin an der Universität immatrikulieren lassen. Er hörte anfangs Vorlesungen über Ästhetik und Philosophie, bald aber gab er sich mit ganzer Seele dem Kunststudium hin, zuerst an der Akademie, dann bei A. von Kloeber arbeitend, den er lebenslang sehr schätzte. Mein Vater war später der Ansicht, daß er eher an das technische Erlernen der Kunst hätte gehen sollen, denn er meinte, daß die alten Künstler, infolge des frühen Erlernens des Handwerks in der Kunst, so bald und noch so jugendkraftvoll so Großes geleistet hätten. Bei Kloeber war der Vater ungemein fleißig und saß schon immer wieder Skizzen von Piraten und Räuberhöhlen an Afrikas gefährlichen Küsten.

Bald nach seiner Rückkehr aus Afrika malte der junge Künstler sein Erstlingsbild, den „verlorenen Sohn, in der Wüste die Säue hütend.“ Er ging dann auf einige Jahre nach Berlin, hielt es aber dort, wo er wenig Ermutigung fand, nicht lange aus. Er suchte nun bei Couture weiterzulernen und blieb noch jahrelang fleißig malend in Paris. Aus dieser Zeit besitzen wir ein Croquis von seinem Freunde Heilbuth, das meinen Vater in arabischem Kostüm, in weiten Hosen und mit dem Fez auf dem Kopf vor einer großen Leinwand darstellt. Um ihn tummelte sich damals eine reizende Angorakatzenfamilie. Dazwischen nahm er häufig Aufenthalt in Ruppin bei den Eltern, denen



Studie zu dem Bilde. „Koranvorlesung in der Jeremiasgrotte.“

morgens um 6 Uhr zeichnend im Tiergarten, bevor um 8 Uhr das Klassenstudium begann.

Dann kam eine sehr arbeitsschwere Zeit in Antwerpen, und endlich wandte er sich zu Gleyre nach Paris. In einer Ferienzeit ging er auch nach Madrid und kopierte in skizzenhafter Weise auf kleinen Leinwanden viele herrliche Bilder der dortigen Galerie. Tizian, Velasquez, Veronese, Correggio waren ihm die liebsten. Über Gibraltar ging mein Vater auch nach Marokko. Das gab ihm den ersten Einblick in die Wunder des Orients. Diese Wunder einst, wenn seine Kraft geläutert war, zu schildern, wurde ihm nun Ziel und Bedürfnis. Im Jahre 1847 befanden sich Land und Leute noch in wildestem Naturzustande, was ihn ungemein fesselte; noch viele Jahre später entwarf er er eine seltene Liebe entgegenbrachte. Hier malte er viele Porträts und dekorative Bilder für den Tempelsaal im Garten Friedrichs des Großen, den mein Großvater erworben hatte, sowie für den Turm in Gentzrode, welchen des Vaters Bruder, Alexander Gentz, gebaut hatte. Im Jahre 1861 siedelte er sich für immer in Berlin an, nachdem er sich die kongeniale Lebensgefährtin gewählt hatte. Er schuf damals im Atelier des schönen, von Schinkel erbauten Hauses, in der Feilnerstraße. In rascher Reihenfolge entstanden hier, und später in der Hildebrandtstraße, seine Orientbilder. Figürliches, Landschaft, Architektur, Alles behandelte er mit gleichem Interesse, in kürzeren oder längeren Zwischenräumen immer von neuem die Quelle seines Schaffens, den Orient, aufsuchend. Er hat unendlich viel gemalte und gezeichnete

Studien heimgebracht. Auch gab er auf den Reisen große Summen aus, um das Beiwerk für seine Kunst, Kostüme in Massen, Geräte, Teppiche und ägyptische Altertümer zu erwerben. Einen Ruf als Professor an die Kunstschule von Weimar schlug mein Vater aus, um frei dem Schaffen und den Reisen zu leben. In den Jahren 1878 bis 1880 zeichnete er einen großen Teil der in Georg Ebers' Werk „Ägypten“ enthaltenen Illustrationen. Mit Ebers wurde er damals sehr befreundet, und er stand während des letzten Jahrzehntes in lebhaftem Briefwechsel mit jenem liebenswürdigen Manne. Im Jahre 1877 begleiteten Mama und wir Kinder den Vater nach Algier. Das war eine reizende Zeit. Wir kehrten mit einem Neger heim, einem prachtvoll gebauten, schönen Menschen, den die Frau Kronprinzessin später malte. Überhaupt waren in unserm Hause oft Neger als Bedienstete, um dem Vater als Modell zu dienen. In den Senats- und Akademieferien unternahmen wir jährlich kleinere und größere Reisen, die sich auf die Schweiz, Tirol, Oberitalien, Bayern, Schlesien, Mecklenburg beschränkten. Auch auf diesen Reisen blieb der Vater nicht ohne Thätigkeit; er hat auch dort häufig gezeichnet, um, wie er sagte, zu lernen, und oft reizende Farbenskizzen gemalt. Seiner Natur nach war er ein Enthusiast, der sich über jeden einigermaßen schönen Punkt der Erde herzlich freuen konnte. Nie dachte oder sagte er: „Ich habe in weiter Ferne so Schönes gesehen, ich darf es daheim nicht hübsch finden.“ Aber ebenso verurteilend sprach er sich darüber aus, wenn heutzutage sogenannte patriotisch-national gesinnte Leute predigen, man dürfe sich nur in seinem Vaterlande Motive für Bilder suchen. Ich will hier einige Worte meines Vaters anführen, die ich auf einem Tagebuchblatte fand: „Daß man das Naheliegende, Heimatliche, Vaterländische vollendeter wie das Fremde schildern kann, ist gewiß. Sollen aber alle das Gleiche schaffen? Und ist die Kunst nicht auch wie die Wissenschaft berechtigt, den ganzen Erdball in sein Gebiet zu ziehen? Würde jede Nation für sich das Nationale schaffen, so gehörte doch dazu, daß ein großer Austausch von Nation zu Nation stattfände, was auch wieder dem Nationalen widerspräche.“

Zum Schluß sei es mir erlaubt, einige Bilder anzuführen. „Der verlorene Sohn,“ von Armut gedrückt, fast nackt die Säue hütend, war, wie schon gesagt, sein Erstlingsbild. Es ist das eine fein gezeichnete, schön modellierte und stimmungsvoll gemalte Figur. — „Ein Sklavenmarkt in Kairo im Hofe eines arabischen Hauses,“ vorn arabische Händler, feilschend um das schöne Mädchen, das die Reize ihres Körpers eben einem jungen vornehmen Mohammedaner enthüllen muß. — „Ägyptische Studenten,“ ein interessantes Sittenbild aus Kairo. Daselbst unter Fächerpalmen und Cypressen im grünen



Studie zu dem Bilde: „Koptische Kirchgänger in altchristlicher Zeit.“



Studien zum: „Einzug des Kronprinzen in Jerusalem."

jetzt im Besitz der Nachkommen von Alexander Gentz, wäre würdig, einmal in einer Galerie zu hängen; es machte, als ich es vor Jahren sah, auf mich die Wirkung, die schöne Porträts alter Meister ausüben. — „Insel Philä mit lustwandelnden Figuren," mir nicht erinnerlich. — Das große Porträt meiner Mutter wurde als Kunstwerk sehr gerühmt. — „Almosenspendende Frauen," dem in späteren Jahren das Bild der Dresdener Galerie folgte. — „Almosenspenden auf

Haine wandeln gelehrte Mohammedaner, jüngere Anhänger des Propheten sitzen lesend und lernend im Vordergrund. — Ein kleines Bild „Sphinx bei Theben," kam in späterer Zeit, die „Sphinx-Allee in der Thebaide" folgte. — Alle diese Bilder, die früher im Besitze meines Onkels Alexander Gentz waren, kamen nach dessen Tode in unsern Besitz. — „Eine arabische Schule in Kairo," ein kleines Bildchen, nicht zu verwechseln mit der früher besprochenen ägyptischen Dorfschule. — Nun mehrere große Kirchenbilder für Ruppin, „Christus beim Pharisäer Simon" und „Christus bei den Zöllnern," beides Gemälde, die in Kostüm und Typen orientalisch gedacht waren, was seinerzeit in Deutschland nicht gewürdigt wurde. — „Eine Familie Angorakatzen" (hier in Privatbesitz), ein reizendes Katzenbild, in dem er seine Lieblingsateliergenossen vorzüglich wiedergab. — Nun das damals Sensation machende Bild „Sklaventransport durch die Wüste," ein langer Zug von Menschen und Kameelen, im Vordergrund die Sklavenvögte, welche die armen Neger, die nicht weiter zu marschieren vermögen, bis aufs Blut peitschen (Museum in Stettin). — „Rast einer Karavane in der Wüste," mit hunderten von Zelten, liegenden und stehenden Kameelen, im Hintergrunde die Höhenzüge der Sahara. — In Ruppin entstand ein sehr gelungenes Porträt des Vaters Joh. Christ. Gentz, das Bild, einem Kirchhofe bei Kairo," ein sehr figurenreiches, leuchtendes Bild. Ein Stück daraus malte A. von Werner aus Freundschaft in größerem Formate als Dekorationsbild in des Vaters Wohnung. — „Lager der großen Mekkakaravane in der Wüste," ein Bild, das an tausende von Figuren, Zelten und Kameelen in weiter Landschaft zeigt. Darüber schrieb Th. Fontane einst einen begeisterten Artikel. — „Pelikane aus Nubien," zwischen Bergen und Klippen ein herrlicher See mit tausenden der ägyptischen Vögel, ein hochpoetisches Bild, ebenso schön, wenn nicht schöner als das vorher beschriebene Flamingobild bei Herrn Simon. — „Ankunft einer Karavane in Kairo," im Hintergrund die Stadt mit zahlreichen Minarets und Moscheekuppeln; die müden Pilger sich matt heranschleppend; wieder mit hunderten von Figuren. — Nun verschiedene Beduinenlagerszenen. — „Erquickung auf der Schubrahallee bei Kairo," ein hübsches Motiv; im Schatten breiter Sykomoren rasten müde Kameele und Menschen, ein Weib reicht ihrem auf einem Einhöcker sitzenden Gatten den stärkenden Trunk dar. Die Abendsonne zieht lange Schatten auf dem glühenden Boden. Im Besitz der Familie Kahlbaum. — „Promenade eines Harems in schattigem Park bei Kairo." Ein stolzer Eunuch führt die schönen, zarten Frauen durch die Cypressengänge. — „Ein Marktbild in Kairo," vom Fenster gesehen,

mit unzählbaren Menschenmassen, im Vordergrund mit vielen netten Genremotiven. — Eine andere Wendung der Idee eines Sklavenhändlers entstand in jener Zeit Ende der sechziger Jahre. — Eins der schönsten, ergreifendsten Bilder ist „Das Gebet in der Wüste.“ — Dazwischen entstanden zahllose Sachen für den Holzschnitt, für Bilderbogen, für verschiedene illustrierte Zeitungen, alles immer wieder von den Bildern unabhängige Kompositionen. — „Ein Märchenerzähler bei Kairo,“ im Besitz des Herrn Simon, gehört zu des Vaters besten Sachen. — „Ägyptische Dorfschule,“ — „Schlangenbeschwörer in Oberägypten“ — „Begegnung der Karavanen“



Kopfstudie aus Kairo. 1851.

— das waren alles wieder Bilder mit reichsten Figurengruppen. Des Einzugsbildes des Kronprinzen in Jerusalem brauche ich wohl kaum zu gedenken, da es so allgemein bekannt ist. — „Ein Koranspruch als Heilmittel,“ ein sehr fein ausgeführtes Bild, auf dem das Stilllebenbeiwerk geradezu unübertrefflich gelang (in unserm Besitz) folgte. „Die Jeremiasgrotte bei Jerusalem,“ „Volksleben bei Algier,“ „Abend am Nil,“ mit Pyramiden und Trümmern. „Koptische Christen, in eine Felsenkirche schreitend.“ „Am Nil wasserschöpfende Fellachenweiber.“ „Idylle in der Thebaide“ (bei Geheimrat v. Bergmann, siehe Einschaltbild), „Der Prediger in der Wüste,“ endlich das letzte Bild „Ritt Kaiser Friedrichs zu den Kalifengräbern bei Kairo“ — sind in den letzten Dezennien entstanden und stehen vielen der Leser wohl noch vor Augen.

Unendlich viel mehr noch schuf der emsige Künstler in der Reihe der Jahre, doch wäre der Raum zu gering, um hier mehr zu nennen. Darum sei hier nur noch der dekorativen Einrichtung gedacht, die sein kleines Künstlerheim schmückt. Einen halben Winter verwandte er auf Erfindung und Aufzeichnung der ornamentalen, altägyptischen Einrichtung der Decken, Wände und Flure des Hauses. Monatelang waren Stubenmaler beschäftigt, seine Ideen zu verwirklichen. Viele der aus dem Orient herübergebrachten Gefäße und Geräte, ein ganzer Schrank voll ägyptischer Gottheiten füllen die Zimmer. Doch war alles einfach, prunklos und nicht umfangreich, der kleinen Familie genügend, und ausreichend für den Mann, dem jedes Prahlen nach außen verhaßt war, und der niemand über seine Verhältnisse täuschen wollte. Er sagte: „Wem es bei uns zu einfach ist, und wem die Menschen im Hause nicht genügen, der bleibe fern!“

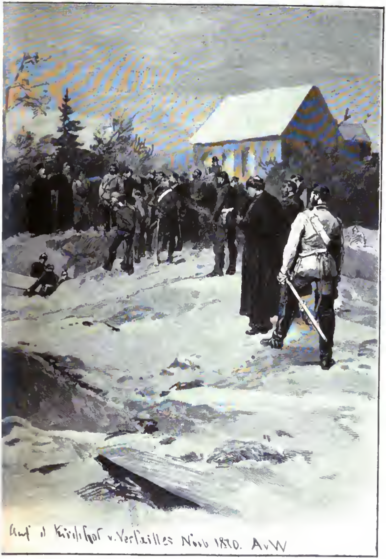
Sich und uns hat er durch die malerische Einrichtung aber ein farbenreiches poetisches Heim geschaffen, aus dem er selbst, der herrliche, liebevolle und aufopfernde Mann freilich nur zu bald scheiden mußte.



Stimmung. Kreidezeichnung von Hans Looschen.



Auf dem Kirchhof in Ber
(Aus Studienmappen der deutschen



Zeichnung von A. van Werner.
Verlag von C. T. Wiskott in Breslau.)



Sylvesternacht.

Von Frida Schanz.

Glockenpracht
Durch die Nacht! —
Welch ein Lied?
Was geschieht?
Offen weit
Steht der Zeit
Eh'rnes Thor,
Und der Chor
Probt im Schweigen
Leis den Tritt zum neuen Reigen.

❦

Neu belaubt
Auf dem Haupt,
Wie ein Held,
Trägt die Welt
Ihren Kranz. —
Welch ein Glanz!
Welch ein Schein! — —
„Tretet ein!"
Rufen schöne,
Feierliche Heroldstöne.

❦

Und erwacht
Aus der Nacht
Alten Leids,
In den Reiz
Dieses Lichts,
Aus dem Nichts
Eines Traums,
In des Raums
Neue Weiten
Seh' ich die Lebend'gen schreiten.

❦

Nein! Es hallt
Mit Gewalt
Durch den Schwarm:
Haß und Harm,
Zeit und Raum
Sind nur Traum!
Und der Sinn
— Zum Gewinn
Unser aller —
Schwebt als Schleier um die Waller!

❦

Überm Spiel
Liegt das Ziel! —
Holder Scherz,
Bitt'rer Schmerz
Und der Drang,
Der so bang
Uns verzehrt,
Will' und Wert,
Sind durchs Leben
Nur als Führer uns gegeben!

❦

Doch sie sind
Auch noch blind,
Ohne Ruh! — —
Hoffnung, du,
Und du, Geist,
— Der mir meist
Trost verlieh —:
Poesie,
Ihr blickt freier
Durch die nachtgetrübten Schleier.

❦

Ach, mir bangt!
Wie gelangt
Dieser Zug,
Dessen Flug
Neu belebt
Vorwärts strebt,
Je zur Rast
Seiner Hast? —
Was die Seelen
Hoffen, wird es ewig fehlen?

Eurer Spur
Folg' ich nur!
Welche Not
Mir auch droht, — —
Wohl mir! ja!
Ihr seid da!
Und ihr seid
Auch im Leid
Noch die alten,
Himmlischhehren Trostgestalten!

Wenn man liebt.

Ein Roman in vier Büchern von Bernhardine Schulze-Smidt.

(Fortsetzung.) (Abdruck verboten.)

„Nein, nein, Milady, alle Tage ist nicht Sonntag," wehrte Frey, klopfte seines Lieblings Ganasche und streichelte ihm die feingehohlte Nase. Hänschen jedoch, die mit Elisabeth über die Terrassenbrüstung gebeugt stand, um als romantisches Burgfräulein den stattlichen Paladin abreiten zu sehen, sprang flugs ins Eßzimmer zurück und war dann im Nu unten auf der Rampe, ihre Hand voll Zuckerstückchen der Stute bietend.

„Aber es ist ja Sonntag! Wie können Sie solch ein entzückendes Geschöpf belügen!" sagte sie in drolliger Entrüstung und freute sich, wie begierig der Goldfuchs die Leckerbissen aus ihrer Hand annahm und knusperte. „Sie machen es genau so wie Herr von Tessen mit seinem Hunde, dem redet er auch vor: ‚Die Wurst ist vom Juden!' wenn er selbst sie essen will!"

„Verzeihen Sie mir — die Zusammenstellung mit dem guten Fritz Tessen ist mir äußerst schmeichelhaft, aber sie hinkt ein klein wenig!" lachte Frey, zog seine Uhr und beugte sich aufs Zifferblatt. „Um Himmelswillen, meine Herrschaften: gleich halb Eins; mithin haben wir bereits Montag, und meine Ehre ist dieser verzogenen Kreatur gegenüber gerettet. Gute Nacht zum letztenmal für heute, und auf Wiedersehen!" Er winkte und grüßte noch besonders zu Elisabeth hinauf, schwang sich behend in den Sattel und galoppierte davon, die breite, mondbeschienene Hauptstraße nach der Stadt zu.

Elisabeths Blicke folgten ihm, bis er nur noch ein hüpfendes Pünktchen in der silberflimmernden Ferne war und dann verschwand. Kaum vernahm sie des Vaters Gutenacht und die Mahnung der Großmutter: „Geht nun endlich auch schlafen, ihr lieben Mädchen!"

„Gleich! Sofort —" versicherte Hänschen und räumte ihr Nähgerät zusammen. Als die beiden Respektspersonen sich entfernt hatten, stellte sie den Arbeitskorb an seinen Platz und trat zu Elisabeth auf die Terrasse hinaus.

Fest, ohne zu reden, hielten die Schwestern einander umschlungen. Elisabeth zitterte von Kopf zu Fuß, so sehr sie auch

dagegen kämpfte. Ihr blasses Gesicht war von Lächeln verklärt, und doch zog Hänschen es ungestüm zu dem ihrigen nieder; sie mußte erspähen, ob die Augen nicht voller Thränen stünden. — Aber Elisabeth weinte nicht, nur weit fort schien ihre Seele zu sein, und sie schrak förmlich zusammen, als sie Hänschens warme Lippen auf ihrer Hand fühlte: — „Meine einzige Lise — wenn das Wünschen hilft —“ Da schlossen die schwesterlichen Finger den frischen Mund:

„Liebes Herz — ich weiß wie du es meinst — aber rühre nicht daran — jetzt nicht! Es ist ja nur erst ein Schatten, wer weiß, ob er jemals lebendig wird. Bitte — bitte den guten Gott für mich!“

„Und du auch für mich, Lise!“ sagte da das junge Ding, das noch mit einem Fuße in seinen Kinderschuhen steckte, und hob sich auf die Zehenspitzen, um mit dem rosigen Munde das emporgerichtete Antlitz der hochgewachsenen Schwester erreichen zu können.

„Du glaubst nicht, Lise, wie rasend ich für Fritz schwärme, und wie traurig ich war, daß Vater ihn nicht auch zum Thee dabehalten hatte! — Ich möchte doch auch so gern glücklich werden!“ fügte sie hinzu, und dermaßen kläglich waren ihre Miene und ihr Ton, daß Elisabeth ganz wider Willen herzhaft lachen mußte.

„Kind! du glücklich? Wer zweifelt denn daran? Wart' es doch ab!“ entgegnete sie und drückte und küßte die siebzehnjährige Glücksjägerin, deren reizendes Gesicht noch ein unbeschriebenes Blatt war, aufs zärtlichste. „Sieh noch einmal in den Garten hinaus — hast du je solch eine himmlische Mondnacht erlebt, wie diese?“ fragte sie, schlug die Hände zusammen und preßte sie, wie in Ekstase, gefaltet gegen ihre Stirn. „O Gott! wie schön — wie schön! Sieh den Duft auf dem Rasen und die Bäume so groß und weich, und dort mein Dreukhorster Kirchturm so romantisch gegen den durchsichtigen Himmel, als gehörte er zu einem Zauberschlosse! — Ist die Welt nicht ein Paradies? Nie kann ich diesen Anblick vergessen, und wenn ich hundert Jahre alt würde!

„Von der Stadt sagst du gar nichts, und darin schlafen sie alle beide,“ meinte Hänschen, seufzte und machte eine Halblinkswendung mit dem Kopfe, dorthin, wo das bescheidene Häusermeer mit seinen drei Turmspitzen und der häßlichen Reiterkaserne als erste Uferstation sich am Horizonte hindehnte.

Elisabeth lächelte wieder und sah in diesem Augenblicke genau so jung aus, wie ihre Schwester.

„Du bist ein kleiner Narr, Hänschen! Ist der, den du lieb hast, nicht überall vor deinen Augen, gleichviel, ob sie sich nun nach Drenkhorst oder Burg richten?“

„Immer doch nicht! — Thust du das denn?“ gab Hänschen im Tone der Überraschung zurück und vergegenwärtigte sich ihre gestrige Tischunterhaltung mit dem sanftblickenden Grafen Hastenberg, ihrem Gegenüber. Während derselben hatte sie, ehrlich gestanden, auch keinen halben Gedanken für Fritz Tessen gehabt. Lieben und heiraten wollte sie Hastenberg ja um keinen Preis der Welt, aber ein Graf war doch immer ein Graf, und dieser hatte ein Parfüm in seinem Schnupftuche mit der neunperligen Krone gehabt — zum Geistaufgeben! — Sie meinte es wieder in ihrem Näschen zu spüren, als jetzt der Nachtwind mit den Petunien des Beetes vor der Terrasse spielte und den matten, weichlichen Duft aus den buntscheckigen Kelchblüten zu ihr emportrug. — Der Graf hatte sein Vielliebchen mit ihr natürlich verloren und ihr einen „echten Pariser“ Fächer in verlockende Aussicht gestellt, aber im Grunde — so ein paar Fläschchen Ylang-Ylang würden Fräulein Hänschen Zurweiden auch nicht unlieb sein! — Nachdenklich beugte sie sich so weit über die Gitterbrüstung, als wollte sie dort unten im tauigen Rasen ein verlorenes Kleinod suchen, sog begierig den Petuniendust ein und beschwichtigte ihr jugendliches Gewissen, das ihr Untreue gegen Fritz den Adonis vorwarf. — Ach was! Sie kannte ihn erst seit acht Tagen! Und das vorgestrige Stelldichein im „Appelhoff?“ und der Händedruck? und die drei Grafensteiner Äpfel? — —

„Komm, Kleine — wir müssen uns losreißen,“ tönte plötzlich Elisabeths Stimme in die schwesterlichen Skrupel hinein, „du schläfst schon halb, und deine Stadt ist jetzt ganz dunkel. Geh du voran und lösch' das Licht, wenn du liegst. — Ich möchte Großmutter noch Gutenacht sagen.“

„Ich kann nicht mehr, Lise!“ seufzte Hänschen, trotzdem aber sprang sie geschwind die Terrassentreppe hinab, ehe sie zur Ruhe ging, pflückte sich aufs Geratewohl ein halb Dutzend Petunien vom Beet und nahm sie mit sich hinauf ins verschwiegene Schlafgemach, während Elisabeth behutsam durch den stillen Flur des Hochparterres schlich und an die letzte Thür pochte.

5. Kapitel.

Alles war ruhig drinnen, aber die alte Frau schlief noch nicht. Mit offnen Augen lag sie in den großen Kissen ihres weißlackierten Bettes aus der Empirezeit, das von flaschengrünen Wollgardinen an viereckigem Kastenhimmel umhangen war. Hinter dem Kopfende brannte das Nachtlicht hell in der Röhre des eisernen Cylinderofens, dessen Thürchen zwei springende Löwen zeigte. Auf dem bescheidenen, spinnenbeinigen Betttischchen tickte die große, englische Taschenuhr, deren goldenes Zifferblatt ein bunter Blumenkranz schmückte, und daneben duftete das Kölnische Wasser schwach und fein durch die Poren des verschließenden Korkes. Aus ihren schweren Goldrahmen an der langen Hauptwand des Zimmers blickten im ungewissen Dämmer die schönen Ölgemälde der Evangelisten Matthäus und Johannis und des David, des königlichen Hirtenknaben aus dem Stamme Isai, mit dem schneeweißen Lämmchen auf der Schulter und dem krummen Schäferstabe in der bräunlichen Rechten.

Ganz untrennbar von der ehrwürdigen Gestalt der Großmutter waren alle die Einzelheiten dieses trautesten Schlafgemaches nach Morgen, dieser Friedens- und Vertrauensstätte der Kinder.

Vor dem schlichten Bette knieend, auf seinem schmalen Rande sitzend, die weiche, welke Hand zwischen ihren jungen Händen, im Liebesbann der großen, braunen Augen, über die der breite, feingefältelte Haubenstrich seinen Schatten warf, so pflegte die unerfahrene Jugend dem erfahrenen Alter zu beichten oder kichernd ins Ohr zu flüstern, je nachdem es den lebhaften Mädchenseelen wohl oder weh war. — Alles und jedes wußte die greise Freundin schon lange, ehe man's aussprach, alles erriet sie schon von fern an Gang und Haltung der Eintretenden, und saß diese dann vor ihr im sichern Schutze der grünen Bettgardinen, so erkannte sie aus der Kälte oder Wärme der Mädchenhand, die sich in ihre alte Hand stahl, des Herzens geheimste Regungen, seine rebellischen Gefühle und scheuen Wünsche, und immer fand sie das beste und klügste Wort dafür. Und wer sich ihr anvertraute, hatte unfehlbar das Gefühl des Patienten dem Arztideale gegenüber. „Nur du allein, und du mehr als jemals andere, beschäftigst diese klugen und warmen Gedanken!“

Und so legte Elisabeth auch jetzt einfach den blonden Kopf neben die große, weiße Strichhaube ins Kissen, nahm die runzelvolle Hand von der Bettdecke und zog sie gegen ihr heftig schlagendes Herz.

„Du weißt, weshalb ich noch komme, du meine Geliebteste — ohne dich ist Glück und Trübsal nur halb,“ begann sie mit leiser Stimme. „Fühle hier — wie es in mir aussieht! Ich bin selig und könnte doch sterben, so weh thut die Seligkeit! Es ist zu viel: — mein Kind verloren — ihn gefunden! Begreifst du es? Kann man so lieben? so — nach dem ersten Blicke und mit dem ganzen Herzen? Ich möchte dir alles sagen und erklären und vermag es nicht! Gott hat mir heute zu Großes aufgelegt; ich bin todmüde. — Nicht einmal mehr beten könnt' ich.“ —

Die alte Frau rückte näher an die Wand und machte Raum für die schlanke Gestalt, die auf dem harten Bettrande einen schlechten und unbequemen Platz hatte. „Komm, lege dich ein Weilchen neben mich und erzähle mir alles, was du erzählen möchtest, ich freue mich, wenn ich nicht so allein wach liegen muß,“ sagte sie und schob einen Arm unter die Schulter des Mädchens, das seine zitternden Glieder gegen ihren Körper drängte, wie ein Kind, das Zuflucht bei der Mutter sucht, vor Traum und Alpdruck.

So machte sie's immer, die Beichtigerin. Ihr erstes Wort brach den Bann und löste die Zunge, ihre Nähe war Wohlthat. Von Anbeginn an erzählte Elisabeth; — ihre Leidenschaft wuchs im Fluß ihrer Rede, sie küßte das alte, ruhige Gesicht neben dem ihrigen heißer und heißer, ihr ganzes Wesen war in Aufruhr. Die Großmutter ließ sie völlig zu Ende kommen, und als Elisabeth sich dann aus den Kissen emporrichtete und bebend vor ihr saß, hob auch sie sich ein

wenig auf den Ellbogen und heftete ihre ernsten Braunaugen auf das glühende, junge Gesicht.

„Und so ist es über dich hereingebrochen, unversehens, wie der Dieb ins Haus," sagte sie und nickte langsam dazu. „Es ist mir, als hört' ich deine Mutter sprechen vor dreißig Jahren — sie war noch ein Kind, wie unser Hänschen jetzt. Freilich, euren Vater kannt' ich, seit er seinen ersten Schulgang that — wir wohnten Haus an Haus, und mein seliger Mann war seines Vaters Duzfreund. Und doch hab' ich verlangt, daß eure Mutter sich ein volles Jahr innerlich prüfte, ehe sie ihr Jawort geben durfte. — Du hast aber, wie ich auch, diesen Mann gestern zum erstenmal in der Nähe gesehen und gesprochen. — Besinne dich wieder auf dich selbst —"

„Mich besinnen!" rief Elisabeth, „o, Einzige, hast du denn nie geliebt, so wie Goethe es schildert?" — —

„Herz, mein Herz, was soll das geben?
Was bedränget dich so sehr?
Welch ein fremdes, neues Leben,
Ich erkenne dich nicht mehr!
Weg ist alles, das du liebtest,
Weg, warum du dich betrübtest,
Weg dein Fleiß und deine Ruh —
Ach, wie kamst du nur dazu?"

Die alte Frau sprach den Vers in der ihr eignen Betonung, seelenvoll und naiv, als empfinde sie, trotzdem die Zeit der Rosen seit mehr denn sechzig Jahren hinter ihr lag, doch noch ganz frisch und unmittelbar mit der Jugend. „So ist es doch, nicht wahr? genau so! Ja, ja, unser Altmeister wußte, was Lieben heißt, und ich meine, unser neuer Freund, mein Schatz, hat auch schon mehr Herzen unruhig gemacht, als für deine Ruhe gut ist! Sieh mich an, sei einmal ehrlich: Was hat dein Blut in Wallung gebracht? Ist's nicht einzig und allein:

„Sein hoher Gang,
Sein' edle Gestalt,
Seines Mundes Lächeln,
Seiner Augen Gewalt?" — —

„Seiner Augen Gewalt! — Ja, das ist's, das ist's!" — Elisabeth fiel der Großmutter um den Hals, schloß die eignen Augen fest und preßte sie gegen das weiße Linnen, unter dem das alte, jugendliche Herz schlug. Sie lachte und schluchzte ohne Thränen in einem Atem. „Von ‚seiner Rede Zauberfluß' hab' ich noch wenig geschlürft, die mußte sich ja über Vaters Äcker und Wiesen und Klei und Darg ergießen, aber seiner Augen Gewalt — die hat mich ihm gleich zu eigen gemacht! Kannst du sie dir noch vorstellen, Geliebte? Versuche es doch! Was ist in seinen Augen, das mir gehört und keinem als mir? Anders vermag ich dir mein Gefühl nicht auszudrücken. Sag', könnte denn nur das allein solch heiße Empfindung in mir wecken, daß seine Augen mich immer und immer an meines Kindes wonnige Augen erinnern? Mein Gott! ich zerbreche mir vergebens den Kopf: an der Farbe liegt's nicht; und doch — sobald er mich anblickt, sehe ich Gitta, und denk' ich jetzt an Gitta, so steht er neben ihr und hält ihre Hand, wie ich hier die deine halte, als ob er verwandt und verwachsen mit dem Kinde wäre! Lache nicht über den Vergleich, Geliebte, ich bitte dich! Du weißt ja alles — nenne du mir die Macht, die mich, wider alle Vernunft, zwingt, mein Herz diesen beiden gemeinsam zu geben, die einander doch so fremd und fern sind, wie der Nordpol dem Südpol!"

„Sie treffen eben beide in deinem Herzen zusammen, und die Sehnsucht nach dem lieben Kinde, dem du von deinem besten schenktest, ist das mächtige Bindeglied zwischen ihnen," sagte die Großmutter und nahm der Enkelin Hände in ihrer einen gefangen. „Dir ist das Kind entrückt und der Held erschienen, deine rasche Phantasie schafft dir einen Zusammenhang; sie läßt ihren Regenbogen deinen Erdboden berühren, ihr Sturm fährt über deine Flur dahin. Laß ihn vorüberbrausen, mein Schatz, und dann betrachte bei der stillen Klarheit eines neuen Tages, was er dir an Hoffnungsgrün und Liebesblüten gelassen hat. Das sichte und prüfe, ob dir's des Pflegens noch ebenso wert scheint, wie in dieser Nacht. — Komm, gib mir einen Kuß! Kind — so ist's recht — und noch einen. Ach, mein liebes Mädchen, halte dein Herz im Zaum, laß es nicht durchgehen! Sieh, der Lebensweg ist beschwerlich, und in deinem Alter soll man nicht mehr besinnungslos, wie ein Fohlen über Hecken und Zäune setzen. Denke an damals vor zwei Jahren, als du ohne Überlegung den Mann zurückwiesest, der alles hatte, um dich glücklich zu machen! —

Jetzt siehst du einen Funken am Himmel und meinst, er müsse und werde dein Stern sein. Warte ab, Kind, ob der Funke wirklich ein Stern ist, oder eine Rakete, die zur Erde zurückfällt und in Nichts zerstiebt!"

Elisabeth schwieg. Die beiden tauschten noch einen langen, innigen Kuß zur Gutenacht, und das Mädchen glitt hinaus und drückte leise hinter sich die Thür des dämmerigen Schlafgemaches ins Schloß. Sie hielt den Kopf tief auf die Brust gesenkt; ihre Augen standen in Thränen, und wie Bleigewicht hatte sich's auf ihr hochfliegendes Glück gelegt.

Langsam ging sie treppauf in ihr Schlafzimmer, fast vor jeder Stufe zögernd, um, die Hand auf dem blanken Geländer, nachzudenken. Durch die bunten Flurfenster glitzerte das Mondlicht herein und zeigte ihr den Weg. — Droben schlief die Schwester fest. Elisabeth entkleidete sich, ohne ihre Kerze anzuzünden und tastete sich vorsichtig zu ihrem Bette hin. Das heiße Gesicht tief in die Kissen vergraben, den Atem bald anhaltend, bald heftig von sich stoßend, lag sie noch lange wach und hinter ihren geschlossenen Lidern rollten und quollen feurige Gebilde wild durcheinander.

— — Seiner Augen Gewalt —
— Und seiner Rede
Zauberfluß! —
— Sein Händedruck — —
— Und ach! — — sein Kuß — — !

„— — Herr! hilf mir, daß ich mich nicht verliere, — daß ich's ihm niemals zeige! — Herr! lieber Gott — gieb mir ihn und nimm mir sonst alles — ! —"

— — — — — — — — — — — —

Da stand plötzlich wieder das Kind im schwarzen Nonnenkleidchen vor ihr und lächelte sie an. Hinter ihm erloschen die wilden Feuergebilde eins nach dem anderen. Angst und Unruhe lösten sich, — ein weißes Kinderhändchen streckte sich ihr aus regungsloser Dämmerung entgegen, sie wollte es ergreifen, aber es zerfloß im Dunkel. —

„Du und er! —" flüsterten ihre brennenden Lippen, und dann trieben ihre übermüdeten Gedanken in endlosen Wiederholungen ein Spiel mit diesen drei Wörtchen, bis sie sich verwirrten und in traumlosen Schlaf hinüberschwebten.

— — — — — — — — — —

Die alte Frau lag still, mit gefalteten Händen, in ihren Kissen und wachte den Tag heran. — Ihre Seele wiederholte sich jetzt in der dämmerigen Stille Satz für Satz die Geständnisse der Enkelin. Schrittweise fühlte sie sich in ihre eigne Jugendzeit zurückgelockt, jene Zeit, da man mit Werther liebte und litt und mit Sigwart an gebrochenem Herzen starb, da Magnetismus und Wahlverwandtschaft im Schwunge waren und der Räuber Jaromir das große Wort sprach:

„Unsre Thaten sind nur Würfe
In des Zufalls blinder Nacht!"

Sie hatte niemals an den blinden Zufall glauben können, sie hielt dafür, daß Alles im All seinen bestimmten Platz, seinen gewiesenen Zweck habe. Ihr schlichter Glaube war vielleicht altmodisch geworden, aber er hatte ihr ein ruhiges Gemüt im Leid und ein dankbares Herz im Glück erhalten und sie zum Haussegen der ihrigen gemacht. — In Elisabeth sah sie abermals voll Sorge das Flackerfeuer der Romantik emporlodern, das sie so erfolgreich gedämpft, wenn nicht gar erstickt wähnte, durch sieben Jahre treuer und stätiger Pflichterfüllung. — Merkwürdig! Und gerade an den Gegenstand dieser Pflichterfüllung knüpfte die Romantik mit voller Kraft wieder an!

Was brachte Elisabeth so zweifelfrei auf den Gedanken: zwischen den graublauen, schuldlosen Kinderaugen und den lebensprühenden und lebensbewußten des Mannes mit solcher Bestimmtheit innige Wechselbeziehung zu suchen, als arbeite nicht ihre Phantasie, sondern jener Instinkt, der sich weder verneinen noch beirren läßt? All' die übrige Schönheit des Offiziers, die, selbst ihr, der alten Frau, aufgefallen war, ihr, der Goethe's Apollokopf und Kaiser Wilhelms ideale Jugendritterlichkeit noch unvergessen waren, — auf Elisabeth hatte sie keinen Eindruck gemacht. Nicht ein bewunderndes Wort für die imposante Gestalt, das kühne Profil, den klugen, anziehenden Ausdruck des Mundes. Immer nur die Augen! —

— „Denk' ich jetzt an Gitta, so steht er neben ihr und hält ihre Hand, als ob er verwandt und verwachsen mit dem Kinde wäre." — Klang das nicht fast wie eine unbewußte Prophezeiung?

— — — — — — — — — —

Die alte Frau hob sich wieder auf den Ellbogen und blickte eine Weile mit ihren großen Augen unverwandt gradaus ins Leere. Nun sie weit über Gebühr wachten, sah man erst die Schleier, die das hohe Alter um die tiefbraune Iris und die einst so klare Pupille zu weben begann, und das Gesicht erschien kleiner und schärfer in seinem Rahmen von dichtgetolltem Muslin. Sie faltete die Hände, und ein Zug ahnungsvoller Unruhe flog schattengleich über ihr Antlitz:

„Nur das Eine nicht! Vater im Himmel, erspare ihr das Schwerste!“ — sprach sie vernehmlich vor sich hin, legte sich in ihre Kissen zurück, schloß eine Zeitlang die Augen und blieb ohne Regung wie eine Tote. Aber ihre Gedanken lebten und wanderten vorwärts und rückwärts: — „Nur das Eine nicht!“ Diese Bitte zum Schöpfer und Ordner aller Dinge drängten die ruhelosen Gedanken immer von neuem in den Vordergrund ihres weiten Spielraumes.

Draußen stieg die gelbliche Dämmerung im Osten vom Horizont am Himmel aufwärts, und violette Wölkchen umsegelten den erblaßten Mond, vom kalten Morgenwinde getrieben. Im Hofe drunten stolzierten die Hähne von der Wiemenleiter herunter, schüttelten ihr verplustertes Gefieder, schwangen die Flügel und krähten laut. Die Tauben begannen, sanft zu gurren, und die Spatzen zirpten und zwitscherten und hüpften, körnerpickend, auf dem Lehmboden der Dreschtenne. — Nun schlurfte schon der erste Holzpantoffel über das Pflaster, die Stallthür knarrte in ihren schweren Angeln, und das Brüllen der Kühe fand sein Echo von den Kämpen her, wo der größte Teil des Viehs noch Tag und Nacht draußen blieb. —

Drinnen im Schlafzimmer verknisterte das Nachtlicht in der Ofenröhre, und das Morgenrot kroch dunkelgoldig am Rouleau in die Höhe. Die alte Frau schlug die Augen auf und blickte klar und ruhig in den Goldschein des jungen Tages. Dann setzte sie sich ganz auf und nahm ihre Brille und ein altes, ledergebundenes Notizbüchelchen vom Betttisch. Sie zog den dünnen Bleistift aus der Hülse, trennte ein leeres Blatt aus dem kleinen Buche und schrieb darauf in ihrer sehr deutlichen, wenn auch etwas zittrigen Hand:

„Herr, schicke, was du willt,
Sey's Liebes oder Leides —
Ich bin vergnügt, daß Beydes
Aus deinen Händen quillt!“

— — — — — — — — — — —

Dann kehrte sie ihr Gesicht gegen die Wand, ließ die Vorhänge zusammenfallen und schlummerte, bis das Hausmädchen auf den Zehen zum Wecken herein kam.

— — — — — — — — — — —

Zwei Stunden später saß sie, nur ein wenig bleicher und müder als gewöhnlich, an ihrem weiß gedeckten Frühstückstische. Im eisernen Becken des Mahagoni-„Komforts“ glühten die Torfkohlen, der singende Kessel mit dem silbernen Kaffeekännchen stand darauf, und ein abgegriffenes Buch mit zahllosen Lesezeichen zwischen seinen gelblichen Seiten lag aufgeschlagen neben ihr. Den Zettel, den sie früh für Elisabeth geschrieben hatte, versteckte die Hornbrille. Nun kamen die Enkelinnen, wie immer, gleich nach dem Frühstück in des Vaters Schreibstube zu ihr herein, und sie nahm Elisabeths liebevolles Fragen nach ihrer Ruhe und Hänschens heitere Frische als erste Tagesfreude in Empfang; der Vater pflegte nie vor dem Zweitfrühstück bei ihr einzutreten.

Heute schickte sie Hänschen sehr bald mit einem Auftrage fort in die Hofmeierwohnung seitab zum Obstgarten und hieß Elisabeth noch ein paar Augenblicke bleiben, ehe sie an ihre Haushaltspflichten gehe.

„Kind,“ sprach sie, „diese Nacht, nachdem du fort warest, mußt' ich noch so viel an dich denken, und ich habe mir zuletzt gesagt, daß all' unser Fürchten, Forschen und Grübeln nach dem, was dahinten liegt und über das, was vor uns liegt, doch ein unnützes Werk ist. Wir sollen nichts begehren als ein freudiges Herz und einen demütigen Sinn, der das Gute und Schöne dankbar empfängt und das Unvermeidliche würdig trägt, sei's auch noch so schwer und widrig. — — Sieh, Kind, was ich dir hier aufgeschrieben habe, das hat mir einst über manchen spitzen Sorgenstein glücklich hinweggeholfen.“

Elisabeth nahm das vergilbte Papier aus der lieben Hand und las seinen Inhalt langsam, um ihn sich recht tief einzuprägen.

„Es ist ganz wie du, Einzigste!“ sagte

sie, kniete auf der Großmutter Fußbank vor ihr nieder, küßte ihr die Hände und lehnte zärtlich ihren Kopf an die Brust der zusammengebückten Gestalt in der geräumigen Sofaecke. — „Und ich will dir zeigen," fuhr sie fort, „daß unsere Gedanken sich letzte Nacht so sehr begegnet sind, als wär' ich seit gestern abend gar nicht von dir fort gewesen! Ich habe mir auch etwas in meine Agenda unter das heutige Datum geschrieben und wollte es dir eben zeigen, als Hänschen hinaus war. Besinnst du dich noch auf den Spruch, über den Herr Sellin mich früher einmal einen französischen Aufsatz schreiben ließ? Ich bekam meine erste und letzte Eins unter das Machwerk!"

Sie zog ihre Agenda aus der Tasche und blätterte, bis sie das richtige Datum fand. Darunter stand in ihrer feinen Schrift:

„Fais ce que dois,
Advienne que pourra!"

— — — — — — — — — — — —

„Ein freud'ges Herz, ein demütiger Sinn und der Wille zum Rechtthun: wenn du an den Dreien festhältst in jeder Lebenslage, dann ist mir nicht bange um dich, und Gott hilft dir," meinte die alte Frau und blickte liebevoll in die blauen, aufrichtigen Augen der Knieenden. „Sieh, mein liebes Mädchen, nun haben wir uns'ren Tag gut mit einander begonnen, und der Himmel ist klar. Wir wollen uns die schlaflose Nacht nicht gereuen lassen!"

— — — — — — — — — — — —

Da fuhr Hänschen ins Zimmer wie ein Wirbelwind:

„Großmutter! Lise! Geschwind, geschwind, kommt hinaus auf die Terrasse! Hört ihr die Musik nicht? Unsere zwei Schwadronen rücken nach Drenkhorst aus, und sie müssen an uns vorüberziehen. Vater sagt: er wolle unseren beiden „Schwärmpunkten" einen kleinen Morgenlikör anbieten. Findet ihr das nicht gottvoll? — Da sind sie schon! — rasch, Lise, rasch! —"

Allein, Elisabeth zog es vor, Hand in Hand mit der Großmutter am Fenster stehend, das hübsche Schauspiel zu genießen und Albrecht Freys frohen Gruß strahlend zu erwidern.

Drittes Buch.

Gottes Güt' ist immer neu, immer
alt ist unsre Schuld,
Herr, verleih' uns neue Reu', und
beweis' uns alte Huld.
(Fr. von Logau.)

1. Kapitel.

Über dem Brügger Beginenhof, im äußersten Südwesten der alten Stadt, lag wehmütiger Sonnenschein. Es war anfang Dezember, und der Winter hatte seinen Einzug gehalten. Das Wasser der Grachten, rings um die fromme Frauenkolonie, lag gebannt und still unter seiner ersten Eiskruste dieses Jahres, die Rasenfleckchen und Beeteinfassungen der kleinen Gärten waren weißkörnig gesprenkelt. So blaßblau, als sei er nur sein eignes, mattes Spiegelbild im Wasser, wölbte sich der Himmel von Horizont zu Horizont, und die neugetünchten Häuser und Häuschen der Beginen standen blendendhell dagegen. Der stattliche Bau der Elisabethenkirche und das hundertjährige Brückenthor nach dem Wyngarden-Plaats zu unterbrachen malerisch die Einförmigkeit des Bildes, und inmitten des Häuserkreises erhoben sich die kahlen Kronen hoher Bäume. Der frische, salzige Wind, der von der Nordsee herein über die Küstenländer wehte, warf die Wipfeläste hin und her, näher dem Erdboden zu spielte er nur als kühles Lüftchen im Sonnenschein. Hier unter den Bäumen lustwandelten die Beginen gern nach des Tages Arbeit und unterhielten sich vom Lauf der Welt; hier sammelten sie sich zu geistlicher Übung früh und beim Fall des Abenddämmers. Es war ein friedsames Leben, das der ehrbaren Frauen und Mädchen, die, ohne harten Klosterzwang, doch der versuchungsvollen Erdenlust entsagt hatten, tagaus und tagein ihre „Kanten" klöppelten, die Jugend zu gottgefälligem Wandel anleiteten und Werke der Barmherzigkeit an Kranken und Bedrängten verrichteten.

Um diese sonnige Vormittagsstunde waren die Novizen des Convents zur „Récréation" im Freien, ehe sie sich zu neuem Fleiße und zum einfachen Mittagsbrote rüsteten. Die ganze Schar stand Arm in Arm an der nördlichen Gracht, plauderte und sonnte sich. In ihrer dunklen, fast mittelalterlich zu nennenden Tracht mit den weiß und rosigen Gesichtern und den runden, schmiegsamen Bewegungen

gaben die Mädchen einen sehr hübschen Anblick. Sie schwatzten alle durcheinander in ihrem weichen, vlämischen Dialekte mit viel Französisch und einzelnen deutschen Brocken untermischt. Die hatten sie dem blassen Kinde zulieb erlernt, das mitten unter ihnen stand, eben genesen von langer, schwerer Krankheit. Es war sehr gewachsen und trug noch immer sein wunderliches, schwarzes Nonnenkleidchen, das Dortjemöh ihm damals im September unter so heißen Thränen zusammengestichelt hatte, aber die jungen Beginchen hatten ihm soviel warme Hüllen darüber gebunden, daß es unbehülflich die schmalen Händchen von sich abstrecken mußte und kaum im stande war, den Kopf zu drehen, der jetzt wie ein Knabenkopf anzusehen war.

„Die süßen Locken! Die schönen Locken!" Ach, weshalb hatte man sie ihr abschneiden müssen? „La mignonne!" „Le bijou!" Sie wollten alle zugleich an den kurzen, rotbraunen Härchen glätten, streicheln und küssen, sie waren so froh und entzückt, das Kind heute zum erstenmal hinausführen und ein wenig erfreuen zu dürfen. Und hätte man in die verschiedenen Laden und Kasten dieser Mädchenschar hineingespäht, so würde man sicherlich in jeder derselben zwischen anderen, harmlosen Reliquien auch eine von klein Gittas langen, weichen Haarringeln gefunden haben, mit blauem oder rosenrotem Bändchen gebunden und sorgsam in weißes Papier geschlagen.

— „Voilà qu'il sonne le quart!"

„Horch, lief Popje! — horch chérie, jetzt kommt het mooi Glockenspiel vom grand' tour! —"

„Ca te plait — i'?"

„Ist das nicht schön, Gitta — Meisje?"

„Ah! voyez qu'elle en est contente! — elle sonrit, not' petit ange!"

Und von neuem standen und knieten sie im Kreise um das blasse Kind und liebkosten es aus der Fülle ihrer warmen, jungen Herzen heraus. Ja, die Größeste unter ihnen, schlank wie eine Schilfstaude, hellhaarig mit veilchenfarbenen Augen, nahm es auf den Arm, und es schmiegte sich schüchtern an sie. Die Novize hieß zwar Almata, aber das Kind nannte sie manchmal ganz leise „Fräulein" und dachte an eine andere dabei.

Unterdes hoben die Glocken des Belfrieds der fernen Hallenfassade zu klingen und zu klingeln an, und der Wind trug das fröhliche Getön über Straßen und Grachten hinaus bis zum Beginenhof. Das Kind lauschte ein Weile schwach lächelnd, plötzlich wendete es sein mageres Gesichtchen, drückte es gegen Almatas Schulter und begann zu weinen.

Es hatte ein so bittres Heimweh, das arme, kleine Geschöpf, daß gegen dies stete Nagen und Sehnen die überstandene Körperkrankheit in ein nichts zusammenschrumpfte. Jeder Ton, den es vernahm, jeder Baum, der sich im Winde wiegte, weckte eine Erinnerung; beim Anblick der weißen Häuser verlangte sein Herz heiß nach dem alten, roten Backsteinbau des Marschdorfes, nach dem verwaschenen, blauen Fachwerk und den buckligen Fensterscheiben. Die fremden Worte, an denen sein Verständnis sich umsonst abmühte, beängstigten es fortwährend. Ach, nur einmal wieder nach Herzenslust plaudern und fragen dürfen, ohne immer „aufzupassen!" — — Almata mit den Veilchenaugen war lieblich und freundlich, aber „Fräulein" däuchte dem Kinde doch noch tausendmal lieber und schöner; Mere Jeanette Viroots hatte nichts als „Gutthat" für das Kind, aber ihre Taille aus schwarzer poil-de-chèvre war viel härter als Dortjemöhs lila Beiderwandkleid mit dem großen Schulterkragen, der das traurige Gebrechen weniger augenfällig machte. —

Der kurzgeschorene Kinderkopf bohrte sich förmlich in Almatas Brusttuch, der ganze, kleine Körper bebte vor Schluchzen, und die Händchen klammerten sich krampfhaft um den schlanken Nacken der Novize.

„Fräulein! — Fräulein!" kam es mühsam zwischen dem Schluchzen, und Almata trug ihre leichte Last eilends ins Eckhäuschen zurück, wo Mère Jeanette eben das heiße Stoofje vor dem niedrigen Polstersessel der kleinen Genesenden bereitgestellt hatte und nun den großen, geplatzten Bratapfel, dessen Aroma das Stübchen erfüllte, von der gebräunten Schale befreite, um ihn, als besonderen Leckerbissen für Gitta, mit feinem Kandiszucker und gepulvertem Anissamen zu bestreuen.

Sie war eine sehr „eigne Frau," und ihre Hände dufteten immer nach Lavendelwasser und feiner Seife. Auch jetzt berührte sie den Apfel beileibe nicht mit den

Fingern, sondern hantierte mit einem alten, silbernen Obstmesser und dem Löffel. — Als Almata eintrat, legte sie beides beiseite auf einen Delffter Teller.

„Nun, nun, was denn? was haben sie mit dir angegeben, Klein-Briget?“ sagte sie, nahm der Novize das Kind vom Arm, setzte es in den Polsterstuhl beim Kachelofen und schob ihm das heiße Stoofje unter die kalten Füße. „So! komm' zu Ruh, Meisje, komm' zu Ruh, — wir zieh'n die Toffeltjes an, daß du mooi warm wirst! Geh' deinen Weg, Almata, — sie soll still sein — sie weint sich wieder krank: Heilige Vorsehung, das arme Püppchen! So, so, so! — heel braaf Kindje zijn! — Warum habt ihr sie mir nicht wiedergebracht, eh' das Glockenspiel anfing? Das ist nichts für ein krankes Kind, das Touchante!“

„Wir wollten ihr nur Freude machen, Mère,“ entgegnete Almata betrübt, kniete neben dem Polstersessel auf der Binsenmatte nieder, befreite Gitta von all ihren überflüssigen Hüllen und fragte und schmeichelte im Flüsterton. Aber das blasse Mündchen blieb schmerzlich verzogen, der Kopf hing zur Seite wie eine welke Blume, und die thränenfeuchten Augen unter den engzusammengezogenen Brauen wendeten sich, ohne ein Zeichen des Verständnisses zu geben, von der Flüsternden fort. Ja, als diese das kleine Gesicht küssen wollte, versteckte sich's in beide Hände.

Was blieb Almata übrig, als unverrichteter Sache hinaus zu gehen, zurück zu den Genossinnen, die vor der Conventspforte ihrer warteten. Sie brachte ihnen ihre Shawls und Tüchelchen wieder mit und sagte traurig:

„Ihr sollt sehen, das liebe Kind stirbt uns gewiß, ehe die ersten Blumen aus der Erde kommen.“

Da schwieg das Glockenspiel vom Belfried, Madame Léocadie, die Lehrmeisterin, rief, und die Recreation war für heute beendet. Die Mädchenschar pilgerte ins Convent zurück und setzte sich an die Klöppelkissen.

Sie sangen zwar im Chor zu ihrer zierlichen Arbeit, aber gar manche Nadel ward auf dem Kissen in das falsche Loch des Musterbriefes gesteckt; denn die Gedanken der Meisten verweilten heute nicht bei ihrer Kante und nicht beim allgemeinen Liede, sondern bei dem Kinde im Nonnenkleidchen, das seit bald drei Monaten als Mère Jeanettes Gast im Eckhause lebte. —

— — — — — — — — — — —

Der dürre, hochmütige Mann, mit dem häßlichen Gesichte, den Mère Jeanette „mon cousin“ nannte, hatte es eines Tages in den Beginenhof gebracht und bei Mère Jeanette gelassen, während er selbst sich in einem Hinterhause des nahen Diana-Platzes ein bescheidenes Zimmer mietete. Da hauste er seitdem ganz für sich, fuhr bald nach Gent, bald nach Brüssel, von steter Unruhe besessen, um eine alte Geige wieder zu suchen, die er vor langen Jahren einmal in schwacher Stunde viel zu billig verkauft habe. So erzählte Mère Jeanette und zuckte die Achseln dazu. Sie freute sich, daß er fast nie in die Beguinage kam, um das Kind zu besuchen; er war, wie sie sagte, kein Viroots, sondern ein echter Vannees, ein Schauspieler, und von dergleichen hatten die Viroots nie ein Äderchen an sich gehabt, wenn man „ce pauvre fon Jean“ ausnahm. — „Dies schöne Kind“ aber schien, seinem anmutigen Äußeren und Gebahren nach, in die vornehme Virootsart zurückzuschlagen, und daß es ein Kind der Liebe hieß, war nicht sein Verbrechen. Mère Jeanette dachte sehr groß und gut in diesem Punkte, und sie war entschlossen, ihr Bestes für das Töchterchen der armen, reizenden Briget Dalen aus dem ehemaligen Kramladen am Digue-Platz zu thun. Es sollte von nun an wirklich vor aller Fährde bewahrt bleiben, und konnte sie's auch wohl nicht schon jetzt im Beginenhofe behalten, so gedachte sie's bis zum Noviziatsalter bei frommen Freunden unterzubringen und über seiner Erziehung treulich zu wachen.

Vorläufig jedoch — wenigstens bis nach dem Christfeste — sollte es bei ihr zu Gast bleiben dürfen. Indes, schon drei Tage nach seiner Ankunft in Brügge — (der ganze Beginenhof hatte sich sofort und einmütig in das zarte Kindergesicht, die köstlichen Augen und braunen Locken des kleinen Fremdlings verliebt) — zeigten sich die ersten Vorboten der schweren Krankheit. Das Losreißen des Kindes von allem, was ihm liebvertraut gewesen, Vannees rücksichtslose und unvernünftige Art zu reisen und der jähe Übergang in völlig neue Verhältnisse mochten den Keim dazu gelegt haben.

Bang und scheu schlich und blickte das Kind in den beiden Stuben der Beginenwohnung umher, und konnte sich nicht an „bonne maman“ gewöhnen. Kein Wort verstand es, keinen Leckerbissen rührte es an: einen Krug Milch, ein paar Zwiebäcke, weiter begehrte es nichts, und auch das Wenige wies es bald zurück, und das Hinausschauen zum Baumplatz durch Mère Jeanette's rote und blaue Guckfenster that ihm weh in den Augen. Der alte Doktor vom Frauenspital kam, verschrieb ein Tränkchen, das sehr bitter war, und verordnete Ruhe. —

Eine förmliche Trauer ging durch die Beguinage ob der Erkrankung des „Engelchens.“ Einzeln und paarweise kamen die Novizen herein, es zu besuchen. Sie versprachen ihm dies und schenkten ihm jenes: — Alles umsonst. Nicht einmal betrachten, geschweige denn in die Hand nehmen mochte es die schönen Wachsrosen und Tulpen und die Buchzeichen auf Papierkanevas in Seide und Haaren gestickt. Teilnahmlos und trübäugig lag es im Polstersessel, die weichen Locken fielen ihm an den bleichen Wangen nieder, bis zu den Schultern, die blaugeäderten Händchen ruhten matt auf den roßhaarbezogenen Armlehnen. Es lächelte keinen an und schauderte zusammen beim bloßen Geruch der knusprigen Bombeisjes, auf die es sich noch am letzten Abende in Drenkhorst so ungeduldig gefreut hatte. Mère Jeanettes Angorakatze mit den roten Augen mochte auch keine Bombeisjes, und so wurden sie den Armen ausgeteilt. —

Dann folgten böse Tage und Wochen. Niemand mehr durfte zu der Kleinen hineingehen, als der Doktor und Madame Léocadie, Mère Jeanettes beste Freundin und Helferin bei den Nachtwachen. Die Thürschelle des Eckhauses ward abgeschroben, und Mère Jeannette's Kanarienvögel, die so unvergleichlich rollten und schmetterten, kamen in Pension zur Frau Oberin: der Grande-Dame.

Die Novizen unterhielten sich während der Klöppelstunden immer nur von dem Kinde und seinem Befinden. Besonders ein Schreckliches konnte die Mädchenschar gar nicht vergessen und verwinden, so böse erschien es ihnen allen. Madame Léocadie's dienende Schwester hatte es ihnen während der Recreation insgeheim erzählt an jenem Tage, als der Doktor dem fieberglühenden Kinde seine Lockenfülle hart an der Kopfhaut abschnitt. Der häßliche „Ohm Jakob“ war mit ihm am Krankenbettchen gewesen, zum allererstenmal, der Herzlose! Wie nun der gute Doktor ihm traurig mitgeteilt, daß er nur noch sehr geringe Hoffnung hege für die Erhaltung des schwachen, kleinen Lebens, da hatte der Ohm ordentlich gelacht — ja, wahr und wahrhaftig gelacht! — und ausgerufen:

„Gott sei's gedankt für dich und für mich! Er sende dir bald deine letzte Stunde!“

— Wer so etwas sagen konnte, der mußte wohl dem Teufel selbst seine Gestalt geborgt haben, daß der Böse hineinfahre!

Aber Gott war gut gewesen. Das Kind blieb am Leben und genas langsam von seiner körperlichen Krankheit. Und nun hatten die munteren Mädcheu in den weißen Beginenhäubchen heute endlich ihre lebendige Puppe wieder gehabt, ihr viel Liebes und Schönes in drei Sprachen gesagt und sich gefreut, daß der ab'cheuliche „Ohm Jakob“ abermals auf unbestimmte Zeit nach Brüssel gereist war, um nutzlos die Spur seiner Guarneri-Geige zu verfolgen.

Gitta fürchtete sich vor Ohm Jakob, seit jener Reise, die er in der mondhellen Septembernacht mit ihr angetreten hatte. Was er ihr dort unter dem Wagenverdeck vorgeredet, wie er's möglich gemacht, ihr die entsetzliche Angst vor den Burger Kürassieren zu erwecken und zu erhalten, dessen entsann sich die Kleine nach ihrer Krankheit nicht mehr, aber die dunkle Angst blieb und setzte sich in ihr fest, und die unbezwingliche Sehnsucht nach Drenkhorst und all dem Lieben dort blieb auch. Zwischen Wünschen und Widerstreben ward das arme Kindesherz hin und her geschleudert. In seinen Träumen hörte es den melodischen Dreiklang der Drenkhorster Kirchenglocke und das eintönige Quaken der Frösche im übergrünten Fischteich zwischen Kirche und Organistenhäuschen. Wenn die Nebel abends aus den Grachten um die Beguinage aufstiegen, meinte es: nun müßten sie sich teilen, und die Hünensteine mit der rosenroten Glockenheide ringsum und dem feurigroten Sonnen-

untergang dahinter müßten auftauchen, und „Fräulein“ würde zwischen den Hecken voll leuchtender Hagebutten des Weges entlang kommen und ihre liebe kleine Gitta an die Hand nehmen.

„Oh! ob sie denn noch lebendig ist?“ So dachte das Kind manchmal und weinte sich in den Schlaf. Zwei Briefe hatte „Fräulein“ geschrieben, in schönen, deutschen Buchstaben. Die vermochte weder Mère Jeanette noch eine der anderen Beginen zu lesen, und Ohm gab sie auch gar nicht aus der Hand.

„Unsinn!“ sagte er und steckte den engbeschriebenen Bogen, dessen Anrede lautete: „Mein geliebtes Kind,“ recht tief in seine Tasche; nachher machte er gar einen Fidibus zum Lampenanzünden daraus, und der Rest wanderte in Mère Jeanettes Torffeuer. — Als dann Gitta ihn beim zweiten Briefe bat:

„Erzähl' mir doch 'was von Fräulein und von Dortjemöh, Ohm!“ da kehrte er sich von ihr weg:

„Nein — was denn? Das verdreht dir blos den Kopf. Lern' du vlaamsch und fransch und denk' nicht an Drenkhorst. — Hier bist du, und hier bleibst du immer und ewig, wenn ich auch wieder von dir weggeh'!“

So kurierte Ohm Jakob das Heimweh, aber die Kur schlug nicht an.

„Er ist nicht gescheut, mon cousin,“ bemerkte Mère Jeanette oftmals in tadelndem Tone, nahm das kleine Mädchen auf den Schooß, und es durfte den Kopf gegen die starren Falten ihrer Faille betten, zum Trost. Sie war niemals böse und hart, die schöne Mère Jeanette, aber Gitta mußte immer und immer an die gestorbene Tante Briget unter der Trauerweide des Drenkhorster Kirchhofes denken, wenn sie der bejahrten Begine in das feine, dunkeläugige Antlitz sah, und deshalb konnte sie nicht ganz und voll ein Herz zu ihr fassen.

2. Kapitel.

„Mère Jeanette,“ wie sie im ganzen Beginenhofe hieß, war die Letzte ihres Namens, durch deren Adern noch wallonisches Vollblut floß. Zwar hatte sich diesem raschen Strome durch das beschauliche Beginendasein seit siebenunddreißig Jahren sehr viel von der Gelassenheit des vlämischen Kanalwassers beigemischt, aber trotz alledem war sie eine echte Viroots geblieben, und wer sich im Lande auf die Merkmale der „Geschlechter“ verstand, wußte auch, daß die Viroots ganz besonders kenntlich gewesen waren seit Jahrhunderten, und daß sie einst in Brabant und dem Hennegau zu den Patriziern gezählt hatten. — Vergangener Glanz! Mit der bescheidenen Begine im Eckhäuschen würde in leicht absehbarer Zeit das alte Geschlecht erloschen und der alte Name ausgetilgt sein.

Noch aber war sie da in voller Rüstigkeit, mit der kräftigen, gedrungenen Gestalt unter Mittelgröße und dem prächtigen Charakterkopfe, der jeden Besucher der Beguinage anzuziehen pflegte, den mancher Maler schon in sein Skizzenbuch gezeichnet hatte, daheim, hinter ihrem Rücken; denn sitzen wollte sie keinem. — Die kohlschwarzen Augen, deren Brauen tadellose Bogen bildeten und über der Nasenwurzel zusammentrafen, die Virootssche Nase mit den leidenschaftlich geschweiften und tief eingekerbten Flügeln, genau so, wie auf dem Jakobinerbilde des „fon Jean“ über dem Klaviere im Drenkhorster Organistenhäuschen. Unter dieser üppigen Nase ein ungewöhnlich lieblicher Mund, die Oberlippe dunkelbeschattet, — und ein zart gerundetes Kinn, dessen tiefes Grübchen: „la fossette aux délices“ — sich auf allen Virootsschen Frauenbildern wiederholte. Im Angesichte der armen Briget Dalen hatte es zum letztenmal die Männer bezaubern helfen; denn „das Engelchen“ — so nannten auch die Beginen das Kind — besaß es nicht. Nur seine Stirn, das Mündchen und die Haarfülle waren ganz Virootssch.

Die schweren, grauen Scheitel der Begine lagen unter der Leinenhaube ihrer Ordenstracht versteckt, aber trotz der grauen Haare hielt sie ihren Rücken kerzengerade, und ihre kleinen Hände waren noch voll und jugendlich. Geschickte Hände! Sie warfen die Klöppel zu kostbaren Kanten, sie schafften am Herdfeuer und linderten am Krankenbett, und dazu spielten sie in der Dämmerstunde das Harmonium. — Der letzte Tropfen des Virootsschen Künstlerblutes, — aber das kranke Kind konnte keine Musik hören, deshalb stand das Harmonium seit Wochen mit seiner grünen Tuchdecke verhangen.

Als Dreiundzwanzigjährige war die Begine in den Orden eingetreten, zuvörderst aus zwingender Not nach dem Falle des väterlichen Hauses an der Hoogstraat. Kaum hatte sie vermocht, das bescheidene Eintrittsgeld zur Zeit aufzubringen, obschon ihre Einkünfte sich nach der Regelung der zerrütteten Verhältnisse weit günstiger gestalteten, als sie zu hoffen gewagt. Allein nicht nur die Not führte sie in den Schutz des Convents, sie flüchtete sich hinein aus innerstem Triebe, um sich vor ihrem eignen heißen Blute zu bewahren, nun da sie elternlos in der Welt stand und „weil sie eine Viroots war!“ — Ach, sie wußte nur zu genau, was Versuchung bedeutete! Das Geschick hatte es gnädig mit ihr gemacht und sie behütet, und deshalb war es ihr auch nicht möglich gewesen, als Strenggläubige und Unbescholtene einen Stein auf die mißleitete und tiefgefallene Briget Dalen zu werfen, von deren nächsten Angehörigen die ganze Stadt gewußt hatte, daß sie der katholischen Kirche längst abtrünnig geworden und heimliche Sektierer oder gar Ketzer waren. — Wenn Mère Jeanette dieses verdorrten Zweiges am Stammbaum der Viroots gedachte, dankte sie dem Himmel zehnfach für ihr stilles Asyl. Noch keine Stunde hatte sie den Wunsch gehegt, ins Weltleben zurückzukehren.

Ihre Wohnung im Eckhäuschen, die sie vor sieben Jahren bezogen hatte, war die Behaglichkeit selbst; klein und sonnig, die Fensternische der Stube von Asklepien dicht berankt, deren honigschwere Wachsblüten die summenden Bienen anlockten, im Mai schon, wenn das große Fallfenster über tags hochgeschoben wurde. In der Seitenmauer des hübschen Raumes, nach Osten zu, mit dem Blicke aufs Brückenthor, befand sich die ovale „Ausluchſt,“ ein Stern von roten und blauen Glasscheiben, der im Morgensonnenschein fröhliche, bunte Strahlen auf den weißen, sandbestreuten Fußboden warf. Zwischen den Asklepien im Fenster hing das messingne Vogelbauer und die träge, verzärtelte Angorakatze lag meist in der Ofenecke auf blaugerändertem Daunenkißchen. Die Schlafkammer neben der Stube glich einer Schiffskabine: braungebeiztes Holzgetäfel, Delffter Platten rings um das Lukenfensterchen, und an den Wänden ein paar so dunkle, alte Bilder, daß die Figuren darauf nur noch Schatten aus Charons Nachen glichen. Wer ein ruhiges Gemüt und beschaulichen Frieden der Seele hatte, der schlief in dieser Umgebung sicherlich wie in Abrahams Schooß. Allein, das fremde Kind schlief nicht, wie es sollte. Es sehnte sich aus seinem hohen, engen Gitterbettchen hinweg in Dortjemöhs federngefülltes Kojennest unter dem Dache zurück. Mère Jeanette bitten, ob es zu ihr unter die prachtvolle Decke schlüpfen und sein abgemagertes Körperchen gegen ihre warme Brust schmiegen dürfe, das wäre ihm nie in den Sinn gekommen.

Solch eine wundersame Bettdecke, aus hundertfarbigen Seidenwürfeln zusammengenäht, hätte Gittas Phantasie niemals für möglich gehalten: höchstens wäre sie in einem der Königsschlösser aus Fräuleins Märchenbuch denkbar gewesen.

Diese kostbare Bettdecke bewirkte es, neben Mère Jeanette's Ähnlichkeit mit der gefürchteten und unvergessenen Tante Briget, daß die Kleine lange Zeit nicht über Ehrfurcht und Scheu hinweggelangen konnte. Sie mochte auch nichts mit dem uralten Spielzeuge aus feinem Silber beginnen, das die gütige Gastfreundin ihr bisweilen zur Unterhaltung gab. Kuriose Sächelchen waren's. Ein Papageienkäfig mit dem Vogel darin, eine Schildwache in Pluderhosen, die Hakenbüchse tragend, und eine kleine Staatskutsche, deren Schlag ein winziger Lakai im Dreieckbarett gerade zu öffnen im Begriff stand. Mère Jeanette empfahl jedesmal Vorsicht und Respekt, wenn sie dem Kinde die drei Erbstücke aus dem verschlossenen Glasschranke holte; denn schon „Messire Marc Viroots,“ des Großvaters Großvater habe mit den „mooien“ Dingen gespielt. Das Kind stellte sich diesen nebelhaften „Messire“ ungefähr wie Adam unter dem Apfelbaume vor und beschränkte sich darauf, die silbernen Wertgegenstände aus achtungsvoller Ferne stumm zu betrachten. Da hatte es eines Tages in der gestickten Reisetasche von daheim Dortjemöhs Flickenpuppe mit dem roten Tuchmunde, den himmelblauen Flanellaugen und den Gliedmaßen aus leeren Garnrollen wieder entdeckt und inbrünstig an sein verzagtes Herzchen gedrückt. Damit hatte es still für sich gespielt, seitdem es nach den ersten Krankheitswochen außer Bett sein

durfte, und auch heute, als es, müde von seinem kurzen Gang ins Freie, im Polsterstuhl saß, den gezuckerten, gewürzten Bratapfel unberührt neben sich auf dem blanken Tische, hielt es das heimische Wickelpüppchen zärtlich im Arm.

Mère Jeanette kam aus der Küche herein, beugte sich zu dem Kinde nieder und streichelte ihm die kurzen Haare. Dann schob sie ihm noch ein Kissen in den Rücken, steckte die kleinen Füße in warme Filzpantoffelchen und überredete es, Bissen für Bissen, zu dem Bratapfel und einem Gläschen Tintowein, der dort zu Lande als ein Arkanum für schwache Naturen geschätzt ward. Während dessen sprach sie dem Kinde zu, sehr langsam und ausdrucksvoll redend, sorgfältig die Worte wählend, die es in den Krankheitstagen aufgefangen hatte. Ein Gemisch von Vlämisch und dem wallonischen „rouchi Français," das Mère Jeanette und Madame Léocadie miteinander zu plaudern liebten. Es fing schon an, ganz hübsch zu verstehen, das net-Meisje!

Als es seine Mahlzeit beendet hatte, setzte sich die Begine zu ihrem großen Klöppelkissen ans Fenster, um an der feinen, breiten Kante weiter zu schaffen. Vorher jedoch öffnete sie das Vogelbauer; die beiden muntren Sänger hüpften schon längst mit mahnendem Piepsen an dem Thürchen auf und ab. Die Sonne schien ja so hell auf die schöngrünen, fleischigen Asklepienblätter, nun begehrten sie ein bißchen von der goldenen Freiheit. Eins der Vögelchen war menschenscheu; es blieb zirpend in den Ranken, das andere flog zu Brigittchen und setzte sich auf ihre ausgestreckte Hand. Sie legte ihre Flickenpuppe sacht beiseite und freute sich an dem kleinen, geflügelten Gaste. Er war ganz zahm, ließ sich nehmen und streicheln und pickte sogar nach einem Zuckerkrümchen, das, vom Bratapfelgenusse her, an Gittas Lippe hängen geblieben war.

Mère Jeanette beobachtete des Kindes stilles Treiben eine lange Weile verstohlen über ihr Klöppelkissen hinweg, ohne es zu stören.

„Das liebe Püppchen — — mir gefällt's doch nicht, daß es so altverständig und traurig aussieht," dachte sie bei sich und ließ unwillkürlich die Klöppel ruhen. „Seine arme, kleine Seele kann hier bei uns nicht heil werden; le cousin Jacques hat den richtigen Weg dazu verfehlt. Und wenn wir alle Gottes Engel und keine schwachen Weiber wären, wir richteten doch nichts bei diesem Kinde aus. Eine starke Macht zieht es von uns hinweg zur lieben Stätte, wo sie seine Sprache reden, oder auch noch weiter fort auf den Totenacker. Wer mag wissen, wie es kommen soll?"

Sie klöppelte noch eine Viertelstunde lang, legte dann ihre Arbeit aufs breite Fenstersims und ging in die schmucke Küche hinaus, um nach den Fortschritten der Mittagssuppe auf dem Heerde zu sehen. In diesem Augenblicke kratzte Mijnheer Ruyten, der alte Doktor, seine Stiefel auf der Flurmatte ab, und trat ein: er müsse einmal wieder nach seinem „zoet lief Meisje" fragen.

Als seine kugelrunde Gestalt mit dem weißhaarigen Kopfe und den vorquellenden Augen im frischroten Gesichte die Stubenthür öffnete, erhellten sich des Kindes trübselige Züge. Es sprang im Nu vom Sessel zu Boden, lief dem Arzte entgegen und faßte mit beiden Händen seine Linke im dicken Hundslederhandschuh. Die Rechte hielt den schweren Stock, dessen gemalten Porzellanknopf ein niedliches, knixendes Rokokopärchen zierte.

„Doktorohm! Da bist du ja! Du bist auch so lange nicht gekommen, gestern nicht und vorgestern nicht," rief das Kind. „Zeigst du mir nun alles? Deine schöne Priemkesdoos und deinen Stock? Und sprichst du mit mir und läßt deine Uhr 'mal klingen, Doktorohm? — Und hilfst du mir auch 'nen mojen Brief schreiben? An Fräulein, weißt du! Letzthin hast du mirs versprochen!"

Der Arzt lachte, daß es ihm den Bauch schüttelte. „He! he! he! — Du hast aber net Werk auf einmal für Doktorohm, lief Meisje," meinte er behaglich, setzte sich, seines respektablen Leibesumfanges halber, so wuchtig und breitspurig, daß der Korbstuhl ächzte und stellte das Kind zwischen seine Knie. Er war Amsterdamer von Geburt, hatte als junger Mann mehrere Semester auf deutschen Hochschulen studiert und die deutsche Sprache war ihm leidlich haften geblieben. „Nun, wir wollen gleich sehen, was der alte Doktorohm dabei thun kann. Erst gucken wir uns in die Augen

und jagen die Zunge aus dem Häuschen. So, so, das ist ganz gut. Ist sie auch sonst 'n braaf Meisje gewesen, bonne maman?"

Mère Jeanette, ihren messingnen Schaumlöffel in der Hand, wiegte den Kopf, streichelte des Kindes bleiche Bäckchen und begann mit dem Arzte ihr Wallonisch zu sprechen, rasch und lebhaft. — Ihr Gesicht hatte dabei einen so wechselnden Ausdruck, daß Gitta es unverwandt betrachten mußte. Einmal rollten sogar zwei große Thränen aus den schwarzen Augen der Redenden und kugelten am harten Wollstoff der Faille nieder. Kein Wort außer: „Cousin Jacques" und „Mynheer Nuyten" konnte die Kleine verstehen, und das befriedigte ihre Neugierde herzlich wenig.

Der Arzt lauschte Mère Jeanettes Auseinandersetzung still und ernsthaft und nickte und schüttelte abwechselnd mit dem Kopfe. Dann sprachen sie beide zugleich und so erregt, als ob sie stritten. Gitta begann, sich zu langweilen. Sie ließ ihre Fingerchen zwischen den sauberen Dütenfalten an des Arztes Batistjabot spazierengehn und betrachtete den ciselierten Deckel seiner silbernen Schnupftabacksdose, die er ihr hinhielt, ohne sie anzuschauen, so vertieft war er ins Gespräch. Zuletzt nahm er sie fest in den Arm, und sie legte ihren Kopf seufzend gegen sein blankrasiertes Doppelkinn und das feine, weiße Linnentuch, das er, seit Menschengedenken, an Stelle der unbequemen Halsbinden und Vatermörder trug. —

Sie war fast am Einschlafen, da setzte der Arzt sie plötzlich auf sein Knie, rückte den Tisch näher, und Mere Jeanette, deren lebendiges Gesicht wieder ganz glatt und freundlich aussah, trug Tinte, Papier und Gänsekiel herbei. Sie klopfte Mijnheer Nuyten auf die Schulter, er schüttelte ihr, wie einer guten Bundesgenossin die Hand, sie nickten einander zu, und die Begine hob des Kindes Gesicht am Kinn zu sich empor:

„Du sollst an dein Fräulein schreiben," sagte sie, „kannst du nun einmal lachen, lief Kindje?"

Sie sprach Vlämisch, aber Gitta verstand sie instinktiv. Ein süßes Lächeln übersonnte ihr zartes Antlitz. Zum erstenmal bot sie der Begine ohne Widerstreben den Mund zum Kusse und schlang ihr beide Arme fest um den Hals. —

„Zu ihr muß sie wirklich zurück," dachte Mère Jeanette, als sie wieder am Herde stand, „zu ihrem Fräulein. Was sind wir dagegen mit all' unserm Trösten und gutem Willen? — Sand im Siebe, — und das kranke Kind dürfen wir nicht darum schelten; denn unser Erbarmen kommt sieben Jahre zu spät! Mijnheer soll doch wohl Recht haben: hier bei uns im Hof quient sich's unter die Erde! — Mijnheer kennt die Zeichen besser als unsereine."

— — — — — — — — — — — — —

„Nun wollen wir eins schreiben, Popje," sagte drinnen im sonnigen Zimmer der alte Arzt zu Gitta, die jetzt auf dem Schemel ihm gegenüber kniete, beide Arme, das schmale Gesichtchen stützend, auf der Mahagoni-Tischplatte, die Augen groß und ernsthaft in angestrengtem Nachsinnen über den Beginn des wichtigen Briefes. — „Nun fangen wir an: — wie heißt denn dein Fraeule?"

„Fräulein Lisabeth!" entgegnete die Kleine rasch und wurde rot vor Freude. „Aber du mußt „Liebes Fräulein Lisabeth" schreiben, daß sie es auch weiß! — Und — und — ich wär' in Begynhove — und —"

„Wach, Meisje — niet zoogaauw! Siehst du, da steht es. Das ist 'n hel mooi' Anfang. Ja, Doktorohm kann keine schönen Buchstaben malen, aber dastehn thut es ganz gewiß! — Nun sag' mir eins weiter vor. —"

— „Und — daß hier 'ne bunte Auslucht ist und die feine Decke von Seidenzeug. — Und bonne-maman gäbe mir Kandis in meine Milch und Immenhonig aufs Brot — Immenhonig mit Wachs. Und das Wasser hieße: Gracht. — — Und daß ich Dortjemöh ihre Puppe wiedergefunden habe — — —"

Das Kind stockte, faltete die kleinen Hände fest zusammen und that einen tiefen, seufzenden Atemzug, während der Arzt weiter schrieb. Nur einmal schickte er, unter den zottigen, weißen Brauen hervor, einen verstohlenen Blick zu dem Kinde hinüber.

(Fortsetzung folgt.)



Rezept.

Mit Illustr. von Hermann Vogel-Plauen.

Wenn du den Kopf voll Grillen hast
Und trügest treu der Arbeit Last.
Nimm dies Rezept, das als probat
Zum Feierabend ich dir rat;
Es lautet also: Recipe
Von hartem Zucker, weiß wie Schnee,
Ein gutes vollgewicht'ges Pfund,
Nimm vier Citronen, voll und rund,
Drück sie — sie können ja nicht schrei'n —
In die Citronenpresse ein!
Die Schale, wo ist die geblieben?
Sie ward auf Zucker abgerieben.
Wenn dann der Saft beginnt zu traufen,
So laß ihn auf den Zucker laufen.

Gieß dann darauf zwei Flaschen Wein
— Die bringen erst den Geist hinein —
Und eine Flasche Rum, recht alt,
Der gibt dem Ganzen erst Gehalt.
Die Mischung laß, kann es gescheh'n,
Gut zugedeckt ein Stündchen steh'n,
Dann laß darüber nach Gefallen
Noch kochend heißes Wasser wallen!

Hei! Wie aus der Terrine Bauch
Nun aufsteigt lieblich duft'ger Rauch!
Doch rat ich dies: ja nicht allein
Will dieser Trank geschlürfet sein;
Nein, trinke ihn bedacht und weise
In einem trauten Freundeskreise!
Bald wirket dann das duft'ge Naß —
Und sollte nach dem zweiten Glas
Behagen nicht und Freude winken,
Dann will ich gern pro poena trinken.

H. B.

Zum 1000. Münchener Bilderbogen.

Von Fritz von Ostini-München.

(Abdruck verboten.)

Ob die Menschen nicht durchweg lebensfreudiger und freundlicher wären, wenn der Sinn für das Schöne noch mehr Herrschaft bekäme über die Welt? Und ob diese Menschen nicht mehr Sinn für das Schöne hätten, wenn man ihnen in Kindertagen nur Bilderbücher gäbe, die von künstlerischer Hand stammen und nicht von dem nächsten besten Schmierfritzen im Dutzend verfertigt sind. Das Auge läßt sich eben so frühzeitig bilden wie das Ohr, ja früher noch. Und da der Mensch überhaupt seine ersten bildenden Eindrücke im Spiel empfängt, so darf man wohl sagen, daß gute Bilderbücher ein wichtiges erzieherisches Moment und darum wohl gar auch ein soziales heißen können.

Von allen Unternehmungen, die für das Anschauungsbedürfnis der lieben Jugend sorgen, sind wohl die „Münchener Bilderbogen" dasjenige, welches den Bedürfnissen der Kindheit am besten gerecht wird und zugleich vom reinsten künstlerischen Geiste getragen ist. Der zweiundvierzigste Jahrgang und ebensoviele Band dieser Bilderbogen ist nunmehr vollendet, und dieser Band enthält den 1000. Bilderbogen — ein köstliches Märchenblatt von Hermann Vogel. Das ist wohl auch ein Jubiläum, dessen man in unserer jubiläumstollen Zeit mit besserem Rechte gedenken darf, als mancher anderen Sache, zu deren fünfundzwanzigstem Geburtstag die Lärmtrompeten nach allen Windrichtungen geblasen werden.

„Münchener Bilderbogen!" Weckt das Wort nicht eine Vorstellung von einer Fülle von lieben und lustigen, traulichen und graulichen Schemen, Wichtelmännchen und Elfen, Riesen und Menschenfressern, Pelzmärtel, Rittersleuten, den weisen Bias, den Buben von Korinth und anderen bösen Buben? Führten uns jene Blätter nicht in ferne Länder mit absonderlichem Pflanzenwuchs und fremdartig gekleideten oder nicht gekleideten Menschen? Machten sie uns nicht mit alten, ehrwürdigen Zeiten vertraut, mit jenen Zeiten, an die uns noch hie und da ein altes Stück Hausrat gemahnt oder ein eingemauertes Wahrzeichen an einer Straßenecke? Und erst der viele, liebe Unsinn mit seiner ebenso tiefsinnigen als überraschenden Lebensweisheit und der unerbittlichen Phantasie, mit der die Zeichner ihre Helden in die haarsträubendsten Widerwärtigkeiten stürzen! Und wie vieles andere noch, das sich so im Fluge nicht rubrizieren läßt! Wahrhaftig, die vielfach mit so wenig Recht abgehetzte Devise: „Zur Unterhaltung und Belehrung" ist keinem Werke mit mehr Recht zugekommen, als dem tausendbogigen Kinderfreund aus München!

Übrigens waren die Bilderbogen von Anfang an durchaus nicht für die Kinderwelt allein berechnet. Zunächst für die Familie überhaupt und schließlich für alle, die Freude haben an ihrem harmlosen Humor und ihren naiven Nutzanwendungen. Eine Sache aber, der sie vom ersten Tage an dienten und heute noch dienen, das ist die Kunst. Vor vierzig Jahren fanden die deutschen Zeichner wenig Gelegenheit, ihre Kunst erfolgreich zu bethätigen. Die Nachfrage nach Prachtwerken und illustrierten Buchausgaben war sehr gering, und die künstlerischen Ansprüche, die man stellte, waren es auch. Und an technischen Mitteln zur Reproduktion fehlte es erst recht! So gewannen die Bilderbogen eine doppelte Bedeutung: sie boten unsern Zeichnern Raum, ihre Kunst zu üben und brachten im Verein mit den vom gleichen Geiste getragenen „Fliegenden Blättern" den deutschen Holzschnitt wieder zu Ehren. Auch dies letztere Verdienst ist nicht zu unterschätzen. Ist doch heute dieser sympathische Zweig der Graphik zu einer Blüte gekommen, die man vor einem halben Säkulum noch kaum zu träumen wagte.

Eine Reihe von unvergeßlichen, von unsterblichen Namen finden wir im Index der Bilderbogen, Namen zum Teil, deren Träger auch sonst für das ganze geistige Leben Münchens bedeutend genug waren, und andere wiederum, die in der Kunstgeschichte Ehrenplätze einnehmen für alle Zeiten: Moritz von Schwind, Graf Pocci, Kaspar Braun, Max Haider, W. Lichtenheld, Lier, Horschelt, L. Voltz, W. Diez, W. Busch, A. Oberländer, L. von Nagel gehörten und gehören zu den Mitarbeitern dieses trefflichen Unternehmens.

Kaspar Braun ist wohl dessen eigent-



Abb. 1. Aus Nr. 1 der „Münchener Bilderbogen." Kaspar Braun: „Der Gockel."

licher Begründer und eröffnete auch den Reigen mit der „Geschichte vom bösen Gockel," einem der bekanntesten Blätter des ganzen Tausend. (Abb. 1.) Dieses erste Blatt ist ein Programm: harmlos und lustig, geboren aus der echten deutschen Märchenphantasie, die des Musäus, der Gebrüder Grimm und Bechsteins Patin gewesen, und durchaus nicht ohne praktische Lehre fürs Leben. Das Ganze ist wohl als Satire auf schlechte Kindererziehung gedacht und bezeichnet so die Stellung der „Münchener Bilderbogen": Ernst im Scherz, treffen, aber nicht verwunden! Charakteristisch ist auch hier gleich die Fassung des begleitenden Textes. Eine knappe, trockene, familiäre Prosa, die unendlich gemütlich ist. Friedrich Schneider, von dem die Texte vieler Bilderbogen sind, war ganz besonders Meister dieser Form. Sie wurde lange mit besonderer Vorliebe geübt und anfangs auch von W. Busch, bis dieser zu seinen monumentalen Zweizeilern kam. Kaspar Braun ist, wie gesagt, der eigentliche Begründer der Münchener Bilderbogen, wie er mit Friedrich Schneider der Begründer und spiritus rector des ganzen, nunmehr zu einem Weltruf gelangten Verlages war. Er war eine originelle, in München allbeliebte Persönlichkeit. Sein in behäbigem Kolorit strahlendes Gesicht schien eher einem biederen Landrichter oder Oberförster anzugehören, als einem Künstler. Und ob er einer war! Seine Art ist maßgebend geworden für die ganze deutsche Karikatur. Und die ist etwas, was kein anderes Volk hat, auch die Franzosen nicht, mögen sie uns in anderen Kunstzweigen immerhin überlegen sein. Die deutsche Karikatur ist liebenswürdig, phantasiereich, die französische scharf, schablonenhaft und zur rechten Zeit frivol. Die deutsche Karikatur ist künstlerisch, die englische z. B. grotesk, unverständlich und oft unkünstlerisch bis zum Widerlichen. Ausnahmen gibt's natürlich

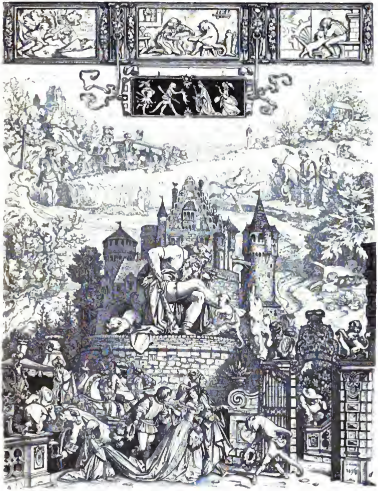


Abb. 2. Aus Nr. 48 der „Münchener Bilderbogen.“ M. v. Schwind: „Der gestiefelte Kater.“

überall. Aber der beste französische Karikaturenzeichner, Caran d'Ache, wandelt, charakteristisch genug, eben ganz in den Bahnen Oberländers, ja, er lehnt sich oft bis in die intimsten technischen Details an diesen an.

Kaspar Braun starb, 70 Jahre alt, 1877 in München, wo er gewirkt; Friedrich Schneider ist schon am 9. April 1864 gestorben.

Das zweite Blatt ist vom Grafen Pocci, Franz Pocci nannte er sich schlechtweg; ein Mann mit einer nie alternden Kinderseele, dem es wirklich gegeben war, aus dem Gemüte eines Kindes heraus zu empfinden, wie das kein Zweiter konnte. Vielleicht ist der künstlerische Wert seiner Bilder nicht so hoch, wie der mancher anderer, die im Grunde doch viel weniger wertvoll sind. Er zeichnete und reimte so, wie ein Kind zeichnen und reimen würde — wenn's zeichnen und reimen könnte. Da ist kein Strich, den ein solches



Abb. 3. Aus Nr. 26 der „Münchener Bilderbogen.“ Max Halder: „Bauernjagd.“

nicht versteht, kein Wort, das ihm nicht im Gedächtnis bliebe. Wie lieb Pocci die Kleinen hatte, das zeigen außer seinen neunundzwanzig Bilderbogen noch etliche Bilderbücher und nicht zum mindesten seine Theaterstücke. Wir haben hier in München nämlich etwas, was es auf der Welt nicht wieder gibt, und was hauptsächlich Pocci seine Existenz verdankt. Nämlich ein durchweg künstlerisch geleitetes Kindertheater mit spannhohen Puppen, deren Köpfchen von hervorragenden Künstlern des alten München geschnitzt sind, Dekorationen, die Künstler gemalt haben, und einem Repertoire, das hauptsächlich aus Stücken des Grafen Pocci besteht. Für die Kinder ist dieses Theater ein Blick in eine wunderbar reizvolle Zauberwelt, und auch ein Erwachsener mag's gerne sehen. Der Puppenvater, Papa Schmid, ist immer noch auf dem Platze; ein alter, fröhlicher Mann, dem das Schicksal hart mitgespielt hat und der keinen eitlen Mammon davon trug aus lebenslanger Sorge für die Freude der Kinder. Der hütet Graf Poccis bestes Erbe, und wenn er nicht mehr den „Kasperl“ spielen wird, gibt sich wohl keiner mehr die materiell so wenig lohnende Mühe, es zu verwalten. Und doch ist's Kunst im reinsten Sinne, was dort in einer niederen Baracke am Maffeianger in München gepflegt wird. Wo gibt man sonst noch den Simrockschen „Faust?“ — Der freundliche Leser der Monatshefte verzeihe die Abschweifung. Wer Altmünchener Leben kennt, der weiß, daß die „Münchener Bilderbogen“ und Papa Schmids Marionetten im Grunde gar nicht so weitschichtige Verwandte sind. Graf Pocci ist hochbetagt 1876 in München gestorben, von Alt und Jung beklagt. In unserer Zeit der Frühreife sind die Ewigjungen selten!

Ein Name besser als der andere! Im fünften Blatt der Bilderbogen treffen wir Moritz von Schwind. „Herr Winter“ heißt dies Blatt. Und weiter fort in den folgenden Bänden finden wir den Namen des großen Malers deutscher Sagen und Märchen noch ein volles Dutzend mal. Der schönste seiner Bilderbogen ist wohl der vom „gestiefelten Kater,“ der hier (Abb. 2) in verkleinertem Formate abgedruckt ist. Wie reich und phantastisch die ganze Erfindung, mit welchem feinen dekorativen Sinn ist die Zusammenstellung zu einem Ganzen bethätigt. Die Darstellung unserer Märchen ist Schwinds Lebensaufgabe gewesen. Fast in Allem, was er malte, lebt jenes Geheimnisvolle, Über- und Unterirdische, was die Phantasie unserer Ahnen aus der alten Götterwelt im Märchen herübergerettet hat in unser poesieloses Neuzeitleben, was Busch und Wald mit geheimnisvollen, zahllosen Wesen bevölkert. Unter Schwinds Hand bekamen diese Schemen feste, ja typische Gestalt, und ihr Zauber wirkte wahrlich nicht auf die Jugend allein. Wer kennt nicht seine „Sieben Raben,“ die „Schöne Melusine?“ Auch die unendlich reiche und viel zu wenig besuchte Schackgalerie zu München enthält vieles, was Schwind gemalt hat. Er war kein großer Kolorist, aber man vergißt das über der Poesie seiner Bilder. Poet aber war er von Gottes Gnaden, und sein Werk als solcher wird fortdauern, auch wenn die Zeit längst über seine malerische Eigenart hinausgewachsen ist. In ihm hat sich der Begriff „deutsche Romantik“ zu einem unendlich liebenswürdigen Typus verkörpert. Moritz von Schwinds Lebenslauf gehört der deutschen Kunstgeschichte an, nicht einer knappen Geschichte der Münchener Bilderbogen. Er ist 1871 in München gestorben, gleichaltrig ungefähr mit Pocci und Braun.

Außer seinen Märchen hat Schwind noch manchen anderen schönen Bilderbogen gezeichnet. Sehr originell ist unter anderem eine mit überraschender Kunstfertigkeit ausgearbeitete Bilderfolge, „Akrobatische Spiele.“ Der Zeichner schildert hier drei Akrobaten, die in zahlreichen Variationen ihre „Parterreexercitien“ so ausführen, daß ihre Hände, Füße und respektiven Köpfe immer gleichzeitig fünfzehn gegebene und symmetrisch angeordnete Punkte decken. Es ist unendlich originell, einen Mann von Schwinds Genius auch auf solchen Wegen zu sehen. Verwandte Scherze hat übrigens J. Beeg mit

seinen Bilderbogen „Kartenspielereien“ getrieben, in welchem er die Blätter eines französischen Kartenspieles zu phantastischen Schildereien ausnützt, so zwar, daß die Konturen der Treff, Pik, Coeur und Carreau ebenso originell als geschickt mit ins Bild verwendet sind.

Zu den der Zeit und dem Range nach ersten Mitarbeitern zählt Anton Muttenthaler, der achtundvierzig Bogen jedes erdenklichen Inhalts gezeichnet hat, und nicht minder Ernst Fröhlich, der gar deren etliche sechzig lieferte, hauptsächlich Schilderungen des Landlebens und Tierbilder. Auch E. Fröhlichs Tierzeichnungen gehören mit dem Besten an, was die Bilderbogen bieten. Ein anderer Tierzeichner, der mitgearbeitet hat und vornehmlich unter Waidmännern der Unsterblichkeit sicher sein darf, ist Max Haider, der Verfasser von „Petermanns Jagdbuch,“ der „Jagd in Bildern,“ dem „immerwährenden Jagdkalender“ u. s. w. Den Humor des Waidwerks hat nicht leicht einer so verstanden wie er, der ebenso gut mit der Büchse zu hantieren wußte, als den Zeichenstift zu führen. Haider hat in zahlreichen Skizzen und Vignetten so ziemlich alle erfindlichen Schwächen des Berufsjägers wie des Sonntagsschützen festgenagelt, er belauschte den Waidmann auf seinen geheimsten Schlichen, er weiß mit wenigen Strichen das ergötzlichste Jägerlatein zu erzählen. Echt waidmännisch ist aber alles dabei und was lustig ist, ward, so weit es nicht satirisch gemeint war, doch immer wieder den zahllosen Wechselfällen des Jägerlebens entnommen. Wie köstlich ist die kleine Vignette, die als Abbildung 3 hier wiedergegeben ist. Ein bäurischer Jäger ist eingeschlafen im Regen, die Büchse im Arm, und ein Häslein sucht unter der breiten Krämpe seines Hutes Schutz vor den fallenden Wassern.

Auch der weit über die Grenzen seines Vaterlandes hinaus berühmte Theodor Horschelt ist in der illustren Gesellschaft, von der hier die Rede ist, vertreten, natürlich zumeist mit Pferdebildern. Camphausen, E. und F. Adam und L. Voltz fehlen gleichfalls nicht. Auch letzterer war einer der fleißigsten und trefflichsten Tierzeichner der Bilderbogen, die sein Genre von jeher mit Vorliebe pflegten. Und mit Recht! Ist doch beinahe das Erste, wofür sich so ein aufblühendes Menschlein erwärmt — natürlich nach Papa, Mama und den Geschwistern — ein „Hotto,“ ein „Wau-



Abb. 4. Aus Nr. 350 der „Münchener Bilderbogen.“
Wilhelm Busch: „Die bösen Buben von Korinth.“

wau“ oder eine „Miez.“ Wenn aber das gefördert wird, kann's nur zum guten sein; denn die Liebe zum Tier ist keiner der letzten Züge einer schönen Menschlichkeit, weckt sie doch im Wechsel wiederum den Sinn für das gesamte Schaffen und Walten der Natur, für des Landmanns segensreiches Handwerk, für Waidwerk und gesunden Sport und läßt vielleicht zur Zeit das erste Mitleid wach werden in der Kinderseele.

Die Landschaft ward auch nicht vernachlässigt. Aus dem Gebiete sind die Namen Lier und Lichtenheld zu nennen. Von des Letzteren Hand stammt unter anderen ein magisches Mondbild aus dem alten München mit dem ehrwürdigen Liebfrauendom. Mit den einfachsten Mitteln ist das gemacht, aber voll unsäglicher Poesie. Wenn das erst einer der trefflichen Holzschneider in die Hand bekommen hätte, die heute für Braun & Schneider arbeiten!

Zwei von denen, die schon in der ersten Zeit mit thätig waren, arbeiten noch heute munter fort für „Fliegende“ und „Bilderbogen,“ Ed. Ille und R. Stauber. Ein jeder ist in unserer Sammlung öfter als ein halbes Hundert mal vertreten. Ed. Ille hat seine hauptsächlichste Bedeutung als Stilist. Tiermärchen und Tierkarikaturen überhaupt waren in erster Zeit seine Domäne, doch hat er auch unendlich viel Anderes, Köstliches geschaffen. Zu dem bekanntesten gehört die Geschichte „Die Katzen und der Hausherr“ mit der tiefen Moral „Blinder Eifer schadet nur“ (Abb. 5). Eine weitere Spezialität Illes bieten seine Zeichnungen aus der Biedermaierzeit, wozu gerade sein origineller Stil besonders gut paßt.


Abb. 5. Aus Nr. 254 der „Münchener Bilderbogen.“ E. Ille: „Die Katzen und der Hausherr.“

Ed. Spitzweg, auch eine reine Poetennatur, der treffliche Andreas Müller, O. Sickert, Karl Reinhardt, H. Spieß, W. Gail, O. Speckter, F. Lossow, Chr. Jank, Ferdinand Knab, Max Gierymski, Schmolze, Resch sind hier zu nennen und noch mancher andere tüchtige Künstler, der mit einem oder zwei Blättern vertreten ist. Gar mancher von den Vorgenannten verdiente eine ausführ-

lichere Würdigung, die uns nur leider zu sehr weit abführte. An sechzehn Seiten hat Wilhelm Diez gezeichnet, einer der funkelndsten Sterne am Himmel der Münchener Kunst. Das Soldatenleben aller Zeiten ist's, was er mit Vorliebe schildert, ein Thema, mit dem er bei seinem jugendlichen Publikum wohl eben so viel Glück haben muß, wie mit der wilden Romantik seiner Bilder aus dem dreißigjährigen Kriege oder der Landsknechtszeit bei den Kunstfreunden beider Hemisphären. Neben ihm dürfen wir den bekannten Pferdemaler Heinrich Lang nicht vergessen, ebenfalls einer der Wackersten von denen, die im stehen zu lassen und die tollsten Kombinationen verwickelter Unglücksfälle auszuklügeln. Wenn er z. B. einen Menschen ausgleiten läßt, so stößt der sicher einen zweiten an, dieser tritt einem weiteren auf die Zehen, der dritte bringt einen vierten aus der Balance, und Busch muß schon ganz besonders human aufgelegt sein, wenn der vierte die Unglückskette nicht noch weiter fortsetzt, oder wenigstens irgend einem treuen „Karo“ oder „Mopperl“ den Schwanz abtritt. Schon mit seinen ersten Blättern gewann Busch eine ungeheure Popularität bei Jung und Alt, und den „Honigdieben“ folgten noch weitere neunundvierzig Bogen



Abb. 6. Aus Nr. 649 der „Münchener Bilderbogen.“ Oberländer: „Die Käuzchenfamilie.“

Bannkreis unserer Frauentürme ihr Atelier aufgeschlagen haben.

Im elften Band ist zum erstenmal ein Name zu lesen, der längst einen Weltruf erlangt hat, der Name eines Mannes, der mit der Feder ebenso gut und lustig schrieb als zeichnete, und dessen Werke einem Sterbenden ein Lächeln abgewinnen müßten — Wilhelm Busch. „Die kleinen Honigdiebe“ ist der Titel seines ersten Bilderbogens, und dieser kennzeichnet schon Buschs ganze Eigenart, seinen wunderbaren zeichnerischen Humor, seine beispiellose Phantasie in der Übertreibung und jene merkwürdige harmlose Grausamkeit, in der er sich gefällt, seine Leute die verzweifeltsten Unbillen ausnach, ein unerschöpflicher Schatz von Kunst und Laune: „Der kleine Maler mit der großen Mappe,“ „Die wunderbare Bärenjagd,“ „Die Maus,“ „Der Bauer und sein Schwein,“ „Der hohle Zahn,“ „Die bösen Buben von Korinth,“ „Der Floh,“ „Der Virtuos,“ das „Naturgeschichtliche Alphabet“ u. s. f. Die lustigen Verslein des letzteren sind längst zu geflügelten Worten geworden: „Die Zwiebel ist der Juden Speise, das Zebra trifft man stellenweise“ — und so die anderen. Diesen Zeilen ist eine Zeichnung aus den „bösen Buben von Korinth“ beigegeben. Die Ungezogenen haben den armen Diogenes in seinem Faß arg zum besten gehalten und ihn mitsamt seiner



Abb. 7. Aus Nr. 653 der „Münchener Bilderbogen.“ Zur Geschichte der Kostüme. Hermann Schneider. XVI. Jahrh. „Rom und Siena.“

merkwürdigen Behausung umhergewälzt. Da fangen sich ihre Kleider an vorstehenden Nägeln, sie werden mit dem Fasse herumgedreht und von ihm gar erschrecklich getötet, wie Figura zeigt (Abb. 4).

„Die bösen Buben von Korinth
Sind plattgewalzt, wie Kuchen sind;
Diogenes der Weise aber kroch ins Faß
Und sprach: „Ja, ja, das kommt von das!“

Wie lehrreich und gemütvoll dieser Ausspruch des weisen Mannes! Man sieht, Busch geht nicht glimpflich um mit seinen Klienten. Für ein bißchen Ulk gleich plattwalzen! Das heißt, die

Abschreckungstheorie schon auf die Spitze treiben.

Wer W. Buschs Werke kennt — und es muß schon ein ganz besonderer Griesgram sein, dem sie fremd sind, — die Bilderbogen: die „Fromme Helene,“ den „Haarbeutel,“ die „Abenteuer eines Junggesellen,“ den „Pater Filucius“ und gar den „heiligen Antonius von Padua,“ der möchte sich unter dem Maler und Dichter wohl einen Mann vorstellen mit lustig zuckenden Mundwinkeln und Schelmenaugen, einen Mann, der wohl unter Freunden den Mittelpunkt eines ausgelassenen Kreises bildet, und vor dessen Spott und Karikaturen keiner sicher wäre im Land — nichts von alledem! Busch war von jeher fast menschenscheu und lebt jetzt ganz zurückgezogen in irgend einem kleinen Nest, das der beste Geograph kaum den Namen nach kennt, und malt, so sagt man, — Heiligenbilder! Der Autor der „Frommen Helene“ Heiligenbilder!

Es ist eine alte Geschichte, daß die Humoristen im Leben gerne Melancholiker sind, oder doch zum mindesten sehr ernsthafte Leute. Und diese Erwägung führt uns gleich zu einem andern, dessen Name unter den deutschen Humoristen wohl den besten Klang hat neben dem Wilhelm Buschs: Adolf Oberländer. Wir kommen freilich ein wenig aus der chronologischen Ordnung, wenn wir uns jetzt mit ihm beschäftigen, denn Oberländer that erst ein Jahrzehnt später mit bei den Bilderbogen als Wilh. Busch. Aber die beiden gehören nun einmal dem Range nach zusammen, zwei Männer, auf die wir Deutschen gerade so stolz sein können, wie auf irgend einen Maler, dessen Bilder in allen Museen prangen. Sie gehören zusammen und sind doch grundverschieden. Busch erschafft eine lustige Welt aus seinem Innern heraus, Oberländer deutet die bestehende Welt mit ihren Schwächen und Fehlern nach seinem Geiste, Busch ist ein produktives, Oberländer im gewissen Sinne ein kritisches Genie. Wo Busch satirisch ist, schlägt er gerne derb zu, Oberländer bleibt fast immer gemütlich. Busch ist Norddeutscher in seinem ganzen Wesen, Oberländer Süddeutscher durch und durch — seine Wiege stand zu Regensburg.

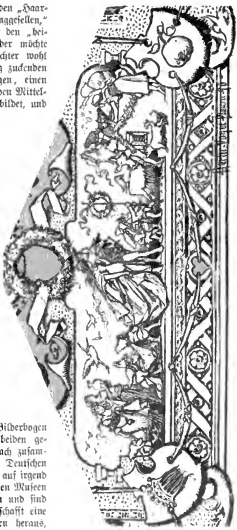


Abb. 8. Aus Nr. 1000 der „Münchener Bilderbogen.“ Herman Vogel: „Schneewittchen.“

Nur zwei Dinge hat letzterer mit ersterem gemein: daß er sein Fach als Meister versteht und daß er ein stiller, ernsthafter und gern gedankenvoller Mann ist, der das nicht

einmal für seine höchste Kunst nimmt, was die Menschen dafür halten; er meint, er müsse eigentlich auch was Anderes, Besseres malen, große Historie womöglich. Als ob das, was er macht, nicht auch große Historie wäre, die Kulturgeschichte menschlicher Schwächen. Man muß Meister Lenbachs Urteil über Oberländer hören, der ihn zu Münchens ersten, allerersten Künstlern zählt. Und Lenbach gilt bekanntlich nicht als Optimist des Urteils über andere. Er hat übrigens bekanntlich auch ein prächtiges Bildnis Oberländers gemalt und den schönen, männlichen Kopf Buschs desgleichen.

Adolf Oberländer hat sich in ungefähr vierzig Bilderbogen verewigt. Er versteht so ziemlich alles auf der Welt in den Bereich seiner künstlerischen Betrachtung zu ziehen, und kein Stand der Erde kann sich rühmen, von ihm verschont worden zu sein. Doch hat auch er eine besondere Spezialität, die gleiche wie Ille, die Tierkarikatur. Er versteht alle Temperamente und Seelenzustände in der Tierphysiognomie auszudrücken, gleichviel, ob das nun Vogel oder Fisch, Reptil oder Quatruped ist, was er zeichnet. Wie gemütlich und friedlich sitzt die Käuzchenfamilie auf unserm Bild (Abb. 6) im hohlen Baume. Es ist das Schlußbild einer reizenden Serie, die vom Käuzchenvater handelt, dem der Gottessegen zu viel wurde in seiner Familie. Er wandert aus und vagiert herum, kehrt aber schließlich in Reue zu seinen Penaten zurück. Gibt's was Komischeres, als einen melancholischen Löwen von Oberländer? Etwa den, der betrübt und hungrig in der Wüste den Stoßseufzer thut: „Herrgott, schon zwölf Uhr und noch kein Neger!"

Wenn in einem besseren Jenseits einmal die guten Thaten gewogen werden, kommt unser Münchener Meister nicht zu kurz. Denn zu den besten und ersprießlichsten Thätigkeiten in diesem Jammerthale gehört es sicherlich, die Menschen zum Lachen zu bringen zu rechter Zeit. Und das hat er gar reichlich gethan.

Der elfte Band, in dem wir W. Buschs Bekanntschaft gemacht, lehrt uns auch Heinrich Leutemann kennen, einen der fruchtbarsten von allen, die mitgeschaffen haben an den Bilderbogen. Er hat den schönen Cyklus von 24 Bogen „Bilder aus dem Altertume" gezeichnet und die „Welt in Bildern," einen ebenso originellen als künstlerisch und pädagogisch wertvollen Anschauungsunterricht, der uns immer Flora, Fauna und Menschentypen irgend eines Volksgebietes gleichzeitig vorführt.

Den reichhaltigsten der in den Bilderbogen enthaltenen Cyklus bilden über siebzig Blätter mit je vier Bildern „Zur Geschichte der Kostüme." Es ist dies nach und nach ein Kostümwerk geworden, wie sich's kaum reichhaltiger denken läßt, und hat als solches einen Wert, der weit über die Bedeutung der übrigen Bilderbogen hinausgeht. Die Abbildung Nr. 7 gibt einen Teil eines Blattes wieder, das Hermann Schneider, der rühmlichst bekannte, in München lebende Historienmaler, gezeichnet hat. Die Kostümbilder sind von den verschiedensten Meistern. Andreas Müller ist u. a. stark daran beteiligt.

Fritz Steub und Lothar Meggendorfer gehören zu den meistgekannten und beliebtesten Mitarbeitern an den Publikationen des Braun- und Schneiderschen Verlages. Der erstere verfügt über eine unwiderstehliche vis comica in seinen Zeichnungen und über eine seltene Produktionskraft. Der letztere ist so ziemlich der ganzen deutschen Kinderwelt bekannt durch seine Bilderbogen, seine zahlreichen Ziehbilderbücher, die er mit so großem mechanischem Geschick und zu so drolliger Wirkung zu fertigen weiß. Das „Bosteln" ist Meggendorfers ganz besonderes Talent. Auch Bechstein gehört in diese Gruppe. Es kommt wohl kaum eine Nummer der „Fliegenden" oder ein Band in Bilderbogen heraus ohne Beiträge von diesen Dreien.

Die Flut der Namen will schier nicht enden, die noch zu nennen ist: M. Cöster, E. Spitzer, B. Sporrer, Toby Rosenthal, E. Harburger, R. Häberlin, Th. v. Kramer, Schließmann, Gehrts, Albrecht, Adamo, Zopf und die unübertrefflich komischen Hengeler und Emil Reinicke. Jeder dieser Namen hat längst einen guten Klang in der Kunstwelt. Die beiden letzteren sind ganz besonders komisch durch ihre bizarr übertreibenden und dabei doch so unendlich schön gezeichneten Karikaturen. Auch an ihnen offenbart sich wiederum der große Vorzug, den die deutsche Karikatur vor jeder ausländischen hat, daß sie nämlich stets rein künstlerisch ist.

Zu den bemerkenswertesten der hier in

Betracht kommenden Künstler gehört **Ludwig von Nagel**. Er war ehemals bayrischer Offizier, Kürassier und Chevauleger, hat 1866 und 1870 mitgefochten, seine Campagnen aber nicht nur mit den Augen des Kriegers, sondern auch stets mit Künstleraugen angesehen. Reitersmann vom Wirbel bis zur Sohle, prägte er sich hier wie im Friedensdienste eine solche Fülle hippologischer Erfahrungen ein, wie sie kaum ein zweiter Pferdemaler haben dürfte. Darum ist seine Phantasie auch geradezu unerschöpflich. Jedes seiner Pferde hat andere Form, andere Bewegung, anderen Ausdruck, wenn man so sagen darf. Denn auf die Psychologie des Pferdes versteht sich Nagel ganz besonders. Unsere Abbildung 9 zeigt eine besonders gelungene Szene aus dem Bilderbogen „Im wilden Westen“ — eine Frucht von Buffalo Bills Gastspiel im Sommer dieses Jahres. Zwei Dutzend Bilderbogen stammen außerdem noch von seiner Hand. An den Bildern ist alles mit unendlicher Liebe gezeichnet und alles charakteristisch.

Die Ehre, den 1000. Bilderbogen zu zeichnen (Abb. 8) traf **Hermann Vogel**, einen noch jüngeren Künstler, der würdig in Schwinds Fußtapfen tritt. Dieser liebt es, dem geheimnisvollen Reigen des deutschen Märchens nachzugehen, und seine Kunst ist dabei unendlich intim und beziehungsreich. Auf ihn mögen die Verleger der Bilderbogen ganz besondere Hoffnungen setzen, denn er ist eine von den Künstlernaturen, die sich so leicht nicht ausgeben und so leicht nicht nachlassen, Maler und Poet dazu, wohl gemacht, die Erbschaft M. v. Schwinds anzutreten.

Soviel von den Menschen, die an der Sache beteiligt sind und waren. Ein stattlicher Reigen, nicht wahr? Von den Dingen aber des Ausführlicheren oder nur so knapp als möglich zu reden, die in den 1000 Bilderbogen behandelt sind, dazu reicht der Raum nicht aus. Von der Urzeit bis auf heute ist allen Wandlungen der Weltgeschichte Rechnung getragen, vom Käfer und Schmetterling an bis zum



Abb. 9. Aus Nr. 1000 der „Münchener Bilderbogen.“ Ludwig v. Nagel: „Im wilden Westen.“

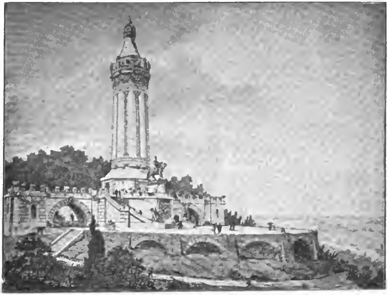
Herrn der Schöpfung in seinen ungezählten Spielarten ist alles, was lebt, gekennzeichnet und gewürdigt. Die Pflanzen im Busch, die Bäume im Wald fehlen nicht, und außer der wirklichen Welt ist von geträumten Wesen und Dingen absonderlich viel die Rede. Kurzum, die „Münchener Bilderbogen" sind ein Kompendium alles Schönen und Wissenswerten, und weil das unerschöpflich ist auf dieser besten aller Welten, so wird sich wohl auch noch Stoff finden für manches weitere Tausend Blätter.

Das Kaiser Wilhelm-Denkmal an der Porta Westfalica.

Von Otto Felsing-Berlin.

Man hört jetzt öfter sagen, für unsere Künstler, besonders für unsere Bildhauer, sei eine „goldene Zeit" gekommen; wie viele Kaiser Wilhelm-Denkmäler allein hätten sie jetzt zu schaffen! — Und in der That, „wenn man's so hört, möcht's leidlich scheinen," heißt's im „Faust;" indes es heißt auch gleich hinterher: „steht aber doch immer schief darum!" Es sieht nämlich nur auf den ersten, flüchtigen Blick so aus, als brächten die für Bildhauer und Architekten ausgeschriebenen Konkurrenzen mit ihren verschiedenen Geldpreisen den Beschickenden reiche Ehre und Gewinn; wenn man aber die Sachlage näher ins Auge faßt, so ergibt sich ein ganz anderes Bild, und man ersieht sehr bald, daß in Wahrheit unsere Zeit für die hier in Betracht kommenden Künstler nur in Hinsicht auf die Menge der (für die ungeheure Mehrzahl von ihnen ganz fruchtlosen) Arbeit eine ergiebige, und lediglich in Hinsicht auf das Vorhandensein zwar ungewöhnlich bedeutender, aber sehr vereinzelter Aufgaben eine „goldene" zu nennen ist, daß sie jedoch in jeder anderen Beziehung keineswegs ergiebig und golden ist: sie bringt eben nur wenigen von den Hunderten der danach strebenden Künstler Ehre wie Gewinn: der Mehrzahl aber, und darunter nicht immer bloß den unbedeutendsten, legt sie große Opfer auf ... von den Enttäuschungen und Entmutigungen, die sie bringt, gar nicht zu reden!

Man muß es unsern deutschen Plastikern und den mit ihnen in Wettbewerb tretenden Architekten zur Ehre nachsagen, daß sie diese Opfer mit einer in anderen Berufsklassen schwerlich so häufig zu findenden Bereitwilligkeit bringen und meistens sogar, trotz aller Enttäuschungen, wiederholt bringen. Dafür gebührt ihnen alle Anerkennung; und sie darf nicht einmal durch den Umstand gemindert werden, daß die deutsche Künstlerwelt schon seit langer Zeit nach Gelegenheit zur Bethätigung ihrer Kraft an großen, monumentalen Aufgaben förmlich lechzt und demgemäß jetzt bei der Errichtung von Kaiser Wilhelm-Denkmälern mit tausend Freuden die so heiß ersehnte Gelegenheit ergreift, ihr Können zu erweisen. Aber die Opferwilligkeit der einzelnen Künstler ist trotzdem keine geringe; denn die „Chancen" stehen für die allermeisten von ihnen so vergleichlos schlecht, daß auch dann noch ein erkleckliches Maß von Opferbereitschaft übrig bleibt, wenn man selbst die Thatsache in Abzug bringt, daß die Künstler eben nicht lediglich um ihrer patriotischen Gefühle, ihrer Liebe wie Verehrung für den Gründer des Reiches willen an diese Aufgaben treten, sondern auch, um sich künstlerisch auszuleben, in gewisser Beziehung also auch ihrer selbst wegen! Wahrlich, handelte es sich um die Ehrung einer anderen Persönlichkeit und um Denkmäler von geringerer künstlerischer Bedeutung, es würde weder von unsern Bildhauern noch von den Architekten auch nur der zehnte Teil daran denken, Konkurrenzen bei derartig schlechten Aussichten zu beschicken! Ist doch eine solche Preisbewerbung einem Lotteriespiele zu vergleichen, bei dem nur ein „großes Los" und sodann meist nur noch zwei im Verhältnis geringfügige Nebengewinne, im übrigen aber ausschließlich Nieten herauskommen können, während der Einsatz ein beispiellos hoher ist, nämlich: eine monatelange Arbeit an den Entwürfen unter Verzichtleistung auf jeden anderweiten Erwerb während dieser Zeit, und häufig sogar noch obenein bares Geld im Betrage von manchmal mehreren tausend Mark, zur Herstellung der plastischen Modelle! Erhält also der



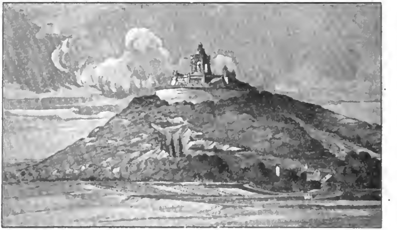
Kaiser Wilhelm-Denkmal an der Porta Westfalica.
Der mit einem ersten Preis gekrönte Entwurf von Reuter und Fischer in Dresden.

Konkurrierende nicht den ersten Preis und zugleich die Ausführung seines Entwurfs zugesprochen — was keineswegs immer der Fall ist, so selbstverständlich es auch erscheint! — dann hat er fruchtlos ein schweres Opfer an Zeit, Kraft und Geld gebracht; denn selbst wenn ihm ein zweiter oder dritter Preis zufällt, so bekommt er damit meist nur die baren Auslagen ersetzt, höchstens in besonders günstigen Fällen, wo kein Modell erforderlich war, eine recht kärgliche Entschädigung für den gehabten Erwerbsverlust. Geht der Künstler aber vollkommen leer aus, und das ist ja naturgemäß der häufigste Fall, so hat er nicht nur jenes Doppelopfer ganz vergebens gebracht, er erfährt überdies auch noch sehr oft in den Augen des großen Publikums anstatt der erstrebten Mehrung eine empfindliche Minderung seines Ansehens. Denn „die Leute" pflegen in ihrer Unkenntnis der obwaltenden Verhältnisse in solchem Falle nur allzu oft zu sagen: „er ist mit seinem Entwurfe abgefallen; es wird also wohl nicht viel an ihm sein ..." wobei es zweifelhaft bleiben mag, ob sie damit nur den Entwurf oder auch dessen Schöpfer meinen!

Und trotz all dieser wenig verlockenden Aussichten hat sich stets eine große Anzahl von Bildhauern und Architekten bereit gefunden, die Konkurrenzen zu beschicken, so oft nur der Ruf nach Entwürfen größeren Stiles erging, und viele dieser Künstler haben sogar nicht ein oder zweimal, nein vier- bis sechsmal, manche vielleicht noch öfter, neue Entwürfe ausgearbeitet und Modelle angefertigt. Ziehen wir nur allein die „öffentlichen," d. h. die jedermann zur Beschickung freien Wettbewerbungen in Betracht und lassen außer Anschlag die vielen „beschränkten" Konkurrenzen, bei denen eine Beschickung nur auf spezielle Aufforderung hin zu erfolgen hat, so ergibt sich ein Zahlenverhältnis, das lauter als alles andere für die Arbeits- und Opferfreudigkeit unserer Künstler spricht. Denn abgesehen von den vielen nicht öffentlichen Konkurrenzen und ferner, abgesehen von der noch nicht zum Abschluß gekommenen öffentlichen um ein Kaiser Wilhelm-Denkmal in Frankfurt a. M., sind im Zeitraum von kaum mehr als einem Jahre sechs große unbeschränkte Konkurrenzen zur Erledigung, oder doch mindestens zur

vorläufigen Erledigung gelangt, und von ihnen wurden beschickt: am wenigsten zahlreich die Konkurrenz für Köln a. R. mit fünfzehn Entwürfen; die daneben von der Rheinprovinz ausgeschriebene mit vierundzwanzig, die für den Kyffhäuser ebenfalls mit vierundzwanzig, die für Breslau mit sechsundvierzig, die für die Porta Westfalica mit achtundfünfzig und schließlich am zahlreichsten die für das in Berlin zu errichtende Nationaldenkmal mit hundertsiebenundvierzig Entwürfen resp. Modellen, eine Konkurrenz, die zwar zur Erteilung von zwei ersten und vier weiteren Preisen führte, seither aber, auf Grund eines an höchster

Was nun die von der Provinz Westfalen ausgeschriebene Konkurrenz anlangt, die zu der vorstehenden, mehr ins Allgemeine gehenden Betrachtung Anlaß gab, so hat auch sie eine solche Reihe von Werken tüchtigster Art zu Tage gefördert, daß man es tief bedauern muß, wenn schließlich eben nur eines von ihnen zur Ausführung kommen kann. Auch bei ihr hat sich die Thatsache herausgestellt, daß die Preisrichter mehrere Werke der Ausführung besonders würdig fanden und sie deshalb mit Geldpreisen auszeichneten, dabei aber zwei von ihnen, als ungefähr gleichwertig, zur Prämiierung an erster Stelle vorschlagen mußten,



Kaiser Wilhelm-Denkmal an der Porta Westfalica.
Preisgekrönter und zur Ausführung bestimmter Entwurf von Bruno Schmitz in Berlin (Gesamtansicht).

Stelle gehegten Wunsches, als resultatlos, sozusagen als „nicht gewesen“ angesehen wird! Lassen wir dies außer Ansatz, so bleibt als das Gesamtergebnis all dieser enormen Anstrengungen unserer Plastiker und Bautenschöpfer immerhin noch genug des Betrübenden für die Künstler übrig: dreihundertundvierzehn Wettbewerbungen ... und fünf Zuschlagserteilungen bei etwa fünfzehn bis zwanzig Nebenpreisen!! Diese drei Zahlen sprechen ganze Bände. Daß das in ihnen zum Ausdruck kommende, wahrhaft schreiende Mißverhältnis zwischen Arbeit und Erfolg in der Natur der Sache liegt, ändert an der gerechten Würdigung der Opferbereitschaft unserer Künstlerwelt nichts.

worauf beiden je ein „erster Preis“ zuerkannt wurde, sowohl dem Entwurfe des in Berlin wohnenden Architekten Bruno Schmitz, als auch dem Entwurfe der Dresdener Architekten Fischer und Reuter.

Wir bringen die Abbildungen dieser beiden Schöpfungen und bemerken dazu, daß der Entwurf des Herrn Schmitz schließlich unter Bewilligung einer Kostensumme von 800000 Mark seitens des westfälischen Provinzial-Landtages zur Ausführung bestimmt wurde. — Der Entscheidung ging ein äußerst lebhafter Meinungsaustausch zwischen Berufenen und Unberufenen voran, ja man kann sogar sagen: es gingen ihm heiße Kämpfe voran, Kämpfe, die sich nicht

allein um den „besten“ Entwurf, sondern, schon ehe es zur Ausstellung der Entwürfe gekommen war, um die Platzfrage drehten. Man einigte sich dann endlich über diese bei jeder Denkmalserrichtung zum lebhaftesten Für und Wider Anlaß gebende Frage zugleich mit der Beschlußfassung über das auszuführende Werk, indem man beschloß, den von Bruno Schmitz für sein Denkmal ausersehenen Platz auf der flachen Kuppe des Wittekinds-Berges zu acceptieren. Das Kaiser Wilhelm-Denkmal der Provinz Westfalen wird sich also oberhalb des Dorfes daß man ein Kaiserdenkmal vor sich habe). Das hat die meisten der Wettbewerber veranlaßt, als Hauptteil des ganzen Baues einen, schon aus weiter Ferne sichtbaren Turm zu planen, der, wie z. B. bei dem Entwurfe von Reuter und Fischer, in einer Kaiserkrone gipfelt. Es war selbstverständlich dabei schwer zu vermeiden, daß bedenkliche Anklänge an Aussichts- oder Leuchttürme entstanden. Am besten noch vermieden dies die Herren Reuter und Fischer, deren Entwurf sich namentlich im unteren Teile durch ebenso schöne und markige Linien-



Kaiser Wilhelm-Denkmal an der Porta Westfalica.
Preisgekrönter und zur Ausführung bestimmter Entwurf von Bruno Schmitz in Berlin.

Hausberge auf dem als Bergrücken aus der Flachebene aufragenden Wesergebirge an der Stelle erheben, wo die Weser sich ehedem ein Thor, die „Porta Westfalica,“ durchgebrochen hat.

Als Richtschnur für ihr Schaffen mußte den Konkurrierenden eine Bestimmung des Preisausschreibens gelten, welche besagte, das Denkmal solle „sich in seiner Erscheinung dem landschaftlichen Charakter der Gegend anpassen und zugleich den Gedanken des Kaiserdenkmals schon aus der Ferne erkennen lassen“ (richtiger ausgedrückt: es solle schon aus der Ferne erkennen lassen, führung auszeichnet, sowohl dem Auge gefällig und „einladend“ als auch imposant wirkt. Aber ihr Entwurf hat einen großen Mangel, der darum nicht minder ein Mangel bleibt, weil die Künstler sich dessen bewußt waren, als sie ihr Werk schufen: sie haben, wie aus ihren Erläuterungen zum Entwurfe hervorgeht, in der Erkenntnis, daß sich eine organische Verbindung von Turm und Kaiserstatue ohne Schädigung des einen Teiles auf Kosten des anderen nur sehr schwer oder gar nicht herstellen läßt, mit vollem Bewußtsein auf eine solche Verbindung der beiden Hauptbestandteile ihres Denkmals

Verzicht geleistet, einfach einen Turm mit Unter- und Terrassenbauten geschaffen und vor dem Turm, ohne organische Verbindung mit ihm, eine schöne Reiterstatue Kaiser Wilhelms auf geeignetem Vorbau errichtet. Sie trennten also die beiden, nicht recht zu vereinbarenden Teile des Denkmals mit voller Absicht; aber diese Absicht entsprang schließlich doch nur dem Unvermögen, es anders zu machen — wenn auch gern zugegeben werden soll, daß dieses Unvermögen weniger aus mangelndem Können der Künstler als vielmehr aus der Natur der Aufgabe selber erwächst, sobald man sich für die Ausführung eines Turmbaues entscheidet. Die Herren Reuter und Fischer haben also im Grunde nur „aus der Not eine Tugend gemacht," als sie sich entschlossen, eine Zweiteilung der Aufgabe vorzunehmen. Daran ändern alle Gründe hierfür absolut nichts, so gut die Gründe an sich auch sind! Damit soll nun aber keineswegs eine tadelnde Kritik dieses Entwurfes ausgesprochen sein; es galt nur, eine für dergleichen Denkmalsbauten unzweifelhaft höchst wichtige, prinzipielle ästhetische Frage an einem aus der Praxis genommenen Beispiele gerade von künstlerischer Bedeutung klar zu beantworten, die Frage: ob angesichts der (bestehenden oder nur angenommenen) Unmöglichkeit einer einwandfreien organischen Verbindung von Turm und Bildsäule die Schwierigkeit durch „Zweiteilung der Aufgabe," d. h. durch den Verzicht auf eine solche organische Verbindung, gelöst wird oder nicht. Das Vorstehende hat, denk' ich, den Beweis dafür erbracht, daß die Schwierigkeit dadurch nicht gelöst, sondern nur umgangen wird . . . auf Kosten der Einheitlichkeit des Kunstwerkes natürlich, einer Einheitlichkeit, deren es nun einmal nicht entraten kann. — Ausdrücklich soll aber noch im Anschluß hieran hervorgehoben werden, daß abgesehen von diesem prinzipiellen Einwande kein anderer wesentlicher gegen den Entwurf der beiden Dresdener Architekten vorgebracht werden kann. Ihr Denkmalsentwurf entspricht den Forderungen des Preisausschreibens und ist ein künstlerisch wertvoller, gewaltiger und dabei schöner Bau, der gewiß dessen würdig wäre, zur Ehrung des ersten Kaisers im neuen Deutschen Reich an bedeutsamer Stelle errichtet zu werden!

Auch bei dem Entwurfe von Bruno Schmitz ist eine große, aus einer Prinzipienfrage erwachsene Schwierigkeit nicht eigentlich gelöst, oder doch wenigstens nicht ganz einwandfrei gelöst worden; aber der Künstler hat sie nicht beiseite zu schieben gesucht, sondern sie beherzt angepackt. Schmitz verzichtete auf den Turm ganz und gar. Er schuf einen imposanten Hallenbau, der in seiner Ausgestaltung in der That schon aus der Ferne erkennen läßt, daß wir einen Denkmalsbau und keinen anderen vor uns haben. Die erwähnte Schwierigkeit nun liegt darin, daß sich bei einem Hallenbau, oder einem Baldachin, einer Kuppel 2c. die darin untergebrachte Kaiserstatue nicht auf den ersten Blick gleich als die Hauptsache des Ganzen ergibt, daß man die Statue ferner nicht von allen Seiten her sehen kann, und daß sie überdies im vollen Tageslichte steht, frei vom Schatten und den Reflexlichtern des architektonischen Teils des Denkmals. Entscheidet sich der Künstler einmal für einen Bau dieser Art, so kann er jene Schwierigkeit noch weniger als bei einem Turmbau die oben dargelegten beseitigen; will er sie nicht umgehen, so muß er sich (mehr oder minder gut) mit ihr abfinden. Schmitz sagt in dieser Beziehung in seinen Erläuterungen zum Entwurfe: „Dem einzigen Einwand, welcher gegen den Baldachin erhoben worden ist, nämlich die Verdeckung der Figur von in diesem Falle sechs verschiedenen Standpunkten durch die sechs Pfeiler des Gewölbes," (wie eben angeführt, ist das nicht der einzige Einwand, der sich dagegen erheben ließe!) „ist dadurch zu begegnen, daß man hier in den Baldachin hineintreten kann, abgesehen davon, daß die Pfeiler, in der Sehlinie betrachtet, nur äußerst geringe Breiten zeigen, die gegen die weiten Öffnungen der Bogen und die durch solche Umrahmungen erreichten Vorzüge der Aufstellung gar nicht mehr in Betracht kommen." — Das trifft ja freilich wohl zu, da einerseits in der 15 Meter Durchmesser haltenden Halle überdies auch noch auf der halbkreisförmigen, 3 Meter breiten und noch beliebig zu verbreiternden Vorterrasse Raum zur unbeeinträchtigten Besichtigung des Standbildes genug vorhanden ist, und andererseits in der That beim Betrachten von der Vorterrasse aus die Pfeiler mit ihrer im Verhältnis wirklich nur sehr geringen Breite von 1,80 bis 2 Metern gegenüber einer



Die Wohlthäterin. Na



n Gemälde von E. Henseler.

Öffnungsweite von 9 Metern keine große Rolle als Einwandsbegründung spielen können; immerhin ist aber beides nur ein „sich nach Möglichkeit abfinden" mit der Schwierigkeit, kein sie „beseitigen und lösen." Läßt man aber diese prinzipielle Seite außer acht, so wird man seine ungetrübte Freude an diesem Werke des aus dem Rheinland gebürtigen Künstlers haben können, dessen enorme Arbeitskraft wie unbestrittenes Genie ihm trotz seiner Jugend schon eine ganz ungewöhnlich große Zahl von Preisen bedeutsamster Art errungen hat. Denn an die vierzig Preise sind dem kaum Dreißigjährigen schon zu teil geworden, darunter einer der beiden ersten Preise der leider „ins Wasser (der Schloßfreiheit-Spree!) gefallenen" Konkurrenz um das Nationaldenkmal für Berlin, und ferner eine große Zahl anderer erster wie eine stattliche Reihe zweiter Preise an vielen Orten Deutschlands wie des Auslandes, diesseits wie jenseits des Weltmeeres. — Den letzten Konkurrenzsieg vor der Krönung des hier in Rede stehenden Entwurfs errang Schmitz vor kurzem erst mit seinem imposanten Entwurfe für das Kaiser Wilhelm-Denkmal auf dem Kyffhäuser, der im Vergleich mit dem Porta-Entwurf wie der wunderbaren Schöpfung für das Nationaldenkmal so recht den Ideenreichtum dieses erfindungskräftigen Künstlers erkennen läßt: dieser reiche Geist löst in staunenswerter Vielseitigkeit mehrfach die gleiche Aufgabe, jedesmal auf bedeutende Weise. Und das ist um so staunenswerter, als z. B. beim Kyffhäuser wie beim Portenser Denkmal bei der gleichen Aufgabe auch die gleichen Bedingungen des Anpassens an den Charakter der Landschaft erfüllt werden mußten ... und auch erfüllt wurden ..., während die Landschaft, oder doch mindestens der Denkmalsstandort beide Male fast den gleichen Charakter trägt, nämlich hier wie dort eine nicht sehr hohe Bergkuppe, die über der weithin sich dehnenden Ebene, resp. der Thalebene, emporragt! Wie glänzend Schmitz speziell die Aufgabe eines Kaiser Wilhelm-Denkmals für die Porta gelöst hat, das zeigt unsere Abbildung seines Entwurfs: ein Hallenbau von gewaltigen, wuchtigen Massen in edelschöner Linienführung, die sich trotz der gigantischen Größe des Baues (die von der mächtigen Halle überdachte Kaiserstatue z. B. mißt ohne Sockel 7 Meter!) aus dem Standorte nicht herausdrängen, sondern sich ihm einfügen und ihn doch beherrschen! Der Künstler hat voll erreicht, was er sich bei der Konzeption des Werkes vorgesetzt, und er durfte mit Recht in seinen „Erläuterungen" sagen:

„Dem Charakter als Kaiserdenkmal entspricht die bevorzugte Stellung, welche der in entsprechender Größe gehaltenen Statue des Herrschers als dem zugleich alleinigen, selbständigen, plastischen Gebilde der ganzen Denkmalsanlage in deren Centrum eingeräumt ist ... für die Betrachtung in der Nähe ist alles Störende, was Blick und Sinn ablenken könnte, vermieden, man ist hier mit seinem Kaiser allein..., und tritt für die Fernwirkung das Kaiserbild, ohne deshalb etwa unsichtbar zu sein, auch zurück gegen den Umriß des Ganzen, so läßt doch die Gesamtanlage, auch von der Ferne gesehen, nicht nur auf einen geheiligten Mittelpunkt schließen, sondern wird, mit ihrem gewaltigen Hallenmotiv und ihren Unterbauten und Terrassen eine der Linienführung des Berges in sicherem Zuge sich anschließende und diesen beherrschende wirksame Masse bildend, sich in ihrer Eigenart weithin sichtbar und leicht verständlich als kaiserliches Denkmal geben."

Berliner Feuilleton.

(Abdruck verboten.)

Unser heutiges Feuilleton steht im Zeichen zweier großer Sieger, Moltkes und Kochs. Berlin und Moltke — sie beide haben immer auf freundlichem Fuße miteinander verkehrt, während „Ehrenbürger" Bismarck der Reichshauptstadt oft genug seinen ätzenden Groll fühlen ließ. Zwar ist auch Moltke, ebensowenig wie Bismarck, eine populäre Straßenfigur im Wrangelschen Sinne gewesen; in früheren Jahren, wenn er zu Fuß auf der Straße sichtbar wurde, mochte der alte, etwas gebückte Militär, noch dazu ohne die bemerkbarmachenden breiten Generalsstreifen an der Hose, in seinem etwas vornüber schleifenden Schritt, alles beobachtend, mit seinen adlerartig scharfen Augen, ein wenig im Konflikt mit dem Degen, der ihm zwischen den Beinen unbequem genug schlenkerte, wohl häufig übersehen worden sein. Grüße erwiederte er mit seiner

unerschütterlichen Ernstmiene, dach militärisch gewissenhaft, wie er je bei aller bewunderungswürdigen Beherrschung des Ganzen, das Detail nie aus dem Auge ließ — man kann die Höflichkeitskurialien selbst unwichtiger Privatbriefe auch kalligraphisch nicht peinlicher erfüllen, als es seine Feder thut. „Es stimmt!“ eine seiner Redensarten, die sowahl das gelungene Endergebnis seiner varhergeplanten Operatianen auf dem Kriegsfelde bestätigte, wie sie ihre Befriedigung mit dem bagatellen Detail des Tageslebens auszudrücken pflegt. Ebenso möchte seine Equipage übersehen werden; Berlin das ja wohl an elegantem Fuhrwerk nichts leistet, hat wahl wenige bescheidenere als die Maltkesche aufzuweisen. Der Feldmarschall liebt den Luxus nicht, und sa möchte es fast wehmütig anmuten, wenn man die weiten, opulent ausgestatteten Prunkräume seiner Dienstwohnung im Generalstabsgebäude betritt — man fühlt fast: er ist hier eingezogen und benutzt sie nur, weil der König, sein Herr, sie ihm angewiesen, und weil er den Ausdruck königlichen Dankes, der in der künstlerischen nnd räumlichen Opulenz dieser Wahnung liegt, nicht chakieren will. Bekannt ist das A. von Wernersche Bild, das ihn in seinem Arbeitsraume darstellt, einem hahen Saale mit breiten gewölbten Fensternischen, gemustertes Spiegelparkett und die Wände und Decke mit wertvallen Reliefs und Malereien geschmückt; nnd wie ein einsames Inselchen in dieser grandiosen Saalweite der Schreibtisch, er ist stets „klar zum Gefecht,“ d. h. aufgeräumt, jedes Papier an seiner Stelle, rechtwinklich peinliche Ordnung, kein schmückender Briefbeschwerer, nicht eine Spur van Stickerei oder sanstigem Andenken darauf. (Ich kenne dagegen Schriftsteller, die nicht anders als an einem Tische arbeiten können, der wie ein Kunstgewerbemuseum aussieht!) Auch keinerlei bequeme Sitzgelegenheit, der Bewohner dieses Raumes selbst stets in Stiefeln und Sparen, den Überrock zugeknöpft, mit dem „pour le mérite,“ dessen silberbebardetes schwarzes Band etwas hoch hinanreicht an dem sehnigen Halse. Apropos Moltkes Orden — bekanntlich hat er mehr als seine nicht zu breite Brust zu bergen vermag, und vor allen die schwersten Kaliber — sein Kammerdiener könnte hübsche kleine Anekdoten erzählen über das sehr wenig vertrauliche Verhältnis des Besitzers zu diesen Orden: er kannte sie nicht einmal alle und bei jeder Galatoilette gäbe es scherzhafte Zweisel und Verwechselungen. Hier alsa scheint ihn sein Detailsinn im Stich zu lassen.

Ja, wa bleiben denn aber die Legionen von Kissen, Schlummerrollen, bunten Angebinden und entzückenden Kunstwerken, die van patriotischen Damenhänden für das Heim des Feldherrn gestistet warden? Maltke ist sehr ardentlich, und Bequemlichkeit überläßt er „Älteren“ — so hat er denn für salcherart Liebesgaben ein besonderes Magazin eingerichtet, wa die hübschen Dinge nicht minder peinlich aufbewahrt werden, als die Kriegspläne in der benachbarten Plankammer. Was Sie aber nicht abschrecken soll, meine Damen, denn die Freude des Empsangenden ist nicht minder herzlich! Freilich, an diesem Geburtstage war des detaillierten Musterns für ihn dach fast zu viel. Abgesehen von den vielen hundert duftigen Spenden, den sinnigen Naturalgaben berühmter Weinfirmen und Brauereien, den mannigfaltigsten Zeichen liebevaller Pietät, waren der offiziellen Prunkstücke so viele, daß deren Ausstellung fast den großen Oberlichtsaal des Kunstgewerbemuseums anfüllte. Varab die fürstlichen Geschenke: Der Marschallstab des Kaisers, mit adler- und kronenbesetztem blauem Samt überzogen, an den Knäusen funkelnd vall Edelsteinen, ein Kunstwerk der bekannten Berliner Firma Sy & Wagner, das an exquisitem Geschmack fast van dem anderen Marschallstab der Stadt Köln übertraffen wurde, denn der Samt ist hier durch blaues translucides Email auf graviertem und ciseliertem Silber ersetzt, und durch diese Emailschicht schillern die Namen der von dem Feldherrn geschlagenen Schlachten, eine entzückende Wirkung! Ferner die Tabaksdose van der Kaiserin, mit reichen Brillanten besetzt (Moltke schuupft gern und viel und sinnige Beobachter wallen nur an der Art und dem mehr oder weniger phlegmatischem Tempa, in der die Prise „genassen“ wird, die äußeren Zeichen irgend einer inneren Erregung bemerkt haben, so bei der Meldung von einem Siegeserfalg, der ganz besanders „stimmte“), ferner die Vase des Königs van Sachsen, ein mit seinen Hortensienblüten besetztes überaus kastbares Prunkstück aus Meißen; ferner unter anderen die wehmütig-sinnige Gabe der Kaiserin Friedrich, das in Bronze getriebene von schwarzem Ebenhalz umrahmte Relief des kaiserlichen Dulders. Künstlerisch interessant war die Sammlung van vierzig Adressen nnd Ehrenbürgerbriefen, nebst deren Mappen, letztere meist varzügliche Leistungen der neuerdings wieder in Aufschwung gebrachten gestanzten und gepunzten Ledertechnik. Die deutsche Kunstgenassenschaft stiftete ein wertvolles Aquarell in tabernakelförmigen Ebenhalzrahmen van Praf. Friedrich; am glänzendsten und originellsten fiel jedoch der Ehrenbürgerbrief der Stadt München aus, ein Pergament im Stile des XVI. Jahrhunderts, in eine rechteckige Kapsel aus getriebenem Silber eingelassen, die durch einen reichverzierten Deckel zu verschließen ist. Dem Ordnungssinn des Grasen entsprechend, sollen diese Briefe und Adressen später in einem reichausgestatteten Schrank aus Cedernhalz ihre Aufnahme finden.

Nicht, daß der vorhin angedeutete affizielle Charakter von Moltkes Wohnung jedes lauschige Eckchen ausschlösse. Ein salches bildet z. B. das maurische Zimmer, ein Andenken an seinen orientalischen Aufenthalt; hier kommt die Farbe freudig zu ihrem Rechte, in orientalischer Buntheit prangen die Wände, ein van einem vergaldeten Pilaster getragener Rundbogen bildet eine Nische, über deren schwelleude, van alten Perserteppichen belegten Palster eine kostbare Ampel ihr magisches Licht ergießt. Auch der hell gehaltene Musiksaal entbehrt nicht der anheimelnden Wirkung. Hier ist Maltke nicht am wenigsten „zu Hause“. Seine Vorliebe für Musik ist bekannt, und er ist einer der ältesten und regelmäßigsten Abannenten der berühmten Joachimschen Quartettabende in der Singakademie; auch sah man ihn nach jüngst in

der großen Königsloge des Opernhauses Webers Oberonaufführung beiwohnen. Doch bevorzugte er in den letzten Jahren auch im buchstäblichen Sinne „Hausmusik.“ Meister Joachims Geige vor allem hat es ihm angethan; dabei verleugnet er nicht gewisse feinschmeckerische Liebhabereien, und Meister Joachim weiß jedesmal mit einer seltener gehörten und vom großen Musikmarkt verschmähten Nummer zu überraschen. Seltsam dürfte es scheinen, daß der klare, jeder schwärmerischen Illusion fremde Denkergeist an ergreifend schwermütigen Weisen, wie dem uralten Bußgebet „Kol Nidre,“ seinen besonderen Gefallen findet. Auch ein anderes Kriegsgenie, Napoleon I., liebte schwermütige Musik, und Paësiellos süßliche Weisen zogen ihn an, zur Verzweiflung Cherubinis.

Während Bismarck als Sehenswürdigkeit sehr schwer von Berlin absolvierenden Fremden zu erreichen war, ist es Moltke um so leichter. Man braucht nur den Reichstag zu besuchen, wo man ihn im bequemsten Gegenüber der neugierigen Zuschauertribüne in der ersten Sitzreihe der Konservativen erblicken kann. Seit 23 Jahren, d. h. seit der Gründung des norddeutschen Bundes, hält er diesen Platz inne, gewissenhaft, mit militärischer Pünktlichkeit erscheint er dort, das Muster eines Abgeordneten; nur während eines Winters blieb sein Platz leer, es war 1870/71; und die pedantische Büreauschablone registrierte damals den Abgeordneten Grafen Moltke als „dringend dienstlich verhindert“ — allerdings! Und er ist wie bei allem auch hier straff bei der Sache, er treibt keine Allotria auf seinem Pulte wie viele andere, er stört den Ernst dieser „Dienstverrichtung“ nicht durch Plaudern, hospitiert nicht von einem Sitz zum anderen, auch schläft er nicht unter dem Gewinsel stundenlanger Redequalen. Er sitzt und lauscht und läßt sich kein Wort entgehen, wie die aufmerksame Miene bezeugt und die Zuhilfenahme der um das Ohr gehöhlten Hand; die Wähler von Memel-Heydekrug dürfen mit ihm zufrieden sein.

Freilich, den berühmten Mann reden zu hören, ist in den letzten Jahren zu einem besonderen Glücksfall geworden. Er ergreift nur noch selten das Wort, dann im Sinne der ultima ratio, wenn es eine gefährdete Militärforderung zu retten gilt. „Nur zwei Worte, meine Herren!“ seine beliebte Redensart. Und atemlose Stille während dieser stets bedeutsamen, stilistisch musterhaft eiselierten „zwei Worte.“ Es weht ein weltgeschichtlicher Hauch über das Haus, und die stets sprungbereite Nörgelsucht resigniert sich in widerstrebendem Schweigen, es ist, neben dem Respekt vor der Größe des Mannes, die unangreifbar gleichsam granitene Logik und Sicherheit dieser kleinen Redemeisterwerke, die selbst die berufsmäßigen und schnodrigsten Raufbolde zurückhält. Vielleicht fürchten sie auch die seine versteckte Ironie, die hinter gewissen Stellen seiner Reden lauert, oder gar eine jener Wendungen, die das parlamentarische Schwätzertum in unvergleichlicher Weise und besser, als es entrüstete Worte zu thun vermögen, an den Pranger nageln: „Es muß im Grunde genommen doch für jedermann ein Glück sein, nicht mehr mit seinem Schweiß sagen zu müssen, was er nicht weiß.“

Interessant waren die zum Jubeltage in verschiedenen Kunsthandlungen veranstalteten Moltkeausstellungen, Originale und Reproduktionen bekannter Bilder, wo der große Mann den Mittelpunkt bildet, so die Wernerschen Zeichenskizzen und Studien zu größeren Gemälden, die in ihrer etwas realistischen Weise fast dem Wert von Momentphotographieen gleichkommen. Der Moltkekopf, an und für sich ein Entzücken für den bildenden Künstler, fordert dennoch nicht so oft zur Nachbildung auf, weil er nicht, gleich dem Bismarckkopf, nach politischen Phasen und persönlichen Launen dem Wechsel unterworfen ist. Jedes Bismarckporträt überrascht durch einen neuen Zug oder einen veränderten Ausdruck: „So sieht er jetzt aus!“ Und das nächste Mal wieder anders. Der Moltkekopf dagegen sieht immer gleichmäßig „so“ aus. Er ist, wie das Wesen des Mannes, zu einem Charaktertypus gleichsam verhärtet, und nichts Neues mehr hinzuzufügen von Pinsel und Meißel. Daher eignet er sich vorzüglich zum Bronzeguß, und ich muß gestehen, daß mir die leider nur in zwei Exemplaren vorhandene Bronzebüste von Reinhold Begas besser gefällt, als die spätere nach selbigem Modell gefertigte marmorne Herme in der Nationalgalerie. Der Mann selbst ist geborene Bronze. In der Malerei hat ihn natürlich Lenbach, unser deutscher Valesquez, am charakteristischsten hingestellt. Lenbach, der dem Feldherrn verwandtschaftlich nahe steht, erhielt auch die besondere Gunst, den Kopf — ohne Perrücke zu malen, ein seltener Feingenuß für den Physiognomiker. Die hohe Schädelbildung des genialen Denkers mit ihren phrenologisch interessanten „Provinzen“ tritt hier in voller Glorie hervor; unser Museum besitzt eine Statue des Julius Cäsar mit dem berühmten Kahlkopf, der zu seiner Bedeckung des schützenden Lorbeers benötigte. Wir Modernen stülpen unserm Gallierbesieger die häßliche Perrücke auf den Imperatorkopf. —

„Ça y est!“ hat Pasteur ausgerufen, als er nach Prüfung der Kochschen Entdeckung zu dem Ergebnis kam, daß „es stimmt!“ Ça y est! auch für uns Berliner. Es ist hier nicht der Ort, durch Erörterungen und dilettantisch begeisterte Phrasen diese große „Sensation“ der Wissenschaft zu feiern. Wir wollen die Freude unserer Chauvinisten darüber, daß es gerade ein Deutscher sein mußte, der den Kampf mit dem fürchterlichen Baeillendrachen siegreich bestand, nicht noch dadurch übertrumpfen, daß wir ausrufen: es kam uns Deutschen auch zu! Wohl aber kommt es Berlin zu, daß es durch diese Entdeckung in eine neue, ungeahnte, internationale Beleuchtung gerückt wird. Sie fangen an, Respekt vor Berlin zu bekommen, die da draußen und rund um uns her! Es begann mit dem Arbeitskongreß im Frühjahr; damals kehrten z. B. die Herren Franzosen mit einem „hm hm!“ der stillen Verwunderung nach Hause zurück, wie doch Berlin, in der Nähe betrachtet, ganz anders aussähe, als durch die wütige Chauvinistenbrille von ferne. Denn der medizinische Kongreß im

Sommer, wo in der Schaumstimmung der auf Magistratskosten verschlürften 4000 Flaschen Champagner, theoretisch wenigstens, fast der Völkerfriede proklamiert worden wäre. Jetzt ist Berlin völlig „oben auf“ — der befürchtete Hort des Militarismus zu einer segenspendenden Leuchte der Wissenschaft gewandelt. Und wie sie von allen Weltgegenden geflattert kommen, von dieser Leuchte angezogen! Es ist interessant, die dem wissenschaftlichen Viertel der Dorotheenstadt benachbarten Straßen jetzt zu durchschlendern, der ganze Verkehr hat wie über Nacht einen internationaleren Charakter bekommen. Ich bin so wenig lokalpatriotisch veranlagt, daß ich bisher zwar mich der wachsenden Großstädtigkeit Berlins freute, den Weltstadtcharakter aber nicht zugeben wollte. Geduld, nun kann das „Berlin wird Weltstadt!“ bald zur Wirklichkeit werden! An der berühmten Kranzlerecke, wo der sonst in Berlin noch wenig weltstädtische Zeitungshandel sich am lebhaftesten entwickelt, ist heuer ein flotter Verkauf von französischen, englischen, italienischen, ja sogar russischen Zeitungen. Überall auf den Trottoiren, in Bräus und Cafés hört man in fremden Zungen parlieren. Borstige Russenköpfe, gegen die Kälte gefeit durch nationale Pelzvermummung; Italiener mit lebhaften nervösen Gesten, nicht nur dem Frost zu liebe; seine französische Physiognomieen, welche den obligaten Verbissenheitsausdruck jenseits der schwarz-weiß-roten Grenzpfähle gelassen haben; Engländer, steif und sachgemäß verschlossen, aber keine Mackenzies; Holländer, Spanier, Rumänen, alle, alle, von der Kochschen Wunderphiole angezogen; oft, in Lokalen, wenn wir mitten darunter sitzen, umbraust es uns fast wie babylonische Sprachverwirrung.

Da hat sich in dem mit maurischer Farbenpracht ausgestatten Café Monopol, unweit des Friedrichs-Bahnhofes, eine Gruppe französischer Ärzte niedergelassen. Sie haben den Tag über tüchtig gearbeitet, d. h. Kliniken, Hörsäle, Sammlungen besucht, und nun tauschen sie ihre Erfahrungen aus. Oft fließt ein enthusiastischer Ausruf unter, die Mustergültigkeit unserer hygienischen Einrichtungen und Krankenasyle erweckt ihre volle Bewunderung. Auch ist man voll Anerkennung über die exquisite Zuvorkommenheit, der man überall begegnet. Man kann sich nicht höflicher zeigen, als dadurch, daß man französische und englische Vorträge für die des Deutschen Unkundigen abhält. Hart muß es im stillen Manchem ankommen, so z. B. wenn er bei der Nachfrage nach einer gewissen elektrischen Klinik, wo man interessanten Experimenten beigewohnt, als Adresse die — Elsasser Straße angeben muß. Der Mittelpunkt bleibt natürlich Koch selbst, den sie „endiable“ nennen, den seltenen Mann, der in all' der Brandung der Meinungen, in der Hochflut der Ehren und Bewunderung nicht um einen Zoll breit aus seiner stillen, bescheidenen Reserve rückt. Kein „poseur“ — das gefällt ihnen am meisten. Wenn die Entdeckung nicht selbst für sich plädierte, es müßte dies des Mannes schlichte, selbstsichere Art thun.

Freilich die Lymphe! Kommt man darauf, so verfinstert sich manches Gesicht. Einstweilen ist noch ein allgemeines Rennen, Jagen, Kämpfen, Betteln und Bieten nach dem wunderthätigen Saft. Da tritt ein hoher, greiser Herr mit bartlosem Gelehrtengesicht an den Tisch heran, die anderen grüßen ihn durch Erheben, eine Pariser Autorität, rotes Bändchen im Knopfloch und väterlich herablassende Manieren. „J'en ai deux!“ wirft er nach den ersten Begrüßungen hin, und über den Schaum des echten Münchener Bieres hinweg, das seine schmalen Lippen schlürfen, weiden seine grauen Augen sich schelmisch an der aufschwellenden Bewunderung seiner Kollegen und an den neidischen Mienen: der Glückliche, er hat seine Phiole! Und er muß in seiner launigen Art berichten, durch welche Empfehlungen, Listen und Schliche er sich das kostbare Fläschchen erobert. Es wird viel gelacht dabei, manche hämische Bemerkung mag auch fallen, denn dieser „Kampf um die Phiole“ bleibt nun einmal der dunkle Punkt, der das glorreiche Bild ein wenig verunstaltet. Wo ein Feuer angezündet wird, gibt es Prasseln und Qualm. Und als ein häßlicher Qualm erweist sich die pekuniäre Ausbeutung durch gewisse bisherige Monopolisten der Lymphe. So wird einem privaten Klinikbesitzer eine tägliche Einnahme von 10000 Mark zur Last gelegt. Es gibt ja Leute, Hotels und Privatlogis sind überfüllt davon, die bereit sind, jeden Atemzug neuer Hoffnung mit Gold zu honorieren. Berlin ist zum Mekka der kranken Hoffnungsgläubigen geworden; noch nie hat der Fremdenverkehr so floriert als in diesen Wochen. Diese Flut wird sich ja verlaufen, die Kochsche Methode wird sehr bald ein Gemeingut der zivilisierten Welt werden, doch wird Berlin fernerhin das Ziel bemittelter Kranken jeder Nationalität bleiben, die mit größerer Sicherheit gleichsam hier an der Quelle ihre Heilung erwarten. So ist es Koch gewesen, ein stiller Professor, der Typus des selbstlosen Fleißes, der Berlin plötzlich einen weithin leuchtenden Glanz verliehen. „Die Stadt Robert Kochs“ — für die, so sich bei der Bezeichnung Bismarckstadt oder Hohenzollernstadt vor Entsetzen bekreuzigen. Vom Theater herab ist Berlin s. Z. zur Weltstadt allzu vorzeitig proklamiert worden, jetzt hat die That des Gelehrten die Phrase ins Praktische endlich verwirklicht. Darum Heil dem neuesten der Ehrenbürger Berlins!

Spanische Schönheiten.

Von Dr. Hans Parlow-Madrid.

(Abdruck verboten.)



Aus „Eine spanische Hochzeit.“ Von Fortuny.

Meine Freundin, die Gräfin Emilia Pardo Bazán, hat vor kurzem eine längere Studie über ihre Landsmänninnen, die Spanierinnen, veröffentlicht, in welcher sie, wie auch in ihren anderen Schriften, sich darüber beklagt, daß durch diejenigen, welche für Spanien maßgebend seien, den Spanierinnen die tiefere Bildung, welche den anderen Frauen Europas längst zugänglich sei, vorenthalten werde, und daß eben diejenigen, welche solche Bildung als eine Bereicherung ansehen müßten, also die Spanierinnen selbst, dieselbe dennoch für keine Bereicherung zu halten schienen und mit ihrer eignen Indolenz der Indolenz jener maßgebenden Personen in entscheidender Weise entgegenkämen.

Ich kann mich den Wünschen der berühmten Dame nicht anschließen.

Die Spanierin hat sich im Laufe der Jahrhunderte nicht verändert. Ihre beiden Wissenschaften sind die genaue Kenntnis der Geschichte und der Dichtkunst ihres Landes; in diesen Dingen ist sie bewanderter, wie die deutsche Frau gegenüber der Geschichte und der Dichtkunst Deutschlands. Ihre beiden Leidenschaften sind ihr Vaterland und die Liebe; dem ersten gibt sie sich zu Zeiten hin, der letzten *immer*. Sie will sich keine Brille auf die Nase setzen, um zu studieren, sie will sich nicht die schönen Augen verderben, sie will nicht diese großen strahlenden Embleme schädigen, vermittelst derer sie der Welt am besten beweisen kann, daß sie ein Weib ist — denn daß sie ein Weib ist, das ist ihr Stolz und ihr Trotz, und um ihren Beruf als Weib antreten zu können, darum verschwört sie sich und spinnt Ränke, überall und gegen jedermann, im Salon, auf der Straße und in der Kirche. Mit den eben erwähnten Eigenschaften gibt sie gewiß keine gute Hausfrau ab; aber sie ist durch dieselben eine Fundgrube für die Poesie und für die Darstellung der Psychologie des Weibes; und trotz der Anzahl der großen spanischen Dramatiker und Romanschriftsteller, an welchen es in Spanien zu keiner Zeit, auch nicht heute, während des gänzlichen politischen Verfalls, gefehlt hat, müßte die Anzahl der Dramatiker und Romanschriftsteller eigentlich noch größer sein — eben der Spanierin wegen, deren Eigenschaften sich in unerschöpflichster Weise in die Feder diktieren.



Aus „Spanische Mädchen.“ Von Sohn.

Den Gemälden Fortunys, Madrazos und Casanovas scheinen vor allem die Frauen Madrids, die Madrileñas, zum Vorwurf gedient zu haben. Denn jedermann weiß, daß die Avantgarde der Madrileñas die kleinen Füße sind; und mit ihnen vor allem wird ja auf diesen Bildern geprunkt.



Aus „Auf dem Ball.“ Von Madrazo.



Aus „Eine spanische Hochzeit." Von Fortuny.



Aus einem Gemälde von Worms.

Wenn man, anscheinend in Gedanken versunken, beim Betrachten einer dieser kleinen Füße vor sich hinflüstert „dieser Fuß —" oder, ebenfalls anscheinend in Gedanken versunken, beim Abschied die dargereichte Hand in der seinen wägt und weiter nichts flüstert, wie „diese spanische Hand —," dann hält die Besitzerin das für das Allerschönste, das sie während ihres Lebens gehört hat, und die Dankbarkeit gegen denjenigen, welcher es geflüstert hat, wird zur Schwärmerei — so klein in der That diese Hände und Füße sind, so sehr ist sie davon überzeugt, daß sie klein sind, und so glücklich ist sie darüber, ihre Überzeugung durch fremde Begeisterung bestätigt zu sehen.

Ob der Fächer in der Hand der Madrileña zugleich die Seele derselben ist, wie ein Engländer jüngst behauptet hat, vermag ich nicht zu entscheiden. Jedenfalls aber ist er, was auch von Touristen dagegen gesagt werden mag, ein Bollwerk, hinter welchem sie sich vor dem argwöhnischen Blick der Mutter verschanzt, eine Brücke, über welche sie den eignen Blick langsam und bequem zum Liebsten hinübergleiten läßt, ein Briefträger, durch welchen sie Billetdoux oder Körbe austeilen läßt, eine vertraute, diskrete Zofe, welche mit kundiger Hand diesen oder jenen Mangel an ihrer Toilette verdeckt, ein „Mädchen für Alles," auf das man sich verlassen kann, welches niemals den Dienst versagt, welches deshalb auch in Liebe und Ehren gehalten und auf dessen Anschaffung manches Kapital verwendet wird.

Die Spanierin ist liebenswürdig, sie ist fröhlich, sie ist intelligent — für eine Frau vielleicht zu intelligent. Sie trägt niemals nach, sie nimmt nichts übel, ihre Laune ist immer gleich gut; für alles weiß sie Rat, der aber in der Regel nicht durchführbar ist. Außer den kleinsten Füßen hat sie auch die schönsten Augenbrauen der Welt. Die Gestalten sind klein, biegsam und doch schwellend — es ist, als müßte man sie in die flache Hand nehmen und dann um die Finger wickeln.

Treuherzig, ruhig, zufrieden, ohne besondere Grazie und Glut, vorliebnehmend mit einer bescheidenen Existenz und glücklich darüber, innerhalb derselben Mutter und Großmutter zu werden, so präsentiert sich die Aragonesin, die Zaragozana. Daß dieses alles indessen Oberfläche, und daß sie



Aus „Im Garten." Von Casanova.

eigentlich eine schlafende Löwin ist, hat sie freilich oft genug bewiesen. Und zwar ist sie nicht eine Löwin im Kampf um den Mann, gleich der Südspanierin und dem größten Teil der Kastilianerinnen: sie regt sich, wenn ihr das Wort Vaterland in die Ohren gerufen wird. Wir müssen uns überhaupt diese Frauen nicht im Besitz von Leidenschaften denken, welche sofort zu Tage treten und Katastrophen hervorrufen, sodaß zwischen ihnen und dem Mann kein Unterschied übrig bliebe. Sie machen alle Konflikte durch, welche ein echtes Weib durchmachen muß, bevor sie ihre Entschlüsse fassen. Und wenn sie ihre Entschlüsse gefaßt und ausgeführt haben, dann kommt ihnen plötzlich das Bewußtsein, daß die Leidenschaft sie zu weit geführt hat; sie sehen es ein und sind mehr Weib denn zuvor. So erzählte mir der mir befreundete Don José Arias, ein Asturianer, der trotz seiner 94 Jahre noch heute wacker zu Pferde sitzt und im Jahre 1809 Augenzeuge der Belagerung von Zaragoza gewesen ist, über die Entwickelung der berühmten Manuela Sanchez zur Heldin ihrer Vaterstadt (übrigens hat die obenstehende Abbildung einer Aragonesin eine große Ähnlichkeit mit der Sanchez) folgendes:



Bauermädchen aus Aragonien.

Don José, damals ein dreizehnjähriger Junge, hatte an der Verteidigung mitgeholfen, indem er den auf den Wällen thätigen Aragonesen die Munition zubrachte, die Gewehre lud und überhaupt dasjenige that, was man in seinem Alter thun konnte. Zu gewissen Stunden hätten sich die Frauen eingestellt, um den Männern das Mittagsmahl oder Erfrischungen zu bringen; auch Manuela wäre stets dabei gewesen. Gelegentlich hätte einer der von der Blutarbeit rastenden Männer sie geneckt und sie damit aufgezogen, daß sie nicht fähig sei, einen Schuß nach drüben abzugeben. Darauf hätte sie erwidert, das ginge sie auch gar nichts



Eine Catalonierin.

herum schweigend und andächtig die Aragonesen, welche fühlten, daß ihnen in diesem Augenblick ein General nach ihrem Geschmack erstand, ein General, welcher ja auch, wie aus der Geschichte bekannt ist, das gehalten hat, was er an diesem ersten Tage versprach.

Durch ihren Mangel an Anmut, Schönheit und Leidenschaft in Körper und Charakter ist die Catalonierin kein Gegenstand für die Poesie, keine Herausforderung an die Begeisterung und Lebensfreude des Mannes. Es fehlen ihr die ritterlichen Eigenschaften der übrigen Spanierinnen, sie rechnet, lange Zeit, und erst, wenn ihr Exempel stimmt, dann fragt sie ihr Herz; und wenn auch dieses ja sagt, freut sie sich darüber, wie über ein unverhofftes, günstiges Zusammentreffen. Sie vergißt zu danken, wenn man ihr im Eisenbahnwagen den besten Platz einräumt; und wenn sie auf der Straße

an; dann von seiten des Aragonesen abermals eine Neckerei. Nun hätte sie sich bequemt, ein Gewehr zu nehmen und dasselbe ängstlich in der Hand zu wägen — zum drittenmal das Lachen der Umstehenden. Dann endlich der Entschluß: sie hätte mit beiden Händen das Gewehr weit von sich gestreckt, die Mündung in die Luft gerichtet und mit abgewendetem Gesicht hätte sie abgedrückt. In demselben Augenblick habe sie laut aufgeschrieen, das Gewehr fallen lassen und sei weit zurückgesprungen. Dann schüchtern der Wunsch, noch einmal zu schießen. Und dieses zweite Mal habe sie bereits das Gewehr an die Schulter gezogen und dasselbe wagerecht gehalten — die Augen freilich habe sie noch immer ängstlich geschlossen gehabt. Der dritte Schuß sei von ihr unsicher abgegeben, aber doch seien alle Schießregeln während desselben von ihr beobachtet worden — vor dem vierten habe sie sich ruhig und sicher das Ziel gesucht, nachdem sie sich, hoch aufgerichtet, auf einer exponierten Stelle der Verschanzung aufgestellt habe — um sie

irgend einen Gegenstand verliert, und man überreicht ihr denselben, so streckt sie die Hand aus, ruft hastig: „Das gehört mir“ und vergißt abermals das Danken. Sie ist von allen Spanierinnen die beste Hausfrau; ich müßte mich indessen sehr irren, wenn ihr Hausfrauentum auf wirkliche innige Liebe zum Heim zurückzuführen wäre. Sie will sparen, sparen, sparen, sie will nach dem Beispiel ihres catalonischen Gatten, der bekanntlich unter den Spaniern die Rolle des Juden spielt, Geld sehen, viel Geld, und nur deshalb bleibt sie im Hause, arbeitet und hält das ihrige zusammen.

Und nun zu dem Gegensatze, zu den Frauen von Sevilla und Granada.

Das Arabien, welches während des Mittelalters in Spanien geherrscht, zeugt von sich nicht nur durch die Alhambra und den sevillanischen Alkázar. Schaffte man die Frauen von Afrika nach Granada hinüber, um aus ihnen einen Schmuck zu machen, welcher sich für diese Ruinen eignet, so würde jenen Frauen Arabiens von den



Maurischer Typus. Granada.

Andalusierinnen das Recht dazu bestritten werden — denn sie, die Andalusierinnen, sind ja der echtere Schmuck und wert, am Fuß der Alhambra und des Alkázar geboren zu sein.

Die Gestalt ist weich und lautlos, die Identifizierung des Begriffs „schmiegen;“ in den engsten Winkeln vermag sie zu kauern, den schärfsten Ecken raubt sie die Schärfe dadurch, daß sie sich um sie herumstiehlt, durch die engste Spalte vermag sie sich hindurchzuziehen. Die meisten ihrer Sinne genügen diesem Weibe nur, um an dem, was man ihm beschert, zu nippen. Nur einen Augenblick weilt die Nase, welche bei der Sevillanerin gebogen, bei der Granadina aber gerade ist, über der Rose; die Lippen begnügen sich mit einem einzigen Tropfen Malagaweins und weisen ihn dann zurück. Das Genußorgan, welches, mächtig und unersättlich, von ihr stets in die Schranken gewiesen wird und von dort aus in die Schranken fordert, ist ihr großes Auge — inmitten der Schneelandschaft des Antlitzes diese unverhoffte, stets wache schwarze Flamme, das Bekenntnis der Er-



Eine Maragatin. Maultiertreiberin aus der Provinz Leon.

anderen Ländern nur der Mann sich belastet — sie macht Liebeslieder. Wenn ich von „ernster werden" sprach, so meinte ich natürlich nicht das Wort in unserer schweren nordischen Bedeutung; sie wird ernster nur im Verhältnis zu ihrem anfänglich schrankenlosen Übermut. Und wenn auch sie manchmal gezwungen wird, Wolken im Herzen zu tragen — es gibt eine Lücke zwischen diesen Wolken, und keine kleine, und durch sie hindurch lugt fortwährend der blaue Himmel und die goldene Sonne; diese hellgeränderte Lücke verläßt sie selbst nicht während der Katastrophen. Wenn man die Andalusierin, welche sich bekanntlich während der Nacht durch das Fenstergitter sprechen läßt, etwas quält, und sie dann unter Thränen ihre kleinen Schreie „ay, was wird doch aus mir werden" und „ay, ich möcht' am liebsten sterben" ausstößt, so vergißt sie während derselben doch nicht einen Augenblick, sich auf dem Fensterbrett in einer Weise zurechtzusetzen und in einer Weise den ewig mit Blumen geschmückten Kopf den eisernen Stangen des Gitters zu nähern, daß derjenige, welcher quälen w o l l t e, nun selber dermaßen gequält wird, daß er die Qualen des Tantalus, mit seinen eignen verglichen, für ein Kinderspiel erklärt. Diese Frauenkünste sind nicht das Erzeugnis einer Berechnung; diese Eva par excellence wird einzig und allein durch ihren Evainstinkt geleitet. Daß die Thränen, mit welchen sie sich verteidigt, und das Lächeln, mit welchem sie angreift, auf ihrem Antlitz beinahe gleichzeitig erscheinen — diesen vom Schöpfer ihrer Gefühlswelt inspirierten Ausgleich wendet sie nicht etwa an, nachdem sie ihn lange gesucht und endlich gefunden hat; nein, er war zum Gebrauch längst bei

treme, welche in diesem Weiberherzen wohnen, die beständige Ankündigung des Guten und Bösen, das aus ihr werden kann, auch in solchen Fällen, in welchen derjenige oder dasjenige, auf welchem ihr Auge weilt, ihr gleichgültig ist.

Denn das Gefühlsleben dieses Weibes ist in dem Gefühlsleben der Spanierinnen dasjenige, was unter den spanischen Dichtern Luis de Góngora ist: eine Begabung, die sich selber mißbraucht, sich überschlägt und zur Übertreibung wird. Ihre Liebe beginnt anders, wie die der anderen Spanierinnen; während sie bei den letzteren ruhiger einsetzt und erst mit der Zeit sich die durch Heiterkeit und Neckereien äußernde Liebesfreude dazu findet, ist die Andalusierin schon an dem Tage, an welchem sie sich verliebt und der Gegenliebe gewiß ist, begeistert. Die Kastilianerin wird mit der glücklichen Entwickelung des Dramas glücklicher und heiterer — die Andalusierin aber glücklicher und e r n s t e r. Sie schließt sich endlich in ihr Zimmer ein und nimmt dasjenige Kreuz auf sich, mit welchem in



Aus Murillos „Unbefleckte Empfängnis“ im Louvre zu Paris.

der Hand, und trat ungerufen in ihre Dienste.

Der Mund, welcher dieses „ay, was wird doch aus mir werden“ ruft, ist nicht immer schön, ist groß, und die Lippen sind oft zu breit; die Worte, welche er ausspricht, versuchen vor allem der wirkliche Ausdruck des Gefühls und der Leidenschaft zu sein und sind deshalb nicht immer gewählt. Sie unterscheiden sich darin von denjenigen, welche die Kastilianerin, zumal die Madrileña gebraucht; die blasse Rosenknospe, welche der letzteren als Mund dient, sondert sein gewähltes Spanisch gewissermaßen wie ein seltenes teures Parfüm ab, dessen Geheimnis nur den Hauptstädterinnen bekannt ist. Wenn nun aber der Mund der Andalusierinnen auch nicht schön und seine Worte Sünden sind, so hat er vor dem der Kastilianerin doch etwas voraus — die Stimme der letzteren ist hart, kratzt etwas und kommt gewöhnlich aus dem Kopf; diejenige der Andalusierin dagegen ist eine Koloratur im Sopran, und besonders, wenn sie weinen will oder eben geweint hat, ist diese Stimme so weich und melodisch wie die Prosa von Martinez de la Rosa.

So weit, wie es möglich war, hat Bartolomé Murillo, der große Maler, seine Landsmänninnen, eben diese Andalusierinnen, in seinen Madonnenbildern zu idealisieren versucht. Aber nur so weit es möglich war. Denn ihm, dem Spanier, führten den Pinsel nicht nur seine frommen, katholischen Überzeugungen, sondern ebenso sehr die abenteuerlichen Instinkte seiner Nation. Die Spanier, welche vor diesen Gemälden stehen, bewundern auf ihnen zuerst den Realismus

in' der Darstellung des Weiblichen und dann erst die Mutter Gottes; für die Spanierinnen aber ist die Mutter Gottes eine erfahrene, reife Schwester, erfahren vor allem in Herzensangelegenheiten. Was sie für diese Mutter Gottes empfinden, ist keine Ehrfurcht, sondern wirkliche Liebe und Sympathie — deshalb thun sie in ihrer Gegenwart, sei es vor ihren Gemälden oder in den Kirchen vor ihren Statuen, so vertraut; in allen Dingen fragen sie diese Mutter Gottes um Rat, in allen — ich glaube sogar auch dann, wenn sie in ihren Liebesbriefen nicht auf den richtigen Ausdruck kommen können.

Das Beethovenhaus in Bonn.

Von Ferdinand Pfohl.

Es ist eine merkwürdige Erscheinung, daß durch die Geschichte aller wahrhaft großen Männer ein gemeinsamer Zug hindurchgeht: der Thatsache des Lebens einen erzieherischen Beruf erkennt: immer und überall erfüllten sie das irdische Dasein des Genius. Nur der



Beethovens Geburtszimmer zu Bonn in seinem jetzigen Zustande.

man kann in verschiedener Weise groß sein; aber das Ewige, Unzerstörbare im Genius reagiert auf die zahllosen Kombinationen von Schicksal, Menschen und Zeit fast immer und überall in derselben Weise. Es sucht sich mit allen Mitteln zur Geltung zu bringen, und jenes heiße Ringen nach Wahrheit und Erkenntnis, nach einer die Tiefen und Höhen des Empfindens umfassenden Menschlichkeit, jener glühende Idealismus, der, seiner Sendung sich bewußt, in Ratschluß der ewigen Gerechtigkeit vermag jene oft schreienden Dissonanzen zu lösen und die Schuld aller großen Männer, ein Stück Zukunft in der Gegenwart gewesen zu sein, auszugleichen. Auch das Leben Beethovens, des größten und absolutesten Musikers, welchen das deutsche Volk hervorgebracht, war dunkel, nur auf Augenblicke von dem goldenen Sonnenschein eines kurzen Glückes erhellt; es war voll von Not und Schweiß, aber auch voll Idealismus und

herrlichster Menschlichkeit. Was Beethoven dem deutschen Volke geschenkt, ist ein schier unermeßlicher Schatz. Was seine Vorgänger nur geahnt, was sie höchstens gewollt, das konnte er; er ist in seinen Schöpfungen ganz That, überall neu, originell; ein wahrer Entdecker. Es wird heute nur wenige Deutsche geben, welche nicht wüßten, wer Beethoven war. Aber es gibt noch immer sehr viel Deutsche, welche nicht wissen, wie Beethoven war. Man kannte von Beethoven bisher eigentlich nur die geistige Hälfte; die körperliche ist aber nicht minder interessant. Die körperliche Seite: unwillkürlich beschränkten wir uns bisher, diese körperliche Seite im plattesten Wortsinn zu nehmen und uns lediglich sein Äußeres in ihr zu vergegenwärtigen; wir dachten nur zu oft der „eckigen, cyklopenhaften Figur in einem abgeschabten Rock mit zerrissenen Ärmeln," wie sie Weber beschreibt. Wir erinnerten uns des merkwürdigen Kopfes, der stark vorgewölbten Stirn, der von Pockennarben durchfurchten Wangen, der kühngeschweiften, etwas verbittert zusammengezogenen Lippen, der kurzen, festen Nase und des tiefen, dunklen Auges, aus welchem edler Stolz und edle Trauer zugleich zu sprechen scheinen. Wir erinnerten uns der phantastischen Haarmähne und glaubten damit, den Begriff der körperlichen Seite Beethovens erschöpft zu haben. Aber nein! Wollen wir der Körperlichkeit Beethovens, dem Beethoven der dritten Dimension, völlig gerecht werden, dann bedarf es eines Mehr der Anschauung. Vergegenwärtigen wir uns zu alledem noch das Leben des Meisters: seine Häuslichkeit, seine Beziehungen zu den Menschen seiner Umgebung, die zahllosen Fäden, welche ihn mit der Außenwelt verknüpften, seine Art, zu leben und zu schaffen, seine Liebe, seinen Haß, seinen Kummer und seine Sorgen, seinen Schlafrock und sein Pianoforte, seine Briefe und seine Manuskripte; setzen wir alle diese verschiedenartig, meist aber recht dunkel gefärbten und nur hier und da in einem humorvoll freudigen Schimmer opalisierenden tausenderlei Kleinigkeiten wie Steinchen zu einem Mosaikbilde zusammen, und dann erst werden



Beethovens Geburtszimmer im früheren Zustande.



Beethovens Geburtshaus, vom Hofe aus gesehen, mit dem Hinterhause.

wir den Menschen Beethoven, seine körperliche Hälfte in einem dem Original getreuen Bilde vor uns zu sehen meinen! Aber wie beginnen?

Im Jahre 1889 vereinigten sich in einem freudigen Aufschwung lokaler Begeisterung eine Anzahl Bürger von Bonn, der Geburtsstadt unsers Meisters, um mit der Erwerbung des Geburtshauses Beethovens den ersten starkwirkenden Anstoß zur Begründung eines Beethovenmuseums zu geben, in welchem alles vereinigt werden sollte, was auf das Leben des Meisters irgendwie Bezug habe. Die schöne Idee fand lebhafteste es für immer profanen Zwecken zu entziehen; ihre Idee gipfelte darin, dieses Haus zu einer Stätte pietätvollen Andenkens umzugestalten, und als im Mai des Jahres 1890 Bonn der abermalige Schauplatz einer großen Beethovenfeier war, welche in einem Cyklus von Aufführungen der Kammermusikwerke des Meisters seine epochemachende Bedeutung auf diesem Gebiete und den tiefen subjektiven Zug seines Wesens darlegen sollte — da bot jenes Beethovenhaus den Teilnehmern des Festes und den zahllosen aus Nah und Fern herbeieilenden Fremden einen wundersamen Anblick: alle die verborgenen



Photographie des Flügels, dessen Beethoven sich zuletzt bedient hat, der eigens für Beethoven vom Instrumentenmacher Graf in Wien angefertigt worden war und in Beethovens Sterbezimmer stand.
(Jetzt im Besitz des Herrn Dr. J. V. Widmann in Bern.)

Zustimmung in den geistig hochstehenden Kreisen der Nation, und dem „Verein Beethoven-Haus“ mangelte es weder an idealer, noch an Unterstützung durch Barmittel. Vor allem war die Aufmerksamkeit dieser begeisterten Beethovenfreunde dem Geburtshause Beethovens zugewandt, in welchem erst „allabendlich die Klänge eines höchst fragwürdigen musikalischen Genres ertönten,“ während später der geschäftige Geist eines Kaufmanns kaum Zeit gefunden haben wird, über die Erhabenheit der neunten Symphonie nachzudenken. Und diese Beethovenfreunde erwarben das Geburtshaus, um Winkel und geheimen Schubladen, in welchen irgend ein Glücklicher ein schlichtes Notenblatt, von der Hand Beethovens beschrieben, oder ein Andenken, eine Reliquie sorgsam verwahrt, hatten sich geöffnet, und eine überraschend große Auswahl von Manuskripten, Bildern, Büsten und Reliquien präsentierte sich hier, das Bild des Menschen Beethoven teils vollendend, teils ihm hier und da einen tiefen, kräftigen Grundton verleihend. Unter jenen Kunstgegenständen, welche die Züge des Beethovenschen Antlitzes zur Wiedergabe bringen, scheint die nach dem Leben geformte von dem Bildhauer Franz

Klein im Jahre 1814 abgenommene Gesichtsmaske besonders interessant. Man hat alle Ursache, diese Gesichtsmaske für durchaus authentisch zu halten, da die Wahl des Stoffes ein Schmeicheln oder Idealisieren durchaus nicht zuläßt: Gips lügt nicht. In der Maske fehlt freilich das Leben, jener Hauch von Beseelung, welcher das Wesenhafte der Kunst des Malers ist. Zug für Zug, Ader für Ader prägte sich in diesem Material ein, jede Runzel und jede Hautfalte. Schön im Sinne einer Salonästhetik ist dieser Beethovenkopf nicht; aber, daß er bedeutend ist, sieht man auf den ersten Blick. Man fühlt durch die geschlossenen Augenlider den Blick des Beethovenschen Auges; ein tiefer Ernst ist über das ganze Antlitz ausgegossen und verleiht ihm den Charakter eines in tiefdringender Gedankenarbeit und trüben Schicksalen gefesteten, echt männlichen Gepräges.



L. von Beethoven. Gezeichnet 1817 von Aug. von Kloeber. (Photographieverlag von Carl Simon in Berlin.)

Auch der treueste Freund des Meisters, dem er seine ganze Seele offenbarte, aus dem ihm seine eigne Seele in ihren ewigen Harmonien entgegenklang, sein künstlerisches Sprachrohr, verdient einen liebevollen Blick. Dieser teilnehmende, bis in den Tod getreue Freund ist sein Flügel; das Instrument wurde für den Meister mit besonderer Berücksichtigung seiner Gehörschwäche von dem Instrumentenmacher Graf in Wien gebaut; es ist vierchörig, d. h. jeder Ton erzeugt sich aus vier gleichgestimmten Saiten, und über der Klaviatur und dem Hammerwerk des Instrumentes war ein aus dünnem Holz gefertigter Schallfänger aufgesetzt, der das Aussehen eines Souffleurkastens hatte, jetzt aber nicht mehr vorhanden ist. An diesem Flügel saß der Meister mit besonderer Vorliebe in den Abendstunden, um mit seinem Genius in freier Phantasie Zwiesprache zu halten. In diesem freien Phantasieren war Beethoven ein unübertroffener Meister. Als er bei Gelegenheit seines ersten Besuches in Wien (1787) ein ihm aufgegebenes Fugenthema in vollendeter Weise durchführte, soll Mozart von ihm gesagt haben: „Dieser Jüngling wird noch viel in der Welt von sich reden machen.“ Seine intimeren Freunde aus der späteren Zeit berichten von seinem Phantasieren, daß es oft von großem Reiz, ja überwältigend schön, oft aber auch unharmonisch, ja betäubend gewesen sei. Dem unglücklichen Tondichter, der in der Vollkraft seines Schaffens sein Gehör von Tag zu Tag schwächer werden fühlte, wird niemand innigstes Mitleid versagen. Die ersten Symptome dieses tückischen Gehörleidens machten sich bereits im Jahre 1800 fühlbar. Beethoven suchte vergeblich die Hilfe eines Arztes; obwohl nun diese Männer einer damals freilich noch sehr fragwürdigen Wissenschaft nichts unversucht ließen, um Beethoven den Besitz seines Gehörs zu sichern, — einer von ihnen verordnete dem Kranken Mandelöl und bekam dafür, als dieses Mittel nichts half, von dem er-



Gesichtsmaske Ludwig von Beethovens.
Von dem Bildhauer Franz Klein nach dem Leben geformt im Jahre 1814.

grimmten Meister den Ehrentitel „medizinischer Asinus“ an den Kopf geworfen — so war doch das Leiden und sein Fortschritt nicht zu heben noch aufzuhalten. In welchem verzweifelten Zustande sich Beethoven befand, als er die Unheilbarkeit seines Leidens einsah, ist unbeschreiblich. „Ich kann sagen“ — schreibt er an einen Freund — „ich bringe mein Leben elend zu, seit zwei Jahren fast meide ich alle Gesellschaften, weil's mir nun nicht möglich ist, den Leuten zu sagen, ich bin taub; hätte ich irgend ein anderes Fach, so ging's noch eher, aber in meinem Fach ist es ein schrecklicher Zustand, dabey meine Feinde, deren Zahl nicht geringe ist, was würden diese hiezu sagen! — Um Dir einen Begriff von dieser wunderbaren Taubheit zu geben, so sage ich Dir, daß ich mich im Theater ganz dicht am Orchester anlehnen muß, um den Schauspieler zu verstehen, die hohen Töne von Instrumenten, Singstimme, wenn ich etwas weit weg bin, höre ich nicht; im Sprechen ist es zu verwundern, daß es Leute gibt, die es niemals merkten, da ich meistens Zerstreuungen hatte, so hält man es dafür, manchmal auch hör' ich den redenden, der leise spricht, kaum; ja die Töne wohl, aber die Worte nicht, und doch, sobald jemand schreit, ist es mir unausstehlich. Was es nun werden wird, das weiß der liebe Himmel . . . ich habe schon oft den Schöpfer und mein Dasein verflucht, Plutarch hat mich zur Resignation geführt, ich will, wenn's anders möglich ist, meinem Schicksal trotzen, obschon es Augenblicke meines Lebens geben wird, wo ich das unglücklichste Geschöpf Gottes sein werde . . . Resignation, welches elende Zufluchtsmittel, und mir bleibt es doch das einzige übrige.“ Und bei anderer Gelegenheit schrieb derselbe Beethoven, bevor er seinem Freunde Ries auf einem Spaziergange im Walde das traurige, bisher ängstlich gehütete Geheimnis seiner Taubheit anvertraut: „Ich wandere umher mit Notenpapier in den Händen zwischen Hügeln und Thälern und kritzle eine ganze Menge; niemand kann das Leben auf dem Lande inniger lieben als ich . . .“ „Die Ammern und die Finken da oben haben mitkomponiert“ — sagte er in bezug auf die Pastoralsymphonie. Und nun war Beethoven taub geworden; kein Vogelsang, kein Finkenschlag erfreute mehr sein Ohr; ja später hörte er selbst nichts mehr von dem Donner und dem Tosen eines großen Orchesters und nach der ersten Aufführung der 9. Symphonie mußte man den dirigierenden Komponisten veranlassen, sich umzudrehen, damit er den enthusiastischen Beifall des Publikums wenigstens sehen könne. Ganz rührend sind die Versuche Beethovens, durch mechanische Instrumente den Verlegenheiten, welche seine Taubheit mit sich brachte, aus dem Wege zu gehen. In den Jahren 1812—1814 ließ er sich vier Hörinstrumente von dem durch die Erfindung seines Metronoms bekannten Mechaniker Mälzel in Wien verfertigen. Beethoven beabsichtigte damals, eine große Kunstreise nach London zu unternehmen: es waren Instrumente von zum

Teil ungefüger Größe, die mittelst Spangen am Kopfe befestigt wurden. Sie nützten dem Meister so viel wie nichts, da die Veränderungen seines Gehörorgans eben pathologischer Natur waren, die man nicht durch mechanische Apparate paralysieren konnte. Beethoven pflegte indessen das kleinste dieser Hörrohre doch öfters zu benutzen; als Sammler der Schallwellen mochte es ihm anfangs immerhin einige Dienste geleistet haben; bis zu seinem Tode befanden sich diese Instrumente stets in seinem Studierzimmer. Mochte der Meister begründete Ursache haben, das Leben als ein Danaergeschenk, als harte Prüfung aufzufassen, an Humor fehlte es ihm nie, wenn dieser auch nicht immer zu Tage sprudelte, sondern gleich jenen Flüssen, welche einen Teil ihres Laufes in dem dunkeln Erdinnern zurücklegen, in den tiefen Schächten der Empfindung und des Gemütes verborgen blieb. Dieser Humor, der sich mit wetterleuchtender Originalität, namentlich in den Scherzosätzen Beethovens ankündigt, er erhellte auch manche Stunde im Leben des Meisters. Neben den vielen von dem Ernst des Lebens gestempelten Briefen Beethovens birgt das Beethovenhaus so manches heitere, von fröhlicher Laune und gradausgehender Derbheit zeugende Blatt. So schreibt Beethoven an den „Musikgrafen“ Zmeskall, den er im Wiener Dialekt auch sein „Musikgräferl“ zu nennen pflegte: „Geliebtester Conte di Musica! Wohl bekom Euch der Schlaf und auf heut wünschen wir Euch einen guten Appetit, und eine gute Verdauung, das ist alles, was dem Menschen zum Leben nötig ist und doch müssen wir das alles so teuer bezahlen, ja liebster Conte, vertrauter amico, die Zeiten sind schlecht, unsere Schatzkammern ausgeleert, die Einkünfte gehen schlecht ein und wir, Euer gnädigster Herr, sind gezwungen, uns herabzulassen und Euch zu bitten um ein Darlehn von 5 Gldn., welches wir Euch binnen einigen Tagen werden wieder zufließen lassen — in Ansehung der Instrumente tragen wir Euch die strengste Untersuchung auf, indem wir bei allemfallsigen Betrug gesonnen sind, den Verbrecher hart zu züchtigen — lebt wohl, geliebtester amico und Conte di musica

Euer wohlaffektionierter
LvBthvn.

Gegeben in unserm Componircabinet.

Die abfälligen Kritiken Beethovens über Menschen und Dinge, die ihm nicht gefielen, die seinem eignen Denken und Empfinden Übelkeiten verursachten, nahmen oft den Charakter der ergötzlichsten Derbheit an; seine Randglossen sind von wahrhaft gigantischer Grobheit. So bezeichnete er einen Kritiker, der an der Echtheit des Mozartschen Requiems zweifelte und auf „Gurgeleien der Singstimmen“ hinwies, kurz angebunden mit den Worten „o du Erzesel!“ Ganz kostbar ist auch die Abfertigung, die Beethoven seinem Kopisten zu teil werden ließ, nachdem dieser ihm in einem ziemlich respektwidrigen Briefe den Dienst aufgekündigt. Im ersten Zorne durchstrich Beethoven diesen Brief, dann schrieb er mit großen Buchstaben darunter „Dummer Eingebildeter Eselhafter Kerl.“ Weiter unten am Rande heißt es: „Mit einem solchen Lumpenkerl, der einem da Geld abstiehlt, wird man noch Complimente machen, statt dessen zieht man ihn bey seinen Eselhaften Ohren!“ Seine Ergüsse setzt der Meister auf der Rückseite des Briefes fort; dort schreibt er im Lapidarstil: „Schreibsudler! Dummer Kerl! Korrigieren sie ihre durch Unwissenheit, Übermut, Eigendünkel und Dummheit gemachten Fehler, dies schickt sich besser als mich belehren zu wollen, denn das ist gerade, als wenn die Sau die Minerva lehren wollte.“

An den Musikverleger C. F. Peters in Leipzig schreibt Beethoven (1822) u. a. folgendes: „Ich liebe die Geradheit und Aufrichtigkeit und bin der Meynung, daß man den Künstler nicht schmälern soll, denn leider ach, so glänzend auch die außen Seite des Ruhmes ist, ist ihm doch nicht vergönnt alle Tage im Olymp bey Jupiter zu Gaste zu seyn, leider zieht ihn die gemeine Menschheit nur allzuoft und widrig aus diesen reinen Äther-Höhen.“

Einige der ausgestellten Briefe geben Zeugnis von dem Liebesleben des Meisters: sie sind an die „Unsterbliche Geliebte“ gerichtet. Diese war die Gräfin Therese von Brunswick, eine Dame, der höchsten Aristokratie angehörig, gleich ausgezeichnet durch die Tugenden ihres Geistes, wie durch die Vorzüge ihres Körpers. Sie erwiderte Beethovens Liebe und mit Einwilligung ihres Bruders, welcher Beethoven in echter Freundschaft zugethan war, sollte der Segen des Priesters den Bund der Herzen be-

siegeln. Der geplanten ehelichen Verbindung stellten sich aber Hindernisse entgegen, und das platonische, fast nur durch brieflichen Verkehr als solches gekennzeichnete Liebesverhältnis löste erst der Tod Theresens auf. Die Briefe, die Beethoven an die Gräfin Brunswick gerichtet, stehen im schärfsten Kontrast zu der festen Männlichkeit seines Empfindens; er wird weich, selbst sentimental: „Mein Engel," beginnt einer dieser Briefe, „mein alles, mein ich — nur einige Worte heute und zwar mit Bleystift (mit deinem) ... warum dieser tiefe Gram, wo die Notwendigkeit spricht — kann unsere Liebe anders bestehen, als durch Aufopferungen? ... Ach Gott, blick in die schöne Natur und beruhige dein Gemüt über das müssende ..."

Ein besonderes Interesse gewähren auch die zahlreichen Konversationsbücher, in welchen sich das tägliche Leben, das Denken und Empfinden des Meisters getreu der Wirklichkeit abspiegelt. Zu einem dieser Hefte finden sich die schönen Worte des Weisen von Königsberg: „Das Moralische Gesetz in unß und der gestirnte Himmel über unß" Kant!!!" Als in der Hochflut des Rossinikultus ein Wiener Kritiker den Altmeister Händel herunterzog, äußert sich Beethoven: „An den Mückenstichen erkenne ich die Mucken desjenig, welcher dies geschrieb! — Der Himmel bewahre daß es heißen sollt, daß ich auch ein Journal halte, wo den Manen eines solgen Ehrwürdigen mitgespielt wird." Ein Notenblatt läßt uns einen Blick in das wahrhaft fromme Gemüt des Meisters thun: auf dem Kahlenberg bei Wien, einem beliebten Ausflugsort der Wiener, war es, wo Beethoven auf jenes Notenblatt die Worte schrieb: „Allmächtiger, im walde ich bin selig, glücklich, im walde jeder Baum spricht durch dich. — O Gott, welche Herrlichkeit in einer solchen Waldgegend, in den Höhen ist Ruhe — Ruhe ihm zu dienen." — Diese Zeilen sind in kurze Strophen gegliedert und man wird durch sie etwa an „Wanderers Nachtlied" erinnert; daß Beethoven ein glühender Verehrer Goethes gewesen, ist bekannt; nicht minder bekannt, daß Goethe kein Verständnis für die Größe Beethovens hatte, und den Eindruck, den der Tonkünstler bei Gelegenheit eines Zusammenseins in Teplitz auf ihn machte, in den Worten zusammenfaßte: Beethoven ist eine ungebändigte Persönlichkeit.

Von den sonstigen, im Beethovenhause aufgestapelten Reliquien wäre etwa noch als eines der allerwichtigsten Schriftstücke Beethovens Testament (im Jahre 1802 abgefaßt) zu erwähnen, das reich ist an tiefempfundenen, wahrhaft rührenden Stellen; in ergreifenden, schlichten Worten, bar jedes rednerischen Schmuckes, schildert Beethoven das Unglück seines Lebens, jene furchtbare Taubheit, die ihn zur Verzweiflung gebracht, „es fehlte wenig und ich endigte selbst mein Leben, nur sie, die Kunst, sie hielt mich zurück, ach es dünkte mir unmöglich, die Welt eher zu verlassen, bis ich das alles hervorgebracht, wozu ich mich aufgelegt fühle und so friste ich dieses Leben... mit Freuden eil' ich dem Tod entgegen; kömmt er früher als ich Gelegenheit gehabt habe alle meine Kunstfähigkeiten zu entfalten, so wird er mir troß meinem harten Schicksal doch noch zu früh kommen und ich würde ihn wohl später wünschen — doch auch dann bin ich zufrieden; befreit er mich nicht von einem endlosen leidenden Zustande? ..."

Man trennt sich nicht leicht von einer Stätte, die so viele und so mannigfaltige Erinnerungen an eine uns teure Person birgt. Noch gäbe es eine Menge interessanter Zettel, kurzer Notizen und zahlreiche Briefe an Privatpersonen zu betrachten, noch wollen viele merkwürdige Glossen des Meisters gewürdigt sein; noch haben wir seine Manuskripte nicht betrachtet, nicht seine Wirtschaftsbücher durchgeblättert, noch seine Rechnungen geprüft... Aber das lag nicht in der Absicht dieser Zeilen, deren Zweck erreicht ist, wenn es ihnen gelungen sein sollte, die Aufmerksamkeit des Lesers zu erregen und sein Wohlwollen jenem wahrhaft nationalen „Verein Beethovenhaus" zuzuwenden!

Ein Unfall.

(Abdruck verboten.)

Mich hatte grade schaffenswarm
Ein Frühlingsodem überhaucht:
Da hab' ich mir den Arm verstaucht,
Den rechten Arm.

Die Hand, die sonst die Waffen führt
Und Saaten mäht, die erntereif,
Liegt auf dem Herzen starr und steif
Und zugeschnürt.

Ich schmachte schlaflos, festgebannt,
Gefesselt und zurechtgerückt,
Die Zähne krampfhaft aufgedrückt
Dem Lippenrand.

Doch mitten in der Schmerzensnacht
Sind all' die Geister lichtumspielt,
Die ich für ungeboren hielt,
Herangewacht.

Sie zaubern kräftig farbensatt,
Gestaltenklar und tagerhellt
Mir meine ungeschaff'ne Welt
Aufs weiße Blatt.

So haben sie mit Schöpferglut
Die nächt'gen Schmerzen übermannt
Und führen leise mir die Hand,
Die scheinbar ruht.

Ludwig Fulda.

Vom Photographenkongresse in Berlin.

Bericht und Randzeichnungen. Von Fritz Anders.



In den letzten Tagen des September fand in Berlin ein Kongreß von Freunden der Lichtbildkunst, deutlicher gesagt, der Photographie statt. Es war kein Fest, zu dem man „fieberhafte" Vorbereitungen trifft, zu dem man von Norden, Süden und so weiter „herbeieilt," das man mit Fahnen, Festzug und vielem Biere feiert und mit dem üblichen Defizit abschließt, auch keine Versammlung, die ihre eigne Bedeutung ins rechte Licht zu setzen weiß, wie das z. B. die Herrn Journalisten verstehn, oder die vom Kultusministern angegrüßt wird, es war eine Versammlung von etwa 170 Herrn — und Damen, die sich das Photographieren angewöhnt haben und diese Kunst als Kunst, als wissenschaftliches Hilfsmittel, nicht zum Erwerb, treiben. Und doch glaube ich, daß dieser äußerlich unscheinbare Kongreß von ganz besonderem Interesse ist. Schon darum, weil er meines Wissens der erste Kongreß seiner Art ist, dann aber auch, weil es eine Sache ist, die die allerweitesten Kreise angeht. Daß man nicht irgend einmal in die Lage kommen werde, Schütze, Turner, Naturforscher, Litterat, Lehrer oder Industrieller zu werden, steht doch für die meisten Menschen von vornherein fest; aber niemand ist davor sicher, am Ende noch unter die Photographen zu gehen. Es schlägt in jedem, der Augen im Kopfe hat und das Gesehene in den eignen Besitz nehmen möchte, eine photographische Ader. Und viele, die es mit Formen und Körpern, Bildern und Schriften zu thun haben, brauchen den photographischen Apparat so notwendig, wie Stift und Feder. Die Photographie hat in den letzten zehn Jahren eine ganz ungeheure Ausdehnung gewonnen, und wer kann sagen, ob es nicht dahin kommt, daß man einen photographischen Apparat als etwas so selbstverständliches im Hause findet, wie ein Pianino oder ein Konversationslexikon. Ich nehme mit Bestimmtheit an, daß die meisten meiner Leser ihre schwache Stunde gehabt haben, in der sie sich fragten, ob sie es wagen oder daran wenden dürften, unter die Lichtbildner zu gehen.

Wenn ich nun von dem erwähnten Kongresse Bericht gebe, so kann es nicht meine Aufgabe sein, die in den beiden Versammlungstagen durchgearbeiteten Gegenstände zu erörtern, das würde uns viel zu tief ins Fach, ja in Regionen der organischen Chemie führen, in denen die Namen einen bandwurmartigen Charakter annehmen. Der Vorsitzende des ersten Verhandlungstages, Herr Kapitän z. S. Mensing, bezeichnete die Aufgabe des Kongresses treffend mit den Worten: „Wir wollen zeigen, wer wir sind, was wir können und was wir wünschen. Daran wollen wir uns halten, das heißt nicht allzustreng."

Über das, was die Freunde der Photographie eigentlich sind, herrschen im Publikum ganz merkwürdige Vorstellungen. Man hält einen Menschen, der mit Kamera und Stativ hantiert, für so etwas, wie einen Fünfzigpfennigphotographen, wie sie auf Jahrmärkten herumziehen, und glaubt, sich ihnen gegenüber einige Freiheiten herausnehmen zu dürfen. Damit meine ich jedoch nicht Leute aus dem Volke, die ich stets artig und zuvorkommend gefunden habe, sondern Leute bürgerlichen Herkommens, den „Burschewa." Neulich ereignete sich folgendes: In der Nähe von Cortina war Baron Rothschild — der Wiener — damit beschäftigt, eine Landschaftsaufnahme zu machen. Da schlängelte sich ein Ehepaar heran und verlangte, in der schönen Gegend aufgenommen zu sein. Entschuldigungen gatten nicht. Es sollte der Schaden des Photographen nicht sein, aber bis nächsten Mittwoch müßten sie die Bilder haben. Als die Leutchen erfuhren, mit wem sie zu thun gehabt hatten, war die Verlegenheit nicht gering. Aber ihre Bilder erhielten sie doch. Weniger zartfühlend war ein dicker Magdeburger, der mit seiner ganzen Familie mit Gruppe stehen wollte und auf meine Entgegnung, ich sei kein Fachphotograph, antwortete: „Is mir ooch jauz ejal, von wem ich abgetiept werde." Der kriegte aber kein Bild.

Das Publikum muß sich erst an die neue Erscheinung gewöhnen, daß sich Leute nicht genieren, einen Dreifuß aufzustellen und mit dem Kopfe unter ein Dunkeltuch zu kriechen, die auch außerdem etwas können und bedeuten. Sehen wir das Mitgliederverzeichnis der fünf Vereine an, der Vereine von Freunden der Photographie in Berlin, Breslau, Kiel und Braunschweig, sowie des Korrespondenzvereins, so finden wir eine große Anzahl von Gelehrten, Professoren, Naturforschern, Ärzten, Chemikern. Der Kieler Verein könnte geradezu als Universitätsverein bezeichnet werden. Hierzu kommen viele Militärs, Techniker, Künstler, Baumeister und auch einige Juristen, ferner Banquiers, Kaufleute, Fabrikbesitzer und Beamte. In Österreich betreibt der hohe Adel, die Frau Erzherzogin Maria Theresia an der Spitze, die Photographie und leistet hervorragendes, bei uns in Norddeutschland finden sich nur wenige

Namen jener Kreise unter den Freunden der Photographie, aber sie fehlen nicht gänzlich. Das sind also alles Leute, die eine Stellung einnehmen, und die man eigentlich nicht: „Hören Sie mal, Sie, lieber Mann" anreden kann. Aber der photographische Apparat muß sich gerade so gut erst seine Stellung erobern, wie seiner Zeit die Staffelei, die Cigarre und das Dreirad. Und hierzu ist ein Kongreß ein ganz vortreffliches Mittel.

Auch die einzelnen Freunde der Photographie durch eine Versammlung einander näher zu bringen, ist nützlich und angenehm, nützlich, indem bei einem so verwickelten und weitschichtigen Gegenstande wie die Photographie ein persönlicher Meinungsaustausch überaus fördernd ist, und angenehm, indem ein Versammlungsort wie der zoologische Garten und ein angeregter und freundschaftlicher Verkehr nicht zu den übelen Dingen gehört. Da aber kein Vergnügen ohne die Damen zu denken ist, so fehlten auch die Damen nicht. Wir hatten die Freude, bei unsern geselligen Zusammenkünften eine unserer ersten Sängerinnen, mit der Daguerre-Medaille geschmückt, als Ehrenpräsidentin begrüßen zu können.

Was ein Mensch ist oder was er kann, hängt von ihm selbst ab, von seinen Gaben und seinem Fleiße, aber es gewinnt doch seinen besonderen Charakter durch den Weg, den jemand zur Meisterschaft zurückgelegt hat. Bei den Freunden der Lichtbildkunst kann man zwei Wege unterscheiden, die jedoch in ihren Endpunkten zusammentreffen. Entweder ist die Photographie ein Berufshilfsmittel und führt über den Beruf hinaus zur Liebhaberei, zur Kunst, oder die Photographie wurde als Liebhaberei begonnen und führte zu einer ernsteren, fast berufsmäßigen Beschäftigung, und zur Kunst. Auf der einen Seite steht der Gelehrte, der Baumeister, Techniker und Künstler, welche die Photographie als Schreibhilfe oder Bildhilfe benutzen, aber, einmal mit der Technik vertraut, in den Ferien ihren Kasten auf den Rücken nehmen und photographisch festhalten, was ihnen die schöne Welt in den Weg bringt. Auf der andern Seite steht der eigentliche Liebhaber, der Zeit, Geld und Lust zur Sache mitbringt, aber leider in den meisten Fällen Schiffbruch leidet, ehe er es zu etwas gebracht hat. Es scheint ja so leicht zu sein, zu photographieren. Man liest es ja in allen Blättern, daß man nur einen Apparat zu kaufen braucht, um „ohne alle Vorkenntnisse die schönsten Bilder machen zu können." Kommt nun der Liebhaber in eine photographische Handlung, so ist er dem Händler, der durch Zuversicht und orakelndes Urteil ersetzt, was ihm vielleicht an Sachkenntnis oder Bildung fehlt, verfallen. Der Käufer möchte die Photographie in mehr verschämter Weise ausüben, darum fühlt er sich von den in Masse vorhandenen Detektivapparaten, Köften, die man frei in der Hand hält und denen man den Apparat nicht ansieht, angezogen. Der Händler redet natürlich zu: Man brauche nur zu „knipsen," so habe man alles auf der Platte, was man wünsche. Der Käufer geht mit seinem Kosten ab und verknipst ein Dutzend Platten nach dem anderen, ohne etwas Gescheites fertig zu bringen, weil er, ohne Übung in der Technik, ohne Kenntnis von Beleuchtung und Anordnung zu haben, mit dem schwierigsten Verfahren angefangen hat. Das Ende vom Liede ist, daß der Apparat beiseite gesetzt wird, und daß sich das Urteil bildet: Es ist nichts mit der Photographie. Aber die Photographie war nicht schuld, die Reklame war schuld, das kurzsichtige Verdienenwollen des Händlers war schuld. Die geringere Zahl läßt sich nicht abschrecken, zahlt das Lehrgeld und ringt sich durch Studieren, Sehen, Arbeiten, mit Hilfe von Schriften, Freunden, Vereinen durch, bis sie ein Negativ machen kann. Auch unter diesen findet eine Teilung statt zwischen solchen, die eine natürliche, künstlerische Begabung mitbringen, und solchen, die es nur zu einer korrekten Technik bringen. Die ersteren kommen bald zu der Überzeugung, daß, wenn sie etwas zu können glauben, die Arbeit erst angeht. Es gibt auch einen photographischen Künstlerkater; aber er ist nicht so bösartig, als der eigentliche Künstlerkater.

Mit dem Kongresse war auch eine kleine Ausstellung von Bildern verbunden, nur ein Paar Dutzend Aussteller, nur ein Paar Hundert Bilder. Dennoch bedeutet diese Ausstellung, was die Leistungen deutscher Freunde der Photographie betrifft, einen merklichen Fortschritt gegen die Jubiläumsausstellung vom vorigen Jahre. Es war, wie zutreffend bemerkt wurde, nichts Schlechtes, viel Gutes und manches Vortreffliche ausgestellt. Es befanden sich Landschaftsaufnahmen, belebte Szenen, Genrebilder, Momentaufnahmen darunter, die von den meisten Fachphotographen nicht erreicht werden und selbst Porträts, denen man nicht ansah, daß sie von Liebhabern und ohne ordentliches Glashaus gefertigt waren.

Ebenso dienten die Vorträge zum Beweise dafür, was man in den Kreisen der Freunde der Photographie kann. Für die Besucher des Kongresses waren diese Vorträge neben dem Besuche phototechnischer Anstalten das wichtigste. Man hörte Vorträge über Gegenstände der photographischen Technik, Optik und Chemie, über Farben- und Spektralforschung, sowie über gerichtliche Photographie von Leuten, die den Gegenstand gründlich kennen, oder in dem betreffenden Fache Spezialisten sind. Es leuchtet ein, von wie hohem Werte es ist, wenn alle diese Einzelforschungen ihre Zusammenfassung finden, und wenn alle diese Kräfte sich in den Dienst eines gemeinsamen Verbandes stellen. Die Zukunft der Photographie, der Schwerpunkt der Weiterbildung, liegt nicht mehr beim Fachphotographen. Dort haben von jeher einzelne Wenige das Fach studiert und weiter ausgebildet, die Menge, durch den Verdienst in Anspruch genommen, durch die Pflege des Geschäftes ermüdet, ist in eine fast handwerksmäßige Ausübung der Photographie geraten; das einmal gelernte und geübte Verfahren wird ausgeübt, zu einer gewissen Virtuosität gebracht; aber ja nichts Neues! ja nichts Unerprobtes oder Schwieriges! Ja, man hat die eigne notwendige Ausbildung besonders

nach der künstlerischen Seite vernachlässigt. Nun kann ja der Fachphotagraph dem Liebhaber und Lichtgelehrten getrast überlassen, neue Wege zu finden, er braucht die Fehlversuche und Umwege nicht mitzumachen; wenn aber der Liebhaber den Fachphotagraphen auf seinem eigentlichen Gebiete zu überhalen anfängt, wenn er die Ehrfurcht des Publikums oor dem Wunderbaren und Geheimnisvallen zu zerstören und die schönen Gemeinplätze von der Retauche und anderen nützlichen Dingen in Mißkredit zu bringen anfängt, sa ist das eine ganz fatale Geschichte. Man schimpft wie Rohrspatze, man macht seinem gepreßten Herzen in seiner Zeitschrift Luft; man thäte viel besser, sich aufzuraffen und das Versäumte nachzuhalen. Zumeist fehlt es an der allgemeinen Bildung, das ist freilich schwer nachzuholen; die Ausbildung des Lernenden muß eine bessere werden.

Die Jubiläums-Ausstellung des varigen Jahres stand unter dem Gestirn des Platin; der diesjährige Kongreß stand unter dem Gestirn des Kaliumbichromat. Varm Jahre glaubte man, daß das Platinverfahren mit seinem klaren Weiß und schönen samtartigen Schwärzen den Tag beherrschen werde. Das ist nicht eingetroffen, und daran ist ein merkwürdiger und doch sehr naheliegender Umstand schuld. Es wird nicht viel Platin gewonnen. Nur darum, weil es wenig Verwendung fand, war sein Preis niedrig. Als die Nachfrage zunahm, stieg der Preis reißend schnell in die Höhe. Hieran ist nun freilich weniger die Verwendung des Platin in der Photagraphie als zu elektrischen Zwecken schuld. Man braucht das Metall zu Glühtampen, und Siemens allein verwendet manatlich für 30000 M. Platin. Jetzt ist das Platinverfahren das teuerste von allen, und damit ist seine Zukunft begraben. Man sucht also nach wie vor nach einem allseitig befriedigenden Kapierverfahren. So ist man in den Kreisen der Freunde der Photagraphie auch wieder auf den Pigmentdruck zurückgekammen. Es ist ein altes Verfahren, zwanzig Jahre alt, vam Fachphotagraphen als unbrauchbar längst aufgegeben. In der That, es ist schwierig und kann ungeschickten Händen und gedankenlasen Arbeitern nicht übergeben werden. Man glaubt, daß das Verfahren für größeren Betrieb unbrauchbar sei, und doch haben zwei große photographische Institute, das von Braun & Co. in Darnach, welches oarnehmlich Reproduktionen von Kunstwerken in den Handel bringt, und die Autotypegesellschaft in Landan, seit einer langen Reihe van Jahren graße Erfalge mit dem Pigmentdrucke gehabt. Sein Varzug besteht in einem gesunden, in jeder Nüance zu wählenden Farbentane, in einer weichen und saftigen Zeichnung, die frei oan dem speckigen oder glasigen Glanze des Albumin und der Gelatine ist, und in graßer Haltbarkeit. Denn in diesem Verfahren bilden nicht Metallsalze, sandern Kahle das Pigment. Jetzt sind es nun Liebhaber, welche das zu Unrecht vernachlässigte Verfahren wieder aufnehmen und mit Erfolg durchführen. Auf der Ausstellung des Kangresses befanden sich Kahledrucke van ganz außerordentlicher Schönheit, und im pholachemischen Labaratorium der technischen Hochschule wurde das Verfahren den Mitgliedern des Kangresses gezeigt.

Es fand nämlich neben den Verhandlungen, die auf den Abend verlegt waren, der Besuch interessanter Anstalten, des phatochemischen Laboratoriums, dessen Varsteher Herr Professor Vagel — zugleich Varsitzender des Berliner Vereins — ist, der aptischen Anstalt von Görz, der Reichsdruckerei und des Blitzateliers von Professor Schirm statt.

Das Pigmentoerfahren beruht auf der Thatsache, daß Gelatine, welche mit Kaliumbichromat, jenem bekannten arangeraten Chramsalze, das vielfache technische Verwendung findet, getränkt und dem Lichte ausgesetzt wird, in dem Maße ihre Löslichkeit oerliert, als die Lichteinwirkung stattfindet. Nun überzieht man Papier mit einer Gelatineschicht, in welcher sich ein Pigment befindet, zumeist äußerst fein zerteilte Kahle. Doch kann es auch jeder andere, fein zerteilte Farbstoff sein. Dies Papier läßt man im unwirksamen Lichte auf einem Bade van Kaliumbichromat schwimmen und macht es so lichtempfindlich. Nach dem Trocknen wird es unter einem Negative belichtet. Hier tritt nun die erste Schwierigkeit hervar. Man kann dem pechschwarzen Papier nicht ansehen, wie weit die Belichtung vorgeschritten ist. Man belichtet alsa zugleich in einem Photameler ein Stück chromiertes, aber nicht mit Farbstaff versehenes Papier, an dessen Bräunung man die richtige Zeit der Belichtung ersehen kann. Jetzt hat man in der dicken, schwarzen, löslichen Schicht das unlösliche Bild, das man gewinnt, wenn man im warmen Wasser die lösliche Gelatine mit ihrem Farbstaffe abwäscht. Hier kommt nun die zweite Schwierigkeit. Das gewannene Bild besteht in einem Relief, die dunklen Teile bilden kleine Erhöhungen, die lichten ein ganz dünnes Häutchen. Die Basis des Reliefs liegt an der Oberfläche des schwarzen Papiers. Würde man nun van dieser Oberfläche aus versuchen, das Bild frei zu machen, so würde man es zerstören. Man muß atso das Bild umkippen, dasselbe auf einem anderen Träger befestigen und das ursprüngliche Papier entfernen. Das geht leichter, als man denkt. Man legt das feuchte, schwarze Papier auf ein anderes, in besanderer Weise präpariertes, streicht es glatt an und bringt beide Papiere in warmes Wasser. In kurzer Zeit lockert sich die Gelatinemasse, und man kann das ursprüngliche Papier abziehen. Man hat eine schwarze, schmierige Fläche vor sich. Läßt man diese längere Zeit in warmem Wasser, sa schwimmt die lösbare Gelatine und das mit ihr verbundene Pigment fort, und das Bild der unlöslich gewardenen Gelatine kommt in schöner Zartheit und Tiefe zum Varschein. Aber hier findet sich nach eine dritte Schwierigkeit. Das so entstandene Bild ist ein Spiegelbild. Alles Rechte und Linke ist oertauscht. Um nun zum richtigen Bilde zu kommen, muß das Bild nach einmal übertragen werden. Man legt es alsa wieder auf ein anderes Papier und zieht dasjenige, welches bisher Träger war, ab. Das Verfahren ist etwas umständlich und fordert geschickte Hände, aber es ist sehr schön, es ist ein Verfahren für den Liebhaber-Photagraphen.

In der photo-mechanischen Reproduktion hat das Chrom-Gelatineverfahren eine alles beherrschende Bedeutung angenommen. Photogravüre, Lichtdruck, Zinkographie und wie die Verfahren heißen, beruhen auf ihm. Eine Auswahl von Besuchern des Kongresses hatte Gelegenheit, die Ausübung dieser Verfahren da, wo sie mit größester Meisterschaft gehandhabt werden, zu bewundern, in der Reichsdruckerei. Dieses Institut, dessen riesige Ausdehnung auch den höchlichst überraschte, der es sich recht groß vorgestellt hatte, und das nach jeder Beziehung ein Musterinstitut genannt werden muß, in allen seinen Teilen zu besichtigen, fehlte es an Zeit. Wir mußten uns auf die chalkographische Abteilung beschränken.

Nach einem endlosen Gange durch Arbeitssäle, über Gänge und Treppen kamen wir am äußersten und höchsten Ende an. Dort roch es nach „Photographie," d. h. nach Äther. Als noch das nasse Verfahren im Gebrauch war, roch es überall so, man verwendete zur Unterlage des photographischen Bildes Kollodium. Während nun die Trockenplatte, welche Gelatine zur Unterlage hat, das nasse Verfahren überall verdrängt hat, ist es doch nicht im stande gewesen, bei Reproduktionen an die Stelle des Kollodiums zu treten. Die Durchsichtigkeit des Kollodiums zu der Gelatineplatte verhält sich wie Glas zu Ölpapier. Man braucht aber zu Reproduktionen Negative, deren Schatten glasklar sind, während die Lichter gut decken.

Die Ateliers waren nicht groß, desto größer die Apparate. Es war ein Vortrag über die Reisekamera gehalten und gefordert worden, daß dieselbe leicht und handlig sein müsse. Hier war nun Herr Professor Röse, der Chef der chalkographischen Abteilung, in der Lage, eine wirkliche Reisekamera zu zeigen, ein Gebäude wie ein kleiner Möbelwagen. Man brauchte nur Räder darunter zu setzen, so konnte die Reise losgehen. Noch etwas besonderes war zu bemerken, man photographiert dort auch um die Ecke, d. h. das Bild befindet sich seitlich neben dem Apparate und vor dem Objektive ein Prisma, welches als Spiegel dient. Es wird also von vornherein ein Spiegelbild aufgenommen, damit man bei einfacher Übertragung nicht ein Spiegelbild erhält.

Ist das Negativ aufgenommen, so wird es auf das sorgfältigste geprüft, ob es nach allen Seiten tadellos ist, ob die Linien des Originals — nehmen wir an eines Kupferstiches — mit voller Schärfe wiedergegeben sind. Nur ein völlig gutes Negativ kann ein völlig gutes Resultat geben. Hierauf wird unter dem Negative ein schwarzes Chromgelatineblatt belichtet. Es ist ein solches, wie man es zum Pigmentverfahren braucht, nur noch dicker und von glänzend ebener Oberfläche. Nach der Belichtung befindet sich in der Schicht ein unlösliches Relief, welches alle Linien des Kupferstiches als mehr oder weniger breite und hohe Kämme darstellt. Das angeweichte Papier wird nunmehr auf eine versilberte Kupferplatte aufgelegt und angequetscht. Dann kommt die Platte in warmes Wasser und bleibt daselbst, bis das Papier und der löslich gebliebene Farbstoff abgeschwommen ist. Es steht also die Zeichnung erhaben auf der Kupferplatte. Sie wird mit Alaun gehärtet, mit Graphit eingepulvert und so elektrisch leitend gemacht und kommt in ein Bad von Kupfervitriol, aus dem sich galvanoplastisch eine Decke auf der Kupferplatte niederschlägt, die nach vierzehn Tagen die Stärke einer Kupferdruckplatte annimmt. Werden nun beide Platten voneinander getrennt, so stellt die galvanoplastisch erhaltene eine Kupferdruckplatte dar, mit der man Drucke herstellen kann, die dem Originaldrucke absolut gleich sind. Auf diese Weise lassen sich nur Strichzeichnungen vervielfältigen; ist es die Aufgabe, eine Naturaufnahme, ein Bild, einen nach der Schabmanier hergestellten Kupferstich zu reproduzieren, so muß ein anderes Verfahren eingeschlagen werden. Man bestäubt eine mit Korn versehene Kupferplatte mit feinem Kolophonium und bringt sie dann über eine Flamme, bis der Staub anschmilzt. Dann überzieht man sie mit einer Lösung, deren Hauptbestandteil Asphalt ist. Asphalt verhält sich dem Licht gegenüber ebenso wie Chromgelatine, er wird dem Terpentinöl gegenüber unlöslich. Wird also die belichtete Platte mit Terpentinöl behandelt, so löst sich der Asphalt und das darunter liegende Kolophonium an allen nicht belichteten Stellen in lauter ganz feine Körnchen auf, und das Kupfer wird frei. Mit Säure behandelt, ätzt sich ein vertieftes Bild in das Kupfer ein; was schwarz werden soll, liegt tief, was weiß bleiben soll, liegt blank und hoch. Denn beim Kupferdrucke, sowohl beim Tondrucke, als auch beim eigentlichen Kupferstiche, wird die ganze Platte mit Schwärze überzogen, und dann wird durch geschicktes Wischen und Reiben die Platte wieder blank geputzt, sodaß die Schwärze nur in den Vertiefungen haften bleibt. Die Kupferplatte und das darauf gelegte weiche Kupferdruckpapier geht unter gewaltigem Drucke zwischen zwei stählernen Walzen durch; das Papier preßt sich in die Vertiefungen und holt so die Farbe heraus.

Der Lichtdruck beruht ebenfalls auf der Unlöslichkeit der Chromgelatine nach der Belichtung. Man druckt mit der lithographischen Presse von dicken Glasplatten. Um die Glasplatte zu präparieren, wird sie mit einer warmen Lösung von Gelatine, der das Chromsalz zugesetzt ist, übergossen und dann getrocknet — natürlich bei gelbem Lichte. Nach der Belichtung unter einem guten Negative stoßen alle vom Licht getroffenen Stellen das Wasser ab, während die anderen weich und naß werden. Geht man nun mit einer Walze, welche mit Fettfarbe, der gewöhnlichen lithographischen Farbe, bedeckt ist, über die angefeuchtete Platte hinweg, so haftet die Schwärze an allen trockenen Stellen, von den nassen Stellen wird sie abgestoßen, und an den Übergängen haftet sie in dem Maße, als die Lichteinwirkung die Löslichkeit der Gelatine aufgehoben hat. Man kann also Naturaufnahmen, Bilder und dergleichen mit allen Übergängen zwischen Hell und Dunkel auf die Druckplatte bringen und abdrucken.

Aber der Druck fordert die Anwendung der lithographischen Presse und gibt Blätter, die sich wohl zu Atlanten vereinigen, aber als Beilagen zu einem Buche verwenden, nicht aber in

den Text einstellen lassen. Hierzu braucht man die Zinkographie oder den Hochlichtdruck, eine Nachahmung des Holzschnittes.

Wieder ist es die Chromgelatine, von der die Hauptarbeit gemacht wird. Man belichtet unter einem Negative ein Blatt Papier, das mit chromierter Gelatine ohne Beimischung von Pigment überzogen ist. Wird das Gelatineblatt eingeweicht und eingerieben, so bleibt die Fettfarbe auf allen belichteten Stellen, das sind die Striche der Zeichnung, zurück und bildet also eine schwarze fettige Zeichnung auf schlüpfrig-feuchtem Grunde. Die so gewonnene Zeichnung wird durch einfaches Anpressen auf eine blanke Zinktafel übertragen, man walzt die Zeichnung ein und bringt die Tafel in einen Trog, der einer Schaukel oder Wiege gleicht, in dem sich verdünnte Salpetersäure befindet, und diese Säure ätzt das nicht mit Farbe bedeckte Zink weg, während der Untergrund der mit Farbe bedeckten Stellen hoch stehen bleibt. Es ist ein ziemlich umständliches Verfahren. Die Platte wird sechsmal überarbeitet und überbeizt, ehe sie fertig ist. Die fertige Platte wird auf einen Holzstock geschraubt und kann direkt mit dem Lettersatze, oder auf besonderer Presse wie ein Holzschnittblatt gedruckt werden.

Diese Verfahren, die wir in praktischer Ausübung beobachten durften, und die den einen oder anderen der Besucher begeisterten, unter die Lichtdrucker zu gehen, sind der Reichsdruckerei nicht eigentümlich, aber sie werden dort mit einer Meisterschaft ausgeübt, die staunenswert ist. Es lag eine große Anzahl von Blättern aus, Wiedergaben von Kupferstichen und Holzschnitten berühmter Meister, welche für die Grotesche Verlagshandlung angefertigt werden, Rembrandts Tausendgulden-Blatt, Dürerische Stiche, bei deren Anblick jedem Kunstfreunde das Wasser im Munde zusammenlaufen mußte. Diese Blätter waren, da sie auch auf Papieren gedruckt werden, die dem Originalblatte in Farbe und Structur nachgebildet sind, von den Originalen nicht zu unterscheiden. Der Sammler, dem es um die Kunst zu thun ist, kann mit einem solchen Blatte zufrieden sein, er hat den echten, unveränderten Stich vor sich, eine diplomatisch genaue Urkunde alter Kunst. Was aber fängt der Sammler an, dem es auf die Seltenheit des Blattes ankommt, wenn seine Unika in Hunderten von Exemplaren auf den Markt kommen! Er läßt sich nicht irren und behält das erhebende Bewußtsein, eins von den so und soviel echten Blättern zu besitzen, denn echt sind jene Nachbildungen doch nicht, wollen es auch nicht sein. Jedes Blatt trägt überdies auf der Rückseite den Stempel der Reichsdruckerei.

Neben dem Chromsalze, war es das Magnesiumblitzlicht, welches besonderes praktisches Interesse darbot. Der Fachphotograph hat sein Glashaus, der Liebhaber ist auf den Hof (daher der Name: Hofphotographen), den Garten, einen Häuserwinkel oder das Zelt angewiesen. Aber abgesehen davon, daß eine gute Regulierung des Lichtes bei solchen Hilfsmitteln schwer oder unmöglich ist, hat auch die Freude ein Ende, wenn schlechtes Wetter oder der Winter eintritt. Denn aus Aufnahmen im Zimmer wird nichts Gescheites. Da macht nun das Magnesiumlicht den Lichtbildner von der Sonne gänzlich unabhängig. An jedem Orte und zu jeder Zeit ist die Aufnahme photographischer Bilder möglich. Dazu kommt, daß das Magnesiummetall so billig hergestellt wird, daß der Kostenpunkt überhaupt nicht mehr in Frage kommt. Man versuchte es zuerst mit Magnesiumlampen. Diese bestehen aus einem Uhrwerke, welches ein Magnesiumband in stetiger Bewegung aus einem Brenner heraustreten lassen. Aber diese Lampen haben sich nicht bewährt. Sie sind sehr teuer und arbeiten nicht zuverlässig genug. Später benutzte man Magnesiumpulver, das man mit einem Brandsatze mischte und zu hell leuchtender Flamme verpuffen ließ. Man machte also Momentaufnahmen mit Magnesiumlicht. Aber auch dieses Verfahren befriedigte nicht: Der Brandsatz war nicht ungefährlich, und es gab einen schauerlichen Qualm, nicht allein den, welchen das verbrannte Magnesium so wie so verursacht, sondern auch den Qualm des Brandsatzes. Die ersten, welche in dieser Weise das Magnesium verwendeten, waren die Herren Gädecke und Miethe gewesen. Der erstgenannte führte ein Magnesiumblitzlicht gelegentlich des Kongresses vor, das gar keinen Qualm geben solle. Das war nun so. So wird nun vor der Hand die dritte Methode, das sogenannte Pustlicht, in Gebrauch bleiben. Man bläst durch Druckball und Gummischlauch Magnesiumpulver durch eine oder mehrere Flammen und erzielt dadurch sein Licht.

Für die Besucher des Kongresses, von denen gewiß die meisten schon mit mehr oder auch besonders mit weniger Erfolg gepustet hatten, war der Besuch des Blitzlichtateliers von Professor Schirm von hohem Interesse. Professor Schirm hat die Sonne einfach abgesetzt und arbeitet nur mit Magnesium-Blitzlicht — ohne Glashaus, ohne Kopfhalter, ohne gemalte Hintergründe und die ganze künstliche photographische Welt, in welche man bei den Tagesphotographen versetzt wird. Sein Atelier ist eine in der Potsdamer Straße gelegene Wohnung von mehreren großen Zimmern. Diese Zimmer sind reich und mit feinem künstlerischen Geschmacke eingerichtet und haben zahlreiche Plauderecken, Fensternischen, Möbel und Wanddekorationen. Die Aufnahme kann überall geschehen. Sie kann auch am Abend und um die Weihnachtszeit geschehen, wo die Sonnenphotographen durch das schlechte Licht zur Verzweiflung gebracht werden. Daß die Photographieen bei Sonnenlicht aufgenommenen gleich seien, behaupten die einen, und andere bestreiten es. Jedenfalls haben sie den Vorzug größerer Natürlichkeit und künstlerischerer Auffassung. — Unter der Decke befinden sich zahlreiche Pustlampen, die aus Bunsenbrennern und Magnesiumbehältern bestehen und die sämtlich mit einem Blasebalge durch Schläuche in Verbindung gesetzt werden. Dieser Balg treibt nun Luft durch alle Schläuche und führt verschwindend kleine Mengen von Magnesiumpulver durch die Flammen. Es leuchtet überall da, wo Lampen angesteckt oder hingeschoben sind, eine breite Flut von Licht auf, sobald der Blasbalg

durch eine Feder angedrückt wird. Zugleich gibt der Balg für eine elektrische Leitung Kontakt, und der zugehörige Elektromagnet löst den Verschluß des Apparates aus. Dies alles geht so schnell, daß das Bild schon fertig ist, ehe der zu photographierende nur Zeit hat zu erschrecken.

Ich will gestehen, daß ich im vergangenen Winter viel „gepustet" und auch leidlich gute Bilder gemacht habe; aber eine Schwierigkeit konnte ich nicht überwinden: die gezwungenen Mienen. Wen ich ahnungslos vor den Apparat brachte, der wurde ganz gut, aber bei der wiederholten Aufnahme gab es starre Augen, krampfhaftes Aussehen und dergleichen. Hier lernte ich nun: man kann das Tageslicht voll ins Zimmer lassen, man muß am Abend den Raum so viel als möglich erhellen. All dies Licht bleibt photographisch unwirksam, aber es mildert den grellen Schein des Blitzlichtes.

Noch mehr als bei der Aufnahme stört schlechtes Licht bei der Kopie. Der Photograph kommt arg ins Gedränge, wenn er zu Weihnachten so und soviel Dutzend machen soll, und er kopiert den ganzen Tag lang kaum je ein Bild. In dem Schirmschen Atelier wird auch mit Blitzlicht kopiert. Auf einem Tische steht eine große Laterne, aus der der Magnesiumdampf in den Schornstein geleitet wird. Ein Schlag auf eine kleine Luftpumpe, und ein so helles Licht blitzt in der Laterne auf, daß man es durch ein vorgehängtes Stück Seidenpapier mildern muß. In einiger Entfernung davon befindet sich in einem Kopierrahmen das Negativ und dahinter ein Stück Bromsilberpapier. Der Blitz genügt, um ein latentes Bild zu erzeugen, das durch Entwickelung mit Eisenoxalit hervorgerufen wird. Das ganze Verfahren ist in ein paar Minuten beendet. Es eignet sich also zur Massenproduktion, und in der That hat man auch schon 500 Kopien an einem Tage hergestellt. Nebenbei bemerkt, eine schreckliche Arbeit — ich möchte es nicht machen.

Von der Verwendung des Blitzlichtes zu Militär-Signallaternen und Leuchttürmen berichte ich ein andermal.

Der Kongreß hatte endlich auch die Absicht, die Wünsche der Mitglieder entgegenzunehmen und auszusprechen. Solche Wünsche waren vorhanden und zwar ebenso ideale wie recht materielle. Man hatte den Wunsch, zur gegenseitigen Förderung, zur Erweiterung des Gesichtskreises über die Grenzen der einzelnen Vereine hinaus in Beziehung zu treten. Man wünschte Photographieen auszutauschen, eine gemeinsame Bibliothek anzulegen, Rat und Unterweisung zu erbitten und zu geben. Hierzu schien es förderlich, die einzelnen Vereine zu einem „Deutschen Verbande von Freunden der Photographie" zusammenzufassen, was denn auch geschehen aber nach im Werke ist. Was aber die materiellen Wünsche anbetrifft, so handelt es sich natürlich um den nervus rerum. Im Korridor des photo-chemischen Laboratoriums in Charlottenburg hängt am Fenster ein Negativ, das bis vor kurzem das größte Negativ der Welt war. Der Verfertiger ist ein australischer Goldgräber, der eines Tages einen großen Goldklumpen fand und, da er nicht wußte, was er damit anfangen sollte, sich riesige Linsen schleifen und einen Riesenapparat bauen ließ. Ein solcher Goldklumpen wäre auch für den Liebhaberphotographen eine schöne Sache. Leider war der Kongreß nicht im stande, Fundstätten nachzuweisen. So hat er wenigstens die Frage ins Auge gefaßt, wie man nicht unnötig Geld auszugeben und photographische Gegenstände über den Spahn zu bezahlen habe. Für den Geschäftsmann ist es ziemlich gleichgültig, ob er hundert Mark mehr oder weniger in den Apparat steckt, er macht sich doch bezahlt; aber der Liebhaber gibt nur aus und nimmt nicht ein. Nun möchte aber der Händler recht viel einnehmen, und er hält den zahlungsfähigen Liebhaberphotographen für einen recht angenehmen Kunden. Der Verdienst muß gar nicht übel sein. Hierzu kommen große Geschäftsspesen und eine unnötige luxuriöse Ausstattung der Apparate. Alles das muß der Käufer bezahlen und ganz unnötiger Weise. Dem gegenüber ist der einzelne Käufer wehrlos; anders stellt sich schon ein Verein, noch anders ein Verband von vielen hunderten von Mitgliedern. Man hat es mit einer Rabattforderung versucht, aber nur einen teilweisen Erfolg gehabt; es ist auch die Frage, ob der Weg richtig ist. Nunmehr soll durch statistische Erhebung festgestellt werden, was der Verband für eine Kaufkraft hat, und dann wird er in irgend einer Form für den Bedarf der Mitglieder als Gesamtkäufer auftreten. Er wird Muster und Modelle aufstellen und die Massenherstellung derselben — vielleicht in eigner Werkstatt — bewirken können. Er wird ein Nachrichten-Bureau einrichten, eine Börse für Kauf und Verkauf gebrauchter Apparate eröffnen können.

Er wird die Mitglieder auch den Behörden gegenüber vertreten müssen. Besonders kommt die Steuerbehörde in Frage. Jetzt kann es einem photographierenden Reisenden begegnen, daß der Steuerbeamte ihm seine Plattenkästen bei Tageslicht öffnet und den ganzen Ertrag der Reise vernichtet, oder daß er seine Platten für „seine Glaswaren" aber Gott weiß was versteuern muß. Gegenwärtig herrscht der unglaubliche Zustand, daß der Tourist darauf angewiesen ist, seine Platten oder Folien durchzuschmuggeln.

Noch unglaublicher ist die Thatsache, daß es eine Anzahl von Bauwerken gibt, die man nicht photographieren darf — nicht Festungswerke, sondern Kunstwerke, die man als den Besitz der Nation mit Recht ansieht. Wer möchte es für möglich halten — und doch ist es Thatsache — daß es verboten ist, das Denkmal auf dem Niederwalde zu photographieren. „Wenn man mit einer Handkamera dahinkommt," so schreibt man dem Amateurphotographen, „stellt sich der Aufsichtsbeamte daneben, um im Gebrauchsfalle dem Photographen sogleich das Protokoll zu machen. Mir ist man nachgelaufen wie einem Verbrecher, als ob ich das Denkmal hätte stehlen wollen. Wenn man es aufnehmen will, muß man auf Rüdesheimer Boden stehen." Auf

eine Beschwerde hierüber antwortete die Regierung von Wiesbaden wörtlich: „Auf das Schreiben vom 23. v. Mts. benachrichtigen wir Sie hierdurch, daß die photographische Aufnahme des Nationaldenkmals auf dem Niederwalde unter Aufstellung des Apparates auf dem forstfiskalischen Terrain nicht gestattet werden kann. gez. Tilmann. v. Aveyden." Natürlich! Der Herr Forstfiskus ist es, der mit dem ausgezeichneten Forst-Polizeigesetz ausgerüstet sich wie der Erzengel Michael vor sein Paradies stellt. Es ist niemand eingefallen, den Apparat in eine Schonung zu stellen. Übrigens hat sich die Sache wiederholt ereignet. Es wäre köstlich, wenn die Geschichte einmal im Abgeordnetenhause zur Sprache gebracht würde, oder wenn jemand sich bestrafen ließe und gerichtlichen Widerspruch erhöbe. Sehr erfreulich ist auch die Thatsache, daß in Marienburg ein Liebhaber-Photograph, der ein Marienstandbild aufnahm, von der heiligen Hermandad eingefangen und ins Loch gesteckt wurde, weil er in der Nähe eines Gebäudes photographierte, das vor Jahrhunderten einmal eine Festung gewesen war. Solche Dinge sind geschehen im Jahre des Heils 1888 und 1889.

Wir wünschen dem deutschen Verbande von Freunden der Photographie und den späteren Versammlungen des Verbandes guten Erfolg und gutes Licht. Das Licht des vergangenen Sommers war erbärmlich.



NEUES vom BÜCHERTISCH.

Von Paul von Szczepański.

„Zu spät" wird mancher Verehrer von Georg Ebers ausrufen, wenn er durch diese Zeilen erfährt, daß der beliebte Weihnachtserzähler auch das achtzehnhundertneunziger Fest nicht hat vorübergehen lassen, ohne ein Buch auf den Markt zu werfen, ein elegantes Buch, mit drei Lichtdruckbildern stilvoll ausgestattet, ein Geschenkbuch par excellence. Geschenkten Pferden sieht man nicht in den Mund, einem geschenkten Buch nicht in den Inhalt. Es ist also unnötig, über ein solches Geschenkbuch viel zu sagen, und das ist in diesem Falle besonders angenehm, denn es läßt sich nicht viel darüber sagen. So unwahrscheinlich es auch dem Kenner der Ebersschen Muse ehedem erschienen sein mag, daß sie ihn jemals dazu drängen würde, auch als Märchendichter seinen Ruhm noch zu befestigen, so läßt sich die Thatsache doch nicht mehr leugnen, seitdem seine „Drei Märchen für Alt und Jung" in der obenerwähnten geschmackvollen Ausstattung (Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien) erschienen sind. Die Ebersche Muse that Unrecht daran, als sie nach Märchen schrie; denn das Märchen entspringt einer frischquellenden Phantasie, und selbst die begeistertsten Verehrer des Dichters haben gerade diese auch in den Jahren seines relativ besten Schaffens nicht unter seinen Vorzügen zu entdecken vermocht. Die drei Ebersschen Märchen für Alt und Jung mögen vortrefflich intentioniert sein, sie haben den einen Fehler, daß sie langweilig sind. In dem Weihnachtsmärchen „Die Nüsse" wird eine geizige alte Frau deshalb aus dem Fegefeuer errettet, weil sie einmal in ihrem Leben eine Handvoll Nüsse verschenkt hat. Das von ihr also beglückte Kind erhebt sein Zeugnis für sie, und da es nicht alle Nüsse selbst gegessen, sondern auch einige davon gepflanzt hat, so kommen die Generationen, die unter dem Schatten dieser Nußbäume sich ausgeruht haben und diejenigen, die aus dem Holz der endlich geschlagenen Nußbäume noch ihren Vorteil gezogen haben, um vor dem Heiland und Petrus zu bezeugen, daß die alte Megäre doch eigentlich ein gutes Herz gehabt hat. Und die Handvoll Nüsse wiegt wirklich so schwer in der Schale der Gerechtigkeit, daß die arme Seele aus dem Fegefeuer aufschnellt und in den Chor der Seligen eintritt. Georg Ebers vergißt die langen Gesichter zu schildern, mit denen die übrigen Verdammten ihr wahr-

scheinlich nachgeschaut haben. Sicher ist niemals ein Kamel leichter durch ein Nadelöhr gegangen. Das zweite Märchen „Das Elixir" spielt in Leipzig und ist in erster Linie für Verehrer des Butzenscheibenstyls geschrieben. Ganze Generationen der Leipziger Familie Überhell werden herangezogen, um zu beweisen, daß die Wahrheit ein wenig Schminke gut vertragen kann, wenn sie unter Kulturmenschen nichts von ihrem Werte einbüßen soll. Warum diese Weisheit gerade für jugendliche Leser geeignet sein soll, ist mir unerfindlich geblieben; mir scheint es besser, denen die Wahrheit als eine ernste Frau vorzustellen, die nicht mit sich handeln läßt, als wie eine Schönheit, die das Puderquästchen in der Tasche trägt. Über den tieferen Sinn des Märchens „Die graue Lacke" habe ich mich nicht weiter auszufinden vermocht. Aber ich kann nicht leugnen, daß ich nach der Lektüre der drei Märchen das Bedürfnis fühlte, mich vor dem Spiegel davon zu überzeugen, daß graue Lacken nur Fürstensöhnen plötzlich wachsen.

Auch ein zweites Weihnachtsbuch, den „Cottaschen Musen-Almanach für das Jahr 1891," herausgegeben von Otto Braun (J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger, Stuttgart) leitet Georg Ebers mit einer Erzählung „Der Probierstein" ein, — eine höchst spießbürgerliche Geschichte, mit der selbst die Musen des Jahres 1891, das ja voraussichtlich kein allzuhervorragendes Dichterjahr sein wird, wenig zu thun haben. Der Herausgeber hat bei der Auswahl der Prosaerzählungen für diesen Band überhaupt keine glückliche Hand gehabt. Während „Der Probierstein" von Ebers höchstens für die weibliche Jugend geschrieben sein kann, behandelt gleich die nächste Erzählung „Lieb' läßt sich nicht lumpen" von P. K. Rosegger einen Herzenskonflikt, der dem Verständnis jugendlicher Leser weit abliegt und viel zu heikel ist, um in der skizzenhaften Manier, mit der ihn Rosegger behandelt hat, nicht roh zu wirken. Das dritte Prosastück „Wassertropfen" von Richard Weilbrecht ist wieder für seinen Inhalt und trotz seiner Kürze immer noch zu lang geraten. Wie mir scheint, ist bei der Zusammenstellung des Almanachs in erster Linie die Rücksicht auf „berühmte Namen" maßgebend gewesen. Daß der Berg von gereimten Erzählungen und Gedichten, der außer diesen drei Prosastücken hier zusammengetragen ist, nicht nur aus Goldkörnern besteht, sondern daß auch manche Fuhre Sand mit untergelaufen ist, kann daher nicht Wunder nehmen. Zu den Beiträgen, die von der Last des Namens ihrer Verfasser nicht erdrückt werden, gehören diejenigen von Otto Roquette, Conrad Ferdinand Meyer, Marie von Ebner-Eschenbach, Hans Hoffmann und Isolde Kurz; vielleicht auch noch einige andere, die ich nicht gelesen habe, — der Almanach gehört zu den Büchern, die auch der gewissenhafteste Kritiker nicht nötig hat, von Anfang bis zu Ende zu lesen. Ausstattung: hellblaue, damascierte Seide mit reichem Goldschmuck im Rokokogeschmack, nicht zu vergessen sechs mehr oder weniger schöne Kunstbeilagen in Photogravüre. Der Zukunft muß es vorbehalten bleiben, festzustellen, welchen Einfluß Cottas Nachfolger mit ihrer Wiederbelebung des Musen-Almanachs auf die deutsche Litteratur am Ende des neunzehnten Jahrhunderts ausgeübt haben.

Es läßt sich nicht leugnen, daß vorläufig einige sehr interessante litterarische Erscheinungen der Gegenwart sich in dem Rahmen dieses Musen-Almanachs nicht denken lassen. Da ist von J. Niemann, der Verfasserin des Romans „Rübezahl," auf deren sehr bedeutendes Talent ich bereits mehrfach hinweisen durfte, eine neue Erzählung „Henriette" (Jena, Hermann Costenoble) erschienen. Mit ihren Titeln hat die Verfasserin entschiedenes Unglück; „Henriette" sagt ebensowenig etwas wie „Rübezahl" etwas sagte. Es ist eine Mode, den Namen der Heldin oder des Helden zugleich dem Werk zu geben. Aber es ist nur eine bequeme und keine glückliche Mode, am wenigsten glücklich für eine Erzählerin, die ihre Stoffe, wie J. Niemann, dem sozialen Leben der Gegenwart entnimmt. Ein Titel, der nicht einmal Bedeutung gewinnt, nachdem man ein Buch gelesen hat, hat keine Berechtigung, und der Autor darf sich nicht beklagen, wenn der Leser ihn bald aus dem Gedächtnis verliert. Henriette von Kracht — der Gebrauch sehr bekannter Adelsnamen ist auch eine Unsitte unserer Romanerzähler, die man nicht mit dem Hinweis rechtfertigen kann, daß Müller und Schulze auch sehr bekannte Familiennamen sind — Henriette von Kracht also würde keinen ihrer Vorzüge einbüßen, wenn sie auf irgend einen anderen Vornamen getauft worden wäre. Und sie hat deren viele. Dem Vater Kracht ist von allem Besitz nur der Name geblieben; er treibt das mühselige Geschäft eines Versicherungsagenten, um so mühseliger für ihn, da er an Geist und Körper ein siecher Mann ist. Auch das noblesse oblige im allerbescheidensten Sinne ist ihm im Kampf ums Dasein ein wenig abhanden gekommen. Wenn seine älteste Tochter Henriette nicht wäre, würde es längst ganz bergab mit ihm und seiner Familie gegangen sein. Sie führt des Vaters Bücher, sie erzieht die jüngeren Geschwister, sie hält die Mutter aufrecht, sie sorgt dafür, daß die Krachts in den bescheidenen Verhältnissen einer kleinen Stadt immer noch wenigstens den Schein einer anständigen und gesicherten Existenz wahren können. Eine große, schöne, gesunde und starke Natur! Mit aller Kraft ihrer Seele liebt sie den Leutnant Hans Werder, der ihr nach jeder Richtung hin ebenbürtig ist, leider auch darin, daß er ebenso wenig Vermögen hat wie sie. Seine Mutter lebt mit seinen jüngeren Geschwistern in der Heimatstadt der Krachts ungefähr in denselben Verhältnissen wie diese, von der Leutnantsgage ihres Sohnes unterstützt. Sowohl Henriettens Eltern wie Werders Mutter machen allen Einfluß geltend, um ihre Kinder „zur Vernunft" zu bringen. Diese Bemühungen der Elternliebe sind nicht ganz ohne Egoismus; die Mutter des Leutnants sowohl wie die des Ehepaar Kracht sieht in ihren begabten Kindern den letzten Anker für sich selbst. Aber die Liebe der beiden jungen Menschen ist stärker als die elterliche Vernunft, — sie hält selbst das Wartejahr nicht aus, das die Eltern sich ausbedungen

haben, und der arme Leutnant veröffentlicht seine Verlobung mit dem armen Mädchen. Schon aus diesem ersten Teile der Erzählung sieht man, daß J. Niemann ihre eignen Wege geht; den Romanschriftstellern von heute ist sonst nur der Leutnant bekannt, der nach Goldfischen angelt, der Offizier, der die Jagd nach einer reichen Partie für eine berechtigte Eigentümlichkeit seines Standes hält. Unleugbar ist das ein Typus, aber es ist nicht der Typus, — die Offiziersfamilien, die in den allerbescheidensten Verhältnissen leben, sind sehr viel häufiger als diejenigen, in denen der Mann seine dienstfreien Stunden dazu benutzen muß, die Coupons von den Staatspapieren seiner Frau zu schneiden. Im zweiten Teil spielt die Erzählung nicht zu ihrem Glück ins Romanhafte hinüber; der alte Kracht wird von einem Schlaganfall heimgesucht, in der Sorge um seine Existenz fleht er den Leutnant Werder an, seine Braut freizugeben, für die sich ein deutsch-russischer Verehrer gefunden hat, der vermögend genug ist, sie sofort heimzuführen und die Sorge für die Familie Kracht zu übernehmen. Henriette opfert sich und wird Frau von Friesen. Aber sie kann ihre Liebe nicht vergessen, verfällt in Schwermut und stirbt am Biß einer Kreuzotter, die sie sich selbst an den Arm gesetzt hat. Mir ist unwillkürlich der Refrain eines Heineschen Liedes eingefallen: „Aber die Katz', die Katz' ist gerettet," — die Familie Kracht lebt weiter von den Zuschüssen des edelmütigen Herrn von Friesen. Ich bin kein unbedingter Verehrer des sogenannten Familienblattschlusses, und das Glücklichwerden des Helden und der Heldin ist für mich wirklich nicht die Bedingung einer befriedigenden Lektüre. Aber ich verlange vom Autor Gerechtigkeit; wenn er eines seiner Geschöpfe an den Folgen einer That zu Grunde gehen läßt, so muß diese That eine Schuld in sich schließen. Henriette gibt den Geliebten nicht auf, sondern sie wird von ihm aufgegeben — aus den edelsten und zwingendsten Gründen — und indem sie Herrn von Friesen heiratet, ladet sie keine Schuld auf sich, sondern sie bringt ein großes, selbstloses Opfer. Wenn sie ein weiches Geschöpf wäre, das einer Augenblickseingebung folgt, könnte sie enden, wie sie endet. Einer starken Natur aber ist jedes Opfer eine neue Quelle der Kraft, vor allem einer vornehmen Frauennatur, die das Rechenexempel nicht kennt, ob das Opfer des Gewinnes wert war. Mir scheint, die Erzählung hätte anders ausklingen müssen, wie der Charakter Henriettens angelegt ist, und trotz der psychologischen Feinheit, mit der die vornehme und liebenswürdige Persönlichkeit des Herrn von Friesen geschildert ist, würde ich diese ganze Figur doch gerne daran geben, wenn J. Niemann den von ihr geschaffenen Konflikt aus der Situation heraus entwickelt und nicht durch diesen deus ex machina in eine neue Bahn gelenkt hätte. Die Erzählung würde dann mit Recht beanspruchen können, ein soziales Bild der Gegenwart zu sein, denn in der Schilderung der Familie Kracht und Werder zeigt sich eine außerordentlich feine Beobachtungsgabe, welche die Verfasserin auch dort nicht im Stich läßt, wo sie das Leben der Offizierskreise zeichnet, und ein glänzendes Talent, ihre Figuren scharf zu individualisieren. Wenn ich „Henriette" nur als Lesefutter aufgefaßt hätte, würde ich auch wahrscheinlich an dem romanhaften zweiten Teil gar nichts auszusetzen haben, denn er liest sich immer noch interessanter als sich die meisten Romane lesen. Aber in J. Niemann steckt sehr viel mehr als eine Romanciere; sie ist eine Sittenschilderin, und man legt an das größere Talent den anspruchsvolleren Maßstab.

Ernst Ecksteins Roman „Hertha," der jetzt als Buch in der Groteschen Sammlung von Werken zeitgenössischer Schriftsteller erschienen ist (Berlin, G. Grotesche Verlagshandlung), wurde zuerst im vorigen Jahrgang dieser Hefte veröffentlicht. Der großen Anzahl neuhinzugetretener Leser mag ein kurzer Hinweis auf die Handlung willkommen sein. Auch die Heldin Hertha endet, wie die Heldin Henriette, in geistiger Umnachtung. Aber sie hat thatsächlich eine Schuld zu sühnen. In erster und aus Liebe geschlossener Ehe mit einem älteren Manne verheiratet, hat sie diesen Gatten, wenn auch ohne ihr Wissen und Wollen, in den Tod getrieben. Als dieser sah, daß die junge Gattin sich in Leidenschaft zu einem ihr gleichaltrigen genialen Künstler verzehrte, beschloß er, sie frei zu machen, indem er sich selbst den Tod gab unter Umständen, die ein Jagdunglück vermuten lassen. Hertha erfährt erst, nachdem sie an der Seite des Künstlers unglücklich geworden ist und eben im Begriff steht, ihn zu verlassen, daß der erste Gatte um ihretwillen gestorben ist. Da endet ihr Schmerz und ihre Reue in wohlthätiger Umnachtung des Geistes. Wenn mir etwas in diesem Romane nicht genügend motiviert erscheint, so ist es der Selbstmord von Herthas erstem Gatten, ein Selbstmord, dessen Ursache im letzten Grunde Feigheit ist und der sich nur sophistisch das Mäntelchen eines edelmütigen Opfers umhängt. Aber Eckstein's Erzählerkunst ist groß genug, um solche Einwürfe zu widerlegen. Der Beifall, den der Roman in unseren Heften gefunden hat, wird ihm auch in dieser Buchausgabe nicht fehlen.

Eine neue Novelle aus der Künstlerwelt veröffentlichte Ossip Schubin unter dem Titel „Die Geschichte eines Genies." (Berlin, Verlag von Gebrüder Paetel.) Die Novelle reicht weder an die grandiose Charakterstudie des Virtuosen Boris Lenski in dem Roman „Asbeïn" noch an die frappierende Detailausführung einzelner Episoden in der dreibändigen Fortsetzung dieses Romans „Boris Lenski" heran, aber es fehlt ihr nicht an innerer Stimmung und an äußerem Kolorit. Wir lernen das „Genie" als verkommenes Orchestermitglied in Brüssel kennen, wo im Saale der „Grande Harmonie" die erste Probe der Symphonie „Satan" des großen Virtuosen „de Sterny" stattfinden soll. Das „Genie" Geja, ein halbes Zigeunerblut, ist auch einmal ein Virtuose gewesen, von dem großen Virtuosen „de Sterny" entdeckt und in die Welt des Ruhms eingeführt worden. De Sterny konnte sich den Luxus erlauben, einen Stern zweiter Größe in den eignen Lichtbereich zu ziehen. Aber in Geja

steckte noch mehr als ein Virtuose, — ein genialer Komponist und zugleich ein ganzer Mensch. An beiden hat der große de Sterny gefrevelt, den Komponisten hat er um seine Komposition, den Menschen um seine Liebe betrogen. Nach zehnjähriger Pause kehrt de Sterny nach Brüssel zurück, um dort seinen verblassenden Virtuosenruhm durch die Aufführung des gestohlenen „Satan" aufzufrischen: Gesa glaubt er verschollen. Der aber lebt noch immer, wenn auch stark mit Hilfe des Alkohols, sitzt als Primgeiger im Orchester und erkennt in Sternys „Satan" seine eigne Komposition: er schlägt dem Räuber seine Geige um die Ohren. Dann geht er nach Paris, um eine neue Komposition zu schaffen und mit dieser der Welt zu beweisen, daß der „Satan" sein Werk gewesen ist. Aber es geht nicht mehr; Gesa ist nur noch eine traurige Ruine, und de Sterny sonnt sich weiter im Glanze des gestohlenen Ruhmes. Die schwüle Luft, die aus der Novelle weht, ist stark versetzt mit Parfüms und Gerüchen, die charakteristisch sind für die Welt, die Ossip Schubin schildert, oder die der Schilderung wenigstens den Schein des Charakteristischen geben. Einen ungeteilten Genuß hat man von dieser Geschichte eines Genies keineswegs; man muß sich an einzelne virtuose Einzelheiten halten, wenn man über das Sprunghafte der Komposition, über die skizzenhafte Darstellung einzelner Hauptpartien hinwegkommen, an der „Manier" der Verfasserin nicht Anstoß nehmen will.

Einen „vaterländischen Roman aus unsern Tagen" veröffentlicht Fr. von Bülow unter dem Titel „Der Konsul." (Berlin, F. Fontane.) Vaterländischer Roman sagt ein bißchen zu viel. Auch der enragierteste Kolonialschwärmer wird den ostafrikanischen Hafenplatz, in dem am Schluß des Romans die deutsche Konsulatflagge sich nur gerade neben der englischen wieder behauptet, nicht so ohne weiteres in das größeste Deutschland hineinbegreifen. Aber eine interessante Episode aus der Geschichte der deutschen Kolonialbewegung stellt der Roman dar, das erste Erwachen des Nationalbewußtseins unter dem Häuflein Deutscher, die bisher in diesem ostafrikanischen Küstenplatz sich nur als Schleppenträger der Engländer gefühlt haben. Der diese Flamme anfacht und schürt, ist der Konsul, Baron von Sylffa, in seiner Haltung preußischer Junker und Reserveleutnant. Diese Haltung imponiert drüben Weißen und Schwarzen, Christen, Juden und Heiden, Engländern, Deutschen und Franzosen. „Er war ein Mann, nehmt alles nur in allem, Ihr werdet nimmer seines Gleichen sehn." Dennoch scheitert er in seinen Plänen, über dessen praktische Tragweite man leider niemals vollen Aufschluß erhält, — wie Fr. von Bülow glauben machen will, ist die Teilnahmlosigkeit des deutschen Vaterlandes, der Mangel an Selbstbewußtsein der deutschen Regierung daran schuld. Das zu beweisen, ist dem Verfasser allerdings nicht gelungen. Der Konsul geht vielmehr daran zu Grunde, woran die meisten Helden zu Grunde gehen, noch ehe sie allgemein als solche anerkannt worden sind, damit die Welt nicht zu voll von Helden werde, — an Selbstüberschätzung. Da er aber etwas Gutes gewollt hat, so wird er für das Scheitern seiner politischen Pläne durch die Hand des reichen Fräulein Donglar entschädigt, einer in Afrika lebenden Hamburgerin, die schon im Begriff stand, Engländerin zu werden, nun aber Deutsche bleiben wird. Die poetische Gerechtigkeit hat eine offene Hand, und Baron von Sylffa mit der Haltung eines preußischen Junkers und Reserveleutnants wird das deutsche Klima erträglich finden, wenn er nur einmal erst den Schmerz darüber verwunden hat, daß Bismarck noch mächtiger war als er. — Ernsthaft gesprochen: dem Verfasser ist die geistreiche Konstruktion des Baron von Sylffa wie des Fräulein Donglar nicht ganz geglückt; deshalb bleibt der Roman doch noch lesenswert. Denn um dieses Paar gruppiert sich eine ganze Anzahl von Typen, die außerordentlich fein beobachtet sind, und der „vaterländische" Boden, auf welchem der Konsul seine allzugroßen Schritte nimmt, ist mit großer Anschaulichkeit geschildert. Gewiß gehört es nicht zu den geringsten Eigentümlichkeiten der deutschen Kolonialschwärmereien, daß sich die wenigsten von uns eine reale Vorstellung von dem Boden machen können, für den sie schwärmen. Man schwärmt eben, wie man von der Liebe schwärmt, wenn man sie noch gar nicht kennen gelernt hat. Wenn „Der Konsul" nur das Verdienst hätte, daß er offenbar aus eigner Anschauung, wie es scheint, ohne schönfärberische Übertreibung und in fesselndster Weise über diese ostafrikanische Gegend unterrichtet, in der trotz des Schiffbruchs des Herrn von Sylffa heute schon die deutsche Rupie zirkuliert, so wäre es genug, um seine Lektüre zu empfehlen. Außerdem wird der Leser noch ein vielversprechendes Talent kennen lernen, das nur den einen Fehler begangen hat, seinen Helden historisch posieren zu lassen.

Nur zufällig komme ich jetzt auf Alphonse Daudets „Port Tarascon", in deutscher Übersetzung in Engelhorns allgemeiner Roman-Bibliothek (Stuttgart) erschienen. Die letzten Abenteuer des berühmten Tartarin führen auch zur Gründung einer Kolonie, und wenn auch Tartarin nicht von seiner Regierung desavouiert wird, so geht es ihm doch noch schlechter, — er muß die Flagge von Tarascon einfach vor englischen Kanonenschüssen streichen. Damit ist die Parallele zwischen Fr. von Bülows „Der Konsul" und Daudets „Port Tarascon" aber auch erschöpft. Das erstere ist eine ernste Geschichte, „Port Tarascon" soll eine Humoreske sein. Oder vielmehr, ist eine Humoreske, denn ich schätze Daudet viel zu hoch, um anzunehmen, daß er nicht eine Humoreske schreibt, wenn er eine solche schreiben will. Aber nichts ist den Völkern eigentümlicher als die Art des Humors, und wenn mir ein Deutscher sagen kann, daß er irgend eines der drei Abenteuer Tartarins, vor allem das letzte, „Port Tarascon", mit Behagen gelesen habe, dann muß er über sehr viel mehr Anempfindungsvermögen verfügen als ich. Vielleicht stelle ich mir damit ein Armutszeugnis aus, — sei's drum! Meinem Gefühl nach schießt Daudet in seinen drei Tartaringeschichten mit Kanonenkugeln nach Mücken, und er schlägt seine

südfranzösischen Landsleute tot, statt sie zu kitzeln. Wenn er sie wenigstens noch mit einem Floret umbrächte, — man könnte den eleganten Fechter bewundern.

Ilse Frapan, die man nach ihren Hamburger Geschichten in „Zwischen Elbe und Alster“ für eine echte Hamburgerin nehmen mußte, zeigt in ihrem soeben erschienenen Bande „Enge Welt“ (Berlin, Verlag von Gebrüder Paetel) ein wenigstens ebenso echtes schwäbisches Gesicht, mit denselben kräftigen, klugen und sympathischen Zügen. Selbst wo der Stoff nicht nach jedermanns Geschmack sein mag, wie in der Novelle „Recht wider Recht,“ in der ein Bruder an seiner Schwester zum Mörder wird, frappiert doch die Seelenkenntnis, mit der die Verfasserin dem Mörder bis in die gewundensten Gänge seiner verbrecherischen Logik nachzugehen weiß. Am sympathischsten von den vier Novellen berührt die erste, „Was Gottes Wille ist,“ in der zwei Paare doch noch so zusammengeführt werden, wie sie Gott für einander geschaffen hat, trotzdem die beiden Unrechten schon vor dem Altar stehen und sich noch kaum bewußt sind, daß sie nicht zu einander gehören, — am kräftigsten ist die letzte gedacht, eine Geschichte „Von der rauhen Alb.“ In „Jörg und Hans Katzenwadel“ spielt der Humor ins Groteske hinüber, — allen gemeinsam aber ist die große Kunst der Verfasserin, wirkliche Menschen zu schildern.

Das Leben zur See und an der Küste schildert Philipp Kniest in seinen beiden Bänden „Von der Wasserkante, Bilder aus dem Seeleben“ und „Wind und Wellen, Neue Geschichten und Bilder aus dem See- und Kaufmannsleben“ (Oldenburg, Verlag von Gerhard Stalling). Es ist nichts „Sensationelles“ in dem Sinne, der heute fast unsere gesamte Litteratur beeinflußt, in diesen Geschichten, keine ausgeklügelten Probleme, keine überraschenden und künstlich geschaffenen Konflikte. Aber viel innerlich kerngesunde Menschen sind darin, Männer und Frauen jeden Alters und Standes, Kernnaturen, erstarkt in einfachem, anspruchslosem Leben und im harten Kampf mit Wind und Wellen, und gewohnt, Gefahren ins Auge zu sehen, denen man nicht mit verweichlichenden Grübeleien, sondern nur mit festem Gottvertrauen und frischer Thatkraft Stand halten kann. Eine Lektüre, aus der der Gebildete und der Ungebildete gleichen Gewinn und gleiche Anregung schöpft, und zwei Bücher, die allen Volksbibliotheken zur Anschaffung empfohlen sein mögen.

Ein Werk, das ich gerne für den Weihnachtstisch des Junggesellen empfohlen hätte, wenn es mir nicht zu spät zugegangen wäre, ist „Des alten Sebastian Brand Neues Narrenschiff“ entdeckt und herausgegeben von Dr. F. Idus. (Düsseldorf, Verlag von Felix Bagel.) Ich empfehle es, trotzdem der Federnarr, homo insipiens pennalis, eingereiht in die erste Familie, die Hochmuts- und Dünkelnarren, den Reigen eröffnet, und trotzdem von allen vier Arten dieser Gattung, dem Professor ordinarius academicus, dem Literatus criticus, dem Polygraphos belletrista und dem Journalisticus redactionalis nur der erstere mir völlig fern steht. Aber der Herausgeber sagt in seinem Schlußwort: „Während ich mit der Herausgabe des Neuen Narrenschiffes beschäftigt war, besuchte mich ein guter Freund und las bei mir das ganze Manuskript Sebastian Brands durch. Als er nach manchem Seufzer damit fertig war, sagte er ärgerlich: „Ein verrücktes Ding! Man kommt sich selbst schließlich wie ein Narr vor, wenn man ein paar Seiten davon gelesen hat!“ Ich fühlte, wie ich rot wurde wie ein junges Mädchen, indem ich antwortete: „Ich muß von mir das Gleiche sagen, und ich glaube, es wird jedem genau so ergehen. Fast vermute ich, daß der alte Sebastian Brand überhaupt nichts anderes damit bezweckt hat.“ — Hat der Herausgeber trotzdem den Mut gehabt, sein Werk zu beenden, so will ich ihm an Selbstverleugnung nicht nachstehen und es empfehlen. Der liebenswürdigste Humor und die keckste Künstlerlaune haben es geschaffen, und wenn ich eben sagte, es eigne sich für den Junggesellen, so war das eine Einschränkung, die nur daraus hervorging, daß ich weiß, wie schwer Junggesellen zu beschenken sind. Auch Verheirateten ist es zu gönnen, sich daran zu erheitern.



Freigesprochen!

(Zu dem Einschaltbilde zw. Seite 624 u. 625.)

Das waren Monate unsäglichen Leidens und banger Seelenqual für die arme Frau gewesen! Zuerst der jähe Schreck, als ihr Mann plötzlich verhaftet wurde, eines Verbrechens angeklagt, das er mit jahrelanger Gefängnisstrafe sühnen mußte, wenn er desselben überführt wurde. Ihn selbst hatte der unerwartete Schrecken fast gelähmt, und kaum hatte er sich soweit fassen können, um ihr in leidenschaftlichen Worten zu versichern, daß er unschuldig sei und daß man ihn auf einen ungerechten Verdacht hin verhafte. Sie hatte ihm geglaubt und sich endlich damit beruhigt, in einigen Tagen müßten sich die Pforten des Untersuchungsgefängnisses wieder öffnen, und ihr Mann gerechtfertigt zu ihr und ihrem Kinde zurückkehren. Aber sie war grausam enttäuscht worden — statt die Unschuld ihres Mannes zu erweisen, hatte die Untersuchung das Netz des Verdachtes nur enger um ihn zusammengezogen. Da waren für die arme Frau Stunden gekommen, in denen sie selbst an ihm zweifelhaft geworden war, an ihm, dem Manne, den sie liebte, dem Vater ihres Kindes. Nur selten durfte sie ihn sehen, und wenn sie ihn sah, war ein Gefängnisbeamter Zeuge ihrer Unterredung. Konnte sie ihm glauben, wenn er immer wieder versicherte, daß er nicht die ihm anvertraute Kasse bestahlen habe? Die Zeugen sagten aus, daß nur er zur Zeit des Diebstahls den Zutritt zum Kassenzimmer gehabt, er selbst mußte zugeben, daß er sich nicht erklären könne, wie ein anderer die Möglichkeit gehabt habe, an die Kasse zu gelangen. War es ein Wunder, daß sie an ihm zweifelhaft wurde? Nicht lange freilich, dann hatte sie sich dieser Zweifel geschämt; sie solle auf Gott vertrauen, hatte er ihr gesagt, der werde seine Unschuld an den Tag bringen, wenn die Menschen ihn zu verstricken suchten. Da war es ruhig in ihr geworden, und sie hatte sich vor dem Ausgang nicht mehr gefürchtet. Aber die Sorge war deshalb nicht geringer geworden; der Ernährer fehlte, und sie mußte für sich und ihr Kind Brot schaffen, sie mußte arbeiten, hart arbeiten, um die äußerste Not fernzuhalten. Endlich war der Gerichtstag gekommen! Sie sah ihren Mann auf der Anklagebank, sie fühlte, daß niemand in dem weiten Saal einen Zweifel an seiner Schuld hegte — niemand außer ihr selbst! Und dann kam die Wandlung! Eine plötzliche Frage des Vorsitzenden an einen der Hauptbelastungszeugen, eine verwirrte Antwort, die dem Publikum im Zuschauerraum noch unverfänglich erschien. Aber der alte Herr hatte darin einen Faden gefunden, den er fassen konnte. Und wie er ihn faßte! Fest und vorsichtig, daß er nicht plötzlich wieder abriß, und so entwirrte er das Netz von Fäden, das sich um den Angeklagten gesponnen hatte. Aus dem Angeklagten wurde der Zeuge, aus dem Zeugen ein Angeklagter. Wie der Frau das Herz klopfte, als sie begriff, wo der Vorsitzende hinaus wollte, wie sie an seinen Zügen hing und in den klugen Augen des alten Herrn zu lesen suchte. Dann schien es ihr, als hätten diese klugen Augen sie selbst gestreift, mit einem Ausdruck der Güte und der Ermutigung — sie hätte aufjubeln mögen! — Nun war es vorbei. Ihr Mann war freigesprochen, der falsche Zeuge an seiner Stelle in Haft genommen. Nur noch einen Augenblick mußte er zurück in seine Zelle, dann war er frei. Aber die Frau litt es nicht in den dumpfen Korridoren des Gerichtsgebäudes, sie mußte unter Gottes freiem Himmel tief und dankbar aufatmen. Dann kam er, dann lag sie in seinen Armen. Was kümmerten sie die Menschen, die umher standen und neugierig und teilnahmsvoll der Szene zuschauten. Nicht einmal einen Blick des Dankes hatte sie für den alten Herrn, der ein Werkzeug in der Hand Gottes gewesen war, und der jetzt die Treppe zum Gerichtsgebäude hinunterschritt. Er vermißte ihren Dank nicht — er hatte seine Pflicht gethan.

Zu unsern Bildern.

Professor Carl Beckers „Ein fetter Bissen" ist ein appetitreizendes Bild; voll feiner Stimmung „Der Großmutter Lieblingslied" von Prof. Walter Firle mit seiner Nebeneinanderstellung des Greisenalters und noch blühender Jugend. Die „Gottesmutter mit dem Jesusknaben" von H. Ballheim ist eines der wenigen Madonnenbilder von lebenden Meistern, welche den besten Schöpfungen christlicher Kunst in ihrer Blütezeit an Tiefe der Auffassung und schlichter Frömmigkeit der Darstellung gleichzustellen ist. Unser Bild „Begräbnis deutscher Soldaten in Versailles" ist der im Verlag von C. T. Wiskott in Breslau erschienenen Anton von Werner-Mappe entnommen, die von der Vielseitigkeit des Schaffens dieses Meisters Zeugnis ablegt und ihn vor allem als den Darsteller der nationalen Großthaten von 1870/71 und der damit zusammenhängenden gewaltigen Ereignisse zeigt, die er in nächster Nähe zu beobachten Gelegenheit hatte. Die vorliegenden Studienblätter beanspruchen daher ein weit über das bloß Künstlerische hinausgehendes Interesse. Professor E. Henselers Bild „Die Wohlthäterin" gemahnt an jene Tugend, die am sichersten und dauerndsten die Kluft zwischen Arm und Reich überbrückt. Vielleicht ist die arme Frau einmal in Diensten jener vornehmen Dame gewesen und hat aus dem sorgenlosen Leben einer Kammerjungfer hinausgeheiratet, — wie sie hoffte, in das Leben einer glücklichen Frau. Glücklich mag sie auch gewesen sein, bis der Mann starb und sie mit ihren Kindern und ihren Sorgen allein ließ. Aber ihre ehemalige Herrin hat ihre alte Mine nicht vergessen; ihre hilfreiche Hand wird ihr über die schweren Zeiten hinweghelfen, bis die Kinder der armen Frau so weit herangewachsen sind, für sich selbst und die Mutter sorgen zu können.

Neuigkeiten vom Büchertisch.*)

André, Viktor. — Gaspards Nachfolger. Erzählung. Adolf Bonz & Comp., Stuttgart.

Anzengruber, Ludwig. — Gesammelte Werke. 8.—10. Bd. (Schluß.) J. G. Cottasche Buchh. Nachf., Stuttgart.

Behr, H. F. von. — Kriegsbilder aus dem Araberaufstand in Deutsch-Ostafrika. Illustriert. F. A. Brockhaus, Leipzig.

Berner, Dr. Ernst. — Geschichte des preußischen Staates. Reich illustriert. Abt. 1. 2. Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft, München.

Böhm, Gottfried. — Reichsstadtnovellen. C. H. Becksche Verlagshandlung, München.

Boanet, J. — Im Banne des Löwen. Braunschweiger Erzählungen aus dem XII. bis XIV. Jahrhundert. Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.

Eggers, Karl. — Briefwechsel zwischen Rauch und Rietschel. 2 Bände F. Fontane, Berlin.

Erraths. — Hans Schreier, der große Mime. Eine Buschiade mit Illustrationen von Franz Stuck. Münchener Kunst- und Verlags Anstalt, München.

Eschstruth, Nataly von. — Sternschnuppen. Erzählungen. 3. Aufl. J. H. Schorer, Berlin.

Eyssenhardt, Franz. — Italien. Schilderungen alter und neuer Dichter. Lucas Gräfe, Hamburg.

Fontane, Theodor. — Quitt. Roman. Wilhelm Hertz, Berlin.

— — Irrungen, Wirrungen. Roman. 2. Aufl. F. Fontane, Berlin.

Frapan, Ilse. — Gedichte. Gebrüder Paetel, Berlin.

Gounod, Charles. — Mozarts Don Juan. Autor. Übersetzung von Adolf Kloges. Carl Reißner, Leipzig.

Grisebach, Eduard. — Tanhäuser in Rom. 7. Aufl. F. & P. Lehmann, Berlin.

Hases, Karl von, Werke. Band II. 2. Halbband. Kirchen-Geschichte, 2 Teil. 2. Abt.: Innocenz III. bis Luther. Breitkopf & Härtel, Leipzig.

Hepp, Carl. — Renate. Eine Studentengeschichte. Paul Neff, Stuttgart.

— — Weißdorn. Gedichte. Paul Neff, Stuttgart.

Hohenzollern, Die. — Bildnisse der brandenb.-preuß. Herrscher. Nach Aquarellen von Wold. Friedrich und mit Lebensschilderungen von Oskar Schwebel. G. Grotesche Verl., Berlin.

Kelber, Ludwig. — Das katholische Passionsspiel in Oberammergau und das protestantische Christus-Drama. Chr. Belsersche Verl., Stuttgart.

Kneisel, Prof. Dr. B. — Die Weltgeschichte ein Zufall? Weidmannsche Buchh., Berlin.

Kurz, Isolde. — Gedichte. 2. vermehrte Auflage. G. J. Göschensche Verl., Stuttgart.

Lackowitz, W. — Die Vögel Europas. Mit 28 farbigen Vogelbildern. Franz Ebhardt & Co., Berlin.

*) Besprechung einzelner Bücher vorbehalten.

Laßwitz, Kurd. — Seifenblasen. Moderne Märchen Leopold Voß, Hamburg.

zur Megede, M. — Graue Geschichten. Novellen. F. Fontane, Berlin.

Möser, Albert. — Meine Beziehungen zu Robert Hamerling und dessen Briefe an mich. Hans Lüstenöder, Berlin.

Mosers, Paul, Notizkalender als Schreibunterlage für das Jahr 1891. Verl. des Verl. Lithagr. Instituts (Julius Moser), Berlin.

— — Haushaltungsbuch für den Schreibtisch deutscher Hausfrauen für das Jahr 1891. Verl. des Berliner Lithogr. Instituts (Julius Moser), Berlin.

Mylius, O. — Im Pfarrhause. Erzählung für Frauen und Töchter. Heinrich Matz, Königsberg i. O.-Pr.

Nansen, Dr. Fridtjof. — Auf Schneeschuhen durch Grönland. Illustr. Lfg. 3/4. Verlagsanstalt und Druckerei A.-G., Hamburg.

Nehrling, H. — Die Nordamerikanische Vogelwelt. Unter künstl. Mitwirkung von Ridgway, Goering und Mützel. Heft 8. F. A. Brockhaus, Leipzig.

Pfannschmidt, Prof. Dr. theol. — Kirchliche Festgrüße. 10 Kompositionen in Kupferdruck. Mit Gedichten von Renata Beutner. Otto Brandner, Dresden.

Quandt, C. — Gertrud von Loben. Eine Erzählung aus der Schwedenzeit. 2. Aufl. Benno Goeritz, Braunschweig.

Riegl, Alois. — Altorientalische Teppiche. Mit 36 Abb T. O. Weigel Nachf., Leipzig.

Runebergs, Johann Ludwig. — Epische Dichtungen. Aus dem Schwedischen übersetzt von Wolrad Eigenbrodt. 2 Bde. Max Niemeyer, Halle a/S.

Schiller. — Gedichte. Neue Ausg. Paul Neff, Stuttgart.

— — Wallenstein. Carl Krabbe, Stuttgart.

Schilling von Canstatt, Heinrich Freiherr. — Durch des Gartens kleine Wunderwelt. Lfg. 1. Illustriert. Trowitzsch & Sohn, Frankfurt a/O.

Spach, L. — Heinrich Farel. Ein elsässischer Roman. Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart.

Stieler, Karl. — Natur- und Lebensbilder aus den Alpen 2. Aufl. Adolf Bonz & Comp., Stuttgart.

Tanera, Carl. — Aus dem friedlichen Krieg. Manöverskizzen. C. H. Becksche Verl., München.

Villinger, Hermine. Auch ein Roman. F. & P. Lehmann, Berlin.

Vogel, Dr. Aug. — Lebensprobleme und Welträtsel im Buche der neueren Wissenschaft. C. Bertelsmann, Gütersloh.

Weddigen, Otto. — Gesammelte Werke. 2. Band. Fabeln und Parabeln. Sprüche. Rud. Bechtold & Komp., Wiesbaden.

Wessely, J. E. — Geschichte der graphischen Künste. Ein Handbuch für Freunde des Kunstdruckes. Illustriert. T. O. Weigel Nachf Leipzig.

Westermann, Alb — Die zu Gersau. Ein Gedicht. Paul Neff, Stuttgart.

von Wißmann, Wolf, von François, Mueller. — Im Innern Afrikas während der Jahre 1883, 84, 85. 2. Aufl. Illustriert. F. A. Brockhaus, Leipzig.



Auf der Straße. Von Paul Konewka.

Zuschriften sind zu richten an die Redaktion von Velhagen & Klasings Neuen Monatsheften in Leipzig, Poststr. 9.

Für die Redaktion verantwortlich: Theodor Hermann Pantenius in Leipzig.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig. Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Jahrgang 1890/91.
Heft 6.

Velhagen & Klasing's Neue Monatshefte

Februar 1891

Monatlich ein Heft zum Preise von M. 1.25.



Iris. Nach dem Gemälde von Tito Conti.

Velhagen & Klasings

Neue Monatshefte.

Herausgegeben
von
Theodor Hermann Pantenius und Paul von Szczepański.

V. Jahrgang 1890/91. Heft 6, Februar 1891.

Monika.

Novelle von Ilse Frapan.

Zweimal war er schon an dem staatsmäßig hohen und großen Hause vorübergegangen und hatte sich nicht hineingetraut. Wie ein Schloß lag es da, hinter dem reichen Eisengitter, halb verdeckt von dem hochansteigenden Garten mit den unregelmäßigen, von blühenden Schlingpflanzen und Farn überwucherten Staffeln, mit der breiten Freitreppe, die zwischen den dichtbeblätterten Ästen des mächtigen Birnbaums hervorschimmerte, mit den spiegelblanken Küchenfenstern, die zu den Seiten der Freitreppe wie zwei dunkle, lockende Augen herüberglänzten.

Er war noch nie weiter, als bis zur Hausthür gekommen, wo er jetzt stand und Betrachtungen anstellte. Oder vielmehr nicht gerade an dem Hausthor, sondern ein Stückchen weiter hinauf, unterhalb des eisernen Gitters, in dem tiefen, trockenen, grünen Graben voller Brombeergestrüpp, der sich die ganze gartenreiche Straße entlang zog.

Hätte er nur gewußt, ob die Monika daheim sei und in ihrer Küche hinter den blitzenden Scheiben! Es war doch zu dumm, jetzt hinzutreten, am verschlossenen Thor zu schellen, den Sultan und den Jack aus ihrem Sommernachmittagsschlaf zu stören — er sah sie schon mit Amtsübereifer, zungenreckend und bellend zum Totenaufwecken aus ihren schöngeschnitzten Hütten hervor und die Staffeln herunterspringen. Und die Herrschaften saßen vielleicht in der Veranda über der Freitreppe, wo die großen Yuccas ihre stacheligen Blätter spreizten, — es war ja Kaffeezeit, — und wie, wenn der Herr General auf den Lärm hin die Glasthür oben in höchsteigner Person aufrisse und mit seiner hochmütigen Polterstimme hinunterriefe, was er denn wolle? und er müsse sagen, es sei halt — ja, es sei nur um die Monika, die er notwendig sprechen müsse. Nein! es ging nicht, es war „zu fad," wie die Monika in ihrem Bayrisch zu sagen pflegte. Er hatte das Wort von ihr angenommen, und es paßte ihm oft recht gut, — wie ihm das ganze Mädchen paßte, — in dem einen ausgenommen, daß sie sich's vorgesetzt, in so ein vergittertes, verbarrikadiertes Herrschaftshaus einzustehen als Zimmermädchen, daß man seine Last hatte, wenn man ihr einmal ein Wort sagen wollte.

Kopfschüttelnd stieg er aus dem Graben heraus, putzte den Staub des Gitters, an das er sich gelehnt, von dem Ärmel seiner Unteroffiziersuniform und schritt langsam in der Hitze die Straße hinauf, bis zum Querweg, der in weitem Bogen an der Hinterseite der Baumgärten entlang führte, die zu diesen Häusern gehörten. Die Querstraße war noch im Bau, — eine Menge Arbeiter, schwitzend und keuchend und in der notdürftigsten Bekleidung, wühlten im roten Lehmboden, um den Weg zu regulieren und tiefer zu legen, der bis jetzt noch dem allgemeinen Verkehr gesperrt war. Mitten auf einem hochaufgeschütteten Erdhaufen hatten sich die Arbeiter eine Bretterhütte gebaut, in der jetzt bald der eine, bald der andere verschwand, — denn die Arbeitsstätte war ohne jeden Schatten, und der dick und lose liegende Staub dörrte die Kehlen. Ge-

schafft wurde wenig, alles dehnte sich, gähnte, hockte, von der Hitze geschlagen, stumpfsinnig am Boden, oder ruhte an der Hüttenwand mit vorgestrecktem, in die Erde gestemmtem Spaten. Einer hatte sich, unbekümmert um die Gefahr des Hitzschlags, gerade auf den Rücken hingelegt und schlief wie tot, das Gesicht von der fettigen Mütze bedeckt. Hinter einer neu aufgeführten Gartenmauer, die gelb und fleckenlos rein zwischen den verwitterten grauen hervorstach, welche den neuen Weg begrenzten, bewegte sich ein großer, roter Sonnenschirm, und die Dame, die ihn hielt, guckte einen Augenblick über die Mauer, die freie Hand leicht aufgestützt, neben einem großen Kübel voll brennend roter Geranien. Ihr weißes Kleid und ihr jugendliches Gesicht erschien so von rotem Schimmer umhüllt, als sitze sie inmitten einer purpurfarbenen Glaslaterne. Der Unteroffizier, der, von Stelle zu Stelle springend, eben vorüberkam und mit erwartungsvollen Augen die Gärten abspähte, hörte, wie einer der Arbeiter, ein junger Bursch mit krausem Haar und frechen, glänzenden Augen hinaufstarrend lachte und ironisch rief: „Weischt, Mädle, du mit'em Sonnedächle, gang in d' Stub promeniere, — aber dei Sonnedach, des mueścht do lasse, i brauch's notwendig!" Und unter dem Lachen der übrigen reichte er mit einem spöttischen Kratzfuß seinen Spaten hinauf, obgleich der rote Sonnenschirm schon bei dem ersten Anruf entschwebt war. Der Unteroffizier runzelte zornig die Stirn, — die Dame war ja, wenn er sich nicht irrte, das gnädige Fräulein von seiner Monika gewesen! Eben wollte er den Arbeiter anfahren, da erblickte er ein Bild, das ihn alles andere vergessen ließ. In dem umgitterten Gartenzwickel, jenseits der schreiend neuen Mauer, stand zwischen den Beeten ein prächtiges, schlank und fest gewachsenes Mädchen in dunkelblauem Kleid, das von einem breiten, weißen Schurz halb verdeckt wurde. Ihr Gesicht war nicht zu sehen vor dem breitrandigen, braunen, an den Ohren niedergebogenen Schattenhut; sie hatte die Ärmel aufgestreift, und die gebräunten Hände regierten den Spaten, daß die Erdschollen flogen.

„Monika!" rief der Unteroffizier halblaut, indem er sich auf einen der Steinblöcke schwang, die das Gitter trugen. Das Mädchen schien aber nicht gehört zu haben, obschon sie ziemlich nahe stand. Laut zuzurufen getraute er sich nicht, — er fürchtete den Spott der Wegarbeiter. So stand er und schaute. Ein hellgrüner Zwergwald von Salatstauden zum Versetzen bedeckte eins der Beete; über die anderen mit ihrer schwarzen, krümeligen, aufgelockerten Erde waren pünktlich in Reihen Fäden gespannt, damit die jungen Setzlinge in regelmäßigen Abständen ihre neuen Plätze fänden, wo sie Haupt und Wurzel dehnen und strecken konnten. Junge Pfirsichstämme mit grünen, flaumigen, nußgroßen Früchtchen zwischen dem blanken Laub standen in den Gemüsebeeten; doch war der Raum nicht bloß dem Nutzen unterthänig; um den Rabattenrand zogen sich blütenschwere Rosenstöcke, nicht eben die edelsten, aber dafür die dankbarsten Sorten, — besonders das Bäumchen, neben dem sich jetzt das Mädchen mit ihrem Setzling bückte, breitete sich weit wie eine Laube über den Weg mit seinen zahllosen, vollen, kleinen, weißen Rosen und den kugeligen, roten Knospen. Der Unteroffizier war auch ein Gartenfreund, und der Anblick der sorgsam gepflegten Stelle mit der schönen Pflegerin inmitten that ihm so wohl, daß er eine ganze Weile stand und zuschaute, ehe er wieder rief. Wie die Monika ihre Sache verstand! Kein gelernter Gärtner hätte es besser vermocht, und wie eifrig sie schaffte in der lähmenden Nachmittagshitze, und — für andere, für die Herrschaft! Wie wird sie erst im eignen Garten und Haus sich rühren. Freilich — fleißiger könnt' sie gar nicht sein, aber sie wird doch dann einmal den Kopf heben und ihm zulachen unter dem braunen Schattenhut, — denn der eigne Garten, in dem sie pflanzen wird, das wird ja auch der seinige, draußen im Heimatdorf, in Metzingen, sein, wo sie mit ihm einziehen soll in nicht zu langer Zeit, nein, recht bald sogar, nämlich wenn seine Dienstzeit zu Ende ist, im Oktober, — als seine Frau Schultheißin! Heut' ist der Brief gekommen, vom alten Vaterbruder, daß sie ihn in Metzingen zum Schultheiß wollen, obgleich er noch so jung ist. Ja, und die Neuigkeit muß doch die Monika erfahren, und nun steht sie da, als gäb's nichts als Salathäupter auf der Welt und schaut nicht einmal um, und ihr Fleiß, der ihn eben noch so gefreut hat, fängt an, ihn zu ärgern.

„Hör' auch du, Monika!"

Jetzt endlich hebt sie den Kopf, und wie sie ihn ansieht mit ihren großen, klaren, lachenden Augen, ohne Überraschung oder gar Erschrecken, merkt er wohl, der Schelm hat ihn schon längst gesehn.

„Grüß di Gott, Michel," nickte sie leichthin, „kommst wegen meiner daher?"

„Ha, nei'," sagte der Angeredete und zog ein wenig beleidigt die Brauen zusammen, „i han mer d' nui Straß a'sehe wölle, wo do g'macht wird." Dabei guckte er blinzelnd in das hübsche, stolze Gesicht des Mädchens, als wolle er jeden Augenblick in Lachen ausbrechen, sobald sie's ihm nur etwas leichter mache.

Aber sie that es nicht; gleichmütig stand sie da, nur, daß die fleißige Hand jetzt ruhte.

„'s ischt e arge Hitz," sagte er und rüttelte an den Gitterstäben.

„Mir macht's nix, — Hitz oder Kält, mir ist's gleich," erwiderte sie, sich leicht über die Stirn fahrend.

„Do herin wär' Schatte," er wies auf ein dichtes Tannengebüsch, das den Gemüsegarten vom Baumgut trennte.

Lachend schüttelte sie den Kopf. „Da gibt's nix! die Pforten is zug'sperrt, und der Herr General hat den Schlüssel in der Taschen, herein kommst nit!"

Der Michel sah aus, als möcht' er wohl über den Zaun springen, wenn er ein Bub jetzt wäre, — plötzlich aber schien er sich seiner Würde und Jahre bewußt zu werden.

„Moni, geh' her, laß dei G'schäft en Augeblick," bat er ernsthaft, „i möcht dir was verzähle."

Neugierig aufhorchend kam nun das Mädchen an die Hecke: „Ja, was giebt's denn?" fragte sie und sah durch das verstaubte Gezweig ihm gerade ins Gesicht, denn sie waren gleich groß und standen nun ganz dicht voreinander, nur durch das Gitter getrennt.

„'s gibt, daß — aber Moni, i moi' faschte, d' seist no saubrer worde" — unterbrach er sich und reckte sich unwillkürlich, als müsse er ihre blühenden Lippen erreichen.

Das Mädchen lachte, aber ein bißchen ärgerlich. „Weiter weißt nix?" fragte sie verwundert, wegwerfend.

„Moni, d'r Ohm hot mer en Brief g'schickt, daß i Schultheiß werde soll, wann i heimkomm vom Militär," flüsterte er mit strahlendem Gesicht, — „jetzt könntescht mer eigetlich e Busserl gebe, gelt?"

Monika wurde rot; ihre Augen, die zwischen blau und braun die Mitte hielten, schienen dunkel vor Ärger: „Du willst mi bufsieren, i merk's schon," sagte sie heftig, „du wartst mir wohl, — bis Nacht ist, gelt? Schultheiß oder nit, und übrigens, was hab' ich da davon?"

„Du werscht ebe Frau Schultheiße," lachte er „geh, sei net so wüescht, was willscht au mit em Genettel*) — d' weischt, daß i 's ehrlich mit dir im Sinn han."

Sie sah ihn mit einem kurzen, scharfen Blick an. „Hast mi gern?" murmelte sie mit plötzlich niedergeschlagenen Augen.

Er streckte seine Hand durch die Stäbe und drückte die ihre, — sie war hartgearbeitet, aber der Druck war so herzhaft, fast hätte sie aufgeschrieen. „Kommscht net e bisle uf d' Straß heut Obed? Du steckscht faschst wie im e Gefängnis," bat er.

„Daß sie mi recht ausricht'n**) in der ganzen Nachbarschaft? Nein, ein junges Madel muß vorsichtig sein." Dabei sah sie ihn sehnsüchtig an und seufzte, daß ihm ganz heiß wurde. Sie verstand sich auf allerlei Augenspiel, und ihre Augen waren so schön. Michel wollte es ihr eben sagen, als es laut durch den Garten daherscholl:

„Monika! Monika!"

Sie verfärbte sich etwas, „'s gnä' Fräulein ruft," sagte sie schnell, „man hat keinen Augenblick Ruh, — b'hüt Gott, Michel."

Da tauchte der rote Sonnenschirm schon ganz nah aus dem Fichtendickicht hervor, das gnädige Fräulein kam selbst, offenbar in einiger Erregung, auf die Gemüsebeete zugeschritten, das Mädchen mit diensteifriger Eile ihr entgegen.

Michel schob sich etwas ins Gebüsch zur Seite; er hoffte, sein Mädchen werde sogleich zurückkehren, — es dünkte ihn noch gar nicht an der Zeit, ihr Liebesgeplauder abzubrechen. Er dachte nicht daran, jetzt zu horchen, aber die helle Stimme des Fräuleins drang ohne Mühe durch die klare Sonnenluft an sein Ohr.

„Sehen Sie, Monika, da schickt der Schmied noch einmal seine Rechnung, warum haben Sie mir die Quittung nicht gebracht, nachdem Sie bezahlt haben?"

*) Wortgefecht. **) verklatschen.

Monika sprach leise, die verstand er nicht, wohl aber die Antwort des Fräuleins: „So, Sie haben die Quittung in der Tasche? Nun, da geben Sie nur, da kann die Köchin gleich vorgehen, — es ist aber eine Nachlässigkeit, Monika. Sie müssen so etwas gleich abgeben, damit es ordentlich aufgehoben wird." Damit schien die Dame sich zu entfernen; Monika blickte ihr eine Sekunde lang nach; dann kam sie wieder auf ihre Salatbeete zugegangen und griff mit einer fast wütenden Eile nach dem Spaten. Michel sah deutlich die Spuren des Verdrusses in ihrem Gesicht, und das that ihm leid. „Aber sie ist auch gar empfindlich," murmelte er, „das Fräulein hat sie net emol ordentlich verschimpft, und e bisle nachlässig ischt se doch g'wese." Kaum getraute er sich, sie anzureden. Als er's zuletzt doch that, blickte sie mit zusammengezogenen Brauen ungeduldig herüber. „Bist noch immer da?" —

„I geh, scho, — b'hüt Gott Moni, — aber was i no sage will, — descht scheint's e dumme G'schicht mit dem Schmied?"

„Hast's gehört?" fuhr sie auf und starrte unangenehm betroffen in sein neugieriges Gesicht.

„Ja, — du hascht em, scheint's, sei Guthabe hintrage solle? Wieviel ischt no des g'wese, so beiläufig?"

„Siebenundzwanzig Mark," sagte sie trocken.

„Siebeundzwanzig Mark!" wiederholte Michel mit einer gewissen Achtung vor der genannten Summe, „descht Hause g'nueg, wemmers zwoimal zahle soll! Guet, daß du d' Quittung bei der Hand g'hett hascht, mit Geldsache no soll mer vorsichtig sei." Sein Ton war der einer pedantischen Ehrlichkeit: das Mädchen sah ihn nicht an, sondern schaffte verdrossen weiter. Da wollt' er ihr doch noch ein gutes Wort sagen.

„I sieh's wohl, es bizelt*) di no jez, was kenne se dir a'hänge? Dei Quittung hascht, domit ischt alles g'sagt: 's wird scho' recht werde."

Und als ein freundliches Lächeln über ihr Gesicht huschte, fuhr er ermutigt fort: „Was moinscht, Moni, willscht am nächschte Sonntag zur Kommunio' gehe? I geh als au" —

*) ärgert.

Das Mädchen stützte sich auf den Spaten und sagte: „Ja, warum nit? Sonntag hab i mein' Ausgang, und wenn's in die Kirch' geht, wird mir's der gnädig Herr gern e Stund bälder erlauben." Sie lächelte schelmisch. „Er ist en christlicher Herr, der Herr General, der hätt' sollen geistlich werd'n: aber denn gleich en kathol'scher, so wie 's bei mir z' Haus gibt." Ein vielsagendes Blinzeln gab ihr bei diesen Worten einen ganz veränderten, alten und welterfahrenen Ausdruck.

Michel sah sie unbehaglich, mit offenem Munde an, er verstand nicht recht, und das war seiner hohen Meinung von sich zuwider. Und dann — sein Pfarrer war die gefürchtete Respektsperson im Dorf, — was gab es jetzt zu lachen?

Denn Monika lachte laut und ausgelassen; als sie aber seine Verdutztheit sah, hielt sie inne und sagte: „Gelt, du weißt nit, warum ich so lachen muß? Ich hab' nämlich an den geistlichen Herrn denken müssen in meinem Heimatdorf. Was der meine Kam'rädinnen gefragt hat in der Beicht, — 's ist nicht zum sagen." Sie lachte in sich hinein und fuhr fort: „Er hat's, scheint's, gethan, daß wir was z' lachen haben. In der ersten Beicht' hat er jede g'fragt, ob sie schon mal 'n Mannsbild im Dunkeln verküßt hab'n!" Sie warf ihren Spaten hin, deckte die Hände vors Gesicht und lachte, aber nicht eben laut, mehr als ob sie sich schäme.

„Jetzt, wenn das nit für den gnä' Herrn gepaßt hätt'" — —

Michel schüttelte verwundert den Kopf; sein langsamer Geist war noch bei der sonderbaren Frage des Beichtigers. „'s ischt mer scho liab, daß du net katholisch bischt," sagte er nachdrücklich.

„Ha, i denk', fürs Lieben wär's eins," warf sie leichtsinnig hin.

„Aber fürs Heiraten net," meinte er.

Eine hohe Röte überflutete ihr bräunliches Gesicht. Sie blickte ihn mit funkelnden, sehnsüchtigen Augen an. „Ob du's ehrlich meinst?" murmelte sie.

„Für was wär' i no daherkomme?" rief er, sich in die Brust werfend.

„Ha, du wärst der Erste nit, der en armes Mädel zum besten halten thät," sagte sie trotzig.

„I moins wie — n — i sag!" brauste

er auf, „no, warum bischt so harb und u'guet mit mer? Oder," ein schneller Gedanke flog ihm durch den Sinn, „bischt eppe scho emol so a'komme?"

„I wär' eingangen?" *) Empört starrte sie ihn an, „meinst, i wär' dumm? Frag, wen du willst, ob ich nit brav bin, wie nur eine!" Dann schüttelte sie lachend den Hut in den Nacken.

„Was stehst da und guckst mich an, so unschuldig, als wärst nit auch e Mannsbild?"

Und als Michel noch stand und nicht wußte, was er eigentlich sagen solle, denn er konnte ihr nicht folgen in all die Gedankensprünge, warf sie plötzlich mit zorniger Miene den Spaten hin: „Jessas, da rufen's scho wieder, nit en Augenblick hat man Ruh in dem Haus!" Ehe sich's Michel versah, ging sie schon mit gesenktem Kopf weit hinten zwischen den Büschen, und er hätte so gern eine Zusage auf den Abend mitgenommen. Er guckte, so lang er noch einen Schimmer von dem weißen Schurz erhaschen konnte, — dies herbe Geschöpf, das ihm nie ein freundliches Wort gönnte, und ihm doch feurige Blicke zuwarf, hatte es ihm angethan, saß ihm im Blut, daß er's nicht mehr losmachen konnte.

Es war schon recht, sie hatte etwas Fremdes; ein Kamerad hatte einmal gemeint, etwas Welsches. Aber nicht schwächlich wie die, nein, großgewachsen und kräftig zur Arbeit, trotz ihrer dunkeln Haut und der starken Brauen über den großen Augen. Und wie sie die zusammenziehen konnte, wenn ihr etwas nicht gefiel! Und wie sie reden konnte! Nicht wie ein Mädel von achtzehn Jahren, nein, wie ein Altes, so erfahren und geschickt. Und weder dummscheu wie die Bauermädchen daheim, die gleich kichern und sich zusammendrängen, wie die Schafe, noch frech wie die Mädchen, die in der Fabrik arbeiten und den Soldaten schon von fern zulachen und winken. Und wie nett in ihrer Kleidung, Alltags wie Sonntags; ja Sonntags hatte er sie oft verwundert angeschaut, wie geputzt sie sei, und dann hatte sie ihm lachend erzählt, nichts Besonderes trage sie an sich, als eine neue Masche, die hab' ihr das gnädige Fräulein geschenkt. Ob sie's wohl thut und künftigen Sonntag zur Kommunion mit mir geht, dachte er, während er langsam in die Stadt schlenderte. Da muß sie doch allein kommen! Das war der Punkt, über den es schon allerlei Händel zwischen ihnen gegeben hatte. Immer, wenn er sie ausführte, bestand sie darauf, eine Kamerädin mitzubringen. „Sonst wird man gleich ausgerichtet," sagte sie entschieden, „o die Leut' sind so schlimm! Und ich hab' auch meinen Stolz, es wird einem gleich was angehängt. Besonders die Köchin, dös ist e Ratschen!" *)

Da hatte er ihr, wiewohl ungern, nachgeben müssen, und jetzt war's ihm fast lieber so, denn im Beisein der anderen ließ sie sich weit freier gehen, ja sie war oft recht ausgelassen. Er mußte noch lachen, wie er dran dachte, daß sie das letztemal der Köchin ihren Most zugeschoben und ihr gar noch einen Wein gezahlt hatte, damit sie doch auch einmal „recht lustig" werde, und wie die alte, dicke Person, die den Mittag ein Essen für zwanzig Gäste hatte bereiten müssen, gar nicht lustig, sondern sehr schläfrig geworden und endlich im Garten des Bärenwirts in Gaisburg völlig eingeschlafen war. Wie die Monika damals gekichert und mit der Schlafenden ihren Scherz getrieben, und wie sie zuletzt ganz stille neben ihm gesessen und seine Hand gedrückt hatte, immer heißer, immer fester, daß es war, als wüchsen ihre Hände ineinander. Und dazu hatte sie kein Wort mehr geredet, ihn nur angesehen von Zeit zu Zeit mit ihren feurigen, großen Augen. Und er selbst hatte auch nichts schwätzen können, die Kehle war ihm wie zugeschnürt gewesen, und so sehr es ihn verlangt, den Arm um des Mädchens Nacken zu legen, auch das war unmöglich gewesen, so hatten ihre Augen ihn in derselben Stellung festgehalten. In diesen Stunden war es ihm zum erstenmal zur Gewißheit geworden, daß er sie heiraten müsse, obwohl sie ein ganz armes Mädchen sei. Er war ja zum guten Glück sein eigner Herr und konnte heiraten, wen er wollte. Vater und Mutter waren früh weggestorben; ihm lebten nur der Ohm, der ihn erzogen, und die alte Base, die jetzt daheim mit gemieteten Leuten der Bäckerei vorstand, die ihm von den Eltern her gehörte; und die war gewißlich froh, die Last auf junge Schultern abzuwälzen. Im übrigen, wenn sie drein-

*) hineingefallen.

*) Klatschbase.

schwätzen wollte, er fürchtete sie nicht, — sie war ihm immer so arg gut gewesen, nachsichtiger als eine Mutter. Das schöne Baumgut zu Haus stand ihm vor den Augen, wie er, auf seinem langsamen Schlendergange nach der Stadt, in den Gärten die roten Äpfel zwischen dem Laube schimmern sah. Die Luiken*) trugen heuer überreich, das mußte dort eine Pracht sein. Er sah die Moni, schlank und sauber, auf der hohen Leiter stehen und Äpfel brechen, er sah sie im schneeweißen Schurz als seine junge Frau Bäckerin, den Kunden die Wecken zuzählen, er sah sie als seine Frau Schultheißin im seinen, schwarzen Kleide am Sonntag in die Kirche gehen, und Männer und Weiber die Hälse nach ihr recken. Noch zwei Monate, dann könnt' es vor sich gehen! Ihr Mißtrauen schmeichelte ihm mehr, als daß es ihn gekränkt hätte, — sah er doch daraus, daß sie's für etwas rechnete, seine Frau zu werden. Freilich, hätt' er ein schlechtes Gewissen gehabt, er hätte sich nicht mehr unter ihre Augen getraut, so drohend konnte sie ihn anblicken. — — Ei, wie heiß es noch war! Schon sieben Uhr, aber eine Sonnenglut, eine erstickende, staubige Schwüle, wie wenn's Mittag wäre. Das Pflaster glühte durch die Stiefelsohlen, die Häusermauern strahlten die eingesogene Hitze von sich, daß man ihnen nicht nah kommen mochte. Der Unteroffizier Michel Scheitlin fühlte zudem seine Kehle trocken von dem vielen ungewohnten Reden; er war sonst ein Mann von wenig Worten. So ging er denn in eine Weinwirtschaft, setzte sich hinter einem Schoppen Fellbacher nieder und vertiefte sich mehr und mehr in sein behagliches Brüten. Ein lautes Stimmengeräusch weckte ihn daraus. Nein, hier in dem kleinen, schon halb dämmrigen Zimmer war es nicht, es war im Hinterhaus, in der Schmiede, deren Feuer rote Lichter über den engen dazwischenliegenden Hof mit seinem schwarzen Eisengerümpel warf. Neugierig bog er sich zum offenen Fenster hinaus, da erkannte er in einer dichten, dunkeln Gruppe, unweit der Thür, zwei Frauenzimmer, ein untersetztes, dickes, auf dessen rotes Gesicht der volle Lichtschein fiel, und ein schlankes, dessen weißer Schurz zwischen den schwarzen Schmiedegesellen hell vorleuchtete.

*) Mostäpfel.

„Ha, da ischt ja d' Monika!" entschlüpfte es ihm ganz laut in der Überraschung. Es war aber niemand da, ihn zu hören, die Wirtin stand schon horchend auf dem Hof, Gäste gab es keine. Er faßte nach der Klinke der Hinterthür, sie gab gleich nach, und nun stand er neben der Wirtin und fragte im Vorübergehen: „Ja, was gibt's denn do?" Und ohne ihre Antwort abzuwarten, trat er mit beklommenem Gefühl näher und stellte sich hinter der Gruppe auf. 'S ist wegen der Rechnung, fällt ihm ein, ja, ist denn die dumme Geschichte noch nicht erledigt, wenn sie doch die Quittung in Händen hat? Sie schreien ja durcheinander, daß man kein Wort recht hört, und was für bitterböse Gesichter die Kerle hinmachen! Ballt da nicht gar einer die Faust in die Luft? Michel wird glührot vor Zorn. Was haben sie mit dem Mädchen zu schaffen, daß sie's so anstieren und gar bedrohen? Es ist ihm arg leid um die Monika. Wenn er ihr doch nur helfen könnt! Freilich steht sie so ruhig da, so fest und schön, — sie müssen's ja sehen, daß nur das gute Gewissen sie hält.

„Scht!" schreit der Meister, ein kleiner, magerer Mann mit nackten Armen und einem blassen, jähzornigen Gesicht, und als ein bißchen Ruhe war: „Also, i ben's emol net gewese, — Sie müsse doch wisse, wer Ihne 's Geld abg'nomme hat?"

Monika hebt den Kopf. „Ich kenn' doch Ihnen Ihre Leut nit bei Namen!" sagt sie in gekränktem Ton.

„Aber vielleicht kenne Sie's G'sicht wieder?" meint der Schmied.

Da schlägt sie lächelnd die Augen nieder. „Ich schau doch die Mannsbilder nit so an!"

Die kann dir antworten! Michel hätte fast Bravo! geschrieen.

Nun fängt wieder der Lärm an: „Ben i 's gwe? Oder i? Oder i?" schreien die Gesellen und drängen sich heran, als wollten sie sich auf Monika stürzen. Michel springt einen Schritt vor, aber es ist unnötig, sie hat keine Angst, ihr Gesicht ist so rein, wie ihr weißer Schurz; ruhig schüttelt sie den Kopf. „Nein, ich seh ihn hier nit, er ist gar nicht hier, scheints; ein junger Herr war's, — der hat mirs Geld abgenommen und mir die Quittung gebracht."

Der Meister guckt in das Papier, es zittert in seinen Händen. „Aber, um Gottes-

wille, wer hat denn das unterschriebe?" ruft er, unschlüssig im Kreise umblickend. Die Gesellen sehen über seine Schultern weg mit in das Blatt.

„Descht e Mädeleshandschrift!" ruft plötzlich einer.

Voller Verwunderung blickt ihn Monika an: „'s ist aber doch e junger Mann gewesen!"

Die Köchin, die ihre großen Ohren horchend offen hält und mit ängstlichen weitaufgerissenen Augen von einem zum anderen blickt, will doch auch etwas sagen.

„Vielleicht ischt einer weggange von Ihre Leut?" meinte sie.

„In de' letzte zwei Monet net."

Die Gesellen stecken mit finstern Mienen die Köpfe zusammen. Wenn die Monika nicht ein so tapferes Geschöpf wär

„Vor kaum vierzehn Tagen hab' ich's da bezahlt, da herein, in der Werkstatt," erzählt sie nun mit ihrer tiefen, weichen Stimme; „daher," sie zeigt auf eine Hinterthür, „ist er kommen, der junge Herr, hat mich erst g'fragt, was ich krieg, hat mir die Rechnung aus der Hand genommen und ist damit dort hinein; nachher hab' ich ihm 's Geld in seine Hand bezahlt und die Quittung" empfangen. So gewiß ich hier steh."

Der Meister schüttelt den Kopf; da geht die Hinterthür auf, und zwei weitere Gesellen treten herein, eilig und verwundert, und schwarze Schweißtropfen von ihren Stirnen wischend. Der Schmied kümmert sich nicht um ihre Verdutztheit, er schiebt sie an der Schulter vor das Mädchen: „So, weiter hab' i keine Leut! Sind's eppe die g'wese?" Und dabei wirft er einen furchtbaren Blick auf Monika, daß es Michel kalt überläuft. Unter all' diesen zornigen Männern ist sie die einzige, die ihre Ruhe bewahrt, und gerade sie hätte doch am allermeisten Ursache, zornig zu werden. Sie mustert langsam die vor ihr Stehenden, Michel klopft das Herz, ach, wenn's doch einer von denen wäre! Aber da schüttelt sie wieder den Kopf: „Nein, die sind's auch nit gewesen, ich kenn' mich schon aus; derjenige war größer."

Der Meister grinst sie sonderbar an, Michel kann's kaum mehr ertragen. Da steht nun das arme Mädle in der größten Verlegenheit, wird bald rot, bald blaß, und niemand kann ihm helfen. Es muß da eine Verwechselung vorgekommen sein, anders kann's ja nicht zugehen. Eben will der Meister etwas Arges sagen, er fährt so zu, und die Zornader auf seiner blassen, knochigen Stirn zittert förmlich, so geschwellt ist sie. Da vergißt Michel Scheitlin, daß er gar kein Recht habe, hier mitzureden, hier zu sein, er springt vor, indem er die anderen zurückschiebt und schreit in angstvollem Tone: „Sag, Mädle, bischt net eppe in e u'rechte Werkstatt komme? 's ischt no e Schmied do in der Gaß', besser dronte!"

Das Mädchen war zusammengefahren, als sie seine Stimme hörte, — ohne zu antworten, starrte sie ihn an, als wär' er ein Gespenst und nicht der Unteroffizier Michel Scheitlin, zukünftiger Schultheiß in Metzingen und ihr Bräutigam.

Aber der plötzliche Schrecken war schnell überwunden, sie zuckte die Achseln und sagte gedehnt:

„Ich mein' doch, hier drin wär' ich gewesen, es ist mir da alles so bekannt," — sie ließ ihre Augen bescheiden herumgehen, „und wenn ich mich recht auf sein G'sicht b'sinne thät" — —

„Ho, ho! Mädle!" schrieen die Gesellen und rückten drohend auf sie zu.

Einen Augenblick noch herrschte dies Schweigen der Ratlosigkeit, dann sagte plötzlich der Meister mit rauher, entschiedener Stimme:

„Jetzt, wisset Se was? Se send e Lügnerin! Descht Ihre eigne Handschrift!"

„'s ischt wohl! 's ischt e Mädeleshandschrift!" wiederholte der Chor der schwarzen Gesellen.

Ganz versteinert stand das Mädchen; große Thränen quollen aus ihren dunkeln Augen und rollten, ohne daß sich das Gesicht verzog, über die bräunlichen Wangen. Über Michels Augen legte sich's wie ein Schleier, er faßte nach seinem Seitengewehr.

„Das hat mir noch kein Mensch gesagt," schluchzte das Mädchen, ihr weißes Tüchlein an die Augen drückend, „das kann ich mir nicht gefallen lassen! Meine Ehr' angreifen? Was hab' ich denn weiter als meine Ehr'?" Und trostlos mit strömenden Augen blickte sie den Beschuldiger an.

„Aber 's ischt doch also!" schrie der Meister mit einem Schlag in die Luft.

Im selben Augenblick aber schlug ihn

einer über die Schulter, daß er zusammenknickte, und ein zornglühendes Gesicht schnaubte ihn an:

„Wirscht dei' Maul halte? So eppes sagt mer net, wemmers net beweise ka'!"

Und während der Schmied sich, verdutzt über den Angriff, besann, auf wen er zuerst losgehen solle, richtete sich Monika auf und rief mit leidenschaftlicher Beteuerung:

„Ich will hier nicht gesund vor Ihnen stehen, der Blitz soll mich hier vor Ihren Augen erschlagen, wenn das wahr ist! Ich will gleich tot hinfallen! Gleich auf der Stelle!" Sie faltete die Hände und betete in sinnloser Aufregung mit zuckenden Lippen: „Ach, daß doch der Blitz herunterkäme und die Wahrheit an den Tag brächte! Ach, hilf mir doch, lieber Gott!"

Die Köchin zupfte sie am Ärmel: „Komm, mer gehe heim, Monika, mer soge 's emol em gnädige Herrn, 's ischt mer u'begreiflich."

Sie endigte mit einem Schrei, denn der Meister hatte, unbekümmert um die letzten Worte, den Unteroffizier angestarrt und versetzte ihm nun plötzlich einen tückischen Faustschlag unter die Nase. Im Augenblick hatte Michel ihn gepackt und bearbeitete ihn mit dem Seitengewehr, die Gesellen suchten ihn von hinten zurückzuzerren, einer schrie ihm ins Ohr: „'s ischt e Mädeleshandschrift!" ein anderer höhnte: „Mein Kompliment zu dem Schatz!" Er rang wie ein Besessener, wie ein Rasender mit allen Angreifern zugleich, plötzlich fühlte er seine Arme schlaff werden, er riß die Lider auf, aber er sah nichts mehr, in seinen Ohren war ein dumpfes Brausen, er hörte noch wie aus weiter Ferne die Worte: „Der hat g'nueg," dann nichts weiter. Eine schwere, leblose Masse sank er zu Boden.

Als er wieder zu sich kam, fand er sich mit Verwunderung auf einem Sofa liegen, in Hemdärmeln, einen nassen Lappen auf der Stirn. Er blickte um sich, da war es ein kleines halbdunkles Zimmer, in dem er lag, und wie er sich aufrichtete, sagte jemand in zufriedenem Ton: „No, jetzt, descht g'scheid, daß Se wieder zu sich komme send!" Und eine Frau in mittleren Jahren erhob sich mit einer Näharbeit und kam auf ihn zu: „'s ischt, scheints, e bissele wild drübe zugange, i ben nämlich d' Frau vom Herrn Scheck, — junge Leut send scho' e bissele hitzig, u rause thue se älle gern. No ischt Ihne schlecht worde, u mei Mann, der Schmied u zwei G'selle hänt Se bei Kopf u Füß do herei' g'schleift, jo, daß doch kei Schutzma' dazwische' nei'kommt, jo, u e kloiner Riß ischt in d' Uniform 'nei'komme, no näh i 's Ihne g'schwind zu, jo!"

Michel setzte sich auf und hielt den Kopf mit beiden Händen. Das Besinnen ward ihm noch schwer, sonst fühlte er sich wohl genug, um heimzugehen. Die Rücksicht, die seine Gegner auf ihn genommen, war zwar nicht ganz uneigennützig, aber sie erfüllte ihn dennoch mit Dankbarkeit. Er trat auf die langsam plaudernde Frau zu und sah sie langsam den Faden durch den Stoff ziehen; der „kleine Riß" war leider sehr beträchtlich, und dumpfe Beschämung und drückende Sorge überfielen ihn. Was hatte er im Jähzorn alles aufs Spiel gesetzt! Er war ja schwerer Strafe verfallen, wenn es irgendwie bekannt wurde, daß er von seiner Waffe Gebrauch gemacht.

Er fragte, was aus dem Mädchen und ihrer Begleiterin geworden, aber die Frau wußte davon nichts; als sie ihn herübertrugen, war jedenfalls kein Mädchen mehr dagewesen. „'s ischt e kreuzbraves Mädele," sagte er zutraulich zu der Frau, während er, die Hände auf dem Rücken verschränkt, neben ihr stand und Stich um Stich verfolgte, „u e arg netts G'sicht, i ben miter b'kannt," er stockte und wurde rot, „da muß ebe e Mißverständnis stecke?"

„'s wird Ihne Ihr Schätzle sei'," sagte die Frau und blinzelte ihm pfiffig zu, „aber mer lobt keine', außer er brauch es, jo!"

Michel verzog zornig das Gesicht.

„D' Wahrheit wird scho a' Tag komme," brummte er. „Wieviel Uhr ischt no?" Und als er hörte, daß es kaum halb neun geschlagen habe, hellte sich seine Miene auf. So war noch nichts versäumt, und er konnte Monika noch heute sprechen. Er besah die nicht eben glänzend geheilte Wunde seines Uniformrockes, — zum Glück war da ein Soldat, ein gelernter Schneider, der die Sache säuberlich wieder auftrennen und ohne alles Aufsehen regelrecht flicken würde.

Seine Waffe war unbeschädigt, er atmete erleichtert auf, als er sich davon überzeugte, und der dumpfe Kopfschmerz, der ihm von der Ohnmacht zurückgeblieben, sollte wohl vergehen. Er dankte der Frau, die einigermaßen bedauerte, daß ihr Mann, „der

Herr Scheckg," nicht von ihm Abschied nehmen könne, da er „nämlich bereits in sei' Kneip' gange sei, jo," und wanderte verstörten Gemütes durch den schwülen Abenddunst wieder nach der Villenstraße hinauf. Die roten und grünen Lichter der Bahnhöfe tanzten ihm vor den Augen, als er von oben auf die Stadt hinabsah; er mußte sich die Stirn wischen, und das Atmen ward ihm schwer. Was mochte inzwischen mit Monika geschehen sein? Er war entschlossen, heut' am Vorderthor zu klingeln, wenn die Hinterpforte verschlossen war, — er mußte sie noch sehen, sprechen, ihr vielleicht beistehen, wenn etwa die Herrschaft sie auch beschuldigen sollte. Aber noch ehe er das Gitterthor erreichte, hörte er ihre Stimme im Garten, sie sprach mit der Köchin, so schien es, und die Freude darüber, daß sie also frei und unbehelligt hier umherging, ließ ihn doppeltlange Schritte machen. Eine einzige Laterne, an dem Bretterhäuschen der Arbeiter hängend, schimmerte inmitten der nun menschenleeren, unfertigen Straße; es war schwer, in dem Zwielicht auf dem holprigen Boden nicht fehl zu treten. Als er vor dem Gitter stand, brauchte er nicht zu rufen, sie hatte ihn auch kommen sehen und drängte ihre ganze kräftige Gestalt gegen die Stäbe, so daß er ihren weißen Schurz hätte erfassen können. „Michel, bist da? Bist gesund?" rief sie hastig, „ach, hab' ich Angst ausg'standen!" Und sie streckte die Hand durchs Gitter und drückte seine freie Rechte, wie sie's nie gethan.

„Moni gelt, du kommscht heraus, oder laßt mi ei'?" bat Michel.

Das Mädchen riß einen Schlüssel aus der Tasche der Schürze und flüsterte zärtlich: „Jetzt, wo du mir so brav beig'standen bist, kann ich dir nie nix mehr abschlagen! Der gnä' Herr hat seine Hosen zum Ausklopfen hergethan, da ist der Schlüssel herausg'fallen, g'rad' seh ich ihn liegen."

Sie steckte ihn Michel durch die Stäbe zu: „Schließ' auf und komm' herein, da ist jetzt noch bēsserer Schatten als am Nachmittag, gelt?"

Das ließ er sich nicht zweimal sagen. Er lehnte seine Waffe an einen dicken Baumstamm, dann ließ er sich von Monika an der Hand zu einer Bank führen, die verborgen von den hängenden Ästen einer Schierlingstanne im Gebüsch stand. Nur ein Mondstrahl fiel dazwischen und streifte Monikas schönes, glühendes Gesicht, — sie hatte offenbar bitter geweint, aber nun lag alle Not und Sorge hinter ihr.

„No, was isch mit em Schmied?" flüsterte Michel voll Spannung, während er sie in seine Arme zog.

Das Mädchen schmiegte sich an ihn, zog seinen Kopf herunter und küßte ihn: „'s ist alles in Ordnung," sagte sie mit einem tiefen Atemzug, „weil der gnä' Herr nichts auf mich kommen läßt!" Sie kicherte ein bißchen verschämt, dann hing sie sich wieder an ihn und küßte ihn, daß er kaum atmen konnte. So war sie noch nie gewesen.

Michel erwiderte ihre Liebkosung, aber dazwischen fragte er doch, was der Herr General mit der Sache zu schaffen habe.

„O," sagte Monika mit andächtig aufgeschlagenen Augen, „der gnä' Herr ist so brav, es gibt nichts Bräveres! Er hat g'sagt, so ein blitzsaubres Madel könn' nit lügen, da thät er lieber das Geld noch einmal herlegen, als daß en armer Dienstbot' ins Unglück käm!"

Sie lachte in sich hinein und legte wieder die Arme um seinen Hals.

„Descht arg christlich von em," sagte Michel voll Freude.

Das Mädchen öffnete ihren Schurz, den sie mit Nadeln oben am Gürtel festgesteckt hatte, daß er einen Sack bildete. „Da schau her," lächelte sie, „grad' war ich dabei, dem gnä' Herrn Rosen zu schneiden! Die stell ich ihm heut Abend in sein Schlafzimmer, daß er mein dankbares Herz sieht."

Michel hob eine der Rosen auf und hielt sie an die Nase: „Ja, die schmeckt fei', aber Moni, der Schmied hat dei' ehrliche' Nam' a'tastet, des därfscht net uf dir sitze lasse."

Monika zog finster und nachdenklich die Stirn zusammen. „Ich muß mal hinter den gnä' Herrn gehn," sagte sie zuletzt. Dann aber legte sie den Kopf an seine Schulter: „Jetzt weiß ich's, daß du mich gern hast, Michel, — und die Herrschaft ist zu einer Visit' gangen, 's ist keiner z' Haus als die Köchin." Aber sonderbar, Michel hatte gar keine Ruhe heut'. Er preßte zwar die Moni an sich, aber er mußte immer wieder an den Nachmittag

denken, und diese sang- und klanglose Rechtfertigung nach soviel öffentlicher Schande schien ihm gar nichts Rechts.

„Jetzt, 's ischt doch merkwürdig, wo des Geld bliebe ischt," sagte er vor sich hin.

Monika lachte auf, er wußte nicht warum. „Moni, das Geld?" stotterte er angstvoll, wie von einem furchtbaren Gedanken durchzuckt, „warum lachscht au, Moni?"

„Ho," kicherte sie, den Kopf von seiner Brust hebend, „dir kann ich's schon sagen, gelt? Du verrat'st mich nit?"

Und wie er atemlos sie anstarrte, flüsterte sie, ihm mit der Hand übers Gesicht streichend: „Ja, was kuckst mich denn an, wie verdonnert? Für sie sind's nur en paar Markeln, en paar lumpige, für mich ist's viel Geld! Und ich muß doch an meine Zukunft denken! Und 's ist alles so teuer – und sauber möcht' ich doch auch geh'n." Und wie er vor Schrecken gar keine Antwort fand, fuhr sie in halb ängstlichem Tone fort: „Schau, du sprichst vom Heiraten, – thust, als ob du mich gern hätt'st, aber nachher würd'st schauen, wenn ich nit emal etwas Weißzeug mitbringen thät!" Sie streckte schmeichelnd den Arm aus: als sie aber sah, daß er zurückschrak, wurde ihre Stimme hart und kalt.

„Oder vielleicht hast nur so geschwätzt vom Gernhaben, weil du was von mir möcht'st?" fragte sie spöttisch. „O, Ihr Mannsbilder seid überein, alle miteinander! Meinst, ich kennt Euch nit? Wie ich sieben Jahr g'wesen bin, hab' ich schon alles g'wißt, – nichts sucht Ihr bei uns, als Euer Vergnügen: Ihr geht davon, wie die Katz' vom Taubenschlag, und für uns bleiben die Schmerzen und die Schande."

„Du hascht Urkundefälschung b'gange, weißt, was des heißt? des heißt" – Michel brach ab und schluchzte.

Nun fing auch das Mädchen herzbrechend zu schluchzen an: „O, ich bin ja die allerärmste Kreatur auf der Welt!" jammerte sie, „wen hab ich denn, wenn i mich nit selbst e bisserl um mich annehm? I wär ja schon als Kind verhungert, bei den Zieheltern, die mich um Gottes Barmherzigkeit willen behalten haben. I weiß nit, wer mein Vater ist, die Ziehmutter sagt, en Fremder sei's g'wesen, en italienischer Arbeiter, der hab' meine Mutter aufm Feld überfallen, wie sie ein Madel mit sechzehn Jahr ist gewesen. Sie mag mich nit, sie hat mich nie a'g'schaut; bei der Ziehmutter ist sie niederkommen, dann ist sie weg und hat mich dort vergessen, hat mich liegen lassen, wie en zerrissenen Schuh. Die Ziehmutter hat selbst nix g'habt, um jeden Bissen hab ich raufen müssen, weil ich denken kann. Sie hat 'en Buben g'habt, – nicht das Kleinste hat er mir gönnt! Er ist mit zehn Jahr g'storben, wie hab ich mich da gefreut! Er ist drei Jahr älter als ich g'wesen, hat mich g'schlagen und malträtiert den ganzen Tag! Aber wie er tot dag'legen ist, da hab ich ihn g'hauen, noch im Sarg drin! und er hat sich nit wehren können!" Die Leidenschaft blitzte ihr aus den Augen, Michel überlief ein Grauen.

„Du bischt bös'," stieß er halblaut hervor und sah sie scheu an.

Da ließ sie den Kopf sinken und sagte in dem früheren Klageton: „Nachher ist meine Mutter wieder ins gleiche Dorf kommen, hat geheirat, jetzt hat sie vier Kinder, aber i g'hör nit dazu! Und ein Leben hat sie! Der Mann wirft's ihr den ganzen Tag vor, daß er sie ohn' Vermögen g'nommen hab; er hat auch noch so zwei Bub'n zu versorgen, die ihn angehen, von früher her. Sie hat oft kein Brot im Haus! Könnt sie mich nit emal anschauen? Ich hab auch nix!" Ihre Schultern zitterten vom Weinen, Michel seufzte schwer.

„Und so arg ka'scht lüge," sagte er trostlos.

Da fuhr sie wieder auf mit ausgestrecktem Zeigefinger. „Sie lügen alle! Der gnä' Herr, der mir schön thut, wenn ich allein bin und mich anfährt, wenn die gnä' Frau dabei ist, – die gnä' Frau, wenn sie den Preis vom neuen Hut sagen soll, und auf der Rechnung, die ich gesehen hab', zufällig, steht zweimal soviel, – unser gnä' Fräulein, für die ich alle Tag Brief wegtragen muß, postlagernd," sie lachte bedeutsam, „und wie meinst, daß mir's gangen wär in dem Fürstenschloß, wo sie mich mit acht Jahr zur Hilf aufg'nommen haben? Es war e große Wohlthat! Wenn's schaffen angangen ist, da heißt's, sie hat Kräfte, wie ein Erwachsenes. Sagt die Köchin: ‚Mir mußt helfen, das G'schirrputzen versteh'st besser als en Altes,' das Zimmermädel schreit: ‚Zu mir daher, du hast en jungen

Rücken, dir machts Bücken nichts, aber ich hab' derweil mit'm Johann zu reden.' Das Reden ist stundenlang fortgangen, sie haben scharmiert, ordentlich g'schmatzt haben's, und ich hab für sie g'schafft. Wenn's aber zu Tisch gangen ist, da bin ich wieder ,a kloans Madel' g'wesen, das essen kann, was die Hund' übrig lassen! Meinst, daß die Dienstleut einander was gunnen? Glaubst, ich wär stark und groß worden, wenn ich mir nit g'nommen hätt, was ich braucht hab'? O, du bist leicht durch d' Welt kommen, Michel, aber ich! Nur kein uneh'lich's Kind sein! En herrenloses Katzerl hat's besser! Da lernt man's erkennen, wie schlecht die Menschen sind, und 's wird einem alles gleichgültig!" Sie sah ihn furchtlos an. „Sogar unterrichten hat sie mich lassen, die gnä' Frau Fürstin, zwei ganze Jahr, weil nämlich die gnä' Prinzeß nit hat lernen wollen! O, sie hat können recht lieb sein, hat mir auch manches herg'schenkt von ab-g'legten Kleidern. Da ist aber emal einer kommen, ein Verwandter, auch so e nobliger Herr, der hat g'meint, die gnä' Prinzeß wär' ich, weil ich bin sauber und groß g'wesen und sie nur en elendes, schieches Ding! Das hat emal en Bumper*) geben. Da ist sie nimmer lieb g'wesen! Gleich hab' ich die Kleider herunterthun müssen, und mit den Lehrstunden bei der Fräulein Erzieherin ist's aus g'wesen. Ja, wo der Steg niedrig ist, darüber steigt man gern! Die Prinzeß ist aber drum nit schöner worden!" Sie lachte höhnisch. „Warum sollt ich nicht lügen? Ich glaub' ja auch keinem was! Meinst, ich thät dir glauben, daß d' mich heiraten willst? Wenn du mich kriegen könnt'st, ohne das, gelt, dir wär's noch lieber?"

Sie bückte sich, um in seine Augen zu sehen.

„O, Moni, du weißt net, was gut und bös' ischt!" rief Michel.

Sie lachte leichtfertig.

„Bös' ist, wenn man nichts zu essen hat, und gut ist, wenn man sich lieben thut," scherzte sie und wollte ihn umarmen.

Aber er schob sie weg.

„'s gaht nemme! 's gaht nemme!" murmelte er und griff sich an die Stirn.

Da warf sie schmollend die Lippe auf:

„Hab' ich dir's nicht g'sagt? Weil ich en arm's Madel bin — o, so eins hat kein Glück! Jetzt hab ich denkt', der ist treu, dem kannst emal dein Herz ausschütten —" und wieder begann sie qualvoll zu weinen.

„Wenn i net mei' Ehr ei'g'setzt hätt'," sagte Michel zu sich selbst; „wenn i net meines Königs Rock b'schmutzt und zerrisse hätt', wenn i net — —"

Das Mädchen unterbrach die jammervolle Klage: „Jetzt, Michel, gib Ruh; ich hab' dich tausendmal lieber, als vorher, das sag' ich dir gleich, und wenn's keiner weiß — —"

„Einer weiß scho," sagte Michel dumpf.

„Ha, du verratst mich nit, und der droben, wenn du den meinst, den gibt's nicht," rief das Mädchen zuversichtlich. „Schau, wenn er da wär, hätt' er mir wohl helfen können manch liebes Mal; wann er aber nicht helfen will, soll er auch nicht strafen! 's ist kein Blitz kommen heut Nachmittag!" fuhr sie fort und warf einen erwartungsvollen Blick nach dem Himmel.

Da schlug plötzlich die Kirchenuhr, klar und nah, Michel horchte auf, zählte laut. Er war aufgesprungen. Als aber das Schlagen gar kein Ende nahm und er nun „elf" zählte, schrie er Monika an: „Mädele, ischt des wahr? No ischt jo d' Zeit verpaßt, no komm i net mehr in d' Kasern!"

Das Mädchen drängte ihn zurück auf die Bank. „So bleibst hier," flüsterte sie, „die Herrschaft kommt erst gegen Morgen nach Haus."

Michel schüttelte sie ab: „No krieg i de erschte Arrest in meiner ganze Dienschtzeit, — und mit em Schultheiß isch erst nex, — i ka' ja kei Schultheiß mehr sei, — i halt's ja mit'er Diebin!" Er stützte den Kopf in die Hände und weinte bitterlich.

Eine Weile hörte das Mädchen ihm zu, mit verwundertem Warten, wann er sich wohl beruhigen werde. Dann begann sie zu schelten:

„Du bist e Lapp! Mit dir muß man anfangen! Ach, du mein Heiland, hätt' ich nur nichts g'sagt! Gelt, wirst mich noch verraten gar?" Und sie versuchte, ihm die Hände vom Gesicht zu nehmen.

Als er aber nicht nachgab, nur vor sich hin stöhnte und ächzte, wurde sie kleinlaut. „Michel, schlecht bin i net, g'wiß nit schlecht," beteuerte sie, „lieber Michel, gelt,

*) Lärm, Schlag.

nimmst mich doch? Schau, wen ich einmal mag, der hat's gut bei mir, und dich mag ich einmal, weiß selbst nit, warum!"

Aber er schüttelte ihre schmeichelnde Hand ab und blickte nicht auf. Da stand sie zögernd noch eine Weile und machte sich mit den Rosen zu schaffen. „Da Michel, schau her, sie sind alle verwelkt, hast mich so an dich 'drückt, jetzt muß ich neue schneiden." Und sie fing auch an, um die Büsche herumzugehen; aber die Schere lag auf dem marmornen Gartentischchen, etwas weiter im Gebüsch, die mußte sie holen. Nein, dort auf dem Tischchen war sie nicht mehr, vielleicht hatte die Köchin sie mit ins Haus getragen. Monika warf noch einen Blick rückwärts auf den versunken Dasitzenden, dann eilte sie dem Hause zu, — „wenn ich zurückkomme, wird er sich schon beruhigt haben," dachte sie und hielt sich absichtlich etwas länger auf mit der Köchin, die schlaftrunken neben einem Glase Most ihren dicken Kopf auf den Küchentisch gelegt hatte.

Als sie dann wieder in den ganz in Mondschein getauchten Garten hinaustrat, schlugen vorn die Hunde an, aber mit dem eigentümlich jauchzenden Laut, daß sie erkannte: die Familie kommt schon nach Haus. Mit leisen, schnellen Schritten durchmaß sie nun den Hintergarten, um Michel zu sagen, daß er leider gehen müsse. Aber sie fand ihn nicht mehr. Die Thür war verschlossen und der Schlüssel an der Innenseite ins Schloß gesteckt, daran hatt' er also gedacht, ans Abschiednehmen nicht. „Der wartet mir wohl, wenn er's nächste Mal daherkommt," brummte sie ärgerlich, aber es war ihr dennoch beklommen zu Mut, und die Köchin, die mit ihr das Zimmer teilte, hörte, wie sie sich im Schlaf stöhnend herumwarf.

Als Monika früh um sechs Uhr andern Morgens an die Hinterpforte ging, um die Milch hereinzuholen, die dort abgeliefert wurde, sah sie von weitem schon, daß die Straßenarbeiter in einem dichten Haufen beisammen und um die kleine Bretterhütte her standen. Sie stieg auf einen der Quadersteine, hielt sich am Gitter fest und schaute neugierig hinab. Da starrte sie von der Hüttenwand ein totenblasses Antlitz an; dort angelehnt stand ein Toter, die gebrochenen Augen gerade auf sie gerichtet. Er hatte sich ins Herz geschossen. An die sonnenbeschienene braune Wand neben seinem Kopf war mit Kreide geschrieben:

Lebwohl mein Schatz, du Teufelskind,
Bereue deine Sünden,
Ich geh' und klopf' an d' Himmelsthür
Und will den Heiland bitten.

Mit einem gräßlichen Schrei brach das Mädchen am Gitter zusammen.

Verwehte Blüten.

(Abdruck verboten.)

Purpurne Lichter glühten
Gaukelnd im duft'gen Schnee;
Rieselnde, ros'ge Blüten
Glitten leis in den See.
Abendglockengebete
Läuteten von Luzern;
Sanft aus der Abendröte
Tauchte der Abendstern.

Silbern starrten die Gletscher,
Strahlend in stiller Pracht;
Fernes Rudergeplätscher
Plauderte in die Nacht.
Hauch der Akazienbäume
Streute in stiller Ruh'
Rieselnde Blütenträume,
Schmachtendes Glück uns zu.

Leise löst' ich das Siegel
Dir vom zuckenden Mund;
Der smaragdene Spiegel
Schauerte bis zum Grund.
Ach, wie schnell doch verflogen
Ist uns der Blütenschnee!
Stürmische, schwere Wogen
Wälzt der einsame See.

Maurice von Stern.

Reinhold Begas.

Von Adolf Rosenberg. Mit Porträt, Faksimile und 20 Abbildungen.

(Abdruck verboten.)

Die Geschichte der Entwickelung der Berliner Bildhauerkunst, die gerade ein Jahrhundert umfaßt, knüpft sich an drei Namen, deren Träger dem Schaffen je einer Generation den Stempel ihres Geistes aufgeprägt haben: Schadow, Rauch und Reinhold Begas. Vor dem Auftreten Schadows lag die bildnerische Thätigkeit, deren das damalige Berlin, zumeist zum Schmuck öffentlicher und privater Bauten bedurfte, in den Händen französischer und von Franzosen gebildeter Künstler. Einen nationalen Stil gab es ebensowenig wie eine örtliche Überlieferung. Es bedurfte eines Genies, um jenen und diese zugleich zu begründen. Dieses Genie fand sich in Gottfried Schadow, der, eben von Rom zurückgekehrt, wo er durch das Studium der Antike ein Gegengewicht gegen die Unnatur und die schwülstige Formensprache der Rokokokunst gewonnen hatte, im Jahre 1789 drei Gipsmodelle zu den Pferden des Siegeswagens für das Brandenburger Thor ausstellte. Dieses Viergespann mit der Siegesgöttin ist als das erste in Berlin geschaffene Bildwerk zu betrachten, in welchem der französische Geschmack völlig überwunden ist, und man darf es daher mit Recht an den Beginn der Geschichte der Berliner Bildhauerkunst setzen. In Übereinstimmung mit dem Geiste seiner Zeit flößte Schadow der im Absterben begriffenen Kunst neues Leben durch die Rückkehr zur Natur ein, und aus diesem Bestreben entsprang auch seine große reformatorische That, die bei der Darstellung zeitgenössischer und geschichtlicher Persönlichkeiten an Stelle des konventionellen altrömischen Kostüms die Anwendung der einer jeden eigentümlichen geschichtlichen Tracht durchsetzte. Mit dieser Wirklichkeitsliebe verband Schadow aber einen hohen Idealismus und einen starken poetischen Schaffensdrang, der leider nur nicht durch entsprechende Aufträge gefördert und befriedigt wurde, worüber er sich in seiner erst neuerdings in ihrer ursprünglichen Fassung herausgegebenen Selbstbiographie bitter beklagte. „Vielmehr hat er sich," heißt es darin, „mit vielen undankbaren prosaischen Teufeleien befassen müssen, wohin er nämlich alles zählt, worin unsere Röcke, Tressen, dreieckte Hüte, Zöpfe und dergleichen die wesentlichen Bestandteile für den Anblick ausmachen." Obwohl Schadow also, nebenbei bemerkt, in Übereinstimmung mit den Anschauungen der Königin Luise, von der Notwendigkeit des Zeitkostüms für die bildnerische Gestaltung geschichtlicher Personen überzeugt war, empfand er doch den Zwang,





Abb. 1. R. Begas: Pan, die verlassene Psyche tröstend. (1858.)

öffentlichung Schadowscher Zeichnungen und durch einige in Vergessenheit geratene Porträtbüsten und -gruppen klar geworden, unter denen die Gruppe der Königin Luise als Kronprinzessin und ihrer Schwester, der damaligen Prinzessin von Solms-Braunfels, in der Anmut der Bewegung, in der gefälligen Harmonie des Linienflusses und der poetischen Auffassung noch das Beste von dem Geiste der alten Kunst wiederspiegelt, während die Feinheit des Naturstudiums und der individuellen Charakteristik bereits die Bestrebungen der neuen Zeit erkennen lassen.

Diese Bestrebungen, durch welche Schadow in engste Berührung mit denen der Gegenwart kommt, die das Naturstudium wieder in den Vordergrund stellt und damit zugleich auf die starke Lebensfülle des Barock- und Rokokostils zurückgreift, sind im Laufe der späteren Thätigkeit Schadows nicht so zum

den diese Tracht seiner künstlerischen Phantasie auferlegte, und er suchte sich, wo es anging, durch freie Schöpfungen idealen Inhalts, immer auf Grund eines eindringlichen Naturstudiums, schadlos zu halten. Wenn man die Rokokokunst nicht nach ihren manierierten Dutzendarbeiten, sondern nach ihren geist- und lebensvollsten Schöpfungen beurteilt, wird man finden, daß sie und die Schadowsche Richtung sich in diesem Naturstudium begegnen und daß zwischen beiden ein engerer Zusammenhang besteht, als man auf Grund der streng realistisch gehaltenen Denkmälerschöpfungen Schadows angenommen hat. Dieser Zusammenhang ist uns erst durch die in neuerer Zeit erfolgten Ver- Ausdruck gelangt, daß sie der späteren Entwickelung der Berliner Bildhauerkunst die Richtung hätten geben können. Als der Meister sich im Jahre 1820 aus Mangel an weiteren Staatsaufträgen vor den Abschluß seiner künstlerischen Thätigkeit gestellt sah und in die Klage ausbrach: „Was hilft es mir, wenn ich Mitglied so vieler auswärtigen Akademieen bin, wenn ich in meinem Vaterlande vergessen werde!“ war die Führerrolle in der Berliner Bildhauerkunst längst an einen Mann übergegangen, der bei geringerer Begabung eine größere Energie und Zähigkeit in der Verfolgung seiner Ziele besaß und sich dazu der königlichen Gunst in vollem Maße erfreute. Daß ihm diese

Gunst zuteil wurde, war nicht der zufällige Ausfluß einer Laune des Königs, sondern sie war einem schönen menschlichen Gefühle, dem der Dankbarkeit, entsprungen. Als sich der König in bitterem Kummer über den Verlust der geliebten Frau von aller Welt zurückgezogen und sein Leid in sein tiefstes Inneres verschlossen hatte, ward ihm durch Rauchs Künstlerhand die erste Tröstung zuteil, und je mehr das Marmorbild der Königin Luise seiner Vollendung entgegenging, desto mehr löste und linderte sich der starre Schmerz des Königs zu wehmutsvoller Erinnerung, die durch Rauch Form und Leben erhalten hatte. Es war nur natürlich, daß Rauch, der dem Genius des preußischen Heeres in den Befreiungskriegen ein so ergreifendes Denkmal in ideal verklärter Gestalt, dem Könige zum Troste, dem Volke zur Erhebung, gesetzt hatte, auch mit der Errichtung der Ehrensäulen zur Erinnerung an die Helden der Befreiungskriege und ihre Thaten betraut wurde, und dank seiner unerschöpflichen Arbeitskraft, dank seiner weltmännischen Gewandtheit, wußte er sich aller Aufträge so zur Zufriedenheit des Königs zu erledigen, daß es auf Jahrzehnte hinaus als etwas durchaus Selbstverständliches galt, daß bei der Ausführung von bildnerischen Arbeiten kein anderer als Rauch in Frage kommen konnte. Und nicht bloß in der Berliner Plastik bestand diese Alleinherrschaft Rauchs. Bald kam es so weit, daß auch im übrigen Deutschland, selbst in München, kein größeres bildnerisches Unternehmen begonnen wurde, ohne daß man Rauchs Mitwirkung oder seinen Rat begehrte. Unter ihm und nach seinen Absichten, gewissermaßen nach seinem Kanon, arbeitete eine große Schule, die die Herrschaft des Rauchschen Stils durch ihre Betriebsamkeit noch weiter ausdehnte, so daß der alte Schadow und sein lebensvoller Naturalismus bald in Vergessenheit gerieten.

Wohl fußte auch die Rauchsche Richtung auf dem Studium der Antike, so weit man sie damals kannte und verstand. Aber sie hielt sich mehr an die Strenge der Formen und war zufrieden, es ihr in Reinheit und Klassizität des Stils gleich zu thun. Auf die Wiedergabe der innersten Regungen der Seele, auf den Ausdruck des Gemüts wurde weniger gesehen. Man begnügte sich einerseits mit jener allgemeinen, auf große Wir-



Abb. 2. R. Begas: Sockelfiguren vom Schillerdenkmal. (1869.) Links: lyrische Poesie, rechts: Drama.



Abb. 3. R. Begas: Venus, den von einer Biene gestochenen Amor tröstend. (1864.)

kung abzielenden Charakteristik, der wir denn auch die hohe Ausbildung des monumentalen Stils verdanken, die immer das Hauptverdienst Rauchs und seiner Schule bleiben wird, andererseits mit einer äußeren Anmut, die sich auf ein gefälliges Formenspiel ohne stärkere Gemütsbewegungen beschränkte. Wie sich Rauch in seiner kühlen, ruhigen Art von der Romantik seiner Zeit und ihren begleitenden Erscheinungen fernhielt, ebenso besaß er — wenigstens in seiner Kunst — keinen Sinn für Humor. Sein Talent hatte sich nach einer Richtung, nach dem Ausdruck des Großartigen und Gewaltigen, so stark entwickelt, daß darüber die anderen Seiten zu kurz kamen, und so war eine Ergänzung und Ausgleichung für die weitere Entwickelung der Plastik zu einer Notwendigkeit geworden, ohne die kein Fortschritt zu denken ist. Ein Teil dieser Ergänzungen wurde noch durch die Rauchsche Schule geleistet. Wir erinnern nur an die Verdienste, die sich Rietschel um die religiöse Kunst erworben hat, die innerhalb von Rauchs Schaffen fast gar keinen Raum gefunden, und ebenso hatte der mit einer viel beweglicheren Phantasie und mit einer geschmeidigeren Formensprache begabte Rietschel in der Behandlung antiker Stoffe eine größere Lebensfülle, einen stärkeren dramatischen Puls, Gemüt und Humor gezeigt.

Mit diesen Bestrebungen schien aber so ziemlich alles erschöpft zu sein, was in den Grenzen des Rauchschen Stils Gestalt und Leben gewinnen konnte. Wer nicht die alte Melodie bis ins Unendliche nachsingen wollte, mußte sich nach einer anderen Formenanschauung, nach einer anderen Naturauffassung umsehen. Diese Offenbarung ward dem dritten Führer einer neuen Bewegung in der Berliner Bildhauerschule, Reinhold Begas, zuteil, dem es freilich nicht so leicht und schnell glücken sollte, seine Art zur Geltung zu bringen, wie seinem großen Vorgänger. Dieser hatte noch Gelegenheit, die ersten Schritte des Jünglings zu beobachten, dessen Wohl ihm am Herzen liegen mußte, weil er sein Pate gewesen. Reinhold Begas war der dritte Sohn des um seiner Kunst wie um seiner Persönlichkeit willen

gleich hochgeachteten Malers und Professors Karl Begas, und als der am 15. Juli 1831 Geborene die heilige Taufe empfing, ward ihm die Ehre zuteil, daß sich drei Meister der Kunst, in der er selbst nachmals seinen Ruhm finden sollte, unter den Zeugen befanden: der alte Schadow, der Direktor der Akademie, Rauch und Ludwig Wichmann. Bei letzterem, einem Schüler Schadows, erhielt der junge Begas, dessen ungewöhnliche Begabung sich schon im frühen Knabenalter durch Nachbildungsversuche des Gesehenen in Thon und Wachs Bahn gebrochen hatte, den ersten regelrechten Kunstunterricht. Wer aber damals in der Bildhauerei etwas Tüchtiges lernen und werden wollte, durfte an Rauchs Werkstatt nicht vorübergehen, und so folgte auch Reinhold Begas dieser Übung, im November 1848 nach den Notizen Rauchs, der ihn als „Begas von hier, Sohn des Freundes Professor Begas“ in sein Tagebuch eintrug. Was der siebzehnjährige Jüngling in der Werkstatt, deren Thätigkeit damals in den Arbeiten für das Friedrichsdenkmal gipfelte, gelernt hat, darüber erfahren wir nichts. Jedenfalls ließen die ersten selbständigen Arbeiten, die er im Anfange der fünfziger Jahre zur Ausstellung brachte, nicht viel von einem Einflusse Rauchs, wohl aber etwas von einem entschiedenen Streben nach individuellem Ausdruck erkennen. Schon sein Erstlingswerk, das auf der Kunstausstellung von 1852 erschien, unterschied sich durch die Wahl des Stoffs von den üblichen Arbeiten der Rauchschen Schule. Es war eine Gruppe, die Hagar und Ismael in der Wüste darstellte, und Fr. Eggers, der begeisterte Verehrer Rauchs, konnte von der Arbeit des Einundzwanzigjährigen rühmen, daß sie „von entschiedenem Talente zeugte.“ Er fand die Gruppe sogar einer eingehenden Charakteristik im „Kunstblatte“ würdig, in der er sie folgendermaßen beschrieb: „Die arme verstoßene Mutter ist niedergekniet bei dem verschmachtenden, geliebten Sohne, der mit schlaff herabhängenden Gliedern und halb gebrochenen Augen im Schoße der Mutter ruht. Das leere Trinkgefäß liegt am Boden, und vergeblich wendet das kummervolle Mutterauge sich nach oben, um einen Trunk für den Verschmachtenden zu erflehen. Dieser Ausdruck wirkt um so ergreifender, da der Künstler die Not der



Abb. 4. R. Begas: Merkur und Psyche. In der Nationalgalerie. (1874.)
(Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)



Abb. 5. R. Begas: Raub der Sabinerin. (1876.)

H. Wittig und Franz an einem vom Verein für religiöse Kunst ausgeschriebenen Wettbewerb um einen Christuskopf beteiligte. In dieser Konkurrenz waren nach einem Berichte des „Kunstblattes“ alle Christustypen vertreten, „von den strengen Zügen eines Olympiers bis zu Bernini-scher Weichheit,“ und es liegt nahe, die Anspielung auf die „Berninische Weichheit“ auf die Arbeit des jungen Begas zu beziehen. Letzterer erhielt auch nicht den Preis, sondern H. Wittig, ein Schüler Tiecks. Dafür wurde aber Begas die Auszeichnung zuteil, daß ihm der König die Ausführung seines Christuskopfes in Marmor übertrug. — Dieser Erfolg hatte aber keineswegs die Wirkung, daß Begas sich weiter der Pflege der religiösen Plastik widmete. Im Gegenteil war

Mutter- in ihrer ganzen Tiefe geschildert hat, ohne sich zu Übertreibungen hinreißen zu lassen. Die Gruppe rundet sich schön in ihren Umrissen, und wir wünschten sie wohl in Marmor ausgeführt zu sehen.“ Dieser Wunsch ging nicht in Erfüllung. Doch erhielt Begas zwei Jahre später einen ersten Auftrag zu einer Marmorausführung, indem er sich mit A. Wolff, Drake, Afinger, sein Sinn schon damals auf das mythologische Genre, auf jene Gattung der Plastik gestellt, die dem Bildhauer stets als das höchste Ziel seines Strebens erscheinen wird, weil sie ihm die freieste Bewegung seiner Phantasie in der Wiedergabe unverhüllter, menschlicher Körperschönheit gestattet. Im Jahre 1855 vollendete Begas das Gipsmodell einer Gruppe, die Psyche

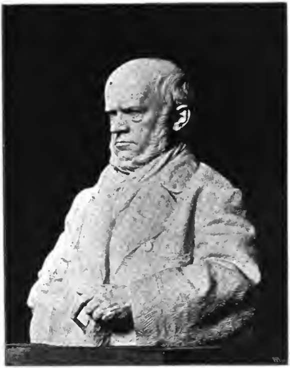


Abb. 6. R. Begas: Adolf Menzel. In der Nationalgalerie. (1876.)
(Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)

darstellte, wie sie mit der Lampe in der Hand sich über den schlafenden Amor beugt, und dieses Werk wurde für seine Zukunft, seine ganze künstlerische Richtung, entscheidend. Ein Berliner Bankier bestellte die Ausführung der Gruppe in Marmor, und damit erhielt Begas die Mittel zu seiner ersten Reise nach Rom, wo sich ihm nicht nur durch die spätrömische Antike, sondern ganz besonders durch das Studium Michelangelos und der diesem gleichzeitigen Spätrenaissance- wie der Barockkunst jene Welt der Formen offenbarte, die ihm zum Ausdruck der feinsten, seelischen Regungen wie der stärksten Leidenschaft geeigneter erschienen, als die herbe und strenge Sprache Rauchs, die auf feinere Schattierungen verzichtete. Im Atelier Emil Wolffs, eines Schülers von Thorwaldsen, fand Begas gastliche Aufnahme, um sein Modell in Marmor ausführen zu können. Wolff, zugleich ein Freund Rauchs, schrieb darüber im Jahre 1856 an letzteren nach Berlin: „In meiner Werkstatt wird auch eine Gruppe, Amor und Psyche, vom jungen Begas in einem schönen Marmor ebauchiert, eine Talent zeigende Arbeit eines jungen Künstlers, dem einige Jahre Aufenthalt in Rom sehr förderlich sein werden.“ Und wie förderlich sind sie ihm geworden, aber in einem ganz anderen Sinne, als Wolff und Rauch erwartet haben mochten! Begas schloß sich im geselligen Verkehr weniger an seine engeren Kunstgenossen an, sondern empfand eine viel stärkere Anregung im Umgang mit Malern wie Franz Dreber, Böcklin, Feuerbach und ähnlich gesinnten, die alle auf eine Wiederbelebung und Durchgeistigung der Antike im romantischen Sinne ausgingen und auch in ihrer malerischen Ausdrucksweise neue Bahnen zu finden suchten. Dieser Verkehr mit Malern gab der Phantasie des jungen Bildhauers, der selbst geschickt mit dem Pinsel umzugehen verstand, noch eine stärkere Richtung auf das vom Barockstil in die Plastik eingeführte malerische Element, das von den einen ebenso heftig befehdet, wie es von den anderen gepriesen ward. Während jene, zumeist die Anhänger der Rauchschen Richtung, in dem Eindringen des die Grenzen zwischen Malerei und Plastik aufhebenden malerischen Elements den Verderb und Verfall der Bildhauerkunst erblickten, sahen die anderen darin eine notwendige Ergänzung und höchst willkommene Bereicherung der bildnerischen Sprache, deren Ausdrucksfähigkeit dadurch unendlich gesteigert würde. Damals und auch geraume Zeit



Abb. 7. R. Begas: Moltke. (1879.)

später schienen die ersteren Recht zu behalten; aber in den beiden letzten Jahrzehnten hat sich in den allgemeinen Kunstanschauungen, besonders durch die reiche Entwickelung der dekorativen Künste, durch die damit in Verbindung stehende Ausbildung des Farbensinns und durch die ungehinderte Entfaltung des Individualismus und des freilich bisweilen in Grillenhaftigkeit ausartenden Subjektivismus in der Kunst, ein so gründlicher Umschwung vollzogen, daß niemand mehr die Bedeutung und Berechtigung der durch Begas verkörperten Bewegung verkennen wird, um so weniger, als sie nicht die gefürchtete Vernichtung der Plastik, sondern vielmehr ein reicheres Leben und eine erhöhte Thätigkeit herbeigeführt hat und auch sonst in verhältnismäßig ruhigen Bahnen verlaufen ist.

Als Begas im Jahre 1858 nach Berlin zurückkehrte und als Hauptergebnis seiner römischen Studien das Gipsmodell einer Gruppe, „Pan, die verlassene Psyche tröstend“ (s. Abb. 1) ausstellte, eröffnete sich ihm freilich nicht die geringste Aussicht, daß er mit seiner Richtung jemals durchdringen würde. Und doch offenbarte sich schon in der Behandlung der Formen, in dem Gegensatz des zarten, knospenhaften Mädchenkörpers zu dem robusten, zottigen Gesellen und in der überaus humorvollen, durchaus naiven, jeden unzarten Gedanken zurückdrängenden Charakteristik eine ungewöhnliche bildnerische Kraft, die damals freilich nur Wenigen zum Bewußtsein kam und erst fast dreißig Jahre später allgemeine, zum Teil begeisterte Würdigung fand, als die nach jenem Modell in den ersten siebziger Jahren erfolgte Marmorausführung auf der Jubiläumskunstausstellung von 1886 wieder auftauchte! Was Begas schon damals in der Behandlung des Marmors, in der Belebung des Steins verstand, ist seitdem noch von keinem der deutschen Bildhauer, sogar von ihm selbst nicht viel mehr übertroffen worden.

Der erste Auftrag in großem Stile, der ihm nach seiner Rückkehr aus Italien zuteil wurde, eine zur Bekrönung der Fassade der neuen Börse bestimmte Gruppe der Borussia, die schützend ihre Arme über die Vertreter von Handel, Gewerbfleiß und Ackerbau ausbreitet, gab ihm Gelegenheit, jene vollen üppigen Formen, die er an den dekorativen Arbeiten des Barockstils in Rom kennen gelernt hatte, auch in großem Maßstabe anzuwenden. Aber die damalige Zeit hatte



Abb. 8. R. Begas: Bismarck. (1886.)

für diese Art der Formengebung, die heute zu allgemeiner Geltung gelangt ist, weil sie sich am besten neben der Architektur zu behaupten vermag, so geringes Verständnis, daß dieser erste Schritt des jungen Künstlers auf monumentalem Gebiete für geraume Zeit auch der letzte blieb. Aber Begas ließ sich durch diese geringen Erfolge nicht entmutigen, sondern hielt auch in seinen nächsten Schöpfungen, unter denen eine aus drei Personen bestehende Satyrfamilie (1860) die hervorragendste war, an seiner sich immer eigenartiger gestaltenden Ausdrucksweise fest.

Unter solchen Umständen war es für ihn eine hohe Auszeichnung, als ihn der Großherzog von Sachsen im Jahre 1860 als Lehrer an die neugegründete Kunstschule in Weimar berief, an der bereits einer seiner römischen Freunde, Böcklin, thätig war. Aber wie dieser, hielt es auch Begas nicht lange in der kleinen Residenz aus, deren engbürgerliche Verhältnisse keineswegs dazu angethan sind, kühn aufstrebende Künstlernaturen von ungebundener Genialität zu befriedigen und zu fesseln. Für Begas' künstlerische Entwickelung war der Aufenthalt in Weimar nur insofern von Bedeutung, als er sich währenddem an zwei großen öffentlichen Konkurrenzen beteiligte, an der um ein Denkmal Friedrich Wilhelms III für Köln und an der für ein Schillerdenkmal in Berlin. Die zu der ersteren eingesendete Skizze brachte ihm zwar einen ersten Preis ein, konnte aber wegen ihrer ungewöhnlichen, von der geschichtlichen Erscheinung abweichenden Auffassung nicht zur Ausführung empfohlen werden. Ein besseres Schicksal wurde dem Entwurf für das Berliner Schillerdenkmal zuteil, der nach einer abermaligen Konkurrenz und nach verschiedenen Zwischenfällen endlich zur Ausführung gelangte. Die Aufstellung und Enthüllung des Denkmals verzögerte sich, namentlich durch den französischen Krieg, bis zum 10. November 1871. Als das Werk sich den Augen des Publikums bot, hatte sich bereits in dem künstlerischen Temperament seines Schöpfers eine Läuterung und Abklärung vollzogen, die dem Schillerdenkmal nicht mehr zu gute kommen sollte. In seiner Gesamtkomposition, wie in der Bildung der Dichterstatue und der den Sockel umgebenden Frauengestalten, die die lyrische und dramatische Dichtkunst (Abb. 2), die Geschichte und die Philosophie versinnlichen, wich das Denkmal so sehr von dem herkömmlichen Typus der Rauchschen Schule ab, daß die allgemeine Entrüstung, die nach der Enthüllung in Berlin ausbrach und die vereinzelten Stimmen des Beifalls übertönte, nur zu begreiflich war. Statt sich an den Kanon einer wohlabgerundeten Form und stilistisch vorwurfsfreien Anordnung der Gewänder in edlem Faltenwurf zu halten, hatte Begas das Hauptgewicht auf die Kraft und Innerlichkeit der Charakteristik, auf den bis zu leidenschaftlicher Erregung gesteigerten



Abb. 9. R. Begas: Kaiser Wilhelm I. (1881.)

Ausdruck der Köpfe des in der Begeisterung des Schaffens dahinschreitenden Dichters und seiner vier Gefährtinnen gelegt. Darüber hatte er manches vernachlässigt, das der monumentale Stil nicht gut entbehren kann, und besonders hatte er in dem hier und da schwülstigen Übermaß der Gewandfalten gegen den guten Geschmack gesündigt. Im wesentlichen war es aber der ungewohnte Anblick, der damals die Augen verletzte und sie gegen einzelne Schönheiten, wie die der lyrischen Poesie, die zu den edelsten Schöpfungen des Künstlers gehört, blind machte.

Nachdem Begas seine Stellung in Weimar niedergelegt und 1863 und 1864 einen abermaligen Aufenthalt in Italien genommen, entstand im letztgenannten Jahre in der „Venus, die den von einer Biene gestochenen Amor tröstet" (s. Abb. 3) wieder eines jener Werke, in denen sich seine schöpferische Phantasie in voller Freiheit bewegen und er seiner Freude an dem nackten menschlichen Körper in seiner blühendsten Fülle unbeschränkten Ausdruck geben konnte. So dachte er sich die Olympier, die er nach seinem Ideal formte und mit allen Neigungen und Gefühlen der Menschen, mit ihren Fehlern und ihren Tugenden, aber auch mit ihrem befreienden, alles Erdenleid hinweglachenden Humor ausstattete! Um die Grenzlinien des klassischen Stils kümmerte er sich dabei nicht, und wenn auch manche Ausgelassenheit manche Derbheit in Form und Ausdruck, ja auch mancher Verstoß gegen den guten Geschmack mit unterlief, so gab doch zuletzt die Eigenartigkeit der Erfindung und die Lebendigkeit der Charakteristik den Ausschlag zu Gunsten des Künstlers, der bei allen Excentrizitäten und Bizarrerieen doch in einer idealen Gestaltenwelt lebte und die alten Götter, Waldgeister und Nymphen mit neuem Blute zu erfüllen wußte.

Aus dieser Gestaltenwelt waren auch mehrere andere Werke des Künstlers geschöpft, die in den Jahren 1864—1870 entstanden sind: ein alter Faun, der einen jungen im Flötenspiel unterrichtet, zwei Reliefs: die Tränkung Amors durch einen Hirtenknaben und Venus mit ihrem Taubenwagen, an dem der kleine Amor mit einer Taube spielt, ein kleines, als Brunnenfigur gedachtes Knäblein mit einem Wasserschlauche auf dem Kopfe, eine dem Bade entstiegene Frau, die mit dem Tuche das Bein zu trocknen sich anschickt, und die prächtige nackte Frauengestalt, die, im Begriff, sich den Rücken mit dem Badetuche zu trocknen, scheu über die linke Schulter blickt, als sei sie, wie die Susanna des Alten Testaments, durch das Geräusch nahender Schritte erschreckt worden (s. die Abb. auf S. 129 des Septemberheftes). Sind die Reliefs, wie fast alle Begasschen Schöpfungen dieser Art, auch von dem Vorwurf nicht freizusprechen, daß in ihnen der plastische Stil zu Gunsten des malerischen völlig aufgeopfert worden ist, was man übrigens auch von vielen



Abb. 10. R. Begas: Kaiser Friedrich III, im Zeughause zu Berlin.

Reliefs der klassischen Meister der florentinischen Frührenaissance sagen muß, so zeugt dafür der Körper der Susanna von einer so gründlichen Kenntnis der Formen und von einer so sorgfältigen Durchbildung aller Einzelnheiten in streng plastischem Sinne, daß gewisse Flüchtigkeiten und offenbare Mängel, die an manchen Arbeiten des Künstlers die Harmonie des Gesamteindruckes stören, nicht auf ein unzulängliches Können zurückzuführen, sondern eher aus dem Temperament, aus dem Naturell des Künstlers zu erklären sind, der in seinem leidenschaftlichen Eifer ebenso gut einmal fehlgreifen kann, wie er ein andermal das richtige trifft. Wie der Kopf der Susanna, so überrascht auch der eines fast gleichzeitig entstandenen, 1870 im Gipsmodell ausgestellten, später für die Berliner Börse in Marmor ausgeführten Merkur durch die edle, fast antike Einfachheit der Bildung, mit der allerdings der fast vierschrötige, stark muskulöse Körper in einigem Widerspruch steht.

Mit wie unablässigem Fleiße Begas bestrebt war, seine Marmortechnik zu immer größerer Vollendung auszubilden, dafür lieferten die 1872 ausgestellte Marmorausführung der „Susanna" und eine weibliche Porträtbüste, in deren Komposition und Formenbildung sich der Künstler an den lebensvollen, pomphaften Stil der französischen Kunst aus dem Ende des XVII. Jahrhunderts angeschlossen hatte, einen glänzenden Beweis. In einem gleichzeitig ausgestellten Kandelaber, dessen Fuß von vier Kindern umspielt wird, entfaltete er auch seine Begabung für die dekorative Kunst, in der er sich später noch mehrfach mit steigendem Erfolge bewährte. Die Ausstellung des Jahres 1874 sah außer der schon erwähnten Marmorausführung der Pan- und Psychegruppe und dem (später nicht zur Ausführung gelangten) sehr barock gehaltenen Entwurfe zu einem Grabdenkmal das Gipsmodell zu dem ersten der Werke, mit dem Begas Eingang in die Nationalgalerie fand: Merkur und Psyche (Abb. 4). Im Gegensatz zu seinen bisherigen idyllischen Motiven aus der antiken Götterwelt hatte der Künstler hier einen dramatischen Moment gewählt, wie Merkur sich anschickt, die zaghaft über ihn hinweg in die Tiefe blickende Psyche auf seinen Rücken zu heben, um mit der anmutigen Last zu den Tiefen der Unterwelt hinabzuschweben. Aber wenn die Last auch noch so anmutig und süß ist, so bleibt sie doch immer eine Last, und diese Wahrheit hat der Künstler veranschaulicht, indem er den Körper des leichtbeschwinglichen Götterboten allen Überlieferungen von der idealen Schönheit der Hellenen zum Trotz so sehnig und muskelkräftig bildete, daß er wirklich die Last zu tragen imstande ist. Man hat an dieser derben, massigen Körperbildung mit ihren stark und knollig, fast beutelartig heraustretenden Muskeln und unschönen Hautfalten Anstoß genommen; aber ein fein beobachtender Kritiker hat bei der ersten Ausstellung der Merkur-



Abb. 11. R. Begas: Kaiser Wilhelm II in Gardes du Corps-Uniform. (1889.) Geschenk des Kaisers an die Königin von England.

und Psychegruppe mit Recht darauf aufmerksam gemacht, daß unser Auge nur deshalb Anstoß daran nimmt, weil es von Anfang an durch die griechisch-römische Plastik und ihre Nachfolger an die von der unsrigen wesentlich verschiedene romanische Körperbildung gewöhnt worden ist, während Begas das Verdienst für sich in Anspruch nehmen darf, zuerst in umfassendem Maßstabe die germanische Körperbildung in die Plastik eingeführt zu haben, d. h. er hat die Natur nicht durch die Brille der Antike, sondern mit eignen Augen angesehen.

Auf die Spitze getrieben war das dramatische Moment in der 1876 ausgestellten Gruppe „Raub der Sabinerin“ (s. Abb. 5), in der sich der Naturalismus des Künstlers nicht bloß in der Behandlung der Körperformen, sondern auch in dem Aufbau der Gruppe und in manchem Detail, wie z. B. in dem weit geöffneten Munde der nach Hilfe schreienden Sabinerin, in Widerspruch zu den bisher in allgemeiner Geltung gewesenen Gesetzen der Ästhetik stellte. Freilich konnte nur ein Mann, der so gründlich wie Begas mit dem Muskelspiel aller Glieder vertraut ist, die plastische Darstellung eines solchen Maßes von Bewegung und leidenschaftlicher Erregung wagen, ohne sich der Gefahr auszusetzen, in einem Punkt übertrieben oder falsch gesehen zu haben. Der geöffnete Mund ist freilich ein Darstellungsproblem der Plastik, dessen Lösung Begas ebensowenig wie einem seiner italienischen oder französischen Vorgänger in der



Abb. 12. R. Begas: Grabdenkmal Kaiser Friedrichs III. In der Friedenskirche zu Potsdam.
Nach einer Aufnahme von Th. Voß in Berlin.



Abb. 13. R. Begas: Frau von Hopfen. (1877.)

naturalistischen Richtung gelungen ist. Im übrigen aber ist der Ausdruck wildester Energie in der Charakteristik der beiden Köpfe, wie in der Anspannung aller Muskeln mit einer fast erschreckenden Wahrheit, über die ein weiterer Schritt hinaus kaum noch denkbar ist, zur Anschauung gebracht. Zeigte sich der Naturalismus hier auf dem Gipfel seiner unheimlichen, mit dem wirklichen Leben wetteifernden Macht, so war ein zu gleicher Zeit ausgestelltes, jetzt in der Nationalgalerie befindliches Marmorporträt des Malers Adolf Menzel in etwa halber Figur (s. Abb. 6) ein beredtes Zeugnis dafür, daß sich derselbe Naturalismus auch der edelsten Mäßigung befleißigen kann, wenn es gilt, das Wesen eines geistig bedeutenden Mannes völlig zu erschöpfen, ein Abbild seiner Persönlichkeit von geschichtlich-urkundlichem Werte zu geben. Hatte sich Begas bisher in der Komposition seiner Büsten mehr an den Barockstil angeschlossen, so folgte er hier der strengen Wahrheitsliebe der großen Florentiner des XV. Jahrhunderts die das menschliche Bildnis als ein unmittelbar aus der Natur herausgegriffenes Stück Leben behandelten und wiedergaben.

Ganz in demselben Stile einer haarscharfen, der Natur bis in die geringfügigsten Einzelheiten nachspürenden Charakteristik, deren von jeder persönlichen Zugabe des Bildners sich freihaltende Ausdrucksweise man als objektiven Naturalismus bezeichnen möchte, ist der 1879 vollendete Kopf Moltkes gehalten (s. Abb. 7), der dem Künstler später als Modell zu einer für die Nationalgalerie in Marmor ausgeführten Porträt-Herme des Generalfeldmarschalls mit reich verziertem Fuße diente, und in einer zuerst 1886 in die Öffentlichkeit gelangten Büste des Fürsten Bismarck (s. Abb. 8), dem einzigen plastischen Abbilde des Kanzlers, das die fast dämonisch unheimliche, blitzartig aufleuchtende Genialität des gewaltigen Mannes so faszinierend wiedergibt, wie die besten Bildnisse Lenbachs, vor diesen aber noch den Vorzug einer höchst sorgsamen Durchbildung der Einzelformen besitzt, ist der Schwerpunkt auf die aus jeder Muskel, aus jedem Hautfältchen blickende Lebendigkeit und Wahrheit der Charakteristik gelegt. Daß ein Künstler von so genialer Gestaltungskraft, von so scharfem Blick für das Individuelle und von so großer Sicherheit in der Erfassung des geistigen Wesens einer bedeutenden Persönlichkeit dazu berufen wurde, die Helden und Fürsten aus der Zeit unseres höchsten nationalen Aufschwunges nach der Natur im Bildnis festzuhalten und der Nachwelt zu ewigem Gedächtnis zu überliefern, ist ein Glück, das erst unsere Nachkommen, die nicht mehr wie wir Zeugen jener großen Zeit, Zeitgenossen jener großen Männer gewesen sind, in vollem Umfange zu schätzen wissen werden. In der Komposition der Büsten Kaiser Wilhelms I (s. Abb. 9) und Kaiser Friedrichs III (s. Abb. 10), deren letztere, in kolossalem Maßstabe in Bronze-

guß ausgeführt, die Reihe der preußischen Kriegshelden in der Feldherrnhalle des Berliner Zeughauses eröffnet, hielt sich Begas wieder mehr an die durch Fülle und Kraft des Ausdrucks imponierenden Formen des Barockstils, in denen sich die irdische Majestät so ehrfurchtgebietend ausspricht, wie in keiner anderen Kunstform, ohne daß der Künstler dabei in die mit jenem Stil in seiner historischen Entwickelung nur allzuoft verbundenen Ausschreitungen verfiel, und an die gleiche Stilrichtung schließt sich auch die Büste Kaiser Wilhelms II (s. Abb. 11) mit dem vom Adlerhelm der Gardes du Corps bedeckten, entschlossen und furchtlos emporblickenden Haupte, die der kaiserliche Enkel als Geschenk für seine Großmutter, die Königin von Großbritannien und Irland, hat anfertigen lassen. In der Reihe der Begasschen Porträtschöpfungen zum Gedächtnis unserer Helden steht als die letzte und bis jetzt umfangreichste das Grabdenkmal Kaiser Friedrichs, das seinen Platz im Mausoleum an der Friedenskirche zu Potsdam über der Gruft des tiefbetrauerten Fürsten gefunden hat, der auch unserm Künstler ein edler, wohlwollender Beschützer und Förderer gewesen ist (siehe Abb. 12). In der Bildung der im Todesschlafe auf dem Deckel des Sarkophages ausruhenden Gestalt, in der auf große, ruhige Wirkung berechneten Anordnung der Falten des die Schultern des Helden umgebenden Mantels und des seine Füße bedeckenden Krönungsmantels und in dem Aufbau und der Gliederung des Sarkophags hat Begas jene „edle Einfalt und stille Größe" erreicht, die man bisher als den unerreichbaren Vorzug der antiken Kunst gepriesen hat, während andererseits nicht viele auf uns gekommene Werke der Antike sich an Tiefe und Wärme der Beseelung mit dieser Schöpfung des modernen Künstlers messen können. — In wie hohem Grade der Bildner so zahlreicher weiblicher Ideal- und Genrefiguren auch dem porträtmäßigen Abbilde weiblicher Anmut gerecht zu werden weiß, haben wir durch eine lange Reihe von Porträtbüsten kennen gelernt, unter denen



Abb. 14. R. Begas: Reichtum. (1879.)

die der Kaiserin Friedrich als Kronprinzessin, die 1890 geschaffene, ganz besonders durch Adel der Auffassung, Feinheit der



Abb. 15. R. Begas: Erster Entwurf zu dem Denkmal Wilhelm von Humboldts. (1876.)

Charakteristik und meisterhafte Behandlung des Marmors ausgezeichnete der Erbprinzessin Charlotte von Sachsen-Meiningen und die der verstorbenen Gattin des Schriftstellers Hans Hopfen (s. Abb. 13) die hervorragendsten sind.

Seit der Vollendung des Schillerdenkmals ist es dem Künstler nur noch einmal geglückt, auf Grund einer Konkurrenz um ein öffentliches Denkmal mit einem Auftrage bedacht zu werden, dessen Ausführung ihm freilich keine große künstlerische Befriedigung gewährte, weil sie seinen ursprünglichen Absichten schnurstracks zuwiderlief. Als im Jahre 1876 eine Konkurrenz um zwei Denkmäler der Brüder Wilhelm und Alexander von Humboldt in Berlin ausgeschrieben wurde, lieferte er zwei Entwürfe



Abb. 16. R. Begas: Erster Entwurf zu dem Denkmal Alexander von Humboldts. (1876.)

ein, in denen er den Verdrießlichkeiten und Unbequemlichkeiten, die das moderne Kostüm der plastischen Kunst bereitet, dadurch aus dem Wege ging, daß er die Büsten der Gefeierten auf viereckige Pfeiler-Postamente stellte und diese mit zwei allegorischen, das Forschungsgebiet der beiden Gelehrten versinnlichenden Figuren umgab (s. die Abb. 15 u. 16). Statt aber diese genial erdachten und im einzelnen mit großen Schönheiten ausgestatteten Kompositionen als eine wohlthuende Abwechslung von dem genugsam abgeleierten Denkmalschema zu begrüßen, entschieden sich die maßgebenden Instanzen für zwei Sitzbilder, von denen Begas das Alexanders von Humboldt übertragen erhielt. Damit sah er sich vor eine Aufgabe gestellt, die in keiner Weise der Eigenart seiner



Abb. 17. R. Begas: Kolossalstatue der Borussia im Zeughause zu Berlin. (Nach einer Photographie im Verlag von Friedr. Stahn, Berlin.)

künstlerischen Begabung entsprach, und wenn er sie unbefriedigend löste, so ist das weniger seine Schuld als die der Auftraggeber. — Eine weitaus reichere und ersprießlichere Thätigkeit entfaltete Begas in den letzten anderthalb Jahrzehnten auf dem Gebiete der dekorativen Plastik, die bei ihm freilich immer einen Zug ins Große, ins Monumentale erhält. Im Jahre 1875 schuf er zwei durch großartige Energie in der Darstellung von Mensch und Tier ausgezeichnete Gruppen für die Pfeiler des Hauptportals an dem Schlachthause zu Budapest: einen nur mit einem Schurz um die Hüften bekleideten jungen Mann, der einen Stier mit Hilfe eines um die Hörner geschlungenen Seiles bändigt, und einen ähnlich gebildeten gliederstarken Mann, der sich mit dem Rücken, das Schlachtbeil in der Rechten, an die zottige Flanke eines mächtigen Büffels lehnt. In einer 1879 im Gipsmodell vollendeten Personifikation des Reichtums (s. Abb. 14), die, in Bronze gegossen, eine der Nischen im Sitzungssaale der Reichsbank schmückt, behandelte er ein ihm besonders geläufiges und beliebtes Bewegungsmotiv, das die Gliederpracht eines majestätischen Frauenkörpers im doppelten Reize der Anmut und Würde zu zeigen gestattet. Zu einem heroischen Accent steigerte er diese Ruhe in der Bewegung, dieses Wechselspiel zwischen der statuarischen Ruhe der Glieder und dem malerischen Flusse der Gewandfalten in der marmornen Kolossalstatue der Borussia, die sich inmitten des monumentalen Lichthofes des Berliner Zeughauses auf hohem Postamente erhebt als die vollendete Verkörperung des in sich gefesteten, immer auf der Wacht stehenden, stets kampfbereiten und vor keinem Wagnis zurückschreckenden Heldentums (s. Abb. 17). Diesem Bauwerk hatte Schlüter durch seine Trophäen an der Fassade und durch seine berühmten Masken sterbender Krieger an den Schlußsteinen der Fenster des Hofes bereits einen plastischen Charakter aufgeprägt, der mit demjenigen von Begas aufs engste verwandt ist. Um so mehr war letzterer auch zur weiteren Ausschmückung des zu einer Ehrenhalle für das preußische Heer umgewandelten Zeughauses befähigt und berufen. Außer der Borussia schuf er noch zwei in Sandstein ausgeführte Figuren sitzender Krieger in römischer Tracht an den Aufgängen der zum ersten Stockwerk führenden Doppeltreppe, zwei Reliefs für die Treppenwangen und zwei weibliche, die Kriegswissenschaft und die Kraft versinn-



Abb. 18. R. Begas: Centaurengruppe. (1881.)

lichende Marmorfiguren für zwei Nischen der westlichen Hälfte der Feldherrnhalle.

Während in allen diesen Werken der malerische Stil hinter der Strenge des plastischen Monumentalstils zurücktritt, tragen zwei andere Schöpfungen der achtziger Jahre, eine Centaurengruppe (s. Abb. 18) und die Kandelabergruppe „Der elektrische Funke“ (s. Abb. 19), einen mehr dekorativen, auf malerisch-sinnliche Wirkung berechneten Charakter, der auch im Bronzeguß zu glücklichem Ausdruck gelangt ist. Fesselt letztere Gruppe den Beschauer vornehmlich durch die Originalität der Erfindung, durch die geistvolle Symbolik und die Kühnheit des Aufbaues, der freilich auch vor bedenklichen Verwegenheiten in der Zurschaustellung gewisser Körperteile nicht zurückschreckt, so erfreut die Centaurengruppe besonders durch die Feinheit des Humors in der Charakteristik des Roßmenschen, der das scheue Nymphlein zu dem lustigen Ritte auf seinem Rücken ermutigt. Die umfangreichste der dekorativen Arbeiten, die Begas während des letzten Jahrzehnts beschäftigt hat, ist eine große von zahlreichen Figuren belebte Brunnenanlage (s. Abb. 20). Schon seit geraumer Zeit in einer ziemlich durchgeführten Skizze vollendet, war sie ursprünglich zur Ausführung für den Dönhoffsplatz in Aussicht genommen, dann aber beiseite gestellt worden, bis sie der Berliner Magistrat übernahm, um danach einen Brunnen für den Schloßplatz zur Erinnerung an den Regierungsantritt Kaiser Wilhelms II ausführen zu lassen. Dieser Brunnen, dessen Aufstellung in nächster Zeit zu erwarten ist, wird sich vor der Südfront des Schlosses erheben, mit dessen plastischer Dekoration der von Begas zu eigentümlicher Kraft und Ursprünglichkeit ausgebildete Stil in vollem Einklang steht. Vor der Westseite des Schlosses wird auf dem durch die Niederlegung der Häuser an der Schloßfreiheit gewonnenen Platze das Reiterdenkmal Kaiser Wilhelms I errichtet werden, das somit also auch zu der Architektur des Schlosses in Beziehung zu bringen ist. Nach dieser Entscheidung über den Aufstellungsplatz kann es keinem Zweifel mehr unterliegen, daß die Ausführung des Denkmals entweder Begas selbst oder einem Künstler aus der von ihm unmittelbar abstammenden Schule oder dem durch seine Schöpfungen



Abb. 19. R. Begas: Der elektrische Funke. (1886.)
(Im Besitz des Herrn von Carstanjen in Köln.)

beeinflußten Kreise übertragen werden wird. — Einen unmittelbaren Einfluß auf die Entwickelung der Berliner Bildhauerschule



Abb. 20. R. Begas: Der Brunnen für den Schloßplatz zu Berlin.

hat Reinhold Begas durch seine Lehrthätigkeit als Vorsteher eines Meisterateliers an der Kunstakademie gewonnen. Aber schon vor Antritt dieses Amts zeigten sich deutliche Spuren seiner Einwirkung, und selbst Künstler, die nicht mehr als Werdende, sondern als Fertige nach Berlin kamen, haben sich durch seine zwingende Genialität in seine Bahnen ziehen lassen. Die Verwilderung, die die Anhänger der alten Rauchschen Richtung aus dem Überhandnehmen der Begasschen Richtung mit düsterer Miene prophezeiten, ist ausgeblieben. Wohl schien es eine Zeitlang, als würden die Wogen der neuen Bewegung alles Bestehende verschlingen, alle Dämme ästhetischer Ordnung und künstlerischer Besonnenheit durchbrechen und die rohe Willkür an Stelle der edlen Gesetzmäßigkeit zur Herrschaft bringen. Aber in dem Grade, als der Meister selbst die überschäumende Kraft seines Naturells mäßigte, läuterte sich auch der Geist seiner Schüler und der von einem gleichen Streben Beseelten. Aus der sich wild geberdenden Menge haben sich künstlerische Individualitäten entwickelt, die der Berliner Bildhauerschule eine ebenso mannigfaltige wie reizvolle Physiognomie geben. Künstler wie Eberlein, Paul Otto, Karl Begas, der Bruder Reinholds, Hundrieser, Bergmeier, Ohmann, M. Klein, Brütt, L. Manzel, C. v. Uechtritz, W. Schott, M. Unger, J. Kaffsack († 1890) u. a. sind alle von der gleichen künstlerischen Absicht geleitet wie Begas, die plastische Form zum Träger des stärksten Ausdrucks von Geist und Leben, von Wahrheit und Schönheit zu machen. Kann es ein höheres Ziel für die bildende Kunst geben?





Ein neuer Weltbürger. Nach
(Mit Genehmigung der Photogra

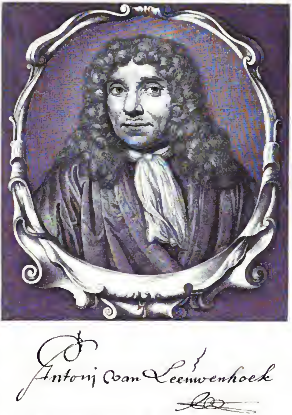


dem Gemälde von B. Vautier.
ohischen Gesellschaft in Berlin.)

Antoni van Leeuwenhoek.

Sein Leben und Wirken. Von William Marshall-Leipzig.

(Abdruck verboten.)



Nach dem Gemälde von J. Verkolje. Gestochen von A. de Blois.

In unseren Tagen, in denen die Kochschen Entdeckungen die unermeßliche Bedeutung der Mikroskopie für die Wissenschaft auch den weitesten Kreisen wieder einmal zum Bewußtsein gebracht haben, wird ein Lebensbild des Vaters der Mikroskopie allseitig willkommen sein.

Das XVII. Jahrhundert und besonders dessen zweite Hälfte ist ausgezeichnet durch den Aufschwung, welchen in fast allen Ländern Europas Künste und Wissenschaften, allen voran Naturkunde, Mathematik und Philologie, nahmen. Besonders aber sind es Italien, England und die Niederlande, in welchen der Handel, den allgemeinen Wohlstand beträchtlich vermehrend, allem Guten und Schönen, was der Mensch kann und vermag, eine herrliche Entwickelungsstätte bereitet hatte. Nicht bloß die Kunst, auch die Wissenschaft geht nach Brot und kann an kaltem Herde und an unbesetzter Tafel so wenig wie jene gedeihen! Während ringsum die materiellen und mit ihnen die ideellen Güter der Menschheit sich reicher und immer reicher häufen, gleicht unser armes Vaterland in der Mitte des Jahrhunderts einer Wüste — es ist die blutgetränkte, trümmervolle Arena, in welcher dreißig Jahre lang die Soldateska von fast ganz Europa sich gegenseitig und den unglücklichen Bewohnern gemeinsam die Hälse abgeschnitten hatte. Mit Grauen wendeten sich die Musen von den durch Mord und Brand entvölkerten Landen, von den in Not und Drangsal verarmten Städten. Hier war ihres Bleibens nicht!

Wie anders bei unsern Nachbarn, und besonders bei den stammverwandten Niederländern. Hier doch war nach glorreicher Niederwerfung eines unüberwindlich scheinenden und sich unüberwindlich dünkenden Feindes das nationale Selbstbewußtsein mächtig erstarkt, hierher hatte eine kühne, unternehmende Politik den überseeischen Handel fast ausschließlich konzentriert: die ostindische Kom-

panie, mit ihren unermeßlich reichen Emporien zu Amsterdam, war in der Lage, den Gewalthabern dieser Welt, selbst Ludwig XIV von Frankreich und dem seemächtigen England, erfolgreich zu trotzen. Im Haag war der Sammelplatz der feinen Welt und die Hochschule der diplomatischen Künste. Berühmte Universitäten, allen voran Leiden, die Metropole der Wissenschaften in damaliger Zeit, zogen von weit und breit die lernbegierige Jugend und das lehrkundige Alter an. In fast allen Städten der Republik fanden Künstler ersten Ranges für ihre unsterblichen Werke verständnisvolle, alles eher als knauserig auftretende Käufer.

Eine gesittete, bürgerliche Freiheit, eine mit Wohlanständigkeit gepaarte Behäbigkeit machten die Menschen vorurteilsfrei, wohlwollend, sich und anderen das beste gönnend. Während im Osten, Norden und Süden die Scheiterhaufen rauchten und Tausende unglücklicher Weiber als Opfer eignen und fremden, finstern Aberglaubens sterben mußten, zuckten die verständigen Bürger der batavischen Republik zu solchen Verblendungen die Achseln. Den vertriebenen portugiesischen Juden mit ihrem Reichtum und ihrer Intelligenz öffnete Amsterdam gern und freudig seine Thore, und bereitete den Flüchtlingen, sie mit allen anderen Einwohnern auf gleiche Stufe stellend, eine neue Heimat, an der sie bald mit zäherer Liebe als an der alten hängen sollten.

Der Sinn für Wissenschaft, und wenn er sich stellenweise auch nur in oft komischen Dilettantismus äußerte, war im Volk in allen, nicht gar zu dürftigen Schichten verbreitet. Der Handel führte nebenher aus jeder Ecke der Welt Kunstschätze, interessante Naturobjekte und Raritäten zusammen. Es wuchs die Freude an diesen Dingen, damit der Wunsch, sie zu besitzen, und es entstanden, ganz dem kaufmännischem Sammelsinn entsprechend, jene großartigen Privatbibliotheken und Privatmuseen, wie sie nicht leicht einmal wieder in solcher Masse auf so kleinem Raume vereint werden gefunden werden.

In diese Welt hinein wurde am 24. Oktober 1632, genau vier Wochen vor Spinoza, einer der größten Mikroskopiker aller Zeiten, Antoni van Leeuwenhoek (sprich Leewenhuck) und zwar zu Delft geboren. Seinen Vater, der kein festes Amt oder bestimmte Stellung bekleidet zu haben scheint, verlor er bald, und seine Mutter that ihn in ein, zu damaliger Zeit berühmtes Knabenpensionat zu Warmond bei Leiden. Nachdem er die Schule absolviert hatte, nahm ihn sein Onkel, Advokat und Sachwalter in Benthuizen, zu sich, damit er unter seinen Auspizien die Anfangsgründe der Rechtswissenschaft sich aneigne. Es mag indessen mit seinem inneren Drange für diesen Beruf nicht weit her gewesen sein, auch mag es ihm an der rechten Vorbildung dazu gefehlt haben, war er doch der lateinischen Sprache nicht mächtig, wie er selbst eingesteht und wie von mehreren seiner gelehrten Zeitgenossen halb mitleidig wiederholt bestätigt wird. Kurzum, er kehrte der Themis den Rücken. Darauf gab ihn seine Mutter nach Amsterdam in ein Schnittwarengeschäft, wo er als Buchhalter und Kassierer Anstellung fand. Damals schon trat er zu verschiedenen Naturforschern, wie einer seiner Biographen, Halbertsma, mitteilt, in Beziehung, so daß wir wohl annehmen dürfen, daß die Liebhaberei für mikroskopische Untersuchungen schon zu jener Zeit bei ihm Wurzel geschlagen hatte. Bald gab er denn auch jene ihm, wie scheint, ebenfalls wenig genehme Stellung auf, zog in seine Vaterstadt und verheiratete sich. Aus zwei Ehen, die er einging, hatte er bloß ein einziges Kind, eine Tochter, welche bis an das Ende seines langen Lebens bei ihm blieb.

Längere Zeit lebte er vollständig als Privatmann, nur seinen Untersuchungen, ließ sich indessen später, wahrscheinlich von Verwandten, welchen seine Lebensart nicht „fazoendelnk," wie der Holländer für schicklich sagt, vorkommen mochte, veranlassen, ein seltsames, kleines Ämtchen anzunehmen: er wurde nämlich „Kamerbewaarder der Kamer van Heeren Schepenen," eine wahrscheinlich gar nicht so schlecht dotierte, mit möglichst wenig Arbeit verbundene städtische Anstellung, deren Titel ich in der That nur wörtlich übersetzen kann, ohne eine Ahnung davon zu haben, was er eigentlich bedeutet. Auf deutsch heißt es „Kammerhüter der Schöffenkammer," vielleicht bezeichnet es das Amt so einer Art von Botenmeister oder Registrator. Jedenfalls wurde unser Leeuwenhoek durch dieses Geschäft sehr wenig belästigt und gestört, so daß er es neunundreißig Jahre lang verwaltete. „Nach dieser Zeit,"

sagt der erwähnte Halbertsma, „glaubte er, sich dem Gemeinwesen seiner Vaterstadt genug gewidmet zu haben, und beschloß, den Rest seiner Tage bloß seinen Studien zu leben und nahm daher seine Entlassung." Hochbetagt starb er am 26. August 1723. Seine Tochter ließ ihm in der St. Hippolytskapelle zu Delft ein Grabmal errichten, dessen von einem damals berühmten Dichter mit dem melodischen Namen Poot (Pfote) verfertigte holländische Grabschrift auf deutsch etwa lautet:

Wer Ehrfurcht noch im Herzen trägt,
Für hohes Alter Achtung hegt,
Bewundernd große Gaben,

Der mach', o Wandersmann, hier halt,
Hier liegt die Wissenschaft, uralt,
In Leeuwenhoek begraben.

So war der Lebensgang Leeuwenhoeks in jeder Beziehung, soweit wir wissen, der friedlich geregelte, nicht durch große Leidenschaften gestörte und durch gewaltige Konflikte unterbrochene eines biederen Bürgers einer kleinen holländischen Stadt. Alle seine Verhältnisse erschienen geregelt, und die einzigen Sorgen, welche ihn betroffen, sind, wenn ihm einmal eins seiner Experimente nicht gelingen will, oder wenn er mit irgend einem gelehrten Zeitgenossen, Athanasius Kircher etwa oder Hartzoeker (sprich Hartsucker), aneinander gerät. In seinen zahlreichen Abhandlungen, die, in Briefform geschrieben, vier dicke Quartanten füllen, verfällt er öfters ins Plaudern und erzählt dann mancherlei von seinen äußeren Lebensumständen, aus denen hervorgeht, daß es ihm recht gut ging. Er hatte ein Haus mit Garten in Delft, einen größeren Garten vor der Stadt, sein Weinkeller war wohl assortiert mit französischem Rotwein, Rhein- und alten Moselweinen, und er machte kein Geheimnis daraus, daß er ihn auch praktisch zu würdigen weiß. Mittag trank er seine anderthalb und abends seine zwei Pfund*) Wein. Seine Liebhabereien, die ihn berühmt machen sollten, mußten ihm auch nicht wenig Geld gekostet haben, montierte er doch seine Mikroskope teilweise mit Gold und Silber und hatte einen besonderen Zeichner für die zahllosen ausgezeichnet ausgeführten Illustrationen seiner Werke. Er hielt sich ein Reitpferd, was in damaliger Zeit allerdings auch bei bescheideneren Bürgern nichts Seltenes war.

Von Statur scheint er mittelgroß gewesen zu sein, er erzählt, sein Leibesgewicht betrage 160 Pfund. Sein Gesicht ist ein biederes, echt holländisches, und ist ein gewisser Gleichmut, um nicht zu sagen Phlegma, in demselben nicht zu verkennen. Seine Gesundheit war eine ausgezeichnete, sonst wäre er auch wohl kaum über neunzig Jahre alt geworden und hätte nicht bis einige Wochen vor seinem Tode thätig sein können. Noch sechsunddreißig Stunden vor dem Hinscheiden murmelte er seine Meinung her, die er über gewisse von den Administratoren der ostindischen Kompanie zur Untersuchung auf Gold eingeschickte Sandkörner hegte. Man merkt seinen Briefen aus den letzten Jahren seines Lebens nicht die geringste Spur von Altersschwäche an. Durch sie alle geht von Anfang bis zu Ende, während eines Zeitraums von mehr als vierundvierzig Jahren, derselbe klare Zug, dieselbe Vorurteilslosigkeit, die sich durch keine Autorität bestimmen läßt, sondern nur dem eignen Sinne traut. Auf jeder Seite tritt uns, man möchte sagen, sein heiliger Eifer, seine Begeisterung für seine Wissenschaft, im letzten Brief genau so wie im ersten entgegen.

Die Gebrüder von Uffenbach, reiche Frankfurter Patriziersöhne, welche ihn im Jahre 1710 besuchten, fanden in ihm einen außerordentlich frischen und gesunden, aber etwas wunderlichen alten Herrn. „Wir," fährt der ältere Bruder, Zacharias Konrad, der jene Reise beschrieben hat, fort, „mußten uns wundern, daß er fast gar nicht zitterte und noch ein gar unvergleichlich Gesicht hat, da er doch die Augen durch sein Observieren gar sehr angreift." Man erzählt von ihm, er habe goldene Kettchen von größter Feinheit verfertigt, um Flöhe daran zu legen. Er selbst konstatiert (1710), daß er vorzügliche Augen habe und ist ärgerlich darüber, daß andere die Dinge nicht so deutlich zu sehen vermögen, wie er selbst. Nur seine Füße sollen im höheren Alter nicht mehr viel getaugt haben, was vielleicht mit den „$3^1/_2$ Pond wyn" täglich zusammenhängt. Daß Leeuwenhoek so alt wurde und so gesund blieb, geschah das trotz oder wegen

*) Eine wunderliche Bestimmung für Flüssigkeitsquanta. Wenn dieselbe unsern Maßen entspricht, nach der 1 Liter Wasser etwa 1 Kilogramm wiegt, würde Leeuwenhoek täglich $1^3/_4$ Liter Wein konsumiert haben.

seines Abscheues vor den Jüngern Äskulaps, an die er sich in seinen Schriften gar so gern reibt und die er mit allerlei kleineren und größeren Sticheleien verfolgt? Er kuriert sich, wenn ihm je einmal nicht wohl ist, mit einigen Tassen Kaffee oder Thee, die er so heiß wie möglich trinkt. Groß und gefürchtet war er als Entlarver von allerlei Betrügereien, wie sie hysterische, sich gern interessant machen wollende Damen bisweilen in Szene setzen, – die behandelnden Ärzte ließen sich oft hinters Licht führen, der alte Leeuwenhoek nicht, und mit Behagen geißelt er die vorgeblichen Patientinnen und zugleich ihre Herren Doctores mit bissigen Sarkasmen.

Nach dem Urteile Molineux', eines gelehrten Bekannten von ihm, war Leeuwenhoek trotzdem „suavis," „angenehm" im Umgang und von Natur sehr gut beanlagt. Aus allen seinen Schriften geht hervor, daß er absolut wahr und ein Feind allen Schwindels und aller Phantastereien gewesen sein muß. Da er kein Wort Latein verstand, auch keiner lebenden Sprache, außer der holländischen, mächtig war, folglich die Schriften seiner Zeitgenossen nicht lesen, ihre Gründe nicht würdigen und ihre Beobachtungen nicht beurteilen konnte, verfiel er allerdings in jene bekannte Selbstüberschätzung, wie sie Autodidakten meist eigen ist. Am besten kann man aber auf seinen aufrichtigen Charakter aus folgender Äußerung von ihm schließen: „Ich schäme mich," sagte er, „gewisser Irrtümer nicht und bin zuerst bereit anzuerkennen, daß ich mich in einer Sache geirrt habe, wenn ich durch andere eines Besseren belehrt oder durch spätere Untersuchungen von dem Irrtümlichen früherer Auffassungen überzeugt worden bin." Und das war nicht etwa eine bloße Redensart, Leeuwenhoek handelte auch nach dieser Maxime. Öfters betont er, man müsse die Gegenstände nicht bloß einmal, sondern wiederholt mit dem Mikroskop untersuchen, bevor man sich über ihre Beschaffenheit ein positives Urteil zu machen wagen dürfe. Wo er etwas über die Dinge, welche sein ganzes Sein erfüllten, erfahren und lernen konnte, war er dabei: Fischer, Metzger, Gärtner und Landleute sind seine sehr guten Freunde, und er verachtet ihre Ansichten und Meinungen keineswegs von vornherein, sondern läßt es sich angelegen sein, zu untersuchen, ob und inwieweit sie begründet sind oder nicht. Sehr entrüstet ist er über den Vorwurf, der ihm häufiger gemacht worden zu sein scheint, er sehe teilweise mehr mit seiner Phantasie, als mit seinen Augen und erblicke wohl Sachen, die er gern erblicken möchte.

Seine Mitbürger waren im ganzen zwar stolz auf ihn, ehrten ihn aber mehr platonisch und wenn ihm auch die Herren der Ostindischen Kompanie häufig allerlei zur Untersuchung und Begutachtung übersendeten, wie z. B. den oben erwähnten Sand oder von Insekten beschädigte Waren, so hört man doch nirgends, daß ihm von seiten dieser reichen Protzengesellschaft irgend ein materieller Dank zu teil geworden wäre, weshalb er auch wohl gelegentlich einen kleinen Seitenhieb austeilt.

Drollig ist es, daß er, ein wissenschaftlicher Mann und noch dazu ein Bürger der freien batavischen Republik, ein ganz ausgesprochener Fürstenknecht ist und mit nichts so renommiert als mit Besuchen, welche ihm seitens Kaisern, Königen, Fürsten und Herren gemacht worden sind. Der deutsche Kaiser Karl VI, dem er den ersten Band seiner gesammelten Briefe widmete, schickte keinen geringeren als seinen Hofkämmerer, den Fürsten Liechtenstein, nach Delft, um den alten Mikroskopiker zu ersuchen, nach dem Haag zu ihm zu kommen, indessen zerschlug sich die Sache wegen plötzlicher Abreise des Kaisers. Mehr Glück hatte Leeuwenhoek mit Peter dem Großen, der auch zwei vornehme Herren zu ihm sendete und ihn durch sie bitten ließ, zu ihm zu kommen. Er würde, fügte er hinzu, ihn selbst aufgesucht haben, er scheue aber die Aufregung und die Zudringlichkeit des großen Publikums. Sonst durfte Leeuwenhoek sich rühmen, folgende Potentaten unter seinem Dache empfangen zu haben: Karl II und Georg I, Könige und Marie II, Königin von England, König Friedrich I von Preußen, König August II (den Starken) von Polen, Kurfürst von Sachsen, den Kurfürsten von der Pfalz, den Herzog Anton Ulrich von Braunschweig, den Landgraf von Hessen-Kassel und viele andere mehr.

Und diese Herren wußten den alten, eiteln Herrn zu ehren, wie er selbstgefällig erzählt. Der Landgraf von Hessen schickte

ihm einen silbernen Becher und der Herzog von Braunschweig zwei Medaillen mit seinem Bildnis, die etwa den heutigen Orden, die in jenen barbarischen Zeiten, leider, noch wenig gebräuchlich waren, in ihrer Bedeutung entsprochen haben werden. Die Universität Löwen ließ eine silberne Denkmünze schlagen, mit Leeuwenhoeks Porträt auf der einen Seite, auf der anderen mit einer symbolischen Darstellung und einer Fernsicht auf die Stadt Delft mit der Umschrift: „In Tenui labor at tenuis non Gloria.“ (Mit Kleinem bist du beschäftigt, aber klein ist nicht dein Ruhm). Die berühmte Royal Society of London hatte ihn schon 1679 zu ihrem Mitglied gemacht, und der englische Gesandte am Haagschen Hofe überbrachte ihm persönlich das Dekret.

Er war ein Wunder seiner Zeit, und wer in Holland gewesen war und hatte Leeuwenhoek nicht gesehen, der hatte gar nichts gesehen. Man kann sich denken, daß der gute Mann, namentlich als er älter wurde, diese teilweise recht indiskrete Neugier herzlich satt bekam, und es ist ihm nicht zu verargen, wenn er und seine Tochter die Gebrüder von Uffenbach, die er auf besondere Empfehlung hin empfangen hatte, inständigst baten, niemandem zu sagen, daß sie bei ihm gewesen seien. Denn „er sei alt und des vielen Überlaufens, sonderlich von Leuten, die keine rechten Liebhaber seien (d. h. kein rechtes Interesse an der Sache hätten) ganz müde,“ was sich die Frankfurter Patriziersöhnchen auch zu Gemüte führen konnten.

Seinen großen Ruf verdankte Leeuwenhoek seiner Kunst, Mikroskope herzustellen, und seiner Fertigkeit, Gebrauch von denselben zu machen.

Einfache vergrößernde Linsen von durchsichtigem Material, z. B. von Bergkrystall, sind uralt, man hat eine in den Ruinen von Niniveh gefunden. Die alten Verfertiger der Intaglien und Kameen bedienten sich ihrer wahrscheinlich, sicher jener Strabo, der nach Ciceros Mitteilung die ganze Ilias auf ein Blättchen Papier, das zu bergen eine Nuß groß genug war, geschrieben hatte, ebenso wie notwendigerweise die Leser dieses Manuskriptes. Auch sonst finden sich Stellen genug, welche auf den Gebrauch geeignet konstruierter Gläser als Vergrößerungs- oder Brenngläser hindeuten. Roger Baco, Franziskanermönch und Erzzauberer zu Oxford, erfand im dreizehnten Jahrhundert die Lesegläser noch einmal und am Anfang des vierzehnten Armato degli Armati die Brillen. Etwa um 1610 verfertigten die beiden Janssen, Vater und Sohn, zu Middelburg die ersten zusammengesetzten Mikroskope und kurz darauf dürften die ersten einfachen in den Handel gekommen sein. Diese unter dem Namen Engyscopia (Nahseher), auch vitra pulicaria (Flohgläser), bekannten Instrumente scheinen sich, trotz ihrer schlechten Beschaffenheit, einer ziemlichen Beliebtheit und Verbreitung erfreut zu haben. Mit einem solchen Flohglas ist einmal eine merkwürdige Geschichte passiert, die zu schön ist, als daß ich sie meinen verehrten Lesern vorenthalten könnte. Ein

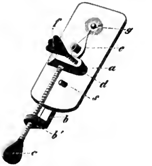


Fig. 1.

gelehrter Jesuit, Pater Scheiner, nach dem ein optischer Versuch der „Scheinersche“ heißt, starb auf einer Reise in einem entlegenen Gebirgsdorfe Tirols. Bevor er bestattet wurde, nahm der Schulze des Orts eine Inventur seiner Habseligkeiten auf und stieß dabei auf ein solches vitrum pulicarium. Daß man hineinguckte, lag nahe. Aber, o Schreck! Da zappelte und krabbelte der Teufel leibhaftig drinnen herum, und die hohe Obrigkeit weigerte sich ganz entschieden, dem verstorbenen Hexenmeister ein ehrliches, christliches Begräbnis zukommen zu lassen. Durch Zufall oder auch mit Absicht wurde bei der Debatte das Glas geöffnet, und statt des Satans kam ein halbtoter Floh zum Vorschein.

Jene einfachen Mikroskope wurden schon durch Athanasius Kircher verbessert,

besonders aber war es unser Leeuwenhoek, der sie ihrer Vollendung wesentlich nahe brachte. Seine Mikroskope bestehen aus zwei dicht mit Stiften aneinander befestigten Metallplatten (Fig. 1 a), welche zwischen sich in einer entsprechenden Vertiefung die Linse g fassen. An der Hinterseite der Platte ist ein Metallstreifen b festgeschraubt, welcher über deren unteren Rand vorspringt und rechtwinklig nach vorn gebogen ist. Durch die Schraube s kann er der Platte näher gebracht oder von ihr weiter entfernt werden. In dem nach vorn umgebogenen Teil des Streifens ist ein Loch, in dem eine lange Schraube c spielt, welche einen Objekttisch d trägt, der durch eine Schraube f wieder verstellbar ist. Auf diesem Objekttisch befindet sich der Objektträger e, eine um ihre Längsachse drehbare Metallspitze.

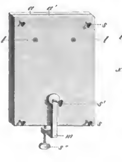


Fig. 2 A.

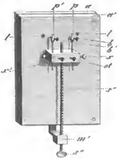


Fig. 2 B.

Beim Beobachten wurde die Schraubenseite der Platte natürlich vom Auge abgehalten, durch die Schrauben und durch den drehbaren Objektträger die Lage des Objektes in den Dimensionen des Raumes geregelt.

Verbessert erscheint das Instrument auf zwei Abbildungen, die sich in dem erwähnten, für die Kulturgeschichte des nördlichen Europas äußerst wichtigen Buche „Herren Zacharias Konrad von Uffenbach merkwürdige Reisen durch Niedersachsen, Holland und Engelland" B. III, Fig. 12 und 13 (Beschreibung S. 353) finden. Hier sind die beiden Metallplatten aa[1] (Fig. 2 A) durch vier Schrauben s beweglich miteinander verbunden, so daß man die Linsen ll leicht aus ihrem Zwischenraum entfernen kann. Zwei Linsen sind nebeneinander angebracht, damit man einen längeren Gegenstand besser im Zusammenhang beobachten oder auch zwei unmittelbar miteinander vergleichen kann. Ein vorn rechtwinklig umgebogener Metallstreif m ist durch eine Schraube s[1] an die Platte befestigt. Durch das kubisch verdickte Endstück der Umbiegung (Fig. 2 B m[1]) geht die erwähnte Längsschraube s², welche auch hier den Objekttisch o t trägt. In diesem sind die durch die Schrauben x und x[1] verstellbaren Objekthalter p p[1] angebracht, welche, pinzettenartig gebaut, zwei einander durch die Schrauben z und z[1] nährbare Backen besitzen, zwischen welche der zu untersuchende Gegenstand eingeklemmt wird.

Die Linsen schliff Leeuwenhoek, der übrigens auch zusammengesetzte Mikroskope mit zwei und drei Linsen verfertigte, selbst mit wunderbarer Fertigkeit meist aus Glas, gelegentlich aber auch aus sogenannten „Amersfoorter Diamanten," das sind durchsichtige Quarzstücke (Bergkrystall). Er soll ein Mikroskop besessen haben, dessen Linse aus einem solchen Quarzkörnchen geschliffen war, und bei dem das Objekt gleichfalls ein Quarzkörnchen war. Die Gestelle waren meist von Messing, doch auch von Silber und selbst von Gold. Er verfertigte auch diese Gestelle selbst und bemerkt hierzu nicht ohne eine gewisse Selbstgefälligkeit: „ich bin nicht in Handfertigkeiten, zu denen man Hammer und Feile gebraucht, unterrichtet; ich habe alles den Handwerkern, den Gold- und Silberschmieden u. s. w. abgeguckt." Nach von Uffenbachs Meinung waren die Gestelle unförmlich und nicht sauber gearbeitet. Als er starb, hinterließ er 247 vollständige Mikroskope und 172 Stück Linsen in Platten eingespannt. Von den vollständigen waren 160 von Silber, drei von Gold. Sein Nachlaß wurde 24 Jahre nach seinem Tode, am 29. Mai 1747, wahrscheinlich erst nach dem Ableben seiner pietätvollen Tochter versteigert. Laut einem Auktionskatalog, welcher Professor Harting zur Verfügung stand, gingen die messingernen Instrumente um 15 Stüber bis 3 Gulden das Paar weg, die silbernen um 2 bis 7 Gulden das Paar. Von den goldenen wurde nur eins um 23 Gulden 15 Stüber

verkauft. Diese Mikroskope mußten sehr nahe an das Auge gebracht werden, was schon der Augenwimpern halber sehr lästig war. Die Objekte wurden entweder mit Leim auf die stachelförmigen Halter geklebt resp. zwischen die pinzettenförmigen geklemmt oder, wenn es feuchte waren, erst auf ein Täfelchen feinen Glases befestigt. Auch sehr dünne Glasröhrchen, welche in Spiritus die Präparate enthielten, wurden eingespannt. So sah von Uffenbach junge Austern. Diese Methoden wandte Leeuwenhoek bei Untersuchung der Gegenstände bei durchfallendem Licht an, wobei er immer direkt gegen das Licht sah und nicht die Reflexion eines unter dem Präparat befindlichen Spiegels brauchte. Er hat aber auch Mikroskope (Fig. 3) zum Betrachten der Objekte bei auffallendem Licht, bei denen die Linse a im Centrum eines Hohlspiegels b lag. Von den 26 Mikroskopen, welche Leeuwenhoek der Royal Society zu London schenkte, vergrößerte eins 40, eins 53, zwei 57, drei 66, zwei 72, acht 80, drei 89, drei 100, eins 104, eins 133 und eins 160 Mal. Aber diese von Baker (Anno 1753) herrührenden Angaben sind unsicher, gewiß ist aber, daß eins dieser Mikroskope, welches der vortreffliche Harting untersuchte, und das sich in der Sammlung des Utrechter physikalischen Kabinetts befindet, 270 Mal vergrößert. Immerhin waren diese Mikroskope unbequem und erst nach langer Übung ergiebig zu benutzen: „man muß sich," sagt Harting, „in der That darüber wundern, daß Leeuwenhoek mit einem so unvollkommenen Instrumente so viele treffliche Beobachtungen auszuführen im stande gewesen ist."

Unser alter Delfter Meister hatte bei seinen Untersuchungen immer acht bis zehn Mikroskope mit verschieden starker Vergrößerung zur Hand und war der sehr verständigen Ansicht, welche den erfahrenen Beobachter besser kennzeichnet, als vieles andere, daß ein Glas, welches weniger stark vergrößert, aber klare Bilder gibt, einem stärker vergrößernden, undentlichere Bilder liefernden bei weitem vorzuziehen sei.

Im ganzen waren die von Leeuwenhoek bei seinen Untersuchungen angewendeten Manipulationen einfach: er verfertigte, wenn es sich nicht um ganze Objekte handelte, hauptsächlich Zupfpräparate; die Methode der Querschnitte, auf der die moderne Technik zum größten Teil beruht, brachte er bloß bei pflanzlichen Präparaten und bei Säugetierhaaren in Anwendung. Das Macerationsverfahren, das heißt durch Wasser und andere Flüssigkeiten die zu untersuchenden Gewebe zu lockern, wie es der große Malpighi schon that, scheint er nicht gekannt, jedenfalls nicht benutzt zu haben.

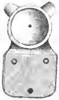


Fig. 3.

Es war natürlich, daß die Zeitgenossen befürchteten, die Kunst, solche Linsen zu verfertigen, könnte mit dem betagten Leeuwenhoek binnen kurzem zu Grabe getragen werden. Schon Leibnitz ging mit dem Gedanken um, man solle in Delft eine Linsenschleifschule unter der Direktion Leeuwenhoeks errichten, wovon dieser indessen gar nichts wissen wollte. Als die Leidener Studenten, angeregt durch des Meisters große Erfolge, anfingen bei drei Glasschleifern, welche sich deshalb in der alten mater alma lugduniensis etabliert hatten, Unterricht im Verfertigen von Linsen zu nehmen, wird er sogar recht ausfällig.

Er that überhaupt gern geheimnisvoll mit seinen Instrumenten und seinem Untersuchungsverfahren. Molineux klagt, er habe bloß die geringeren Mikroskope zu sehen bekommen, die bessern aber nicht, und auch der Landgraf von Hessen-Kassel erhielt keins davon in die Hand. Aber Leeuwenhoek war in diesem Punkte nicht konsequent: so verschenkte er doch, wie erwähnt, 27 seiner Instrumente an die Royal Society in London, der Königin Anna von England verehrte er galanterweise zwei und dem Frankfurter Uffenbach scheint er erlaubt zu haben, genaue Zeichnungen von seinen Apparaten zu verfertigen. Verkaufen that er allerdings keins seiner Instrumente, aber das beruht wohl weniger auf dem Streben, seine Kunst geheim zu halten, als auf dem gerechtfertigten Stolz einer vornehmen Natur. Ich mag das lieber glauben, als mich der Meinung von Uffenbachs anschließen, welcher sich dahin ausspricht, es geschähe aus Neid, daß niemand die Gläser acquirieren könne, und dann aus Eigennutz, daß sie seine Tochter nach seinem Tode um so teurer verkaufen möge.

Es liegt auf der Hand, daß Leeuwen-

hoek schon das Bedürfnis nach mikroskopischen Maßbestimmungen empfand. Er verfährt bei seinen Größenangaben vergleichsweise. So nimmt er einmal als Einheit ein Sandkorn von $^1/_{30}$ Zoll Durchmesser, schätzt danach den Durchmesser eines menschlichen Blutkörperchens auf $^1/_{100}$ Sandkorn und erhält also für dessen Größe $^1/_{3000}$ Zoll, was wirklich dem Mittelwert, wie er durch unsere modernen Hilfsmittel festgestellt ist, genau entspricht. Auch die Blutkörperchen selbst sowie den Durchmesser der Haare des Menschen ($^1/_{600}$ Zoll) wendet er zur Bestimmung des Grades der Vergrößerungen an.

Es entspricht der Natur der Sache, daß Leeuwenhoek bei verhältnismäßig so stark vergrößernden Instrumenten, bei seiner unermüdlichen, auf viele Jahre sich verteilenden Thätigkeit, bei seiner Erfahrung und scharfen Beobachtungsgabe eine solche Reihe von Entdeckungen teilweise der wichtigsten Art machen mußte, wie sie zu machen nach ihm kaum einem Mikroskopiker wieder gelang. Indessen nicht bloß auf mikroskopischem Gebiet bewegen sich diese Entdeckungen, sie stellen auch eine ganze Reihe makroskopischer Thatsachen zum erstenmal an das Licht. Nicht immer ist unser Forscher sich der Wichtigkeit und Tragweite seiner Beobachtungen bewußt. Wie sollte er auch? Es waren Samenkörner, die noch lange ruhen mußten, bevor ein befruchtender Regen sie zum Keimen brachte.

Eine seiner größten und frühesten Entdeckungen (1675) ist die der Infusorien, welche er in einem Aufguß von Wasser auf Pfeffer auffand und die das Erstaunen nicht bloß der Gelehrten, sondern auch der Laien in der ganzen gebildeten Welt erweckten. Überall regte sich die Lust am Mikroskopieren, und überall machte man, Leeuwenhoeks Beispiel folgend, von den verschiedensten, oft sehr seltsamen Dingen Aufgüsse, und so kann man sagen, daß der Delfter Bürgersmann recht eigentlich der Vater der „mikroskopischen Gemüts- und Augenergötzungen“ ward, welche fast ein Jahrhundert lang Mode blieben und die wunderlichsten, teilweise höchst drolligen Blüten trieben.

Man zog aus richtig beobachteten Thatsachen fälschlich die weitgehendsten Schlüsse, namentlich glaubte man in dem Auftreten der Infusorien in den betr. Aufgüssen den Beweis der Urzeugung, der generatio spontanea oder aequivoca gefunden zu haben. Diese Auffassung verwirft schon Leeuwenhoek selbst mit wunderbarem Scharfblick. Nach seiner Meinung ist das „Himmelswasser,“ das durch die Sonne nach oben gezogen wird und das die Wolken bildet, vermengt mit den Keimen der Infusorien, die durch den Regen, vielleicht auch einfach durch die Luft, überall hingetragen werden können. Zugleich entdeckt er aber auch die Fortpflanzung der Infusorien durch Teilung. An vielen Stellen seiner Werke überhaupt tritt er der damals und auch später noch so weit verbreiteten Ansicht, daß Lebewesen von selbst und aus verwesenden organischen Stoffen entstehen könnten, entgegen. — „Bei mir,“ sagt er, „steht unverbrüchlich fest, daß kein lebendes Tier, kein Wurm, keine Fliege, kein Floh, ja nicht die geringste Milbe aus dem Saft eines Baumes oder anderer Gewächse oder aus verfaulenden Substanzen irgendwelcher Art entstehen kann.“ — „So wenig ein Pferd oder ein Ochse aus den Verwesungsprodukten eines Misthaufens sich bilden kann, so wenig kann ein Floh oder eine Laus sich ohne Eltern entwickeln.“ — „So wunderbar es uns vorkommen würde, wenn Eier von Hühnern und anderen Vögeln auf Bäumen wüchsen und aus denselben später Küchlein zum Vorschein kämen, ebenso wunderbar würde ich es finden, wenn irgend ein Tier überhaupt aus irgend welchen verfaulenden Stoffen von selbst hervorginge.“ — Leeuwenhoek zieht merkwürdige, für seine Zeit ganz erstaunliche Konsequenzen aus dieser seiner Anschauung. Auch die Würmer der kleinen Kinder (Oxyuris vermicularis) bilden sich nicht von selbst in deren Eingeweiden, ihre Keime müssen durch den Mund aufgenommen werden, und wahrscheinlich geschieht das mit dem Wasser, auch mit der Milch, welche betrügerische Händler gar zu gerne taufen.

Einiger seiner zoologischen Entdeckungen sei hier noch gedacht. Er sah zuerst den Süßwasserpolyp, der 25 Jahre nach seinem Tode zu so großem Ruhme gelangen sollte. Er beobachtet als erster die Rädertierchen, und zwar eine jener festsitzenden Formen, eine Melicerta etwa, welche sich aus Ballen ihres eignen Kotes eine Hülse oder einen Köcher bauen. Er sieht, wie die Ballen wie Bausteine von dem Tiere nebeneinander am freien Rande der Hülse beim Weiterwachsen

befestigt werden und wie es sich mit Hilfe seiner Räderorgane die Nahrung aus dem umgebenden Wasser zustrudelt und kommt zu dem Schlusse, alle festsitzenden Tiere müßten zum Nahrungserwerb ähnliche Apparate haben. Auf den Kiemen der Austern beobachtet er das Flimmerepithel und im Jahre 1695 entdeckt er die ungeschlechtliche Fortpflanzung der Blattläuse, über welche er eine eigenartige, wenn auch falsche, so doch geistreiche Hypothese aufstellt. In der Rosenblattlaus findet er die Larve einer Schlupfwespe (Aphidus) auf und verfolgt deren Entwickelung zur Puppe und zum ausgebildeten Insekt. Ebenso erkennt er in dem Stich einer Wespe die Entstehungsursache der Galläpfel, sieht die Larven in deren Innern und wie aus ihnen wieder Wespchen (er nennt sie zwar Fliegen, doch das thut nichts zur Sache) hervorgehen. Der irrigen, auch jetzt noch im Volke spukenden Meinung, daß die Puppen der Ameisen ihre Eier seien, tritt er scharf entgegen und lehrt die wahren Eier und den Gang der Ameisenmetamorphose kennen, wie er überhaupt über das Wesen der Insektenverwandlung genau unterrichtet ist und eine vollkommene und unvollkommene unterscheidet. Daß die Fische bei guter Ernährung fortwährend wachsen, ist ihm nicht unbekannt, Floh, Laus, Rankenfüßer, Miesmuscheln, Austern, Kaulquappen u. s. w. geben ihm reichen Stoff zu feinsten anatomischen Untersuchungen. Von den Eiern der Frösche, welche, wie er weiß, eine dunklere obere und eine hellere untere Hemisphäre besitzen, behauptet er, sie enthielten in ihrer Gallerthülle feine Luftbläschen, welche als hydrostatische Apparate den Laich an der Oberfläche des Wassers schwimmend erhielten.

Nicht weniger zahlreich und von nicht geringerer Bedeutung sind seine Entdeckungen auf rein anatomischem Gebiet. Es ist klar, daß er sowenig wie *Malpighi* die Bausteine der tierischen und pflanzlichen Gewebe, die Zellen, übersehen konnte, er nennt sie „globulen,“ ist sich freilich ihrer großen Bedeutung, welche erst 116 Jahre nach seinem Tode *Schwann* feststellen sollte, durchaus nicht bewußt. Die Spermatozoën hat er zwar nicht entdeckt, aber zahlreiche und interessante Beobachtungen an ihnen gemacht, welche ihn zu merkwürdigen Anschauungen über das Wesen der Befruchtung führen.



Fig. 4.

Von höchster Bedeutung sind seine Untersuchungen über das Blut und über den Kreislauf. Die Blutkörperchen hatte allerdings schon 1650 *Athanasius Kircher* aufgefunden, sie jedoch für parasitäre Bildungen gehalten. *Leeuwenhoek* erkannte in ihnen aber wesentliche Bestandteile des Blutes, und wenn er sich früher auch über ihre Beschaffenheit irrige Vorstellungen gemacht hatte, so kam er doch später von diesen zurück. Bei Fischen, Fröschen und Vögeln sind sie oval, bei Säugetieren und Menschen rund, sie sind hier auch auf beiden Seiten vertieft, „als ob wir eine kleine mit Wasser prall gefüllte Blase zwischen Daumen und Zeigefinger zusammendrücken.“ Ihre Größe ist nach den Tierarten verschieden, bei der Fledermaus z. B. sind sie viel kleiner als bei der Scholle oder einem anderen Fisch. Sie können, wenn sie eng zu liegen kommen oder bei ihrer Bewegung an Gefäßwände angepreßt werden, ihre Gestalt ändern. Das Blut in den Arterien ist lebhafter rot als in den Venen. Auch die wirbellosen Tiere sind nicht, wie man glaubt, blutlos, sie haben meist (Krebs, Krabbe, Spinne) weißes Blut, die grüne Heuschrecke aber hat grünes. Die Zahl ihrer Blutkörper ist weit geringer, ungefähr 25 mal, als bei Wirbeltieren.

Im Jahre 1688 entdeckte *Leeuwenhoek* die Haargefäße und die Bewegung des Blutes in denselben, zuerst in dem Schwanz und den Kiemen der Kaulquappe, dann auch im Schwanz eines jungen Aals und im Flügel der Fledermaus. „Als ich den Schwanz der Kaulquappe untersuchte,“ bemerkte er, „da übertraf der prächtige Anblick, der sich mir bot, alle Schauspiele, die meine Augen bis jetzt gesehen hatten.“ Die Arterien und Venen haben keine anderen Öffnungen als in das Herz, die ersteren verzweigen sich baumartig zu immer feiner werdenden Gefäßen, die feinsten gehen unmittelbar in die feinsten Venenverzweigungen



Fig. 5 A.

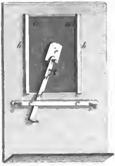


Fig. 5 B.

über. Die Verzweigungen der Venen sammeln sich umgekehrt nach Art eines Flußsystems zu immer größer werdenden Gefäßen. Der Zusammenhang von Arterien und Venen ist nirgends gestört, sie gehen in ihren feinsten Verzweigungen ineinander über und bilden ein geschlossenes Netz. „Keine Nahrung kann aus den Gefäßen treten als in flüssigem Zustande, und diese Flüssigkeit des Blutes wird durch die nachgiebigen Wandungen der feinsten Gefäße gepreßt."

Um den kapillaren Blutsumlauf zu untersuchen, bediente er sich zweier Methoden. Bei der einen schloß er das Objekt, ein Fischchen oder eine Kaulquappe, mit Wasser in eine unten zugeschmolzene Glasröhre, die er in einen eigentümlichen Apparat mit federnden Metallstreifen einklemmt (Fig. 4). In seinem Nachlasse fanden sich acht silberne und vier messingerne derartige Apparate. Die zweite Methode war einfacher, und ich finde sie in seinen Schriften nicht beschrieben oder erwähnt, wohl aber in der vorher angeführten Beschreibung der Reise der Gebrüder von Uffenbach (Teil III, S. 352), hier wurde der mit einem Taschentuch umwickelte Fisch unter eine Klemmfeder (Fig. 5 A, f) eingeklemmt und sein Schwanz auf eine Glasplatte ausgebreitet. Auf der anderen Seite (Fig. 5 B) war ein durch Stellschrauben beweglicher Metallstreifen (cc) unter dem der Arm (dd) zur Aufnahme des Mikroskops (e) sich befand. Man betrachtet also den Fischschwanz von unten durch die Glasplatte. Die Demonstration des Blutumlaufs war das Hauptstückchen, mit welchem er die ihn besuchenden hohen und höchsten Herrschaften zu amüsieren pflegte. — Um von zahlreichen anderen anatomischen Entdeckungen Leeuwenhoeks zu schweigen, sei nur noch erwähnt, daß er zuerst die feinen, als Knochenkörperchen bekannten Lücken in den Knochen und die Querstreifung der animalischen Muskeln sah, daß er zuerst die von der Zahnhöhle radiär ausstrahlenden Zahnkanälchen auffand, daß es ihm gelang, die durch den strahligen Bau der Augenlinse zu stande kommende, als „Linsenstern" bekannte Figur zuerst nachzuweisen und die Anastomosen und Verzweigungen der Muskelfasern des Säugetierherzens zu demonstrieren 2c. 2c. Eine sehr merkwürdige Theorie hat er über das Sehen. Das Wesen der Netzhaut kennt er natürlich noch nicht, daß aber die Sehnerven die Wahrnehmung des Bildes vermitteln, weiß er ebenso gut wie seine Vorgänger. Diese aber nehmen ziemlich allgemein an, jene Nerven seien hohl und übertrügen das Bild auf das Gehirn etwa wie ein Tubus. Anders Antoni van Leeuwenhoek. Nach ihm besteht der Sehnerv aus einem System von Fasern, gefüllt mit feinsten, dicht aneinander liegenden Kügelchen. Das Bild, das unser Auge empfängt, stößt zunächst auf die am weitesten nach außen liegenden Kügelchen, diese Bewegung pflanzt sich zentripetal von Kügelchen zu Kügelchen fort und wird so der Substanz des Gehirns übermittelt.

Groß und wohlverdient war der Ruhm, dessen dieser merkwürdige Mann bei seinen Zeitgenossen sich erfreute. Die besten Geister des In- und Auslandes standen mit ihm in Verkehr. Der einzige Swammerdam, der berühmte Anatome Renier de Graaf, der große Boerhave, Huygens, der größte Physiker und Astronom seiner Zeit, und der gelehrte Herausgeber seiner Werke 's Gravesand verkehrten in Leeuwenhoeks Haus, mit Nehemia Grew, Robert Hooke und vor allen mit Leibnitz stand er in gelehrtem Briefwechsel.

Auch von Antoni van Leeuwenhoek, dem schlichten Bürger von Delft, gilt das schöne Dichterwort:

. . . wer den Besten seiner Zeit genug gethan,
Der hat gelebt für alle Zeiten.

Sein Name wird im Gedächtnis der Menschheit bleiben, solange sie noch Sinn und Verständnis hat für die Untersuchung der Beschaffenheit der Organismen und ihrer Teile im kleinsten Raume.

Wölfe.

(Abdruck verboten.)

Die Wölfe zieh'n auf Jagd
Durch schwarze Winternacht,
In Reih' und Glied geschlossen,
Einträchtige Genossen,
Als steckte Disziplin
Und corpus juris drin.

Von ihrer Zahl besiegt
Elen und Hirsch erliegt;
Und heulend in den Strudel
Des Fressens stürzt das Rudel:
„Schlinge wer schlingen kann;
Respekt dem Nebenmann."

Doch weh, wenn Einer wund
Mit Blute färbt den Grund,
Wenn Hirschgeweih ihn schlitzte,
Wenn Jägerblei ihn ritzte!
Im Fell ein leichter Riß —
Sein Los ist ihm gewiß.

Noch eben ihr Kumpan,
Nun Opfer ihrem Zahn:
„Der Herr hat ihn gezeichnet,
Uns ist er zugeeignet,
Naturrechtlich verbürgt;
Erwürgt ihn, würgt ihn, würgt!"

Verbirg' dich, blutend Herz,
Mit Groll und Scham und Schmerz,
Mit Wunden, Schwären, Beulen;
Mußt mit den Wölfen heulen;
Erriete dich der Troß,
Zerfleischend bräch' er los.

A. Fitger.

Wenn man liebt.

Ein Roman in vier Büchern von Bernhardine Schulze-Smidt.

(Abdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

„Wat nu nog, klein-Briget? — Ist der Brief schon fertig?"

Brigittchen schüttelte den Kopf; seine Schultern hoben und senkten sich mühsam, die langen Wimpern wurden feucht und die Lippen bewegten sich zitternd und lautlos.

„Komm her, Popje — niet weinen!" Der Arzt streckte den freien Arm aus, dessen Hand die Schnupftabacksdose hielt, holte das Kind nahe zu sich heran und nahm es auf den Schooß. „Neen, neen, niet weinen! Da, leg' dich mooi an.

Doktorohm sein Jabot ist hel weich. — — Nun, sag' mir noch eins vor, klein Briget —"

— — „Von den Vögelken, daß der eine mir auf dem Finger gesessen hat, — — und ob Dortjemöh ihr Vögelken wohl gestorben wär'? — Und daß Fräulein lieber an dich schreiben soll, wie an Ohm Jakob — — weil Ohm Jakob mir nie 'was von Fräulein sagte, — nie und nie — —"

Das Kind hatte tapfer genug begonnen; der Arzt folgte seinen Fragen und Aufträgen bedächtig mit der kreischenden Gänsefeder und drückte dabei die bebende, kleine Gestalt liebevoll mit dem haltenden Arme an sich. Immer stürmischer fühlte er die zarte Brust auf und nieder fliegen; das Stimmchen ward von Sekunde zu Sekunde erregter und undeutlicher: nach den letzten Worten brach es plötzlich in einen lauten Jammergeschrei aus:

„Oh Fräulein! — oh Fräulein! — Und ich möchte wieder zu Haus — — weg! — — weg von Begynhove! — schreib' es! — — schreib' es! — —"

„Stil! stil! braaf Kindje zijn —! Faß Doktorohm um, ganz fest. Sieht du, so, so! —" Der alte Mann hob seine beleibte Figur schwerfällig aus dem Sessel und ging, das Kind tragend, mit ihm in der Stube hin und her. Der Dielensand knirschte unter seinen wuchtigen Tritten. Das Kind schluchzte und weinte und klammerte sich krampfhaft an seinen Freund und dann eilte Mère Jeanette erschrocken aus ihrer Küche herbei, ein gefülltes Glas in Händen.

„Sacht, Meisje! — Hör' eins, was ich dir sage," beschwichtigte der Arzt. „Sieh, da kommt unsre bonne-maman! He, he, was bringt uns denn unsere bonne-maman? Blixem! zoete Wijnkandeel met franschen Wijn: das ist gut! Trink' wacker, Klein-Briget. — Ja wel, bonne-maman, wir wollen 't Kindje bald wieder gesund machen; wir lassen es verreisen. Aber erst muß Ohm Jakob wieder da sein, bis dann sollst du wacker lachen und nicht meer weinen, lief Meisje. — So — nun legt dich bonne-maman eins auf ihr Bett und deckt dir die Füße mooi zu. Unterdes schreibt Doktorohm deinen schönen Brief fertig an Fraeule Lisabethe ter Weyden. Werkelijk, ich weiß noch alles, was du mir vorgesagt hast! Schlaf du ruhig, klein' Briget."

Des Kindes Kopf sank willenlos gegen Mère Jeanettes Wange; es schluchzte nur noch leise nach. Ohne Widerstand ließ es sich auf der märchenhaften Seidendecke zurechtlegen und in ein weiches Vicognetuch hüllen. Die Lider sanken ihm zusammen, und es schlummerte ein, ohne sich weiter geregt zu haben.

Die Begine schob in der Küche ihren brodelnden Suppentopf von der Glut zur Seite und kehrte dann mit einer Flasche Wein und kaltem Imbiß zu ihrem alten Freunde zurück, der, noch schreibend, am Tische saß. Er stärkte sich gern; denn er war heute schon weit in der Stadt herumgekommen. Mère Jeanette nippte nur ein Tröpfchen, und die beiden berieten lange eingehend miteinander.

Als Mijnheer Nuyten sich endlich zum Aufbruch erhob und des schlafenden Kindes Puls und Temperatur geprüft hatte, nahm er einen dicken Brief an „Juffrouw Gerrits te Drenkhorst" mit. Darin stand, in unbeholfenem Deutsch, zu lesen: die ehrbare Juffrouw möge das Haus bereiten, denn Mijnheer Vannees werde, — zu Gott verhofft, — mit dem Kinde, das schwerkrank gewesen sei, heimkehren, sobald mildere Witterung die Reise verstatte. Diesem Briefe des Arztes war Gittas Schreiben „aan het weledelgeborene Fraeule Elisabethe ter Weyden" beigeschlossen, und Mère Jeanette hatte einige Erklärungen in französischer Sprache hinzugefügt. Sie klangen freilich weit mehr „ronchi" als „Français!" — Die Viroots hatten, von Alters her, ihren wallonischen Dialekt hoch in Ehren gehalten und fast ausschließlich geredet und geschrieben, allem Wandel der Zeiten zum Trotz.

„L' cousin Jacques no' en fraon histor!" meinte Mère Jeanette zweifelnd, während sie den inhaltsschweren Brief auf der kleinen Hand wog.

Mijnheer Nuyten nahm eine gewaltige Prise: „Eh ben — qu' il nons en fasse une histoire! — et après — hein —? — Vot' cousin Jacques est un gros fon, ma chère! — Qu' il crève! — là! —"

Er schlug mit dem Knöchel des Zeigefingers bekräftigend auf den silbernen Dosen-

deckel, nieste und benutzte geräuschvoll sein gelbseidenes Schnupftuch, steckte den Uriasbrief in die hintere Rocktasche und schritt gewichtig zur Thür hinaus.

„Il est ehôd, l'vi!“ sagte Mère Jeanette hinter ihm drein, und ihre tiefschwarzen Augen blickten ihm mit einem Leuchten der Bewunderung nach, wie er durchs Brückenthor dahin stapfte. Sie hatte recht: der Alte wurde jedesmal warm vor Ärger, wenn die Rede auf „le cousin Jacques“ kam. Erstens hatte er ihn seit zwanzig Jahren gekannt, zweitens konnte er ihm seine gottlose Rede an Klein-Brigets Krankenlager nicht verzeihen, und drittens war er ein tüchtiger Arzt, aber kein Psychiater. Cousin Jacques' schlimmes Temperament, seine Künstlergrillen allein hatten, seiner Meinung nach, auch damals Briget Dalen's Fall und trauriges Ende verschuldet, und deshalb war und blieb er dem würdigen und menschenfreundlichen Mijnheer Nutzten ein Dorn im Auge. —

Das Kind lebte unter des Arztes Versprechen auf, wie ein verschmachtetes Blümchen unter dem erfrischenden Wassergusse. Draußen war's klingender Frost; die hohen Bäume standen verzuckert im blauen Duft, und die ehrwürdigen Hausgiebel der breiten, alten Straßen mit ihren Fialen und Krabben und dem reichen Maßwerk der Wimperge über Thüren und Fenstern, ahmten, weiß bereift, genau die wunderschöne Zeichnung manches Spitzenmusters auf den Klöppelpolstern des Beginenhofes nach. Das hohe Achteck des Belfrieds schien durchleuchtet von den Goldstrahlen der Wintersonne zu sein, und die Töne des Glockenspieles schwebten weit hinaus durch die kalte, klare Dezemberluft. Die munteren Novizen des Konvents glitten, während der Recréation, auf dem spiegelnden Eise der Grachten hin und wieder, lachend, rosenwangig, und sie nickten dem bleichen Kinde zu, das den ganzen Vormittag am grünberankten Fenster des Eckhäuschens zu sitzen pflegte, seine unförmliche Puppe auf dem Schoße, das gelbe Vögelchen bald da, bald dort in seiner nächsten Nähe. — Die liebe Sonne machte sich's von früh bis über Mittag hinaus behaglich in diesem gemütlichen Stübchen, mit seiner buntscheibigen Auslucht und dem Ofenungeheuer, das stets überheizt war, und dessen blauweiße Kacheln die ganze, erbauliche Historia von König David und der schönen Bathseba in flandrischer Bauerntracht zu belehrender Anschauung darboten.

Des Kindes Genesung schritt vor; von Tag zu Tag ward es ein wenig gelenksamer und zuthunlicher gegen Mère Jeanette und die Novize Almata, aber auch ungeduldiger ward es. — Von Nichts sprach es, als von Drenkhorst, Fräulein und Dortjemöh, und jeden Abend mußte Mère Jeanette es schelten und beschwichtigen, wenn es, anstatt gehorsam einzuschlafen, fragte und weinte, weil Ohm Jakob immer noch nicht wiederkam, um mit ihm die Rückfahrt ins Paradies anzutreten.

3. Kapitel.

Endlich, eines eisigen Tages, an dem die Spatzen in der Luft Gefahr liefen, elend zu erfrieren, war er, nach dreiwöchentlicher Abwesenheit, wieder in der finsteren Hinterwohnung am Digueplatz erschienen. Wo er die Weihnachtszeit zugebracht hatte, das wußte niemand, jetzt gingen das Jahr und sein Urlaub ihrem Ende entgegen.

Gleich nach dem Mittagsessen sah Brigittchen seine wunderliche Gestalt in Schirmkappe und Radmantel und den ewigen, grasgrünen Fäustlingen durchs Brückenthor auf Mère Jeanettes Eckhaus zukommen. Des Kindes Auge erblickte ihn zuerst im gespenstischen Blaulicht der Ausluchtscheibe, und wie ein bekleideter Leichnam wandelte er daher, aber auch, als es ihn dem Hause ganz nahe, durch das gewöhnliche, klare Fensterglas betrachtete, fiel es seiner Unschuld auf, daß ja Ohm Jakob ein anderes Gesicht als sonst habe. So mager war's geworden, wie das des weisen Juden Nathan vor König David am Kachelofen, die Wangen ledergelb und verschrumpft, die Augen schauten aus braunumrandeten Tiefen hervor. Sein langes Haar hatte er nicht stutzen lassen, es umflatterte sein Gesicht und flog im scharfen Winde hinter ihm drein.

Das Kind kletterte eilfertig von seinem hohen Stuhle herab und lief zu Mère Jeanette in die Schlafkammer, wo sie eben frischgemangelte Leintücher in den Wandschrank packte.

„Bonne-maman! — da kommt Ohm Jakob auf der Straße. Laß' mich hier

bei dir in der Kammer bleiben, bonnemaman — ich bin bange vor Ohm Jakob!"

„Was denn? — Du mußt doch hingehen und ihm 'n lief Handje geben, sonst nimmt 'r dich nicht mit zum Fraeule. Was hast du dich vor deinem leiblichen Ohm zu fürchten, Meisje?" ermutigte die Begine und schob das widerstrebende Kind sanft vor sich her in die Wohnstube, wo Jakob Vannees schon am Ofen stand und die eisigen Finger gegen die heißen Kacheln spreizte. Sein Radmantel und die Schirmkappe mit den grünen Fäustlingen daneben, lagen in einem Haufen auf den Dielen.

Das Kind war scharlachrot geworden, so schwer wurde es ihm, seine Furcht zu bezwingen, aber es trat gehorsam auf Vannees zu, reichte ihm das Händchen und machte ihm einen verlorenen, kleinen Knix, den es von den Novizen abgesehen hatte.

„Guten Tag, Ohm Jakob," sagte es schüchtern, „wo bist du immer gewesen?"

Vannees nahm die Kinderhand, begrüßte die Begine mit einer hölzernen Verbeugung und führte dann Brigittchen ans Fenster. Er betrachtete ihr feines Gesichtchen, um das sich die knappen Haarringe eigensinnig sträubten, mit den fahlen, stechenden Augen, und seine verfallenen Züge nahmen einen gequälten Ausdruck an.

„Ma cousine," fragte er, drohenden Tones, „was haben Sie mit dem Mädchen angegeben? Es ist seinem Vater — Gott verdamm' ihn zeitlich und ewig! — so gleich geworden, wie ein Ei dem anderen."

Die Begine legte den Arm um das Kind, als müsse sie es schützen, und hieß es dann noch ein bißchen durch die Ausluchtschauen; bald sei Kirchzeit und die Konventsmädchen seien ja mooi anzusehen. —

„Consin Jacques," sagte sie mit gedämpfter Stimme, „was soll ich mit Klein-Briget angegeben haben? Das ist Gottes Werk. Gott schafft und verändert allein die Menschengesichter, nicht wir. — Er irrt sich auch, mon cousin: wenn Klein-Briget lacht, ist sie unseres Blutes; eine Viroots, wie aus dem Grabe zurückgeholt!"

„Nein — sie ist ihres Vaters Kind, keine Viroots," beharrte Vannees und rief Gitta heran, die verständnislos von einem zum anderen blickte. „Aber ich will sie doch nicht verlassen. Jedes Unmündige soll einen Vater oder einen Anwalt haben; ihr Vater vergißt seine Pflicht, und so bin ich der einzige Anwalt zu ihr, als Verwandter. — Ich habe ein Gelöbnis gethan, damals, als meine arme Briget unter die Tollen mußte. — Manchmal mein' ich — — ich müßte selber von Sinnen kommen, und das ist die Wahrheit! — Komm her, Gitta; Ohm thut dir Nichts," gebot er, faßte die bange Kleine an beide Hände und betrachtete sie abermals aufmerksam, während er die Brauen hochzog und die Lippen zu einem schmalen Striche aufeinanderpreßte. Endlich ließ er das Kind von sich, stützte, seiner alten Gewohnheit gemäß, beide Ellbogen auf die Knie, begrub das Gesicht in den Händen und wiegte langsam den Oberkörper hin und her. — „Ach! — ich bin müde und kann doch nicht rasten, ma cousine." klagte er nach langer Pause, „es ist mir im Kopf wie Spinnräder und Kirchenmusik. — Und das kommt von dem Suchen und Fragen hier und da und überall, wo es Menschen und Geigen zu Kauf gibt."

„Was hat Er auch durch ganz Belgien nach fremdem Eigentum zu suchen, cousin Jacques." antwortete die Begine, indem sie das Tischtuch für den verspäteten Teller Suppe auflegte, den sie ihm zu wärmen gedachte. „Begeb' Er sich des Grillenfaugens und laß Er Sein unseliges Violon doch Dem, der es für schweres Geld von Ihm erworben hat! Er hat es verkauft und Seiner verlorenen Schwester dadurch manches harte Wort, manchen Backenstreich gut gemacht nach Möglichkeit, und nun sollt' Er dies gottgerechte Werk auch nicht durch Habgier und Wucher schmälern. Weiß Er, mon cousin, wo Sein Violon sich jetzt befindet, nach sieben Jahren oder achten? Hat Er genug Franken und Cents, um es zurückzukaufen? Und da Er's nicht hat, woher will Er's nehmen? Wahr' Er Seine Hand doch vor allerlei Teufelswerk; geh' Er in Seine Stelle nach Deutschland zurück und lasse das Kind bis zum Novizenalter in der frohen Welt leben. Über zehn Jahr, mon cousin, ist's noch Zeit für Klein-Briget, Begine zu werden, und ich hab' es in mir, daß Gott der Herr mich noch eine Weile leben läßt. — Dann helf' ich sorgen, wenn's Not thut! — Nun, mon cousin, schlag Er ein. Versprech Er mirs, daß

Er nach Deutschland reisen will, damit Er Seine Grillen und das Kind sein Heimweh verliert."

Jakob Vannees erwiderte nichts und schlug auch nicht in die dargebotene Hand seiner Muhme, die so klug und gut gesprochen hatte, aus ihren klaren Gedanken heraus. Gebeugten Hauptes, die Augen geschlossen, saß er da in der Stellung eines Horchenden, ein geheimnisvolles, listiges Lächeln spielte um seine Mundwinkel. Mère Jeanette ließ ihn in Frieden. Sie hatte ihm das gesagt, was sie für recht und notwendig hielt, und je tiefer und ungestörter er darüber nachsann, desto besser für alle Teile.

Sie winkte das Kind von der Auslucht fort, ihren Zeigefinger auf die Lippen legend, damit es kein Wort rede; es trippelte, so leicht wie ein Elfchen, über die sandbestreuten Dielen ihr nach in die Küche und sah, hinter der Anricht sitzend, geduldig zu, wie sie die Erbsensuppe wärmte und Brotwürfelchen mit zerschnittenem Speck röstete zur Beigabe.

„Bonne-maman — wann reis' ich nun weg mit Ohm Jakob?" fragte es plötzlich, legte sich über die Anrichtkante weit vor, um ihr voll ins Gesicht sehen zu können, und seine blaugrauen Augen strahlten wie Weihnachtskerzen am Baum

„Wenn es Gott gefällt und die Witterung gelind wird," entgegnete die Begine, indem sie ihre emporgestreiften Ärmel auf die Hände zurückrollte, weil die dampfende Suppe bereit war. „Nun sei 'n braaf Meisje, hörst du, Klein-Briget, und frag Ohm Jacques nicht. Fragen macht Plagen!"

Damit ordnete sie Teller und Löffel auf dem Theebrett, strich ihre große, weiße Schürze glatt und ging in die Wohnstube. Brigittchen durfte die Schüssel mit den Brot- und Speckwürfeln tragen und hätte gar zu gern auf dem kurzen Wege über die bunten Steinfliesen des Hausflurs ein Bißchen genascht.

Sie fanden Vannees, mit völlig veränderter Miene und großen Schritten das bescheidene Gemach durchmessend. Ja, er schien außerordentlich aufgeräumt, so elend auch sein Gesicht anzuschauen war; denn er lachte vor sich hin und schnippte mit den Fingern in der Luft.

„Ma bonne amie — chère cousine Jeanne, ich danke Ihnen," sagte er, setzte sich an den gedeckten Tisch und begann, mehr spielend als essend, in seinem vollen Teller zu löffeln. „Du hast mir einen hel wakkern Rat gegeben, mijn' lief' Jantje!" — Sie lächelte und bot ihm die Hand hin, weil es sie rührte, daß er ihr so unvermutet den lieben, alten Kosenamen aus der Jugendzeit wieder gab und das vertraute „Du."

„Ja wel — nach Deutschland will ich nun zurück," fuhr er fort und schüttete, zu Brigittchens Schrecken, den ganzen Inhalt des Brotschüsselchens in seinen Teller, so daß er hart am Überlaufen war. Er schob ihn mit einer Geberde des Ekels zurück, ohne sich in seiner Rede stören zu lassen. „Flandern und Brabant, Luik und Hainaut hab' ich durchstöbert: — in Belgien ist sie nicht, ich bin enttäuscht am Ende der Fahrt. Deutschland ist größer! Es hat mehr Orte als Belgien, in denen ich meine Guarneri suchen kann. Diese Hoffnung macht mich gesund und ruhig, Jantje. Gib mir deine Hand, Jantje, und noch 'nen Löffel Suppe. — Was — schon kalt? — Nein, laß' sein, Jantje, ich bin so voll wie 'n Schwamm im Wasser," wehrte er ab, als die Begine aufstehen und ihm die Suppe nochmals wärmen wollte. „Hör' eins zu, was ich zu sagen habe. Aufgeben will ich meine Hoffnung nicht, und Gitta soll mit mir gehen, weil sie sonst keinen Anwalt bei sich hat, wie du weißt. Ja, Gitta, wir reisen wieder nach Drenkhorst," unterbrach er sich, und das seltsame Lächeln von vorhin umspielte seine welken Lippen, als das Kind bei seiner Verkündigung hellauf jubelte. — „Ich werde dir ma bonne Jeanne, schreiben, ob meine Nachforschungen von Erfolg gekrönt worden sind. Keinen Augenblick zweifle ich daran, m'amie; denn meine Geige erkenn' ich am Ton unter Hunderten — unter allen Geigen der Welt. Tag und Nacht beglückt mich ihr Singen im Ohr — —!"

Er erhob den Zeigefinger, neigte sein Gesicht zur Seite, und während mehrerer Minuten blieb er so sitzen, wie versteinert.

Die Begine schüttelte befremdet den Kopf und räumte schweigend das Essen fort, von dem er kaum gekostet hatte. Sie verstand nicht, was er wollte; er wälzte zuviel Pläne auf einmal im Sinne, und

diese heiße Geldgier! -- Man merkte es ihm an, daß sein Vater ein Krämer gewesen war und kein Viroots! Aber mit Klein-Briget meinte er es doch wohl gut, das war ein Trost. —

Da läuteten schon die Glocken von Sankt Elisabethen! Die Abenddämmerung neigte sich der Nacht entgegen. Nun war's höchste Zeit für Mère Jeanette, sich zur Vesper zu rüsten. —

— — — — — — — — — — —

Jakob Vaunees blieb mit dem Kinde am Fallfenster sitzen. Im ungewissen Wiederschein des jungfräulichen Schnees sahen sie die Beginen in ihren schwarzen Faillen und den malerischen, weißen Kopfhüllen zwischen den Stämmen der hohen Bäume dahinwandeln und durch die Kirchthür verschwinden. Dann vernahmen sie von fern, sanft und feierlich, den Gesang der vielen Frauenstimmen.

Das Kind drückte sich nahe an des Mannes spitzes Knie und hielt seine Hand. Flüsternd redeten sie im Dunkeln miteinander von Heimreise und Drenkhorst und von der verlorenen Geige, der dieser Arme so rastlos nachjagte, wie Ahasver dem Tode, der vor ihm hinwegfloh. —

„Ich weiß moje Versteckplätze," versicherte die Kleine eifrig, „ich helfe dir suchen, Ohm Jakob, wenn wir wieder zu Hause sind."

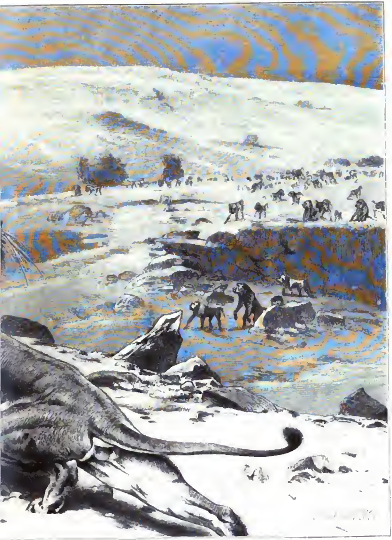
4. Kapitel.

Das hübsche Drenkhorst lag still und warmgebettet, diesen Winter wie alle Winter, zwischen seinen Waldhügelchen und den hochbeschneiten Wiesen und Äckern. In der langen Straße ging das Kleinleben seinen alten Tritt. Die Schulrangen lernten furchtsam und prügelten sich tapfer, die gesitteten Mädchen strickten ihre weißen Strümpfe, mit den grauen Ringeln des sauren Fleißes versehen, und nähten in buntem Garn nutzlose Schnörkelalphabete auf die unheimlich feingegitterten „Merktücher." An „Här Vunneests" Stelle fiedelte jetzt Rickleff Sibeths zum schmetternden Chorgesange der Klassen, und es kam nie mehr vor, daß die zürnenden Mütter, ihrer Klöße und Birnen wegen, vor's Schulhaus liefen, weil die Kinder um halbeins noch immer in andächtiger Verzückung auf den Bänken hockten, der bezauberten Geige lauschend. — Jetzt ging das alles wie am Schnürchen. Drei Minuten vor Zwölf zog „Här Sibeths" (die Jungens grinsten jedesmal, wenn sie den Bäckerssohn so anreden mußten) — seine elegante, silberne Taschenuhr an kurzer, medaillongeschmückter Kette, beschleunigte den Takt des Liedes, das gerade als Schluß auf dem Tagesprogramm stand, und Punkt Zwölf that er den letzten, schneidigen Fiedelstrich. — Dann ging er für den Rest des Tages „auf die Lawei," wie's die Dorfleute nannten, d. h. er suchte sich sein Leben möglichst angenehm zu gestalten. Oh! dazu gab's Gelegenheit genug für einen „fixen und staatschen" Jüngling von dreiundzwanzig Jahren, wie Rickleff Sibeths einer war! Vater Sibeths, der Großmogul, hatte ihn seine Philologie auf lauter feinen Hochschulen studieren lassen, wenn er auch von Pauken und Duellieren nichts wissen mochte. Jetzt sollte und wollte Rickleff daheim aufs Examen arbeiten, flottweg bis Ostern, aber die Klavierstunden auf den nahen Gütern, die Burger Tanzkränzchen und Singvereine! — das alles nahm heidenmäßig viel Zeit hin. — Rickleff ließ Sonntags, zu „Domines Gedröhn," nicht die Posaunen des Gerichts oder das Donnern des Hasses von der Orgel erschallen, wie sein beurlaubter Vorgänger, sondern er zog die weichen Register, Flauto dolce und Vox coeli, um durch ihre Töne seine eignen Seufzer ob der lästigen Pflichterfüllung über das andächtige Publikum hinzuhauchen. Aber den Bauerseelen imponierten weder die Flötentöne noch Himmelsstimmen. In der Kirche vermißten sie ihren „Här Vunneest," dessen musikalisches Donnergepolter ihnen Domines Schriftauslegung erst genießbar gemacht hatte. Im übrigen war er ihnen vollständig gleichgültig, aber deshalb hatten sie doch nicht weniger an Rickleff Sibeths auszusetzen.

Daß des Landrats Tochter, seine gelehrige Klavierschülerin, für ihn schwärmte und sich das „Herabsteigen in die Ackerfurche" recht schön und edel ausmalte, stieß den Dorfgrafen ebenso sehr gegen ihre stolzen Dickköpfe, wie die Thatsache, daß er mit Torfbauer Timpes „Wicht." der tanzlustigen Wubke „ging," um die alle Biedersinnigen einen Bogen machten, wenn sie ihnen in den Weg kam, weil ihre



Wüstenstreit. Nach der Ze



…chnung von W. Kuhnert.

Mutter eine richtige „Taterske" gewesen sein sollte. — Bäcker Sibeths mochte seinen Sprößling genauer kennen, als die Dorfgenossen; er zuckte die Achseln zu allem Altweibergeschwätz und sagte gelassen:

„Dünnbeer, wat gährst du?" — Der überflüssige Schaum würde schon verfliegen. Viel unlieber war's ihm, daß Rickleff so gern auf die städtischen „Tanzböden" stieg. Er hatte eine heimliche Furcht vor schnippischen Putzmacherinnen und schwindsüchtigen Nähmamsellen. Das konnte ihm grade fehlen, daß sein Junge ihm die alte Rasse verdürbe! Sein Elard hatte in der Beziehung ganz nach des Vaters Herzen gehandelt und gewählt.

Es war Zeit, daß Rickleff von Drenkhorst weg — und daß „Här Vunneest" wiederkam, der alte Malljan! —

Am sehnsüchtigsten aber zählte Mamsell Doris in ihrem einsamen Dachgiebel die Tage bis zu seiner Rückkehr. Natürlich nicht um seinetwegen, sondern des Kindes halber. Das entbehrte sie an allen Ecken und Enden.

„Mein Lücht brennt all aufs Stummelke," sagte sie jedesmal, wenn Gerrit seinen Dienstagsbesuch bei ihr machte und sie gutmütig schalt, weil sie immer elender aussah, je öfter er kam. „Wenn ich nur das sööt Hartje noch mal zu sehen kriege, eh'r, daß du mich ins Holz legst, Bröhr!" klagte sie, und Gerrit schlug manch' liebes Mal mit seiner derben Faust auf der Schwester seinen Nähtisch:

„Verdamm' mi! — Warum bin ich 'n povern Deenst un' kein Baas, der 't Geld riew' hat? Denn föhr' ich forss nach Holland un' holte dir't Wicht!"

Was half das Sehnen und Fluchen? Es brachte Brigittchen nicht nach Drenkhorst zurück, und die, welche es liebten, ahnten nicht, daß es totkrank im weißen Eckhause des Brügger Beginenhofes lag; denn kein schriftliches Lebenszeichen kam von dort an die treuen Freunde in der Heimat, gerade, als ob Jakob Vannees irgend einen unberufenen Eingriff in seine Rechte auf das Kind fürchte. —

Mamsell Doris sorgte trotzdem nach ihrem Vermögen für den fernen Liebling mit aller Ausdauer und Heimlichkeit. In einer Anwandlung von Verschwendungssucht kaufte sie von einem Burger Jahrmarktshausierer ein feenhaftes Püppchen, das gelbe Seidenhaare besaß und die Augen öffnen und schließen konnte, sobald man den etwas unbequem angebrachten Draht, inmitten des Papiermachéleibes, zog. Dies Püppchen zu bekleiden und ihm eine ganze Aussteuer zu fertigen, war Doris' Sonntagsarbeit, und ihre Vertraute, Elisabeth, steuerte die schönsten Läppchen und Bändchen dazu bei. Aber auch des Kindes eignen Bedarf überlegte die gute Seele und stand oft genug über die gefüllte Kleiderlade gebeugt, Stück für Stück in die Hand nehmend. Ob das liebe Kind wohl gewachsen war? Und wenn ihm nur die thörichten Begientjen keine Zöpfe aus seinen herrlichen Locken flochten! — Mit dem Namen „Begientje" verband Doris einen starken Begriff von Bettelhaftigkeit und Wunderlichkeit, und es quälte sie ordentlich, daß sie sich ihr liebliches Krausköpfchen immerfort aalglatt gekämmt und gezöpft vorstellen mußte. Welches Glück, daß sie Gittas kleine Photographie von „Fräulein Lisabeth" zum Namenstag geschenkt erhalten hatte! Das Bildchen stand neben dem geschnitzten Heiligenschreine der alten Jungfer, und stets war ein grüner Tannenzweig oder eine Epheuranke darüber hingebogen. —

So kam die freudige Adventszeit heran; Mamsell Doris ging beichten und beten und klagte sich bei ihrem Seelsorger reuevoll der Ungeduld und Verzagtheit und des Murrens gegen Gottes Schickungen an, weil sie in ihrer Friedensstille unter dem Dache keiner anderen Frevelthaten und Gedanken schuldig geworden war. — Der Kaplan absolvierte und tröstete sie, und das hielt auch während der mühseligen Wanderschaft von der Stadt zum Dorfe zurück vor. Aber das alte Leid und die alte Ungeduld standen auf der Schwelle des verlassenen Häuschens am Dorfende, empfingen die arme, bucklige Sünderin und geleiteten sie wieder treppauf in ihre Kammer.

— — — — — — — — — — — —

Auch auf dem Gute dachte Elisabeth alle Tage voll Sorge und Sehnsucht an das Kind, und vermißte es bitter, sowie sie zwischen den alten Birken der Landstraße nach Drenkhorst hinausging, und wunderte sich bis zu wirklicher Herzensangst, daß auf ihre mehrfachen Briefe

niemals Antwort kam. Sowohl an Vannees als auch an Brigittchen selbst hatte sie geschrieben, poste restante, wie Vannees es ihr angegeben. Erfolglos versuchte sie sich einzureden, daß dies absolute Schweigen am Ende gar mit den Regeln des Ordens zusammenhänge, in dessen Obhut Vannees das Kind gegeben hatte. Allein sowohl die belesene Großmutter, als auch die katholische Doris widerlegten diese Annahme als irrtümlich: Die Beginen lebten nicht von der Außenwelt abgeschlossen wie andere Klosternonnen. —

Sich, wie noch vor kurzen Monaten, rücksichtsloser Traurigkeit hinzugeben, dazu war Elisabeth nicht mehr im stande. Eine große Wandlung hatte sich in ihr vollzogen, und das Verdienst davon gebührte keinem anderen als Albrecht Frey.

Er war kein Romanheld! Sein Charakter hatte keine unergründlichen Meerestiefen mit unschätzbaren Perlen darin, keine schwindelnden Höhen mit Gletschereis und düsteren Nebelwolken; kein idealer Lockenurwald überschattete sein Haupt. — Im Gegenteil: seine Stirn setzte sich fast bis zum Scheitel empor fort, und was dahinter an dunkelblonden Haaren wuchs, war so militärisch knapp geschnitten, daß selbst der Liebe Hand und Willen kaum einen Anhaltepunkt zu neckischem Zupfen und kosendem sich Hineinvergraben gefunden hätte.

„Das kommt davon, wenn einen der Helm während des Krieges zu sehr drückt!" versicherte er stets allen etwaigen Neckereien gegenüber, liebkoste, schelmisch schmunzelnd, seinen mächtigen Schnurrbart, und in seinen Augen funkelte eine Lustigkeit, die ansteckend wirkte. Und das mußte ihm der blasse Neid zugeben: schönere Augen, als die seinigen, konnte man weit suchen gehen! Dennoch machte er bei den Damen nicht Glück im banalen Sinne; er war ihnen, im ganzen genommen, zu geistreich und kritisch und zu ruhig. — Seine Sturm- und Drangperiode lag hinter ihm. Ja damals, als er bei den Deutzern zum Reserveleutnant diente, was für ein Toller war er damals gewesen! — Wenn er aus jenen Tagen erzählte, wurden seine Augen zu zwei Feuerbränden, und unwillkürlich strich dabei seine Hand — groß und kraftvoll wie der ganze Mann — über die gelichtete Stirn, die der Kriegshelm zu stark gedrückt haben sollte.

Die herrliche Zeit mit der Stirn unter dem Kriegshelm und dem heißen Herzen des drachentötenden Ritters Georg unter dem Küraß! Dieser Löwenmut, dies Aufgehen der ganzen Persönlichkeit im großen Kampfe, dies Hinterschwerfen des Vergangenen und Abschließen mit allen Jünglingsthorheiten! Und der Widerstand der Franzosen, und das Zähmen der Französinnen in Schloß und Hütte! — — mein Gott, es war nie ein Ende zu finden, am Weidener Theetisch, wenn der Vater und Albrecht Frey auf den französischen Krieg und ihre verschiedenen Fahrten während desselben kamen. —

Hänschen saß mit heißen Wangen dabei, ließ die Nadel im Stich stecken und vermochte sich's gar nicht vorzustellen, wie man eine so gewaltige Zeit miterleben und erleiden und überstehen könne. Elisabeth fühlte sich von diesem Strome in die eignen Erinnerungen an damals zurückgetragen, wie damals suchte sie die Nähe der Großmutter und lauschte gern, an ihre Schulter gelehnt. Leuchtenden Auges hing sie am Anblick ihres Helden und erfand in ihres Herzens Tiefe immer neue Worte des Dankes zu Dem, der ihr dies unaussprechliche Glück geschenkt hatte. — Denn das erste, süße Geheimnis, das sie keiner Seele, auch nicht der liebsten und verschwiegensten, anzuvertrauen wagte, trug sie schon mit sich umher, wo sie ging und stand: das Gedenken an einen dieser herrlichen Erzählabende. Da hatte er, während die übrigen schon ins Eßzimmer zum Butterbrot hinübergingen, noch einen Moment allein neben ihr im Erker gestanden und ihr gedankt — sie wußte nicht, für was — und seine Hand hatte sich dabei mit innigem Drucke um ihre schlanken Finger geschlossen. Und während ihre Hand so gefangen lag — nur zu gern, zu willig! — traf sie ein langer, heißer Blick, der mehr sagte, als tausend schöne Worte — — — ach! — sie mußte die Augen schließen, und der Atem stockte ihr, wenn sie nur daran zurückdachte! — Beging sie eine Sünde mit ihrem Hängen an diesem Geheimnisse? — So fragte sie sich oft genug, und dann rief eine jubelnde Stimme in ihrer Brust: „Was fragst und zagst du? Solche Seligkeit kann nicht Sünde sein, sie ist der Baum, der seine wachsenden Zweige im Himmels-

blau badet!" — War's denn möglich, daß es einmal noch schöner würde? daß die Erfüllung dies wundersame Hoffen überträfe? — Elisabeth beugte sich demütig unter ihrem Glücke.

Es ist ein anderes, ob ein Herz in seiner harmlosen Maienjugend liebt, im holden Mond der zarten Knospen und Blümchen zwischen dem ersten, weichen Grün, oder im Juli, auf seiner Mittagshöhe, wo die vollen Rosen am herben Dornzweig duften und die jungfräuliche Lilie am schlanken Stengel. Vorsichtig will die Rose gebrochen sein, und die Lilie heischt ein edles Gefäß; denn sie läßt sich nicht zum leichten Blumensträuße winden, wie die Glöckchen und Sternchen der Lenzeswonne.

Albrecht Frey wußte und fühlte das, und er warb um sie, der er sein Herz geschenkt hatte, mit der ganzen Ritterlichkeit und Männlichkeit seines Wesens und Standes. Jener innige Händedruck, zu dem ihre liebenswerte Begeisterung für alles, was seinem Berufe das Höchste war, ihn hingerissen hatte, blieb für Wochen das einzige Zeichen seiner Neigung, das er ihr gab. Sie stand ihm zu hoch für Blumensprache und sentimentale Tändeleien, aber er lebte sich mit dem Herzen in all' ihre Angelegenheiten ein und freute sich, daß seine tüchtigen, juristischen Kenntnisse, namentlich soweit sie das Wohl und Wehe des Landwirts berührten, ihn dem Vater der Geliebten zuerst angenehm und nach und nach unentbehrlich machten.

Es entzückte ihn, wie Elisabeths Charakter unter seiner Hand sich immer harmonischer ausgestaltete, wie sie manch' rasches Wort und Urteil unterdrückte und mäßigte, wenn sein Blick auf ihr ruhte — nicht tadelnd, nur mahnend. Eine außergewöhnliche Natur zu erziehen, ist eine schöne Aufgabe und der Lohn seiner Arbeit wert! Wie bald und wie ganz lasen und verstanden sich diese beiden Liebenden, wenn auch noch kein entscheidendes und bindendes Wort zwischen ihnen gewechselt worden war. — Frey hielt es für richtiger, seine bevorstehende Beförderung zum Rittmeister abzuwarten, ehe er seine formelle Werbung anbrachte. Seines Jaworts von Vater und Tochter glaubte er, mit Recht, gewiß zu sein, und auch die Professorin, die ihm anfangs sehr zurückhaltend begegnet war, hatte sich schließlich dem günstigen Eindrucke seiner Persönlichkeit nicht zu entziehen vermocht.

So stand alles zum besten; der gesellige Verkehr zwischen der Stadt und den Gütern war freilich nicht so rege geworden, wie man im Herbst vermutet hatte. Dennoch genoß der Vater mit seiner anmutigen Jüngsten Kasinobälle und Theaterfreuden und ergötzte sich an Hänschens Triumphen und harmlosen Liebeleien, während Elisabeth bei der Großmutter daheim blieb, da die Gesundheit der alten Frau schwankender wurde. Und zu diesen Beiden, in der behaglichen Ruhe des Großmutterstübchens, mit all' seiner altmodischen Bequemlichkeit, gesellte sich Albrecht Frey immer häufiger als gern gesehener Theegast und vertrauter Freund.

Sie plauderten „von Gott und der Welt," wie man so sagt. Von ihren Familiengeschichten bis hinunter „zum Ahn und zu Ahns Ahn," von den Büchern, die sie lasen, und den Sorgen und Freuden, die sie hatten, von den Interessen des kleinen Gutes und des engen Städtchens und von denen des großen Vaterlandes und seiner Freunde und Feinde. Solchen, die sich immer näher zu einander hinleben, um endlich Eins zu werden, geht der Stoff niemals aus. — Daß der Organist und namentlich sein geliebtes Brigittchen oft und oft den Gesprächsgegenstand bildeten, war nur zu natürlich.

„Man könnte wirklich auf das Wunderkind neidisch werden!" meinte Albrecht, mit kluger Umgehung des allzu persönlich klingenden Wörtchens: „Ich," als er sich eines Tages, eine Woche vor Weihnachten, mit Elisabeth zufällig auf der Drenkhorster Landstraße traf. Er kam vom Spazierritt nach Sudermoor, wo er wieder einmal in des Vaters Separationsangelegenheiten revidiert hatte, sie wollte ins Dorf, und ihr Gesicht zeigte sich, abgesehen von der strengen Kälte, auch noch von freudiger Erregung gerötet:

„Es ist nämlich endlich Nachricht von meinem Herzenskinde da," erklärte sie dem Reiter und bot ihm die Hand aufs Pferd, „unsere alte Doris hat soeben nach mir geschickt, und Hänschen vertritt meine Stelle an der Kaffeemaschine."

„Für heute soll Ihnen die Pflicht-

versäumnis vergeben sein," entgegnete er, ganz väterlich von seiner Höhe zu ihr herabschauend, — „aber wirklich — ich bin neidisch auf das Herzenskind!" fügte er hinzu, sein allgemeines Diktum zu persönlicher Bezüglichkeit steigernd.

„Das brauchen Sie nicht; es gibt verschiedene Liebespflichten im Leben, und das Menschenherz ist groß," gab sie zurück, wie gewöhnlich mit voller Offenheit ihre innerste Meinung aussprechend. „Im Gegenteil: ich hoffe stark, daß mein Liebling Gitta —"

„Auch der meine werden wird, nicht wahr?" unterbrach er lächelnd. „Wir schlimmen Männer sind ein bißchen zäh und vorsichtig, wissen Sie! Nun, ich bin ungeheuer begierig auf Ihren Bericht, gnädiges Fräulein; denn Sie werden mich wohl noch bei der Großmama vorfinden, wenn Sie zurückkommen."

„Wie hübsch!" rief Elisabeth, „also adieu bis auf Wiedersehn — haben Sie denn Ihren Weihnachtsurlaub? —"

„Urlaub nicht, aber ein Kommando nach Berlin auf drei Wochen, leider! — Sie wissen am besten, weshalb ich „leider" sage, nicht wahr, Elisabeth? —"

— — — — — — — — — — —

Welcher zweite Mensch auf Erden konnte so himmlische Worte sprechen wie Albrecht? — Elisabeth wußte wahrlich kaum, wohin sie sich mit ihrer Seligkeit retten sollte! Sie stand, zu der glitschenden Schuljugend Ergötzen, wie eine Salzsäule in den frischen Hufschlägen des Goldfuchses mitten auf der offenbaren Landstraße und schaute ihrem davonjagenden Ritter nach. Dann jedoch beschleunigte sie ihren Schritt und langte gerade zu rechter Zeit in Doris' Dachkammer an, um mit ihr und „Bröhr Gerrit," bei Kaffee und Kaffeebrot, den Brügger Brief feiern zu helfen.

Das Geschwisterpaar saß am Tisch und „stippte" behaglich das knusprige, zuckerbestreute Gebäck in die gefüllten „Kümpken." Für Fräulein Lisabeth stand schon eines der bunten, spruchverzierten von Mamsell Doris' Kommode bereit, und darauf lag Klein-Gittas Brief, umständlich adressiert und gesiegelt, ein Sträußchen Wintergrün und rotbeeriger Ilexzweige daneben, das Gerrit seiner Schwester aus dem Lünumer Klostergarten mitgebracht hatte. Es war ein förmlicher kleiner Aufbau, und die drei Menschenkinder: der robuste Mann, das schlanke Mädchen, dem das Glück hell aus den Augen leuchtete, und die arme, bucklige Nähmamsell, waren einander rührend ähnlich in ihrer herzinnigen Freude.

„Mir is et man blos wegen Doris, Fräulein," erklärte der Postillon und streichelte mit seiner rauhen Hand die hektischen Wangen der Schwester. „Uns' Doktor Stolz un' Schwester Clementine sagen dat auch. Sähn' s' mien Dortje an, Fräulein, se sorgt sick all ähr bittsken Speck van de Knaken!"

Nun mußte der hohe Besuch erst seine zwei Kümpken Cichorienbrühe bewältigen und wacker dazu beißen. Doris ließ Elisabeths Hand gar nicht aus der ihrigen dabei. Dann ging's ans Vorlesen der Briefschaften, und die drei verschiedenartigen Köpfe stießen alle Augenblicke zusammen, wenn sie sich über einem besonders rätselhaften Worte trafen. Die Sache war nicht so leicht. Immer wieder brachte der Amsterdamer sein Holländisch zwischen das mangelhaft buchstabierte Deutsch, und erst Mère Jeanettes rouchi-Français! Im Schweiße ihrer Angesichter tiftelten sie daran herum. Elisabeth war ganz außer stande, mehr als die Hauptpunkte dieser Schriftstücke festzustellen. Daß Gitta sehr krank gewesen sei, daß sie sich, mit allen Fiebern ihres armen Kinderherzchens, nach Drenkhorst und seinen Insassen zurücksehne, und daß die Organistenwohnung für „Mijnheer Vannees" und „het lief Meisje" baldigst gerichtet werden müsse. — Klein Gittas naives Brieschen an „Fräulein Lisabeth" entlockte den vier weiblichen Augen am Drenkhorster Kaffeetisch Thränenströme, und Gerrit vertilgte, in seiner unterdrückten Rührung über die Beiden, ein Kaffeebrot nach dem anderen.

„Wat 'n Glück — wat 'n Glück, dat du d'r büst, mi n ohl' Bröhr!" rief Doris, als sie sich endlich gefaßt hatte, trocknete ihre Augen und reichte dem Bruder die Hand über den Tisch hin. „Das muß ich heute gleich in Schick bringen, Fräulein, und Bröhr soll mir beistehn mit den Bildern und der Uhr. Vunneest seine Bettstücken überzieh' ich frisch und leg' d'r van Avends 'ne heiße Warmbuddel 'nein, und alle Avend, bis daß 'r kommt. —

Mari-Jo! Dat 'r das man moje und paſs findet! Dat 'r man nich wieder auf Berlöw weggeht! So 'ne mißtröstige Zeit ohne unſ' Engelken, Fräulein! Was hab' ich geweint, Abends bei Schomlecht! —"

Die gebrechliche, kleine Person war gar nicht mehr zu bändigen und zu halten in ihrer Aufregung und ihrem Schaffensdrange. Kaum konnte sie es erwarten, daß Elisabeth wieder heimgehe, damit sie sich ans Werk machen dürfe mit „Bröhr."

„Laten' ſ' ähr man, Fräulein," sagte Gerrit, „laten' ſ' ähr stillkens gewähren. Se dröwt mi dat driest to glöwen: de Freud', de is bäter för mien' Dortje as Dokter Hankes sien' ohle Mellesziehn. Ick ſorg' d'r all för, dat Dortje nich to Schaden kümmt. Verlaten' ſ' sick upp mi, Fräulein! —"

So nahm Elisabeth denn das ganze Briefpaket an Doris und an ihre eigne Adresse mit sich fort. Sie ließ das Geschwisterpaar in Vannees ebenerdigem Reiche zurück, schaffend wie zwei Taglöhner. Gerrit pflegte nur bis gegen acht Uhr freie Zeit zu haben.

Unterwegs, beim langsamen Wandeln, überlas sie die Briefe nochmals, ohne klüger zu werden, was den Inhalt anbetraf. Zu Hause mußte sie gleich versuchen, all' die unverstandenen Wendungen in Ruhe zu entziffern und zu genießen. Freilich würde der Erfolg ein mehr als zweifelhafter sein, weil daheim leider keine Seele Holländisch oder gar Wallonisch verstand.

„Wer weiß: vielleicht versteht es Albrecht," dachte sie, allein sie erschien sich selbst komisch bei diesem Gedanken. Und doch hatte derselbe im Grunde nichts Unnatürliches. War nicht für sie schon längst Albrecht der Unentbehrliche, der Ausschlaggebende geworden in allen Lagen und Fragen ihres Lebens? —

— — — — — — — — — — — —

„Frau Profeſter hat 'ne alte Dam' baben, unſ' Herr, der ſitt mit die anderen Herrn un' mit Fräulein Häusken in unſen Herrn seine Stube," berichtete Friedrich, als Elisabeth ins Haus trat.

Da fand sie denn auch ein höchst fideles Tabakskollegium versammelt: den Vater, Albrecht Frey, den hübschen Baron „Tribbelfitz" und Hänschen, alle mächtig qualmend. Selbst das zarte Fräulein hatte sich, zu des Vaters Gaudium, von Tessen eine Cigarette aufschwatzen lassen. Großmutter war ja nicht da, und bei Elisabeths Eintritt ward das glimmende Röllchen rasch im Aschenbecher versteckt.

Elisabeth sah es gar nicht; sie freute sich nur, daß Albrecht sofort aufstand und ihr ins stille Wohnzimmer folgte.

5. Kapitel.

„Also mit dem Holländischen wären wir glücklich im klaren, nicht wahr?" sagte Albrecht. „Das einzige Wort, das ich nicht unterbringen kann, ist „sukkelen". und ich denke mir, es muß mit dem plattdeutschen „ſükeln" zusammenhängen und „kränkeln" bedeuten. Die Buchstaben U. E. heißen: „Uwe Edele," und wahrhaftig diese Anrede kommt Ihnen mit vollem Rechte zu; denn — soviel ich mir zusammenreimen kann, haben Sie sich sehr, sehr edel gegen diese armen Menschen benommen! — Nein — werden Sie nicht rot, liebe Elisabeth!" — Er küßte ihr die Hand und sah sie an, als möchte er sie, so wie sie da neben ihm saß, in ihrer errötenden Verschämtheit, umfassen und nicht wieder freigeben. Allein er bezwang diese Regung: zum neuen Jahre mußte die Beförderung herauskommen, und ein Mann durfte den ruhig gefaßten Entschlüssen nicht um einer Aufwallung wegen untreu werden.

So faltete er Doktor Ruyten's Brief zusammen und begann sich mit Ernst in Mère Jeanette's rouchi zu vertiefen.

Die Beiden saßen allein im Erker des Wohnzimmers. Die rosa Ampel brannte zwischen dem Ecksofa und dem Bibliothekschranke, und zwei buschige Laurustinus in grünen Kübeln zu beiden Seiten der Portière schlossen den kleinen Ausbau fast ganz vom Rest des Zimmers ab. Die Laurustinus waren überschüttet mit weißen Blütendolden, und in den Fenstern dufteten die Hyacinthen und Veilchen. Ein idealer Winkel für liebende Herzen zu Zärtlichkeit und Seelenaustausch. Kein Laut aus dem Rauchkabinett drang hierher. Elisabeth fühlte jedesmal, wenn sie allein mit Albrecht in diesem „buon retiro" saß, ihre Besinnung ein wenig schwinden. So auch heute. — Sie betrachtete ihn in Extase, mit heftig klopfenden Pulsen, wie er sein schönes, charakteristisches Profil über den wallonischen

Brief neigte, die Lider mit ihren langen, emporgebogenen Wimpern tief auf die gebräunten Wangen gesenkt. Ganz lächerlich erinnerte doch diese Partie seines männlichen Gesichtes an dieselbe in Gittas weichem Kindergesichte. Elisabeth beschloß, hernach dem Freunde Spaßes halber die Photographie der Kleinen zu holen und ihn auf die Ähnlichkeit hinzuweisen. Er hatte ihr erst kürzlich einmal auseinandergesetzt, daß jeder Mensch seinen Doppelgänger auf Erden habe, der das an Gutem und Bösem besitze, was jenem fehle. Klein-Gitta Albrechts alter ego! Aber den Beiden fehlte ja in Elisabeths Augen nichts zu absoluter Vollkommenheit!

„Die Sache ist doch nicht so leicht, wie ich sie mir vorgestellt habe," unterbrach Albrecht sein Studium und Elisabeths Gedanken zu gleicher Zeit. „In all' den Jahren hab' ich das Bischen rouchi wieder verlernt und dann — was ich überhaupt davon verstand, waren eigentlich nur Vokabeln aus der Grammatik des Herzens, wissen Sie. Neulich haben Sie mir gebeichtet, daß Ihre erste Liebe anno siebzig ein verliebter, ostpreußischer Kamerad von der Infanterie gewesen ist, und heute will ich Ihnen beichten, daß eine meiner ersten Lieben eine ganz toll verliebte, kleine Wallonin war — auch Anno siebzig. Ehrlich gestanden ist mir's erst wieder bei dieser Epistel eingefallen."

„Dann hat sie wohl keinen sehr tiefen Eindruck auf Sie gemacht," sagte die unschuldige Elisabeth erleichtert; denn ihr Herz hatte sich schon in Eifersucht zusammengezogen bei der Erwähnung dieser Liebe, die nicht einmal Albrechts „erste" gewesen war.

Don Juan, der, wenn auch nicht tausend und drei, so doch eine stattliche Anzahl weiblicher Herzen geknickt hatte, seit der Instinkt dazu in ihm wach geworden war, lächelte und strich seinen prächtigen Schnurrbart. „Oh — das wollen wir nicht so schroff hinstellen," antwortete er, „die Walloninnen sind aus Temperament und schönen Augen zusammengesetzt. Pardon für diese Abschweifung von unserm Briefe. Man muß doch ergründen können, was diese ‚Mère Jeanette' zu sagen hat."

„Wie hieß denn die hübsche Wallonin?" fragte die unerbittliche Elisabeth, der die Eifersucht immer stärker zusetzte.

Albrecht lachte und drohte mit dem Finger. „Eigentlich ist dies ‚terrain défendu'," meinte er, „aber erfahren hätten Sie es ohnehin, vielleicht früher oder später. — Briget hieß sie, einer der allergewöhnlichsten Namen im Lande Belgien."

„Ich liebe ihn sehr!" fiel Elisabeth ein. „Briget ist selbstredend unser deutsches Brigitte, und so heißt mein kleiner Liebling auch, von dem die guten Menschen in Brügge nur als ‚het Meisje' und ‚het Kindje' schreiben."

„Ich weiß es," entgegnete er. „Der Name ist eben ungemein gewöhnlich, fast so wie hier zu Lande die abscheulichen Geesken und Trientjen. Das Kind freilich ist, soviel ich davon gesehen habe, außergewöhnlich nett."

„Nett? — Bezaubernd ist es — das schönste Kind, das es geben kann," versicherte Elisabeth. „Ich hole Ihnen gleich einmal die Photographie herunter und muß wohl bei der Gelegenheit Großmutters Frau Rentmeisterin meinen devoten Knix machen. Also fünf Minuten Geduld. Oder mögen Sie heute abend nicht zum Essen bleiben?"

„Das kann ich schwerlich; ich habe noch nicht eingepackt, und morgen geht's mit dem frühesten fort nach Berlin. Ich möchte jedoch die Frau Rentmeisterin überdauern, um mich persönlich von der Großmama verabschieden zu dürfen, wenn Sie mich deshalb bis gegen acht Uhr dulden wollen? — Wir sind auch mit unserm rouchi nicht fertig bis jetzt, und dann die versprochene Biographie des Wunderkindes Brigittchen, aber ohne unnötige Bescheidenheit, was ein gewisses Fräulein Elisabeth anbetrifft."

Sie eilte hinaus und treppauf. Dafür trat das lustige Kleeblatt vom Tabakskollegium zu Albrecht ein. Sie hatten sich kurzerhand entschlossen, nach Burg zum Theater im Klubgarten zu fahren und sich dort, mit den Regimentsehepaaren vereint, an einer grandiosen Weihnachtsposse zu ergötzen. Dessen, den Herr Zurweiden zu Albrechts heimlichem Vergnügen abwechselnd „mein Kind" und „alter Kronensohn" nannte, hatte die Sache eingefädelt, und nun sollten Albrecht und Elisabeth natürlich mit von der Partie sein.

Albrecht warf Elisabeth, die wieder eingetreten war, einen raschen Blick zu und lehnte entschieden ab. Er müsse vor der

Reise mancherlei erledigen und wolle sich noch bei Frau Professor beurlauben, nachdem er Fräulein Elisabeth den Brief aus Brügge übersetzt habe. „Also ein herzliches Lebewohl, frohe Feiertage und frohes Wiedersehn im Januar. —“ Elisabeth mußte selbstredend auf die Theaterfreuden verzichten, Großmutters wegen. Die Frau Rentmeisterin hatte sich entschlossen, auch noch ein abendliches Butterbrötchen mit der alten Freundin zu verzehren.

„Jetzt ist es halb sieben, und vor zwei Stunden sind sie da oben nicht fertig mit ihrem Briefwechsel zwischen dem seligen Professor und dem seligen Rentmeister,“ triumphierte Elisabeth, als der Wagen mit den drei Vergnüglingen davonfuhr. „Großmutter hat mir's selbst gesagt und mir erlaubt, mich hier unten ganz nach Gefallen zu beschäftigen: die Erinnerungen an Schleiermacher und Henriette Herz würden mich schwerlich interessieren. So ganz Unrecht hat sie damit nicht.“

„Pfui, wie ungebildet!“ neckte Albrecht. „Thun wir also nach unserm Gefallen, wenn's die Großmama erlaubt hat. Weiß sie, daß ich hier unten bin?“

Elisabeth mußte ein schuldbewußtes „Nein“ sagen, aber sie machte ein seelenvergnügtes Gesicht dazu. „Ich hab' Ihnen das Bildchen mitgebracht,“ lenkte sie ab und reichte es ihm hin.

Er zog ihren Arm in den seinen, so gingen sie in den Erker zurück und nahmen ihre traulichen Plätze hinter den blühenden Laurustinus-Büschen wieder ein. Der Spiegel, an dem sie vorübergekommen waren, hatte ihnen das Bild eines Paares vor Augen gestellt: stattlich, vornehm und lebensfrisch — zwei Menschen, die für einander geschaffen zu sein schienen. Und sie waren beide so glücklich in ihrem halbverstohlenen Beieinandersein, wie Kinder vor der Christbescherung.

Ja, mit immer stärkeren Schlägen pochte das Glück um Einlaß bei ihnen. Schon sprang der erste Riegel zurück, da schob sich eine ungeahnte Hand zwischen Wunsch und Erfüllung. Die Hand des Kindes war's, dessen Bild Albrecht Frey jetzt beim rosigen Ampelschein, in Wärme und Blumenduft betrachtete. — Er sah die Glücksstörerin noch nicht.

Elisabeth mußte ihn noch ein paar Minuten allein lassen. Sie ging ins Eßzimmer, um für ihn und sich den Thee zu bereiten, Friedrich trug das hübsch besetzte Serviertischchen mit der Geberde achtungsvoller Dummheit in den Erker, verschwand, und gleich darauf erschien Elisabeth mit den Theetassen.

Sie fand Albrecht noch genau so, wie sie ihn verlassen hatte, eine Wange in der Hand, die Augen auf des Bildes Rückseite geheftet, lesend und wiederlesend was dort geschrieben stand:

„Brigitte Vannees, sechseinhalb Jahre alt. Geboren am 10. Januar 1871.“

„Also ein Kriegskind —“ sagte er aus tiefem Sinnen heraus, als spräche er zu sich selber. — „Und der Vater — — ?“

„Der Vater ist ein Schuft!“ antwortete die klare Mädchenstimme erbittert, und dann schob die schöne Hand, die er heimlich längst sein Eigentum nannte, die Tasse mit dem duftenden Getränk vor ihn hin.

Überrascht vom Fanatismus ihres Tones hob er sein Gesicht zu dem ihren empor. Stolz und Verachtung kräuselten ihre Oberlippe, ihre Augen blickten dunkel und schauten über ihn hinweg, als stände dort, in irgend einer verdämmernden Ferne, der Schuft, von dem sie eben gesprochen.

„Das ist ein sehr vorschnelles Urteil, Elisabeth,“ sagte er ernst. „Sie sprechen eine furchtbare Anklage aus, vielleicht ohne Grund. Wissen Sie, ob der Mann nicht im Kriege geblieben und unschuldig daran ist, daß sein Kind zur Waise ward?“

„Unschuldig?! —“ Sie wendete ihr Antlitz noch weiter von ihm ab, der verächtliche Ausdruck ihrer Züge verschärfte sich bis zur Härte, und flammendes Rot deckte ihre Wangen. „Unschuldig — der? — Meine arme Briget, Gittas Mutter, war niemals verheiratet, und der Elende — — — Wir wollen das Thema ruhen lassen —“ brach sie ab, „es war unpassend und unbedacht von mir, es einem Manne gegenüber anzuregen.“

„Liebe Elisabeth, wozu zwischen uns die falsche Zimperlichkeit?“ warf er ein, ergriff ihre Hand und zwang sie mit sanfter Gewalt, ihren verlassenen Sofaplatz neben seinem Sesselchen wieder einzunehmen. „Wir beide sind keine Kinder mehr, und wir wissen, gottlob, was wir voneinander zu halten haben, auch wenn wir ein heikles Thema

berühren. Können Sie mir's übel deuten, daß ich Ihre Herzensinteressen zu den meinigen machen will? Dies Kind geht durch Ihr ganzes Leben und Denken, wie der rote Faden — so sehr, daß es mich eifersüchtig macht — ja! eifersüchtig, Elisabeth! Kommen Sie —, sehen Sie mich an! Mögen Sie mir wirklich keinen Teil an dem gewähren, was Ihr Herz ausfüllt? Erzählen Sie mir's, als sprächen Sie zu einem leblosen Gegenstande: — wollen Sie? In Ihrem Vertrauen oder Schweigen mir gegenüber ist ja das Beste oder Schlimmste für meine Zukunft enthalten."

Seiner Beredsamkeit ward der Sieg nicht schwer. Ihre Augen, ihre Hände ruhten ineinander, das Bild des Kindes lag zwischen ihnen. Elisabeth meinte vergehen zu müssen; sie bebte wie Espenlaub, ihre Hand erkaltete in der seinen, die andere, freie, umklammerte eine der herabhängenden Quasten der Tischdecke, und der ganze von rotem Licht erfüllte Erker drehte sich mit ihr im Kreise. Warum war er grausam? warum blickte er sie so an, hielt so ihre Hand und nahm sie nicht an sein Herz? Seltsam! In diesem Augenblicke war's, als spränge von ihrem Hasse gegen den unbekannten Vater ihres Brigittchens ein Funke auf den über, der mit ihr spielte, wie sie sich in ihrer leidenschaftlichen Erregung einredete. Allein es war eben nur ein Funke, viel zu klein und flüchtig, um zu zünden: er erlosch im Nu, nur daß sein Brennen sie zur Besinnung zurückbrachte.

Sie entzog ihm sonder Heftigkeit ihre Hand und drückte sich in die Sofaecke. Dort verharrte sie, ohne ihren Thee anzurühren, stumm und bemüht, sich zu sammeln. Ein niederdrückendes Gefühl von Kälte und Traurigkeit schlich sich in ihre Seele, unbarmherzig und nüchtern stand alles vor ihrem geistigen Auge, was sich an das Kinderbild auf dem Tische knüpfte.

„Sie haben ein Recht, mich beim Wort zu nehmen, und Sie wollen mir's leicht machen, Ihnen mein unbesonnenes Versprechen zu halten – ich danke Ihnen dafür —" sagte sie mit bedeckter Stimme, während er, beklommen ohne Grund, das Bildchen in seiner Hand hin und her wendete. „Und nun, bitte, thun Sie mir noch die Liebe an, zu rauchen," setzte sie hinzu, „es quält und verwirrt mich, wenn Sie mich bei meiner Geschichte müßig ansehen."

Ihrem Wunsche gehorsam, ernüchtert wie sie, erhob er sich schweigend, zündete sich eine Cigarre an und lehnte sich, nachdem er den kleinen Erker ein paarmal hin und her durchschritten hatte, seitwärts vom Ecksofa gegen den vorspringenden Pfeiler des Bibliothekschrankes. Elisabeths Gesicht, blaß und kummervoll in diesem Augenblicke, bereitete ihm empfindlichen Schmerz, und ein unklares Unbehagen gesellte sich hinzu.

„Wenn Sie nun erzählen wollen, — ich höre," bemerkte er endlich und fügte, mit einem Versuche, den früheren scherzhaften Ton wiederzufinden, hinzu: „Sehen Sie — für die nötigen Dampfwolken ist bestens gesorgt."

Ihr Antlitz jedoch blieb sehr ernst und befangen. Sie setzte sich gerade auf, faltete die Hände im Schoß und begann, ohne ihn anzublicken:

„Als ich das Kind zuerst im Arme hielt, war es zwei Monat alt. Seine junge Mutter — sie zählte neunzehn Jahre, genau wie ich auch in jener Zeit, — kannte ich nicht. Sie war ihrer Schande erlegen — geistig —! Ihr Bruder, der, den Jahren nach, fast ihr Vater sein konnte, hatte sie, als eine Tobende, nach Lünum-Kloster bringen müssen. Sie werden es kennen, es liegt sehr still und schön dicht hinter Witten. Der Bruder, so hieß es, war kein gewöhnlicher Musikant, sondern ein Künstler gewesen, der großen Zielen nachstrebte; das Unglück der Schwester riß auch ihn zu Boden. Um ihretwillen opferte er seine höchsten Idealgüter, verkaufte seine kostbare Violine an einen Liebhaber und erhielt vom Erlös die beiden Verlassenen, Ausgestoßenen: Briget und ihr kleines Kind. Er selbst nahm die erste beste, nüchterne Brotstelle an, die sich ihm bot. Er verließ Köln und ward Organist — hier in Drenkhorst. Wer der Vater des Kindes war, davon ist nie ein Wort über seine Lippen gekommen. Von uns Weidenern wenigstens und den Drenkhostern kann sich keiner rühmen, sein Vertrauen in diesem Punkte genossen zu haben. Er war ein Gentleman in der Beharrlichkeit seines Schweigens, und deshalb durfte man ihm viel Absonderliches nachsehen. Dennoch, meine ich, hat er einen Menschen teilweise eingeweiht: Doktor Stolz, den jetzigen Direktor des Lünumer Irrenhauses. — Dieser, ein prächtiger Mensch,

behandelte die arme Briget mit soviel Geduld und Güte, ertrug so gleichmütig die wunderlichen Briefe und Zumutungen des ganz verbitterten Bruders seiner Kranken, daß wir, die in zweiter Linie Beteiligten, ihn aus der Ferne aufrichtig verehrten. Später bin ich einmal in persönliche Beziehungen zu ihm getreten und fand meine Erwartungen übertroffen. — Doch — soweit bin ich noch nicht —"

„Darf ich Sie einen Moment unterbrechen? Ich möchte mir nur eine andere Cigarre aus meinem Mantel holen," sagte Albrecht und ging, an Elisabeth vorüber, hinaus. Wäre sie nicht innerlich zu sehr mit ihrer traurigen Geschichte beschäftigt gewesen — ihr hätte die fahle Färbung seiner Wangen auffallen müssen. Draußen, im Halbdunkel des Flurs, stand er, die Hand an seinen Mantel gelegt, regungslos und starrte aus erschrockenen Augen in den ungestalten Schatten des Garderobenhalters ihm zur Seite. Dann öffnete Friedrich, der das Sporenklirren seiner Tritte gehört hatte, die Küchenthür, ein Lichtstrom überflutete den Schatten, und der Bursche hielt sich stramm, etwaiger Befehle gewärtig. — Frey verlangte nur ein Glas Wasser, stürzte es in einem Zuge hinunter, nahm sein Cigarrenetui aus der Tasche und kehrte in den Erker zurück.

Das Rosenlicht, der starke Blumenduft und die Ofenwärme umnebelten ihm fast die Sinne; als aber Elisabeth ihn ängstlich fragend ansah, zwang er sich mit aller Macht zu einem sorglosen Lächeln. „Da draußen ist es heute wie im Eiskeller," sagte er und schüttelte sich. Darauf lehnte er sich wieder gegen den Schrankpfeiler, aber er vergaß, seine frische Cigarre in Brand zu setzen, und diesmal erinnerte sie ihn auch nicht daran.

„Wie gesagt — es waren die denkbar trübsten Verhältnisse," fuhr sie fort, ganz von ihren Erinnerungen hingenommen, „aber es stand fest in mir, daß das unschuldige Kind nicht darunter leiden sollte, soviel ich aus meiner geringen Kraft dazu thun konnte. Ich hatte es mir gleich ganz zu eigen gemacht, in voller Übereinstimmung mit den Meinigen. Sie wissen ja schon, daß ich damals, nach dem Kriege, an meinem thörichten Liebeskummer krankte, und so fand das süße, kleine Wesen eine vorbereitete und empfängliche Stätte in meinem Herzen. Wie ich es liebte, wie es mir sein erstes Lächeln und Lallen gab und dann den ersten Kuß und dann das erste, bewußte Wort, das vermag ich nicht so schön zu schildern, wie es wirklich war. — Eine treue, alte Freundin im Dorfe unterstützte mich in meiner Aufgabe, und des Kindes Onkel: Vannees — ließ uns, Gott sei Dank, bis zu einem gewissen Grade in allem frei schalten und verfügen. Er ist ein sonderbarer Heiliger, grüblerisch-starrköpfig. Ach, schwere, schwere Stunden hat er mir jungem Dinge während der ersten Jahre meiner Pflegerschaft bei seinem Nichtchen bereitet, eh' ich ihn völlig zu nehmen verstand. Endlich hörten wir aus Lünum-Kloster, daß Gittas Mutter ruhig und lenksam und ganz geistesschwach geworden sei und unablässig nach ihrem Bruder verlange. Er sehnte sich auch nach ihr, aber er konnte keinen Entschluß fassen. — Da fiel es mir eines Tages ein, den gordischen Knoten durchzuschlagen. Ich ging, gleich nach Empfang eines Briefes von Doktor Stolz, zu Fuß nach Lünum-Kloster, ward sehr gütig aufgenommen, und nun sah ich endlich meines Kindes arme Mutter — —"

Sie legte die Stirn in ihre Hand und machte eine Pause. Der Rückblick überwältigte sie. — Albrecht sah, wie zwischen ihren Fingern hervor Thränen auf die Photographie des Kindes tropften. Es zog ihn hin zu ihr mit aller Liebesgewalt, aber das unheimliche Gespenst, das vorhin auf dem halbdunklen Flur seinen Schatten vorausgeworfen hatte, war während Elisabeths Geschichte in greifbarer Gestalt vor ihm aus dem bunten Teppichmuster des stillen Erkers emporgestiegen, es wuchs über ihn hinweg und bannte ihn an seinen Platz. Er legte seine Cigarre, die er noch immer unberührt in der herabhängenden Hand hielt, beiseite, und betrachtete, mit fest zusammengebissenen Lippen und finsteren Brauen, die Weinende im Sofa. — Hin zu ihr — hin zu ihr! es hielt ihn nicht länger! Verzweifelt wehrte er das andrängende Gespenst von sich ab, daß es für eines Augenblickes Zeit zurückwich, dann war er an Elisabeths Seite, legte seinen Arm um ihre Schulter und preßte ihr Gesicht gegen seine Brust:

„Meine Liebe — meine Geliebte — ich kann dich nicht weinen sehen! — vergieb mir, meine geliebte Elisabeth! verzeih' mir! —" bat er mit erstickter Stimme;

denn es war ihm, als drücke eine brutale Faust ihm Herz und Kehle zusammen bei diesen ersten Liebesworten zu ihr. —

Sie umfaßte seinen starken Nacken mit beiden Armen und weinte bitterlich an seinem Halse.

„Albrecht —“ stammelte sie, „Albrecht — sage du mir, daß dies ein tragischer Ausnahmefall war, befestige du den Glauben an dein Geschlecht in mir, den ich jedesmal zu verlieren fürchte, sobald ich an diesen Gewissenlosen denke. — O Gott! wenn ich mir jetzt die Unglückliche vorstelle, wie ich sie damals zum erstenmal sah — wie ich ihre armen, kühlen Lippen küßte und in die schönen schwarzen Augen blickte; — tot — leer — ach — nie kann ich's vergessen! So jung noch; jung wie ich — und graues Haar und einen gestorbenen Geist, ein zerstörtes Herz! Und das alles um eines schlechten Mannes willen, — der ihre Ehre vernichtet und sie der Schmach hingeopfert hatte! Oh Albrecht! Albrecht! — Müßte man dafür die Männer nicht hassen und ihnen mißtrauen? — Sage mir's: wenn du solch' ein argloses, junges Geschöpf lieb gehabt hättest, mit solchen Augen und einem Munde wie ein Gedicht — und dem Grübchen im Kinn — hättest du es auch zertreten und verlassen können und feige auf die Barmherzigkeit der Mitmenschen werfen?“

— — — — — — — — —

Seine Hände, die er um ihre Gestalt verschränkt hielt, griffen kalt und starr in einander. Er zwang mit eisernem Willen seine Augen, kühn und ohne Zucken in ihre reinen Augen zu blicken. Das Schreckgespenst sollte sie ihm nicht entreißen können, mochte es ihm auch noch so dringlich ins Ohr raunen: „Du Verbrecher! — Du Lügner! —“

„Zeit gewinnen — nachforschen — und dann ihr, der Geliebten, die alte Sünde bekennen — ihre Verzeihung suchen!“ So blitzte es ihm durch die Gedanken. Er konnte nicht mehr von ihr lassen! Kaum zehn unter hundert Mädchen von heutzutage dachten wohl so streng, wie sie, und gerade, weil sie nicht war wie das Gros der anderen, liebte er sie so leidenschaftlich, sie, die verkörperte Keuschheit. — Fest hielt er sie an seiner Brust, seine Lippen fanden die ihren im ersten, langen Kusse, er sah, unter der Glut seiner Umarmung, ihre Zweifelsqual in weiche Zärtlichkeit hinüberschmelzen, und es ward ihm wieder mutiger ums Herz. — Gott wußte, welche Chimäre gespukt hatte, um ihn zu schrecken — die Gewißheit fehlte noch, und die Vermutungen sollten ihn nicht so ohne weiteres in die Enge treiben. Er war ein Mann, keine weibische Memme. — Heute abend, in der Abgeschlossenheit seines Stadtquartiers, mußte er das alles überdenken und zurechtlegen. — Jetzt nicht — diese Stunde gehörte dem Glücke. —

Allein immer von neuem schüttelte ihm des Gespenstes eisige Hand die Glieder. Es dünkte ihn unmöglich, dem Spuk ganz zu entrinnen. Er suchte sich zu retten, wie er konnte, und ließ Elisabeth nicht wieder von sich. Bei ihr war Friede und warmes Leben; sie gab sich ihm so selig! — Fest umschlungen saßen sie im Ecksofa, küßten einander und flüsterten süße Thorheit, aber die süße Thorheit vermochte nicht, die bittere Wahrheit aus dem Felde zu schlagen. In der Gestalt des Kinderbildes lag sie vor dem liebenden Manne und schaute ihn unverwandt mit seinen eignen Augen an.

Er nahm das Bildchen vom Tisch und schob es in die Brusttasche seines Interimsrockes. „Laß es mir ein wenig, dir zu Liebe möcht' ich mich in aller Ruhe hineinstudieren,“ erklärte er Elisabeth seinen Raub. Sie schmiegte sich noch enger an ihn und sagte innig:

„Ihr habt ganz die gleichen Augen, ihr beiden Geliebtesten: die schönsten von der Welt!“

Da brannte das Bild wie glühendes Eisen gegen seine pochende Brust! —

Er m u ß t e allein sein! Abermals schob er den Dienst vor. Er bat Elisabeth, der Großmutter seine Abschiedsgrüße zu übermitteln, und vor ihr und der Schwester — überhaupt vor jedermann — bis auf weiteres die Verlobung streng geheim zu halten, in knappen drei Wochen kam hoffentlich die Beförderung, zugleich mit seiner Rückkehr nach Burg. Dann solle der Vater alles wissen. Als Leutnant könne er unmöglich mit seiner Verlobung öffentlich hervortreten.

„Ein kahlköpfiger Leutnant ist ein Unding zum Lieben und Heiraten; beim Rittmeister nimmt man's nicht mehr so streng damit!“

Sie umschlang ihn nochmals, als er

abschiednehmend, vor ihr stand, und legte ihr heißes Gesicht an das seine.

„Sei, wie du willst — ich liebe dich grenzenlos, und ich glaube an dich, wie an mein Heiligstes!“ sagte sie vertrauend. — „Ein andermal — später — erzähl' ich dir die traurige Geschichte zu Ende. — Oh, Albrecht, einem solchen Menschen, wie jenen, sein Herz zu geben, das muß schlimmer sein, als Sterben! Wahnsinnsnacht wäre wahrlich erträglicher, als das!“

„Kind — sei nicht so schroff: zu viel, was deine Reinheit jetzt nicht beurteilen kann, spricht in solchen Verhältnissen mit,“ lenkte er ein, sie aber hielt seine Hände fest gegen ihre Brust gedrückt, und ihre Augen blitzten ihn an, kalt, wie bläulicher Stahl:

„Nein!“ rief sie leidenschaftlich, „ewig hassen würd' ich den Ehrlosen! — ewig — ewig —! so, wie ich dich ewig lieben will!“

Viertes Buch.

Ich hab's gewagt.
(Ulrich von Hutten.)

1. Kapitel.

— — „Ewig hassen würd' ich den Ehrlosen, so wie ich dich ewig lieben will! — —“

— — — — — — — — — —

Er stand an der Biegung des hartgefrorenen Weges still, der, zwischen Gut und Stadt, in schnurgerader Richtung auf die Kaserne zuführte und linksab, zwischen Feldern, den schmalen Pfad nach Drenkhorst hinaussandte. Der schneefeuchte Dezemberwind fuhr ihm höhnisch pfeifend entgegen, als er sich umwendete, um noch einen Scheideblick auf das ferne Weidener Herrenhaus zu werfen. Friedlich geborgen zwischen seinen großen Bäumen lag es da, als rötliches Pünktchen leuchtete einzig die Erkerampel zwischen dem verstrickten Gezweig. Jetzt schwebte sie langsam abwärts und erlosch, und die ganze Fronte verschwand im Dunkel der Nacht. — Nur ungebrochene Finsternis und Windsgeräusch ringsumher.

Auf den starken Mann, der in dieser düsteren Einsamkeit einer schrankenlosen Ebene von Furcht und Hoffnung hin- und hergeschleudert ward, machte dies plötzliche Erlöschen des fernen Lichtes einen erschreckenden Eindruck. Er riß seine Mütze vom Kopf, griff an seine Waffe und stöhnte vor sich hin, wie ein Verwundeter. Ja, hätte er seinen Revolver bei sich gehabt, besinnungslos würde er sich in diesen Sekunden furchtbarer Seelenmarter eine Kugel durch den Kopf geschossen haben, er, der den Selbstmord sonst als die infamste Feigheit auf Gottes Erdboden verdammte. — Vor ihm stand die alte Schuld, unerbittlich. Aus einem Jugendleichtsinn, den er durch sieben Jahre vergessen, von dessen Folgen er keine Ahnung gehabt hatte, wuchs sie empor bis in die Wolken hinein und deckte mit ihrer dräuenden Nebelgestalt die Eingangspforte zu seinem Himmel. — Wieder packte seine Hand den Säbelgriff, wie um ihn zum Kampf aus der Scheide zu reißen. Gegen wen — gegen was gedachte er, zu kämpfen? — Nichts hatte er, das er ergreifen und vernichten konnte, um sich durch irgend eine Gewaltthat vom Dämon zu befreien, der auf ihm kauerte und ihn mit feurigen Ruten geißelte. Er stand in der Öde, kahle Felder zur Rechten und zur Linken, über ihm jagende Wolkenknäule, die voreinander und durcheinander dahinflogen mit dem Winde, ewig ihre Gestalt wechselnd, zerrinnend, sich verdichtend, nirgends zu fassen, nirgends einen Haltepunkt gewährend in ihrer kalten Körperlosigkeit. — Und so waren auch seine Gedanken. Alles was er, der schöne Mann von eiserner Körperkraft und feurigem Herzen, in den sieben Jahren zwischen damals und jetzt durchlebt und durchliebt hatte, gaukelte in tollem Reigen vor ihm auf und ab. Alles das war abgeschüttelt und hinweggeblasen worden, wie ein Federhäufchen vom Luftzug, sein Geld und seine Zeit hatte er sich's kosten lassen, und sein Herz lag ihm dabei unberührt in der Brust. Das gehörte der ersten „wahren“ Liebe. Don Juan meinte sich in den tadellosen Helden, den „preux chevalier sans reproche“ verwandeln zu können, ohne die Dazwischenkunft des steinernen Gastes. Allein das Geschick, dem das vornehmste Geschöpf, der Mensch, angehört, steht und fällt, — übt seine Vergeltung aus dem Vollen, wie es auch seine Freuden und Versuchungen aus dem Vollen gibt. In tausenderlei Gestalt läßt es dem Schuldigen — jedem Schuldigen — den steinernen Gast, seine Schuld, vor Augen treten, da, wo er am wenigsten daran denkt. Wenn er vor der Welt rein dasteht, sich selbst längst vergeben hat und wieder nach den edlen Blüten, den süßen Früchten greifen möchte, die den Guten auf

geradem Stamme, im offenen Sonnenlichte gedeihen, dann erscheint der steinerne Gast hinter dem Stamme und hebt drohend die Hand. — —

— — — — — — — — — — — —

Wohin war er geraten? — Der rauhe Wind peitschte ihm den schweren Mantel um Rücken und Glieder und riß ihm die Mütze vom Kopf. Wie ein helles Rädchen wirbelte sie über die harte Ackerkrume dahin. Albrecht sprang ihr nach; die ersten Flocken des Schneegestöbers flogen ihm in sein unbeschütztes Gesicht und schmolzen in seinem Barte. Ganz in seiner Nähe schlug eine Turmuhr in hellen Tönen acht. — Zerstoben die Visionen, er wandelte wieder in der Wirklichkeit, und er dankte dem Himmel dafür. Sein kalter Mut kam ihm voll zurück und das beruhigende Bewußtsein dazu: „Ich bin Jurist — ich werde meinen Weg aus diesem Labyrinthe nach ernstem und nüchternem Erwägen sicher finden. — — Mensch sein, heißt Kämpfer sein! — Nein — fort mit den Sentenzen — du bist Mann und Soldat!"

Er zog seine Uhr und überzeugte sich so, daß die acht Schläge vom Drenkhorster Kirchturm nicht gelogen hatten. — Es blieb ihm noch sehr lange Zeit bis zur Ronde um Mitternacht; freilich, gepackt war noch kein Stück für die morgende Reise, und er liebte nicht, diese Arbeit Burschenhänden zu überlassen, wie die Mehrzahl seiner Herren Kameraden es that.

In seiner Erregung war er vorhin vom Kasernenpfade abgegangen, und Drenkhorst lag dicht vor ihm. Dort drüben spiegelten sich die hellen, breitgezogenen Fenster des Organistenhauses im Fischteich, davor unterschied er ein Wägelchen. Es kam ihm plötzlich in den Sinn zu versuchen, ob nicht hinter jenen hellen Fenstern irgend etwas zu erblicken sei, was seinen Befürchtungen Gewißheit verschaffen, oder sie aus dem Felde schlagen könne. Denn Klarheit, so oder so, wollte er haben, ehe er die Kommandoreise antrat, um während derselben seine Pläne und den geradesten Weg für sein Handeln in der Zukunft feststellen zu können. So ganz arbeiteten seine Gedanken in der Vergangenheit, daß Elisabeths liebes Bild kein einziges Mal vor seine Seele trat, obwohl sie selbst ihn in diese Vergangenheit zurückgeleitet hatte.

Mit starken Schritten umging er den Fischteich und stand vor dem Häuschen mit den hellen Fenstern. Hineinsehen konnte er nicht; die kleinen Gardinen waren zugezogen. Er überlegte noch, wie er es am besten anfange, seinen Zweck zu erreichen, da trat Gerrit, zum Fortfahren gerüstet, unter die Hausthür, und Mamsell Doris' Zwergengestalt, warm vermummt, gab ihm das Geleit. Auf dem Wägelchen, dessen Vordersitz ein solides Planlakendach vor den Unbilden des Wetters schützte, lagen und standen Säcke und Körbe, und „Lünum-Kloster" war mit weißen Buchstaben auf die Rückwand gemalt. Gerrit hatte heute aus der Drenkhorster Mühle Gries und Mehl und von Bauer Thedings Winteräpfel für die Anstalt besorgt.

Beim Lesen der weißen Schrift: „Lünum-Kloster" hatte Albrecht seinen Entschluß gefaßt. Er trat dem ungleichen Geschwisterpaare in den Weg, grüßte und bat um die Erlaubnis, sich drinnen seine Cigarre anzünden zu dürfen. Hier draußen gehe der Wind zu stark und er habe außerdem sein Feuerzeug zu Haus liegen lassen.

Gerrit rückte ebenfalls an der Mütze und versteckte seine breite Hand in die Hosentasche.

„Dar kann 'k fix uthelpen, Här Offenziehr," sagte er, aber er brachte nichts zum Vorschein. „Gott's 'n Dunner, Dortje, wo hebb ick nu mien' Riewsticken?"

„Och, de heft du wiss in Bunneest siene Dönns' liggen laten, Bröhr," meinte Doris und lud den fremden Herrn ein, doch „'n bittsken" in die Stube zu treten. „Bunneest siene Dönns" war so tadellos in Ordnung, dank Bröhr's kräftiger Hilfe, daß es der Schwester große Genugthuung gewährte, einen herrschaftlichen Gast hineinkomplimentieren zu dürfen.

Sie gingen alle Drei miteinander in die kleine, ein wenig dumpf riechende Stube, deren Tapeten ein riesiges braungelbes Muster auf kornblauem Grunde zeigten.

Gerrit wunderte sich im stillen darüber, weshalb wohl die Hand dieses großen „gewaltsamen" Menschen mit dem martialischen Gesichte so gefährlich zitterte, während er sich, vor dem Tafelklaviere stehend, über Doris' Blechlämpchen seine Cigarre anbrannte. Kein Wort verlor er zum Lobe der blitzblank geriebenen, nach Wachs und Terpentin

duftenden Möbeln und des schönen Drelllakens, daß den Tisch deckte. Ansehen aber that er sich alles ordentlich, und dabei knotete er die Augenbrauen zusammen, als wolle er Kinder fressen. — Hatte er sich vielleicht gar seine Finger am Cylinder des Blechlämpchens verbrannt?

— — — — — — — — — — — —

Zwischen die Zähne nehmen und zerbeißen mögen hätte er das weiße Schnupftuch, mit dem er sich eben, beim Eintritt in die Stube des Organisten, den Schnee aus dem Pelzkragen geklopft hatte, nur um einen Ableiter für den wütenden Schmerz zu haben, der sein Herzfleisch zerriß gleich einer tötlichen Kugel. So betäubt und erschüttert war er, daß er kein Wort zu finden vermochte. —

Alles sah er wieder, wie es vor sieben Jahren ihn umgeben hatte: die steifen, fahlblau gepolsterten Stühle mit den Messingrosetten, die das Anlehnen erschwerten und das Uniformtuch verdarben, das kuriose Dreiecksofa und den Tisch, dessen ungeschickte Beine und geschweifte Kantenleiste stets so hinderlich gewesen waren beim verstohlenen Liebesgetändel, das Herr Dalen, der Musikus und Cerberus in einer Person, beileibe nicht sehen durfte. — — Da schauten die alten Stiche auf ihn herab: Davids Revolutionsbilder und Dantons Jakobinerkopf, Mirabeaus feines, pockennarbiges Gesicht und das Guérinsche „Ahnenporträt“, der „fou Jean“. — Wie lächerlich ähnlich hatte dem die holde, kleine Briget gesehen, wenn sie recht vernarrt gewesen war und, auf Albrechts Knie sitzend, Brust gegen Brust gedrängt, ihn halb erstickt hatte mit ihren tollen Küssen! — —

Er besaß es wieder, hier in der vertrauten Umgebung, das junge hingebende Geschöpf; die schwarzen Augensterne, voll Licht, wenn er kam, voll Schatten, wenn er ging, blickten ihn an, da und dort und überall im Bann dieser vier Wände. Den süßen Duft der Nelken und Rosen, die er ihr, auf der Höhe seines Taumels, einmal aus Nizza verschrieben hatte, meinte er zu spüren und das vornehme Gelb, das satte Purpurrot der südlichen Blumen zwischen den blauschwarzen Flechten seiner wallonischen Zigeunerschönheit leuchten zu sehen. —

Und dann jener Abend im wetterwendischen April, als die Veilchen im Glase blühten und Jakob Dalen bis zum anderen Tage in Bacharach bleiben wollte! — Jener Abend, der das erste Glied einer kurzen, sündigen Fessel zwischen ihm und ihr geschmiedet hatte, bis der Mai ihn für immer hinwegrief, fort nach Berlin, fort in den Krieg und dann hinauf in den preußischen Osten, bis vor wenig Monden. — Wie hatte er so niedrig handeln können? Lieben, andere Herzen verwunden und seiner Wege gehen und über dem Zweiten das Erste, über dem Vierten und Fünften das Zweite und Dritte vergessen? — „Dein steinerner Gast steht vor dir, schöner Don Juan, und hebt drohend die Hand!“

— — „Der Vater ist ein Schuft — — —!“

Allmächtiger, es war so! — Und je mehr er sich mühte, Licht zu schaffen, Schuld, bewußte Absicht und blinden Zufall von einander zu trennen, desto tiefer sank er in einen Abgrund hinab, dessen Finsternis alle klaren Umrisse zu dunstigen Schatten verzerrte.

Er faßte sich gewaltsam, wendete seine Augen hinweg von den stummen Zeugen seines Jugendfrevels, grüßte mit kurzem Danke die knixende Nähterin und schritt, Gerrit folgend, wieder ins Freie hinaus. Dort bot er dem Postillon eine Cigarre an, und dieselbe ward, trotz des brausenden Windes und Schneegestöbers, im Schutze der Zündholzschachtel gleich in Brand gesetzt.

„Sie fahren jetzt direkt nach Lünum-Kloster?“ fragte er. „Wie viel Zeit pflegt man auf den Weg zu rechnen?“

Gerrit klopfte dem großen, braunen Hengst die wohlgenährte Flanke. „De Hingst is 'n mooi Pärdje,“ antwortete er zwischen saugenden Zügen an seiner Cigarre. „Wenn de baben auf 't Wall 'n forsßen Drav inspringt, denn mägen 't woll knapp dreevibbel Stunn wäsen.“

„Können Sie mich mitnehmen und mir dafür einstehen, daß ich spätestens um halb zwölf wieder in Burg bin? Dort drüben bei der Kaserne? — Selbstredend müßte ich zum mindestens eine Stunde auf meinen Besuch in Lünum-Kloster rechnen?“

Gerrit besann sich, sah abwechselnd seinen geringen Wagen und den Offizier in Mantel und Schleppsäbel an und kratzte sich bedenklich hinter den Ohren. „Garrentieren könnt' ich 't woll —“ meinte er. — „Oder soll ich nich lieber fix 'nüberlaufen bei Bäcker Sibeths an 't Hook un' die gähle K'lesche

für Ihnen anspannen lassen, Herr Baron?—" schlug er vor, aber Frey, den dies Zögern und Fragen peinigte, schnitt ihm rundweg das Wort ab:

„Ich habe keinen Augenblick zu verlieren, Mann. Wollen Sie, oder wollen Sie nicht? Natürlich zahle ich Ihnen was sich gehört und ein Trinkgeld."

„Na — denn man jüh!" entgegnete Gerrit gleichmütig. Frey schwang sich auf den überdeckten Vordersitz und rückte in die Ecke, um dem Postillon Platz zu machen. Der aber ging neben seinem Pferde und schwang die Peitsche:

„Näh! — lassen Sie man sein, Herr Baron, machen Sie sich dat man gans kammode auf'r Lehnbank. Ick will mi'n bittsken verträden, un't is ok stickeldüster van Avends. Ick möt 't Pärdje wahren."

So trabte er mit Siebenmeilenschritten an der Seite seines Braunen dahin, sprach mit dem Tiere und ließ zur Ermunterung die Peitsche knallen, weil die Straße bis zum Wittener Hügelrücken stätig und sandig aufwärtsstieg. Zuweilen warf er einen mißtrauischen Blick zu seinem schweigsamen Fahrgaste hin, durch die Spalte des überschneiten Plandaches.

Völlig regungslos saß er, in seinen Mantel gehüllt, hatte den Schleppsäbel zwischen die Knie gestellt und stützte sich, vornübergebeugt, darauf. — Wie kam der feine Herr in Uniform dazu, im gemeinen Lünumer Mehlwagen mitfahren zu mögen? Er stierte immer geradeaus; einmal ballte er auf dem goldblanken Säbelgriffe die Faust und ließ sie dann hart gegen's Knie niederfallen. — Wenn der nur nicht auch halbwegs irrig im Kopf war! — — Als der Wagen die Wittener Höhe erreichte, und die ersten Lichter des Fleckens schon über dem vorliegenden Hügelkamm auftauchten, erwachte er wie aus dumpfem Traume, nahm seine Mütze ab und rieb sich mit der Flachhand die Stirn.

„Ist das da die Irrenanstalt?" fragte er, denn eben sahen sie, bei der scharfen Wendung der Landstraße, die hellerleuchtete Fronte und die zurückliegenden, matter schimmernden Flügel von Lünnm-Kloster in der Ferne vor sich.

Gerrit bejahte und kletterte zu Frey auf die Sitzbank, weil der Braune hier auf der Hochebene gewohntermaßen in raschen Trab fiel, seinen nahen Stall witternd.

„Tehn Minütjes, denn haben wir den Rummel, Herr Baron," versicherte er. „Der olde Hingst is 'n forsken Gänger. Wenn ick so wär' als wie der Herr Baron, ick thät achtern, bei d'r Baumschaunsee aussteigen, un't le'ste Stücksken ging' ick zu Fuß. 't is wegen 't Schanierliche mit d'r Packasche hinten in't Krett."

„Läßt sich der Direktor wirklich um diese Stunde noch sprechen? Es muß neun Uhr sein," unterbrach Frey den Vorschlag des Postillons.

Dieser hob die Achseln. „'t richt' sick na de Drockte, Herr Baron," erwiderte er wichtig. „Auf die Eiligkeit kommt es an un' auf 't Gebreck. Wer ichtens 'n dülles Gebreck hat, den nimmt 'r noch ve' Nacht zwischen Uhr zwölf un' eins in Bekurung, was unser Doktor Stolz is, mein, ich. Sie müssen man recht benödigt thun, Herr Baron. —"

Er sah bei diesen weisen Ratschlägen den Offizier sehr scharf an: richtig war's entschieden nicht ganz mit ihm. Für umsonst konnte er auch wohl in Drentkhorst, beim Cigarrenanzünden, nicht so höllischen mit den Händen „gebävert" haben. —

Frey sprach kein Wort mehr, bis sie die Lindenallee erreicht hatten: Geritt's „Baumschaunsee." Wie manchesmal, während des französischen Krieges, war er so im Planwägelchen gefahren wie heute, zum Requirieren und Quartiermachen und damals, als er den Bajonnetstich erhalten und durchaus nicht ins Lazaret gewollt hatte. An nichts als an gerechtes Kämpfen und Siegen dachte man in jenen Tagen, im Herzen trug man nichts als das Vaterland. Ausgelöscht die Liebesabenteuer, die egoistischen Freuden und Leiden des Kleinlebens zur Friedenszeit. Ob man nun marschierte, fuhr oder ritt, immer behielt man das eine erhabene Ziel vor Augen und schaute und dachte nicht darüber hinaus. — — Und wie demütigend, wie niederdrückend dagegen die heutige Fahrt! —

Jetzt hielten sie am Eingang der beschneiten Allee, die, ihnen zu Häupten, einen weißen Dom wölbte. Glänzend erhellt lag der graue Mittelbau gerade vor ihnen, am Ende des schönen Laubganges. — Frey bezahlte den Postillon, und dieser versprach ihm: alles Erforderliche, wegen der Rückfahrt, mit dem ersten Kutscher, gleich

links im Remisengebäude, zu ordnen. Dorthin möge Herr Baron nur um Auskunft schicken, falls er wirklich heute abend noch mit Doktor Stolz zu Rande komme. Von zehn Uhr an solle ein paßlicher Wagen für ihn bereit stehen. Damit wendete sich der Postillon dem Hofthore zu, um der Oberköchin seine Einkäufe abzuliefern, Frey hakte den Schleppsäbel ein und schritt, den breiten Kiesweg verfolgend, auf das geschlossene Hauptportal mit dem Gitter aus kunstvoller Schmiedearbeit zu. — Dort zog er die Schelle, die einen alarmierend hellen Ton hatte.

Der Portier öffnete im nämlichen Augenblicke, und zur selben Zeit eilte auch ein junger Livreediener herbei, um dem Kommenden seinen Mantel abzunehmen.

„Die Herrschaften sind schon beim Fisch," sagte er und sprang, Frey voraus, behend die gewundene Steintreppe hinan. Droben öffnete sich für ein paar kurze Sekunden die Eßsaalthür der Direktorwohnung, um das aufwartende Personal mit dem nächsten Gange einzulassen. Helles Licht, frohes Lachen und Plaudern drang wie ein Strom von innen heraus, Gläser klirrten zusammen, und bunte Damenkleider wechselten anmutig mit schwarzen Fräcken ab. — Man war sehr gespannt: der Hausherr hielt gerade eine heitere kleine Ansprache: er hatte sich, schlank und blondbärtig, am oberen Ende der Tafel erhoben, die Serviette im Knopfloch, den gefüllten Römer in der Rechten. Seine Stimme, maßvoll, frisch und herzlich, tönte an Freys Ohr; die Bedienung stand, während des Trinkspruches, wartend in der halboffenen Thür, die Schüsseln in Händen. Nun erklang lebhafter Beifall und ein gesungenes: „Hoch soll er leben! —" Die Thür ward ins Schloß gedrückt.

Frey trat zur Seite und faßte den Säbel an, damit er nicht rassele. „Um Gottes willen — nein! melden Sie mich jetzt nicht — ich gehöre nicht zu den Gästen! Ich hatte gehofft, den Herrn Direktor einen Augenblick privatim sprechen zu können."

„Man, das trifft sich heute miss, Herr Rittmeister," meinte der Diener, dem Freys stolze Größe, sein Schnurrbart und sein Otterkragen um die Wette imponierten. „Herr Direktor haben gerade große Gesellschaft, die Witteuer Herrschaften und die von Eichenhoff und aus dem Vorwerk und auch 'n paar Kranke von uns. Wenn ich nu stillkens bei Herr Direktor hinter 'n Stuhl träte und 'n Wörtken anbrächte, Herr Rittmeister? Mit 'ner Festenkarte am Ende? — Ich muß so wie so gleich den guten Markobrunner präsendieren — da bringt 'n Kolbe schon! — Setzen sich Herr Rittmeister 'n Momängsken hier in Herr Direktor sein Kamminett."

Was den guten Jungen bewog seines Vorgesetzten geräumiges Arbeitszimmer ein „Kabinett" zu nennen, war unklar. Vermutlich klang es ihm feudaler dieser vornehmen Persönlichkeit gegenüber. Freys Visitenkarte nahm er mit sich in den Eßsaal.

Nur wenige Sekunden Zeit blieb Frey, um sich zu sammeln; da ward schon die doppelte Thürportière auseinandergeschoben, und Doktor Stolz trat ins Zimmer. Es frappierte den Wartenden und nahm ihn sofort ein für den Arzt, daß dessen Angesicht auch nicht die leiseste Spur eines Mißvergnügens ob der ungelegenen Souper-Störung zur Schau trug. Im Gegenteil: auf des Offiziers Entschuldigungsreden hin rückte er ihm einen Stuhl herbei, setzte sich ihm gegenüber und versicherte ihn, daß er Muße in Hülle und Fülle habe. Seine beiden jungen Assistenzärzte seien allezeit vortreffliche Vicewirte; nebenbei die angenehmsten Schwerenöter von der Welt in den Augen der Damen. — „Mithin ist das heilige Reich wohl verwahrt, Herr Leutnant, und ich stehe in Ruhe zu ihrer Verfügung."

„Ich wäre nicht so unbescheiden gewesen, noch heute abend zu erscheinen," sagte Frey, „allein die Dringlichkeit —"

„Bitte, bitte!" unterbrach Doktor Stolz, „das ist völlig in der Ordnung, Krankheit wartet nicht! Wir sind hier an dergleichen unvermutete Besuche gewöhnt. Es ist ein stetes Kommen und Gehen bei uns im Haus. Darf ich Sie nun in erster Linie um den Zweck Ihres Hierseins fragen? Das führt uns am leichtesten zusammen."

Frey stand vom Stuhle auf und schob ihn beiseite. Er vermochte nicht, ruhig dazusitzen, als handle sich's um eine Plauderstunde. Mühsam beherrschte er seine Stimme und den Ausdruck seines Gesichtes. — Das Wort „Diskretion" fiel zwischen den Männern nicht. Jedem der beiden erschien es selbstverständlich nach dem ersten Blicke in des anderen Antlitz.

„Herr Direktor,“ begann Frey und heftete seine Augen fest auf des Arztes Gesicht: „Es handelt sich um keine Krankheit und keine medizinische Auskunft. Ich will Ihnen in einem Satze und ohne Umschweife alles anvertrauen, was mich zu Ihnen getrieben hat. Das überlebende Kind Ihrer verstorbenen Patientin Briget Dalen — oder Vannees — gleichviel — ist mein Kind, und ich habe mich heute mit Fräulein Elisabeth Zurweiden verlobt. Sie hat keine Ahnung von diesem Konflikte. — Ich weiß, daß Sie ihr sehr wert sind als Freund. — Ich bitte Sie um Ihren Rat. —“

Unwillkürlich erhob sich auch der Arzt bei dieser Enthüllung, die er nicht im Geringsten erwartet hatte. Schweigend maß er seinen Gast mit prüfendem Auge, und der joviale Ausdruck seines liebenswürdigen Gesichtes verwandelte sich nach und nach in den des ernsten Mitgefühls. Der Mann, der gesenkten Hauptes vor ihm stand, gefiel ihm, und er bot ihm die Hand.

„Lassen Sie mich das Gute vorweg nehmen und Ihnen Glück zu Ihrer Wahl wünschen,“ sagte er. „Einem Mädchen, wie Ihrer Braut, begegnet man nicht zweimal. Ihr gönne ich das Beste des Besten, und wär' es auch nur um ihretwillen, so sollten Sie meinen Rat ganz und gern haben. Bitte, nehmen Sie wieder Platz, im Sitzen verhandelt sich's gelassener. — Ihr Konflikt ist allerdings ausnahmsweise schwierig, aber wir werden schon damit fertig, hoffe ich. Sind Sie — das muß ich vor allen Dingen betonen, Ihrer Sache, im Hinblick auf das Kind, so sicher, daß Sie darauf schwören könnten?“

„Den heiligsten Eid,“ entgegnete Frey. „Kein Glied fehlt in der Kette, jeder Zweifel ist ausgeschlossen. Ich wiederhole es: Briget Dalens Kind ist das meine. Dieser Thatsache stehe ich, nachdem der erste Choc überwunden ist, kaltblütig und beschlußfähig gegenüber. Es ist nichts daran zu ändern. Ich werde meine Pflicht zu thun wissen, sobald ich den nötigen Überblick über meine Zukunft habe; denn meine Beförderung und Versetzung steht binnen Kürzestem bevor.“ —

„Recht so,“ sagte der Arzt. „It 's never too late to mend — das ist ein wahres Wort: Besser spät gut machen, als niemals!“

„Es ist nicht die Existenz dieses Kindes, die ich als mein größtes Unglück betrachte,“ fuhr Frey fort, „nein — der Gedanke an meine Braut, und die Stellung, die sie, kraft ihres Charakters, einnehmen wird und muß, sobald sie von meinem Konflikte erfährt, dieser Gedanke wirft mich zu Boden! Denn ich liebe Elisabeth aus tiefster Seele!“ — Er wendete sein Gesicht ab und bedeckte es mit der Hand und so sprach er weiter: „Auf Ehrenwort gebe ich Ihnen die Versicherung, daß ich weder vom Dasein des Kindes, noch vom Schicksal seiner armen Mutter das Geringste ahnte vor dem heutigen Tage. Ein bloßer Zufall, eine Erzählung meiner Braut, hat mich in entsetzlich jäher Weise aufgeklärt. — Mit Schrecken erkenne ich die Riesengröße meiner Leichtsinnsschuld. Trotz meiner flatterhaften Jugend, trotz des grausam-bequemen Code Napoléon, hätte ich nicht vergessen dürfen, sondern nach dem Kriege mich erinnern und bestreben sollen, das Los der Ärmsten zu erleichtern, deren Glück ich vernichtet hatte in müßigen Stunden. — Kein Anklagewort ist zu hart für meine Unterlassungssünde, wenn ich mir auch die Begehungssünde verzeihen und meiner Mitschuldigen einen Teil davon zuschieben wollte. — Triviale Milderungsgründe verschmähe ich. — Das Gewissen ist ein unbestechlicher Richter. Denn ob auch Brigets Bruder seinen Namen gewechselt und so Briget meinen Nachforschungen entzogen hatte — ich hätte doch suchen müssen und ich habe nicht gesucht!“ —

Der Arzt sah stumm vor sich nieder, schlug mit einer Hand leise und taktgemäß gegen seine Kniee und sann so eine ganze Weile, ehe er Antwort gab.

(Schluß folgt.)

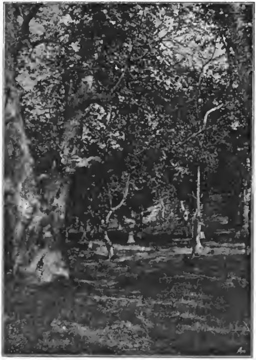


Lustige Heimkehr. Nach dem Gemälde von Jaroslaw Vesin.

Ein Besuch auf Madeira.

Von Prof. Oskar Lenz-Prag.

Schroff und unvermittelt, ohne irgend welchen Zusammenhang mit der etwa 600 Kilometer entfernten afrikanischen Küste, steigt die Madeiragruppe aus den hier 4000 bis 5000 Meter tiefen Fluten des atlantischen Ozeans empor, eine der herrlichsten Besitzungen der portugiesischen Krone. Von welcher Seite man sich auch der Insel nähern mag, stets bieten die kühn gezackten Formen der vulkanischen Berge, die mächtigen Kesselthäler (Curraes), die terrassenförmig ansteigenden, mit schmucken Landhäusern besetzten Kulturflächen der Südküste oder die wilde, unzugängliche Nordküste dem Neuling in diesen Regionen einen unvergeßlichen, herrlichen Anblick. Schwer zugänglich und hafenlos sind die Steilküsten der Hauptinsel, die etwa 48 Kilometer lang und 21 Kilometer breit sich in der Richtung von Ost nach West erstreckt; an diese schließt sich im Nordosten die etwa 55 Kilometer entfernte, nur schwach bewohnte kleine Insel Porto Santo und im Südosten die kleineren öden Felsenriffe der Ilhas Desertas; alles zusammen umfaßt etwa 815 Quadratkilometer Flächenraum.



Waldpartie auf Madeira.

Die Hauptinsel bildet ein, im allgemeinen von West nach Ost verlaufendes Längengebirge, in welches vom Meere aus tiefe und breite Kesselthäler eindringen; es ist eine aus den Tiefen des Ozeans isoliert aufsteigende vulkanische Berggruppe, mit zahlreichen schroffen Gipfeln, als deren höchster der etwa 1900 Meter hohe Pic Ruivo gilt (Rothorn). Die Insel hat überaus unebenes Terrain, selbst die Uferränder steigen rings um die Insel steil auf, und nur an wenig Punkten gibt es einen schmalen Streifen Flachküste. Eigentliche Häfen aber fehlen vollständig, und der stark besuchte Ankerplatz von Funchal ist nur eine offene Rhede, die den Süd- und Südwestwinden ausgesetzt und unter solchen Verhältnissen für die ankernden Schiffe sehr gefährlich ist. Von dem zentralen Gebirgsrücken der Insel gehen nach allen Seiten tiefe Wasserrisse dem Meere zu, aber der Wassergehalt dieser mit steilem Bett versehenen Flüsse und Wildbäche ist ein überaus schwankender; zu Zeiten sind dieselben fast wasserleer, während sie manchmal wieder mächtig aufschwellen und verheerende Wasser- und Geröllmassen thalabwärts wälzen.

Alle Inseln der Madeiragruppe sind, ähnlich wie die Azoren, Canaren und Cap Verden, im wesentlichen vulkanischer Natur.

Spuren einer noch fortdauernden vulkanischen Thätigkeit — thätige Krater, Exhalationen, heiße Quellen u. s. w. — kennt man aber heutzutage nicht mehr.

Erdbeben, jedoch leichterer Natur, werden manchmal auf Madeira verspürt, die vielleicht durch Einstürze unterwaschener Gesteinsmassen hervorgerufen werden.

Wie schon erwähnt, besitzt die Insel Madeira keinen eigentlichen Hafen, und trotzdem die Rhede von Funchal im Laufe eines Jahres von Hunderten von Postdampfern und zahlreichen Segelschiffen angelaufen wird, wodurch den Bewohnern eine reiche Einnahmequelle ersließt, entschließt sich die portugiesische Regierung doch nicht dazu, in dieser Richtung etwas zu thun. Die Schiffe sind thatsächlich bei plötzlich eintretenden Süd- und Südweststürmen im höchsten Grade gefährdet, insbesondere Segelschiffe, während Dampfer sich schneller retten können. Es vergeht selten ein Jahr, wo nicht Schiffe an den Strand geworfen werden, und es ist vorgekommen, daß durch einen Sturm fünf Schiffe auf der Rhede von Funchal dem Lande zugetrieben und an den Felsen zerschellt wurden. Es liegen denn auch deshalb die Schiffe meist weit ab vom Lande; aber auch die Erreichung des letzteren in den großen, schweren Booten der Schiffer von Funchal ist vielfach mit Unannehmlichkeiten verbunden infolge der Brandung, wenn man auch die außerordentliche Geschicklichkeit der Eingebornen in der Behandlung der Boote bewundern muß.

Schon seit längerer Zeit wird bekanntlich Madeira als ein Kurort von Lungenschwachen und Lungenkranken benutzt, und es sind daher vorwaltend die meteorologischen Verhältnisse der Insel von Wichtigkeit. Es existieren denn auch schon zahlreiche Beobachtungsreihen über die Temperaturverhältnisse, Regenmengen, Luftfeuchtigkeit, Richtung und Stärke der herrschenden Winde, Luftdruck und Ozongehalt. Es geht zunächst der wichtige Umstand aus diesen Beobachtungen hervor, daß Madeira ein relativ überaus gleichmäßiges Klima besitzt. Die mittlere Jahrestemperatur für Funchal beträgt 18,8° C. (Kairo 21,1° C., Berlin 8,8° C., Palermo 17,5° C.). Wichtig ist aber, daß der Unterschied zwischen der mittleren Temperatur des wärmsten und kältesten Monats in Funchal ein sehr geringer ist, nämlich nur 6,8° C. (für Kairo 16,4° C., Berlin 21,2° C., Palermo 13,4° C.); es hat eben Madeira einen milden Winter und einen verhältnismäßig nicht sehr warmen Sommer. Diese große Gleichmäßigkeit der Temperaturen und die relativ geringen Schwankungen sind zweifellos für Kranke sehr günstig, und selbst in der wärmeren Sommerzeit kann man sich leicht helfen, indem dann die einige hundert Meter höher gelegenen Landhäuser bezogen werden können.

Madeira ist kein eigentlicher Winterkurort, wie die viel besuchten Heilstätten des Mittelmeeres, sowohl auf europäischer wie auf afrikanischer Seite; es ist ein Ort, wo Kranke, die eines solchen Klimas bedürfen, dauernd bleiben können und auch sollten.

Dagegen gehört Madeira zu den feuchteren Orten, was für gewisse Lungen- und Kehlkopfkranke vorteilhaft ist, während anderen ein trockenes Klima zuträglicher erscheint. Auch ist Madeira stark von Winden heimgesucht, wie es bei einer isoliert im Ozean liegenden Insel kaum anders zu erwarten ist; doch ist der Wind staubfrei, während die analogen Kurorte in Algerien und Ägypten in dieser Richtung weniger günstig bedacht sind.

Am unangenehmsten auf Madeira ist der zeitweise auftretende aus O.-S.-O. kommende „Leste," der von der afrikanischen Küste herüberweht und sehr trocken und heiß ist; er dauert in der Regel drei Tage und gleicht einem aus geheiztem Ofen kommenden Luftstrom. Er hängt zusammen mit den Harmattanwinden und bringt manchmal feinen roten Staub aus den Wüsten- und Steppengebieten des benachbarten nordwestlichen Afrika.

Der Gang des Wetters ist im allgemeinen auf Madeira auch ein sehr regelmäßiger: nach dem regenlosen Sommer treten im September Herbstregen auf, worauf wieder mehrere Wochen schönes, klares Wetter folgt. Von Ende Oktober bis in den Dezember hinein sind heftige Regengüsse häufig. Januar ist meist klar, und Anfang Februar beginnen die Winterregen; diese bedecken die Gipfel der hohen Berge stets mit Schnee. April ist schon wieder schön und klar, und wenn auch bis Juli fast stets bedeckter Himmel ist, so kommt es doch selten zu Niederschlägen. Von Juli bis September ist es dann gleichmäßig klar und heiß, sodaß viele Bewohner während dieser Zeit die höher gelegenen Landhäuser aufsuchen.

Diese Gleichmäßigkeit der klimatischen Verhältnisse, die relativ geringen Temperaturschwankungen sowie das Fehlen aller bösartigen endemischen Krankheiten, besonders der Malaria, ebenso die Abwesenheit endemischer miasmatischer Krankheiten lassen Madeira zweifellos als einen empfehlenswerten Kurort für Lungen- und Kehlkopfkranke erscheinen, während sich der Ort für Nervenkranke sowie für solche Patienten, die an Asthma, Rheumatismus und Diarrhöen leiden, weniger eignet. Freilich genügt auch hier in Madeira, ebensowenig wie anderwärts, als Kurort zu benutzen; es besteht deshalb auch vorherrschend die Fremdenkolonie aus wohlhabenden Engländern, und erst in den letzten Jahren trifft man auf eine größere Zahl von Deutschen. Seit den siebziger Jahren, als die intensivere Erforschung Westafrikas begann, trifft man auch sehr häufig Reisende, Naturforscher, Beamte, Kaufleute u. s. w. in Funchal, die, ehe sie aus den tropischen Waldgebieten Westafrikas in die kalte nordische Heimat zurückkehren, eine Übergangszeit in Madeira verbringen.

Der Mangel von großen gesellschaftlichen



Nordküste von Madeira.

ein Aufenthalt von ein paar Wochen oder Monaten, um den Leidenden eine dauernde Besserung zu bringen; dazu gehört womöglich ein mehrjähriger Aufenthalt und ein ruhiges, gleichmäßiges Leben. Zu letzterem ist übrigens hier mehr als in irgend einem anderen Kurort Gelegenheit gegeben; der Mangel an zahlreichen aufregenden, gesellschaftlichen Vergnügungen und Zerstreuungen kann für Schwerkranke, die den ernsten Willen haben, gesund zu werden, nur von Vorteil sein. Leider aber macht es die weite und kostspielige Reise, und der zweifellos nicht billige Aufenthalt nur den vom Schicksal besonders Begünstigten möglich, Madeira Genüssen in Funchal wird aber dem dort Weilenden reichlich ersetzt durch die herrliche Natur, und neben dem gleichmäßigen beruhigenden Klima und der pittoresken Gebirgswelt ist es vor allem die herrliche Flora, welche jeden, der nur etwas Natursinn besitzt, entzücken muß. Die großen Wälder, welche ehemals die ganze Insel bedeckten, finden sich nur noch an der Nordküste und im Innern, während die dichter bewohnte Südküste entwaldet ist und sich jetzt an Stelle des Waldes Kulturland findet: Felder, Obstgärten, Zuckerrohrplantagen und vor allem Weinberge. Die meisten Villen und Landhäuser haben Gärten mit einer Fülle präch-



Bai von Funchal (von Westen aus gesehen).

tig blühender exotischer Pflanzen, und in gleicher Weise sind die, wenn auch kleinen, öffentlichen Anlagen in der Nähe des neuen Theaters von Funchal geschmückt. Und infolge der Feuchtigkeit des Klimas haben wir hier nicht, wie es in vielen Gegenden des Mittelmeeres der Fall ist, eine alles versengende Glut; jahraus, jahrein erfreut sich vielmehr das Auge an einem herrlichen Grün. Die eigentümliche unebene Terrainbeschaffenheit der Insel erlaubt, daß man in wenig Stunden die verschiedensten Pflanzenzonen erblicken kann, von der tropischen Flora am Meere bis hinauf zum Laubwald und darüber zur Region der Sträucher und Kräuter.

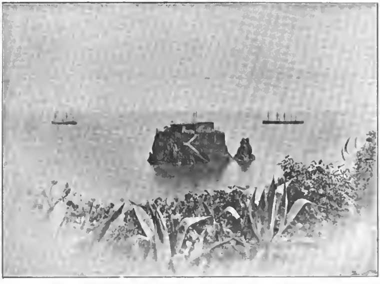
Dagegen ist die Fauna Madeiras eine verhältnismäßig beschränkte. So wie die ersten Entdecker der Insel keine Menschen vorfanden, so gab es auch, außer einigen Fledermäusen, kein einziges Landsäugetier, während Seehunde häufig waren, die jetzt nur noch manchmal auf den unbewohnten Desertas vorkommen.

Die Geschichte der Insel Madeira bietet nicht viel Bemerkenswertes, und nie war dieselbe der Mittelpunkt oder auch der Gegenstand von wichtigeren historischen Ereignissen. Daß die Insel schon im Altertum bekannt gewesen sei, ist mit Sicherheit nicht zu beweisen; möglich, daß die unternehmenden Phönikier die Insel gesehen haben, möglich daß unter der „Purpurinsel" oder der „roten Insel" (Erythraea bei Ptolemäus) Madeira zu verstehen ist — genaues wissen wir darüber nicht. Auch die romantische Liebesgeschichte von Robert Machim und Anna d'Arfet, die von England nach Frankreich flüchten wollten, aber, durch einen Sturm verschlagen, 1346 nach Madeira gekommen sein sollten, gehört wohl in das Reich der Sage. Historisch erwiesen ist nur, daß Joao Gonsalvo da Camara (mit dem Beinamen Zargo, der Schieleude), ein Kapitän Heinrichs des Seefahrers, im Jahre 1418 bei einem Besuch der Nordwestküste Afrikas durch einen Sturm auf eine Insel verschlagen wurde, die er Porto Santo nannte, wo er eine Anzahl seiner Leute zurückließ, um dann im nächsten Jahre mit zwei Schiffen dahin zurückzukehren. Von dort aus entdeckte dann Zargo die Hauptinsel Madeira, die er mit Wald bedeckt vorfand (daher der Name Holzinsel), aber völlig unbewohnt. Mit dieser Entdeckung kehrte er nach Lissa-

von zurück und wurde im folgenden Jahre zusammen mit Tristao Teixera ausgeschickt, um die Madeiragruppe für die portugiesische Krone in Besitz zu nehmen. Zargo gründete auch die jetzige Hauptstadt Funchal (nach dem Fenchel, funcho, genannt, den man dort vorfand) und teilte die Insel in zwei Distrikte: Funchal und Machico (letztere Stadt an der Ostküste, erstere am Südstrand); das Land wurde unter die Mitglieder der Expedition verteilt, deren Nachkommen teilweise heute noch Grundbesitzer dort sind. Zargo lebte übrigens noch einige vierzig Jahre auf Madeira und wurde in der Kirche von Santa Clara (ein im Jahre 1492 gegründetes Nonnenkloster in Funchal) begraben. Ein Teilnehmer Zargos bei der Entdeckung von Porto Santo war Bartolomeo Perestrello, der Gouverneur dieser Insel wurde, und dessen Tochter Christoph Columbus zur Frau nahm; letzterer hat sowohl Porto Santo wie Madeira besucht.

Seit 1508 ist Funchal mit den Privilegien einer Stadt versehen, und 1514 wurde ein Bistum gegründet. 1566 wurde die Stadt von französischen Flibustiern unter Führung von de Montluc erobert und ausgeplündert; in den achtziger Jahren desselben Jahrhunderts kam Madeira mit Portugal überhaupt unter spanische Herrschaft (bis 1640). Der große englische Seefahrer Cook bombardierte (wie Georg Forster mitteilt) im Jahre 1768 das Fort auf dem kleinen Felseneiland dicht bei Funchal, um eine Beleidigung der englischen Flagge zu rächen. Im Jahre 1775 wurden infolge der Anordnung des portugiesischen Ministers Pombal die auf Madeira befindlichen Sklaven, angeblich 2700 Seelen (vorherrschend Abkömmlinge von Arabern und Berbern der benachbarten afrikanischen Küstenstriche) befreit; Negersklaven sollen nur wenig daselbst gewesen sein, wenn auch jetzt noch unter den niederen Klassen der eingeborenen Bevölkerung eine Beimischung von Negerblut nicht zu verkennen ist.

Im Anfang unseres Jahrhunderts schickten die Engländer, als Verbündete Portugals, auf kurze Zeit eine englische Besatzung nach Madeira; 1807 aber besetzten sie die Insel mit Gewalt, und letztere wurde sogar dem König Georg III vollständig übergeben, aber nur bis 1808, wenn auch bis 1814 noch englische Truppen daselbst verblieben.



Der befestigte Ilheofelsen in der Bai von Funchal.

Seitdem hat sich aber ein starker englischer Einfluß, besonders in handelspolitischer Beziehung, bis auf den heutigen Tag (wie überhaupt auch im portugiesischen Mutterlande) erhalten. Im übrigen ist seit dieser Zeit Madeira beständig bei Portugal geblieben.

Wie alle überseeischen Besitzungen Portugals diente auch Madeira nur der Krone und einigen wenigen begünstigten Familien als eine Einnahmequelle, die aber durch unsinnigen Raubbau, durch schlechte Verwaltung und ungerechte Bedrückung der keit verdorben und verloren sind, und, bei den herrschenden unnatürlichen Besitz- und Pachtverhältnissen, auch nie wieder in die Lage kommen können, als freie Bauern auf freiem Grund und Boden zu leben.

Zu der Verarmung sowohl der Landbevölkerung, als auch der größeren Grundherren tragen nun auch die unglücklichen rechtlichen Beziehungen zwischen Besitzer und Pächter bei. Dem ersteren gehört nur das nackte Land nebst dem zur Berieselung nötigen Wasser. Alles Übrige, Häuser, Mauern, Pflasterung, Bäume, Pflanzen,



Eingang in die Stadt Funchal.

überaus ärmlichen, ackerbauenden Bevölkerung nach und nach zu versiegen begann. Trotz der natürlichen Hilfsquellen des Landes, des trefflichen Bodens und des unvergleich gleichmäßigen Klima, und trotz der reichen, vorherrschend englischen Fremdenkolonie vermag sich die indifferente, bigotte Bevölkerung des Landes nicht zu ernähren, und die Auswanderung der Ackerbauer nimmt jährlich größere Dimensionen an. Zurück bleiben nur Leute von zweifelhaftem Wert, die als Dienstboten in den Häusern der wohlhabenden Fremden ein faules, aber relativ gutbezahltes Leben führen, die für jede regelmäßige landwirtschaftliche Thätigkeit auf dem betreffenden Stück Land, überhaupt jedes Erzeugnis menschlicher Thätigkeit auf dem betreffenden Stück Land, gehört unter dem Namen Bemfeiros dem Pächter, und es soll nun nach dem Gesetz der Ertrag zwischen beiden Parteien geteilt werden. Es befindet sich dabei der Pächter bedeutend im Vorteil gegenüber dem Besitzer, denn ersterer kann soviel Bemfeiros schaffen, daß sie der Grundbesitzer nicht ablösen kann: entsteht Streit, so vernachlässigt der Pächter den Anbau. Zur Abschätzung der Bemfeiros gibt es besondere Beamte, die Avaliadores. Sehr kompliziert und wichtig sind die Wasserverhältnisse, die Verteilung des kostbaren Nasses auf die verschiedenen

Felder, und man hat schon seit langem ein weitverzweigtes Kanalisationssystem auf der Insel angelegt, das unter staatlicher Kontrolle steht.

Der Boden ist, soweit die gebirgige Beschaffenheit des Terrains Anbau gestattet, zweifellos sehr fruchtbar, aber der ganze Landbau steht auf einer sehr primitiven Stufe. Man baut, ohne Fruchtwechsel, seit Generationen Weizen und Gerste, aber nur mit geringem Ertrag; neuerdings wird auch viel Mais angepflanzt. Wichtiger ist aber der Anbau von Zuckerrohr.

Kürzlich hat man auch, wie auf den canarischen Inseln, Tabak angepflanzt und auch Versuche mit dem Kaffeestrauche gemacht. Ferner gedeihen Ananas, Orangen, Arrowroot, Bataten, und dann sind noch eine ganze Anzahl südamerikanischer und asiatischer, früchteliefernder Gewächse eingeführt, die alle mehr oder weniger gut gedeihen. Die Viehzucht steht gleichfalls auf niederer Stufe, wird aber jetzt mehr kultiviert, da sich durch die zahlreichen anlaufenden Dampfer eine starke Nachfrage nach Schafen und Rindern einstellt.

Man kann nicht von Madeira sprechen, ohne jenes flüssigen Goldes zu gedenken, das als Madeirawein noch immer den Hauptexport der Insel bildet und eine nicht unbeträchtliche Einnahme der Bewohner und der Regierung repräsentiert. Schon um das Jahr 1425 sollen aus Cypern die ersten Weinreben nach Madeira gebracht worden sein, indes wurde noch lange Zeit hindurch mehr Zuckerrohr als Wein gebaut. Die besseren Sorten wurden erst nach 1566 durch die Jesuiten eingeführt, und bald nahm der Weinexport derartig zu, daß um die Mitte des XVII. Jahrhunderts schon gegen



Straßenschlitten in Funchal.

800 000 Liter jährlich verschifft wurden. Bis noch tief in das vorige Jahrhundert hinein war es ein reiner Tauschhandel, indem englische Kapitäne den Wein gegen Kurz- und Manufakturwaren von den Eingeborenen erwarben. Der bedeutendste Weinexport fand aber zur Zeit der Kontinentalsperre im Anfang unsers Jahrhunderts statt, wo ganze Flotten von Handelsschiffen, beschützt durch englische Kriegsschiffe, den Madeirawein nach England führten. Damals kam viel Geld ins Land, und damals entstanden auch die herrlich gelegenen Villen und Landhäuser in der Umgebung von

Funchal, die jetzt infolge der Verarmung der Bevölkerung mehr und mehr verfallen. Die höchste Ziffer erreichte der Weinexport im Jahre 1813 mit 22 000 Pipen (1 Pipe zu 418 Liter gerechnet). Dann kam aber die Konkurrenz anderer südeuropäischer Weine, und 1850 betrug der Export nur etwa 8000 Pipen. Im folgenden Jahre (1852) trat plötzlich der Traubenpilz (Oidium Tuckeri) verheerend auf, und es schien, als würde dadurch dem Weinbau überhaupt ein Ende bereitet, da fast überall an Stelle der Reben Zuckerrohr angebaut wurde. Bis 1863 dauerte dieser Rückgang, aber man wurde des Pilzes Herr und fing wieder an, Reben zu pflanzen. Auch die Phyllorera erschien 1873 und zerstörte vieles, aber man baute amerikanische Reben an, und jetzt werden doch jährlich wieder 5 6000 Pipen Wein erzeugt, aber nicht verkauft, da die Vorliebe für Madeira nachgelassen hat und besonders spanische Weine vorgezogen werden. Es gibt infolge dessen sehr bedeutende Weinlager auf Madeira, aber die Preise sind gesunken, so daß gewöhnliche, aber doch recht gute Weine pro Pipe (418 Liter) für 400 bis 500 Mark zu haben sind, während eine Pipe ausgesuchten alten Weines bis zu 6000 Mark Wert hat.

Die Höhengrenze für die noch guten Wein liefernden Reben ist 400—500 Meter. Der Wein wächst auf verwittertem vulkanischem Boden, und am besten soll eine Mischung von roter und gelber Tufferde sein, welche die Portugiesen Saibro und Pedra molle nennen.

Es ist ein oft gehörter Irrtum, daß es gar keinen Madeirawein mehr gäbe, alles, was unter diesem Namen verkauft wird, sei Fälschung. Im Gegenteil, es gibt sehr viel, und jährlich wird noch viel gewonnen, aber es fehlt an Käufern, und wie in allem, so herrscht auch hier die Mode: Sherry, Marsala u. s. w. haben den guten Madeirawein in unverdienter Weise verdrängt. Hohe Importzölle in den europäischen Staaten mögen auch dazu beitragen, daß der Madeirawein nicht mehr soviel benutzt wird, wie ehemals.

Die eingeborene Bevölkerung Madeiras ist fast ausschließlich lusitanischen Ursprungs, nur in den unteren Schichten findet man eine geringe Beimischung afrikanischen Blutes infolge der Vermischung mit seinerzeit dort lebenden Negersklaven. Die Landbevölkerung hat noch eine eigentümliche Nationaltracht, an der besonders merkwürdig und charakteristisch eine sonderbare blaue Tuchkappe (Carapuça) ist, mit einem langen, dünnen Stiel, so daß das Ganze nicht unpassend mit einem umgekehrten Champagnerglas verglichen worden ist. In Funchal sieht man übrigens diese Nationaltracht selten; die bemittelten Klassen tragen sich überhaupt schon längst nach den neuesten kontinentalen Moden. Die ärmere Landbevölkerung ist im höchsten Grade unwissend und abergläubisch, und dieselbe steht vollständig unter dem Einfluß der Priester. Die Insel ist in Bezug auf Größe und bewohnbaren Raum zu dicht bevölkert, und die ganze Gruppe soll von mehr als 130 000 Seelen bewohnt sein. Infolge dessen tritt auch das Bestreben auszuwandern, immer schärfer hervor, wenn auch die portugiesische Regierung durch vexatorische Paßbestimmungen die arme Landbevölkerung an dem Verlassen der Insel zu hindern bestrebt ist. Ziele der Auswanderung sind British Guiana, Brasilien und die Sandwich-Inseln; neuerdings hat man auch seitens der Regierung Auswanderer in die portugiesischen Kolonieen in Südwestafrika (Angola, Benguela und Mossamedes) zu schaffen versucht.

Harte Arbeit, abwechselnd mit Müßiggang, und schlechte Nahrung tragen dazu bei, daß die Bevölkerung, besonders die Frauen, schnell altern; erstaunlich ist, was für schwere Lasten die Leute auf den steilen, rauhen Gebirgspfaden zu tragen imstande sind. Die Industrie beschränkt sich auf wenige Artikel, aber es werden doch ziemlich viel der mit Recht geschätzten Korbwaren exportiert; ferner Hüte, Stickereien, hübsche Arbeiten in Holzmosaik, vor allem aber Wein. Wer es möglich machen kann, sucht aus dem Innern in die Stadt Funchal zu kommen, um bei den Fremden in Dienst zu treten; hier haben die Leute bei leichter Arbeit einen guten Verdienst. Der Verkehr der besseren portugiesischen Elemente mit der Fremdenkolonie ist höflich aber kühl, ein lebhafterer sozialer Verkehr zwischen beiden findet äußerst selten statt, und Mischehen kommen hier ungemein selten vor.

Hauptstadt von Madeira und überhaupt der einzige größere Ort ist Funchal an der Südküste der Insel, eine im ganzen nette,

freundliche Stadt von etwa 20 000 Bewohnern. Die Straßen sind unregelmäßig eng und meistens ziemlich steil ansteigend, so daß hier kein Räderfuhrwerk existiert. Auf den mit glatten Basaltstücken gepflasterten Wegen bewegen sich schwerfällig von Ochsen gezogene, schwere, plumpe Schlitten; reiche und bequeme Fremde lassen sich in Hängematten tragen oder benutzen Reitpferde. Eine Hauptstraße (Rua carreira) durchschneidet die Stadt von Ost nach West, aber das Leben konzentriert sich mehr auf dem „Passeio," dem Praça de Constituiçao, auf welchem mit Bäumen bepflanzten Platz mehrmals wöchentlich Militärmusik stattfindet. In der Nähe sind jetzt öffentliche Gartenanlagen, die recht hübsch sind; dort befindet sich auch das neue Theater.

Sehr beliebt bei den Fremden ist der Aufenthalt am Strand, wo es immer sehr lebhaft hergeht; laufen doch zahlreiche Dampferlinien Madeira an, und gern benutzen die zahlreichen Passagiere die Gelegenheit, um einen halben oder ganzen Tag am Lande zuzubringen. Massen von herumlungernden Fremdenführern bemächtigen sich schnell dieser Ankömmlinge, um dieselben im Fluge mit der Stadt und der nächsten Umgebung bekannt zu machen.

Mehrere schmale, tiefe, meist wenig Wasser führende Flußbetten münden bei Funchal ins Meer; um die Stadt vor den früher zahlreichen Überschwemmungen zu schützen, sind die Bette von starken Mauern eingefaßt. Nur wenig von der Küste entfernt, steht mitten im Meer ein steiler Felsen, der Ilheofelien, über 20 Meter hoch, der befestigt ist, vierzehn alte Kanonen und eine kleine Besatzung führt. Kirchen, Klöster und Kapellen sind reichlich vertreten; ein reizend gehaltener Friedhof befindet sich außerhalb der Stadt. Ein reich dotiertes Hospital, Santa Casa da Misericordia, entspricht weder in seiner Einrichtung noch in seiner Führung einem europäischen Krankenhaus. Auch ein Spital für Aussätzige befindet sich außerhalb der Stadt; ebenso gibt es ein Hospital für Schwindsüchtige aus Brasilien, Portugal und Madeira, das im Westen der Stadt in herrlicher Lage sich befindet.

Mangelhaft ist die Armenpflege, woran jeder Fremde durch die lästige Straßenbettelei sofort erinnert wird.

Das Gefängnis liegt mitten in der Stadt, und die schlecht genährten Gefangenen verdienen sich durch Handarbeiten, die sie an die Vorübergehenden durch die vergitterten Fenster verkaufen, eine Kleinigkeit, eine Einrichtung, die sich in manchen mohammedanischen Städten Nordafrikas gleichfalls findet.

Wenn also Madeira auch nicht so viele gesellschaftliche Genüsse bietet, wie viele andere berühmte Kurorte Südeuropas oder Nordafrikas, so sind doch die natürlichen Verhältnisse für eine gewisse Art von Lungen- und Kehlkopfkrankheiten in vieler Beziehung sehr günstig. Die herrliche Natur muß hier ersetzen, was sonst menschlicher Spekulationsgeist zum Amüsement der Ruhe bedürftigen Kranken ersinnt, nicht immer zum Vorteil der letzteren. Die umständliche und teure Reise nach Madeira, sowie der kostspielige Aufenthalt daselbst werden aber leider stets verhindern, daß diese schöne Insel von einer größeren Anzahl Heilung bedürftiger Kranken besucht werden wird.

Eduard Mörike.

Von Richard Weitbrecht.

„Kennen Sie Mörike?" so fragte eine schwäbische Pfarrfrau die liebe Gastfreundin aus Norddeutschland. „Nein," war die Antwort. Seine Frau zu entschuldigen bereit, beugte sich ihr Gatte herüber und sagte: „Das ist so ein schwäbischer Nationaldichter."

„Kennen Sie Gerok?" fragte ich nun meinerseits, „den Sanges- und Amtsgenossen Mörikes?" — „Wer wird Gerok nicht kennen!" klang's aus Beider Mund. „Aber Amtsgenosse —"

„Nun, beide waren schwäbische Pfarrer; der eine freilich an höchster Stelle, der andere ein einfacher Landpfarrer zu Cleversulzbach im Unterland, der größere Dichter von beiden aber der Landpfarrer."

„Was Sie sagen!"

Ich war schon aufgestanden und hatte meinen Gerok vom Bücherbrett genommen.

„Nun, Gerok ist Ihnen hoffentlich eine größere Autorität als ich; hören Sie die Verse, welche er dem Entschlafenen geweiht hat.“ Und ich las das Gedicht, welches beginnt: „Im Juni war's,“ las mit besonderem Nachdruck die Strophen:

So ist es recht, so leuchte noch einmal,
O Frühling, deines Sängers Grab zu ehren,
Der mit der Dichtung zauberhaftem Strahl
Dich, wie kein andrer, wußte zu verklären.

Und doch, in deines Dichterlebens Lauf
Nicht vieles, aber viel hast du gespendet:
Ein Vers von dir wiegt hundert Lieder auf;
Denn, was du gabst, war in sich selbst vollendet,

So lang' ein Dichterhaupt sich sinnend senkt,
Die Stirn umspielt mit wonnevollen Träumen,
Und Phantasie den weißen Zelter lenkt
Ins Feenland mit losen, lockern Zäumen —

So lange leben deine Lieder fort,
Darin Natur ihr Schweigen selbst gebrochen,
Weil du belauscht so manch' geheimes Wort,
Das mit sich selbst im Traume sie gesprochen.

Und nun holte ich meinen Mörike*) und begann zu blättern. Eine leichte Verlegenheit beschlich mich. Was soll ich nun in einer kurzen halben Stunde den norddeutschen Freunden geschwind vorlesen, damit sie ein richtiges Bild von dem eigenartigen Sänger bekommen, damit sie sehen, daß er nicht bloß eine Art schwäbischer Nationalheiliger ist, sondern der ganzen Welt gehört. So leicht zu fassen wie Gerok ist er nicht; er ist in gewissem Sinne das gerade Gegenteil von ihm. Wenn jener den Strom der Dichtung breit hinfluten läßt, nur selten ihn in knappe Ufer dämmend, so sucht Mörike des Stromes Quell in den Tiefen der Erde; er läßt ihn sozusagen tropfenweise über funkelndes Gestein fallen; aber die Sonne spiegelt sich in einem Tropfen oft noch schöner als im großen Gewässer. Wenn Geroks Dichtung immer von einer wunderbaren Klarheit und Durchsichtigkeit ist, so daß auch dem einfachsten Leser nichts dunkel bleibt, so fordert Mörikes Dichtung Herzen, die für die geheimnisvolle Wirkung des echt dichterischen Ausdrucks empfänglich sind; denn er scheint denselben oft aus einer dichterischen Quellentiefe hergeholt zu haben, in welche das Durchschnittsverständnis auch des poetisch Gebildeten nicht im ersten Augenblick und nicht zu allen Zeiten hinabreicht. Aber es gibt Augenblicke, wo dem sich in ihn versenkenden Geiste die wunderbaren, zuerst fast geheimnisvollen Schönheiten plötzlich in ihrer ganzen Pracht aufgehen, und dann ist man geneigt, ihn hart neben Goethe zu stellen.


Eduard Mörike.

Solches fuhr mir durch den Sinn, während ich in seinen Gedichten blätterte. Und da lag's vor mir aufgeschlagen: „Das verlassene Mägdlein“:

Früh, wann die Hähne kräh'n,
Eh' die Sternlein verschwinden,
Muß ich am Herde steh'n,
Muß Feuer zünden.

Schön ist der Flamme Schein,
Es springen die Funken;
Ich schaue so drein,
In Leid versunken.

Plötzlich, da kommt es mir,
Treuloser Knabe,
Daß ich die Nacht von dir
Geträumet habe.

Thräne auf Thräne dann
Stürzet hernieder;
So kommt der Tag heran —
O ging er wieder!

„Ach, das steht ja in jeder lyrischen Anthologie!“

„Mit Recht, denn es ist vielleicht das vollkommenste volksmäßige Gedicht, das die

*) Eduard Mörikes gesammelte Schriften, vollständig in vier Bänden: Bd. I. Biographie. Gedichte. Idylle vom Bodensee. 9. Auflage 1890. — Bd. II. Erzählungen. Der Schatz. Novelle. — Das Stuttgarter Hutzelmännlein. Märchen. — Der Bauer und sein Sohn. Märchen. — Die Hand der Jezerte. Märchen. — Lucie Gelmeroth. Novelle. — Mozart auf der Reise nach Prag. Novelle. — Bd. III IV. Maler Nolten. Roman. 3. Auflage 1890. 2 Bände. G. J. Göschensche Verlagshandlung, Stuttgart.

Lyrik unseres Jahrhunderts überhaupt hervorgebracht hat. Aber hören Sie weiter: „Schön Rohtraut“:

Wie heißt König Ringangs Töchterlein?

„O, das haben wir schon oft singen hören. Das ist also von Mörike?“

„Ja, und noch manches andere oft gesungene Lied, wiewohl Mörikes Verse so voll von Wohllaut, von Sprachmusik sind, daß sie des Kleides der Musik nicht zu bedürfen scheinen. Hören wir nur einige wenige Verse. Hier das erste Gedicht der Sammlung: „An einem Wintermorgen vor Sonnenaufgang.“ Es schließt:

Dart, sieh, am Harizont lupft
sich der Varhang schon!
Es träumt der Tag, nun sei die
Nacht entflah'n;
Die Purpurlippe, die geschlassen
lag,
Haucht, halb geöffnet, süße
Atemzüge:
Auf einmal blitzt das Aug', und wie ein Gatt, der Tag
Beginnt im Sprung die königlichen Flüge.

„Nur zu!“

Der Adler strebt hinan ins
Grenzenlose,
Sein Auge trinkt sich voll von
sprüh'ndem Golde,
Er ist der Thor nicht, daß er
fragen sollte,
Ob er das Haupt nicht an die
Wölbung stoße.

„Um Mitternacht“:

Bedächtig stieg die Nacht ans
Land,
Lehnt träumend an der Berge
Wand,
Ihr Auge sieht die gold'ne
Wage nun
Der Zeit in gleichen Schalen stille ruh'n;
Und kecker rauschen die Quellen hervar,
Sie singen der Mutter, der Nacht, in das Ohr
Vom Tage,
Vom heute gewesenen Tage.

Ist dieses Gedicht nicht dem Herzschlag der Natur selbst abgelauscht, und wie hat Mörike das abstrakte „Um Mitternacht“ hier ins Schaubare und Hörbare übersetzt! Und darin besteht ja das Wesen des Dichterischen: nicht in schönen Worten und gewandten Versen, nicht in Gleichnissen und Bildern zeigt sich der echte Dichter, das bringt wohl auch ein Dilettant einmal fertig, sondern darin, daß er das rein Begriffliche in einer unmittelbar für die Phantasie faßbaren Weise wiedergibt. Das ist bei Mörike überall der Fall; denn er trug und hegte, was er sagen wollte, lange in seinem tiefsten Innern und brachte es erst dann zum Ausdruck, wenn es ihm rein und voll aus seinem Herzen emporklang. Als Beweis nur noch die Schlußverse aus dem Gedicht: „Am Rheinfall“:

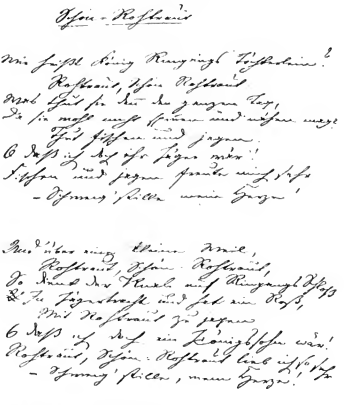
Rosse der Götter, im Schwung, eins über dem
Rücken des andern,
Stürmen herunter und streu'n silberne Mähnen
umher;
Herrliche Leiber, unzählbare, folgen sich, immer dieselben,
Ewig dieselben — wer wartet das Ende wohl aus?
Angst umzieht dir den Busen mit Eins und, wie du es denkest,
Über das Haupt stürzt dir krachend das Himmelsgewölb.



Ein Schattenriß E. Mörikes.
Von P. Konewka.
(Aus J. Baechtold, Briefwechsel zwischen M. von Schwind und Ed. Mörike.)

Auch in seiner Prosa bleibt Mörike immer Dichter. Eine der besten Novellen unserer Zeit ist „Mozart auf der Reise nach Prag.“*) Obwohl völlig frei erfunden, ist sie doch das Muster einer historischen Novelle; denn das ist Mozart, wie er leibte und lebte, bis in die kleinsten und feinsten Einzelzüge hinein. Aus dem Abenteuer eines einzigen Tages wächst vor den Augen des Lesers das ganze liebenswerte Bild des Meisters heraus, und kein falscher Strich ist in demselben. Mörike läßt Mozart unter anderm erzählen, wie er das Finale des Don Juan komponiert habe: „Ich griff einen Akkord und fühlte, ich hatte an der rechten Pforte angeklopft, dahinter schon die ganze Legion von Schrecken bei einander liegen, die im Finale loszulassen sind. So kam fürs erste ein Adagio heraus: D-Moll, vier Takte nur, darauf ein zweiter Satz mit fünfen — es wird, bild' ich mir ein, auf dem Theater etwas Ungewöhnliches geben, wo die stärksten Blasinstrumente die Stimme begleiten. Einstweilen hören Sie's,

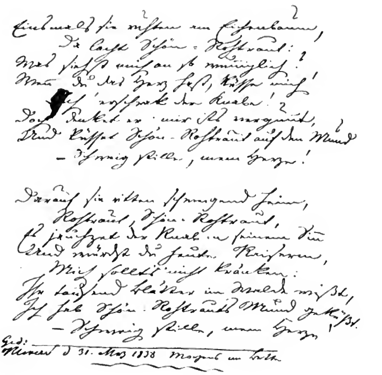
*) In besonderer Ausgabe eben auch in dritter Auflage erschienen. Stuttgart, Göschen, 1890.



Eduard Mörikes Niederschrift von „Schön Rohtraut."
„Gedichtet den 31. März 1838 Morgens im Bette."

so gut es sich hier machen läßt. Er löschte ohne weiteres die Kerzen der beiden neben ihm stehenden Armleuchter aus, und jener furchtbare Choral: ‚Dein Lachen endet vor der Morgenröte!' erklang durch die Totenstille des Zimmers. Wie von entlegenen Sternenkreisen fallen die Töne aus silbernen Posaunen, eiskalt, Mark und Seele durchschneidend, herunter durch die blaue Nacht."

Damit sind wir schon von dem Lyriker Mörike zu dem Erzähler Mörike gekommen. Es lag in Mörikes Art und Wesen, das Beschauliche, Idyllische aus seinem Innern herauszuspinnen, und so sind auch seine Idyllen, die größeren und kleineren, vielleicht das Liebenswürdigste, was es in dieser Dichtgattung gibt. Zugleich sind sie mit jenem schalkhaften, naiven Humor versetzt, welcher der Idylle nicht fehlen darf, soll sie anziehend sein. In reicher Fülle ist dieser Humor ausgestreut in der größeren Dichtung: „Idylle vom Bodensee" (1846). Sie hat bedeutende Mängel in der Komposition — Mörike kann in allen seinen größeren Dichtungen das Einschachteln nicht unterlassen und wirft uns zwischen Gegenwart und Vergangenheit, zwischen der Welt des Wirklichen und der Geisterwelt, manch-


Einmal sie ruhten am Eichenbaum,
Da lacht Schön-Rohtraut:
Was siehst mich an so wunniglich?
Wenn du das Herz hast, küsse mich!
Ach! erschrak der Knabe!
Doch denket er: mir ist's vergunnt,
Und küsset Schön-Rohtraut auf den Mund
– Schweig stille, mein Herze!

Darauf sie ritten schweigend heim,
Rohtraut, Schön-Rohtraut,
Es jauchzt der Knab in seinem Sinn
Und würdst du heute Kaiserin,
Mich sollt's nicht kränken:
Ihr tausend Blätter im Walde wißt,
Ich hab Schön-Rohtrauts Mund geküßt,
– Schweig stille, mein Herze!

Ged: [illegible] d 31. Mrz 1838 Morgens im Bette

mal etwas unsanft hin und her — dennoch darf sie mit ihrer Anmut und Natürlichkeit, mit ihrer Unschuld und Reinheit als ein Nachklang von Goethes „Hermann und Dorothea" gelten. Das Höchste in dieser Dichtungsart hat der Dichter wohl geleistet in der Idylle: „Der alte Turmhahn." Der Hahn wird vom Turme herabgenommen und zum alten Eisen geworfen. Da rettet ihn der Pfarrherr und setzt ihn in seinem Studierzimmer auf den Ofen. Was er hier sieht und erlebt, das erzählt der Hahn nun selber mit jener schalkhaften Naivität, die, ein Erbteil längstvergangener Zeiten, sich in Mörikes Dichterherz gerettet zu haben scheint. Wer ein schwäbisches Pfarrhaus kennen lernen will, unidealisiert und ungefärbt, aber mit all der Poesie, die gottlob immer noch in demselben wohnt, der erbaue sich an diesen Idyllen!

Mit der Neigung zum Idyllischen hängt bei Mörike seine Vorliebe für das Märchenhafte zusammen. Und diese Vorliebe wieder entspringt dem romantischen Zuge bei Mörike (das Wort in litteraturgeschichtlichem Sinne gebraucht), der bei ihm wie bei anderen Romantikern manchmal ins Phantastische, Traumhafte, ja Unheimliche ausartet; davon

sind manche seiner Erzählungen, ist vor allem sein Roman „Maler Nolten“ (1832) ein Beweis. Er hat ihn, von der ersten Fassung unbefriedigt, umgearbeitet, aber sein Vorhaben nicht ganz ausführen können, da der Tod ihn daran hinderte. Julius Klaiber hat im Sinne des Dichters das Werk der Umarbeitung zu Ende geführt. Der Roman ist, bei allen Mängeln, eine echt künstlerische Schöpfung, im Goetheschen Sinne bedeutend, voll wunderbarstimmungsvoller Szenen, mit tiefstem Eindringen in die seelischen Gänge und Irrgänge eines Menschenherzens, voll Phantasie und Gemüt. Die Darstellung erinnert an Goethes Romanprosa, und der sprachliche Ausdruck ist auch hier auf jener in der Prosadichtung so seltenen Höhe, wo sich Gedanken und Empfindung vollständig mit dem Worte decken.

Von seinen Märchen sei „Das Stuttgarter Hutzelmännlein“ erwähnt mit seiner Fülle schwäbischen Lokalhumors, mit der darin enthaltenen, in altdeutscher Holzschnittmanier erzählten „Historie von der schönen Lau,“ zu welcher der Mörike befreundete und geistesverwandte Moritz Schwind reizende Umrisse gezeichnet hat. Wo Mörike humoristisch erzählt, hat er viele Ähnlichkeit mit Gottfried Keller — vielleicht ist, da G. Keller bekannter zu sein scheint als Mörike, damit erklärt, warum sein Humor bei uns Süddeutschen mehr Verständnis findet als in Norddeutschland, wo man — dem Süddeutschen sei diese Anmerkung verziehen — wohl mit unter dem Einfluß des humorlosen, dafür aber witzigen und satirischen Berlin den Sinn für das Naive, ohne welches Humor nicht gedacht werden kann, vielfach verloren hat.

Doch nun auch etwas von dem Leben des Dichters! Es ist ohne viel auffallende Begebenheiten verlaufen. Am 8. September 1804 in Ludwigsburg geboren, ging Mörike die gewöhnliche Bildungslaufbahn eines schwäbischen Theologen: zuerst im niederen Seminar in Urach, dann im Stift zu Tübingen, nachher Vikar und Pfarrverweser an verschiedenen Orten und endlich 1834 Pfarrer zu Cleversulzbach bei Weinsberg. Im Jahre 1838 veröffentlichte er seine Gedichte; 1843 zwang ihn Kränklichkeit, sein Amt niederzulegen: 1844 zog er nach Mergentheim, wo er auch die Gattin fand, mit der er sich 1851 verheiratete, nachdem er zum Lehrer der Litteratur an der höheren Töchterschule, dem Katharinenstift in Stuttgart, mit wöchentlich zwei Stunden ernannt worden war. Auch dieses Amt legte er 1866 nieder und lebte fortan in Stuttgart, wo ihn am 4. Juni 1875 der Tod hinwegnahm.

Es ward ihm in seinem Lebensgange, was er sich selbst in seinem „Gebet“ gewünscht hat:

Herr! schicke, was du willt,
Ein Liebes oder Leides:
Ich bin vergnügt, daß beides
Aus deinen Händen quillt.

Wollest mit Freuden
Und wollest mit Leiden
Mich nicht überschütten,
Doch in der Mitten
Liegt holdes Bescheiden.

Neuerdings sind seine Briefe an verschiedene Freunde veröffentlicht worden, die köstlich zu lesen sind, obwohl Mörike in der Regel nur kurz schrieb. Mit dem niederdeutschen Dichter Th. Storm verband ihn jahrelange Freundschaft. Der Herausgeber dieses Briefwechsels, J. Bächthold, sagt über die Geistesverwandtschaft beider mit Recht:

„Die Dichterprofile Mörikes und Storms weisen überraschend ähnliche Züge auf. Die beiden mit der ausgeprägten Stammesart ihrer Heimat begegnen sich als tiefinnige Lyriker und lyrische Novellisten in ihrer ganzen Gefühls- und Anschauungsweise, in ihrer Neigung zum Stillleben, zum Idyll, zum Märchen, zum Volkslied, im Hinhorchen nach dem Ahnungsreichen und Geheimnisvollen, im Belauschen der verborgensten Quellen der Natur und des Lebens. Mörike und Storm saßen zeitlebens in jenem dämmernden Brunnenstübchen, „wo Kunst und Natur als nachbarliche Quellen rauschen“; dort schöpfte der eine wie der andere seine stillen Geschichten. Auch nach der Seite des feinen Humors hat Mörike in Storm einen verwandten Genossen.

Auch Mörikes Briefwechsel mit dem Maler M. Schwind ist kürzlich herausgegeben worden (Artur Seemann, Leipzig 1890), und eben ist die Herausgabe seines Briefwechsels mit dem musikalischen Freunde Hartlaub in Vorbereitung. Mörike selbst besaß viel malerische Anlage und hat allerlei Originelles gezeichnet. Eine Zeitlang hat er sich auch mit der Plastik beschäftigt, in einer

— Töpferwerkstatt zu Lorch. Als Dichter versah er seine Töpfe mit allerlei sinnreichen Sprüchen, z. B.:

So alt ich bin, so bin ich doch
Der Kunst noch nicht gar abgestorben:
Was ich als Dichter nicht erworben,
Verdien' ich mir als Hafner noch.

Daß er das feinste Gefühl für Musik besaß, bedarf nach der oben mitgeteilten Probe aus „Mozart auf der Reise nach Prag" keines weiteren Beweises.

Sein Leben war ein echtes Dichterleben. Er pumpte nie etwas gewaltsam aus sich heraus und hastete nicht, noch geizte er mit der Zeit. Er hat sich nie zum Dichten gezwungen, sondern wartete ruhig ab, bis die reife Frucht ihm in den Schoß fiel. Dies geschah ihm oft wider eigenes Erwarten, manchmal abends zwischen Wachen und Träumen, manchmal morgens im Bett, denn er war ein Langschläfer. Er berichtet selbst von manchem seiner allerschönsten Gedichte, daß sie ihm wie von außen zugefallen seien, ohne daß er sich zu besinnen brauchte, oder daß ihm die Verse beinahe unwillkürlich in die Hände gelaufen seien. Dessenungeachtet verwendete er zeitlebens manche liebe Stunde auf die Feile seiner Gedichte und änderte in neuen Auflagen das eine oder andere Wort, ja ganze Zeilen. Bezeichnend für sein oft auch weltscheues, in sich selbst zurückgezogenes Wesen und die Art seiner Dichtung ist das Sonett „Am Walde."

Am Waldsaum kann ich lange Nachmittage,
Dem Kuckuck horchend, in dem Grase liegen;
Er scheint das Thal gemächlich einzuwiegen
Im friedevollen Gleichklang seiner Klage.

Da ist mir wohl, und meine schlimmste Plage,
Den Fratzen der Gesellschaft mich zu fügen,
Hier wird sie mich doch endlich nicht betriegen,
Wo ich auf eigne Weise mich behage.

Und wenn die feinen Leute nur erst dächten,
Wie schön Poeten ihre Zeit verschwenden,
Sie würden mich zuletzt gar noch beneiden.

Denn des Sonetts gedrängte Kränze flechten
Sich wie von selber unter meinen Händen,
Indes die Augen in der Ferne weiden.

Als sie den Dichter am 6. Juni 1875 in Stuttgart zu Grabe trugen, hat sein Freund Friedrich Vischer ihm in seiner kernigen, das Wesen der Sache treffenden Sprache ins Grab nachgerufen:

„Es gibt eine Gemeinde — und nur in der Vergleichung mit der breiten Menge ist sie klein — eine stille Gemeinde, die sich labt und entzückt an deinen wunderbaren, hellen, seligen Träumen, und die hohe Wahrheit schaut in diesen Träumen. Es gibt eine Gemeinde, die den Dichter nicht nach rednerischen Worten schätzt, die den feineren Wohllaut trinkt, der aus ursprünglichem Naturgefühl der Sprache quillt. — Uns aber, die wir mit dir sein, dir ins Auge sehen, den Klang deiner Stimme hören durften, jenen Ton, der aus Herzenstiefen und wie aus unbekannten Geistertiefen kam, uns bleibt, da du nun hingegangen, ein tiefes, unsagbares Weh. Denn da ist ein guter Mensch geschieden — gut, wenn Gutsein doch etwas anderes, als nur Meiden des Schlechten, wenn es eine Kraft, ein Leben, wenn es Liebe bedeutet. Ja, Liebe, das war es: herzliches Sichversetzen in jeden fremden Zustand, in alles und jedes, was Menschen sind und leben und leiden, und auch in die arme, dunkle Seele der sprachlosen Kreatur. Er verstand jede Stimmung, man konnte in jeder das Herz bei ihm erleichtern, er fand die Gedanken, wenn sie kaum auf die Lippen traten. Dies Versagen, Eingehen, Teilen, Geben und Wiedergeben, und dazu sein Geist und der sprudelnde Scherz, nicht zu feindlicher Spitze geschärft, milde hinlächelnd über menschliche Schwächen, in freier, heiterer Nachbildung gern den Widersinn der Thorheit hervorstellend, dies zusammen schuf ein Ganzes, das rings um ihn alle Gemüter in einen Strom des Wechselverkehrs tauchte, der einzig war, und aus dem keiner anders als erfrischt, getröstet und verjüngt hinwegging."

Des Dichters Mund ist längst verstummt, auch seine Freunde, die solches von ihm rühmten, sind dahingegangen, aber er lebt uns allen noch in seinen Dichtungen. Und wer's versuchen will, sich in dieselben zu versenken, nicht bloß in ihnen zu blättern, der wird ihnen Stunden des reinsten Genusses verdanken, er wird „Rätsel des eignen Herzens in ihnen gelöst finden," und er wird Mörike zum Freund gewinnen und von ihm weggehen, erfrischt, getröstet und verjüngt.

Andreas Hofers Ende.

Zu dem Bilde von E. von Blaas. (Abdruck verboten.)

Das Vorspiel des großen weltgeschichtlichen Dramas von 1813 und 1814 war die Volkserhebung in Tirol, 1809. Während das gesamte europäische Festland sich dem Willen des Korsen beugen mußte, setzte allein in Spanien die Guerilla den Verzweiflungskampf fort, und mit Staunen erfuhr die Welt von den Siegen, die ein Volk von Bauern, die Tiroler, über Napoleons kriegerprobte Scharen erfocht. Es war, als erhielte der Unersättliche die erste Warnung vom Schicksal, und in den Herzen der Unterdrückten keimte neue Hoffnung auf. Schon 1796 hatte Andreas Hofer, der Sandwirt von Passeier, eine Schützenkompanie gegen die Franzosen geführt und im Jahre 1803 bei der Errichtung der Landmiliz thätig mitgewirkt. Durch den Frieden von Preßburg, 1805, kam Tirol an Bayern, und damit war ein Band durchschnitten, welches über vierhundert Jahre das schöne Gebirgsland mit dem Hause Habsburg verknüpft hatte. Die Geschichte hat dem König Maximilian I. von Bayern längst Gerechtigkeit widerfahren lassen und anerkannt, daß dieser Fürst es ehrlich und gut mit dem neuerworbenen Lande meinte, aber seine Räte kümmerten sich wenig um das Versprechen, daß an der Verfassung Tirols „kein Jota" geändert werden solle, und einzelne Beamte ließen sich Dinge zu schulden kommen, die nicht weit zurückstanden hinter den Gewaltthaten der Geßler und Wolfenschießen.

Im April 1809 brach der vom Freiherrn Joseph von Hormayr im Verein mit Andreas Hofer vorbereitete Aufstand los, und zwei Tage nach dem ersten Schuß war das Land von den Feinden befreit. Allerdings nur für kurze Zeit, denn in verstärkten Massen brachen sie wieder herein, und der Unglückstag bei Wörgel öffnete ihnen den Weg nach Innsbruck. Indessen errang Tirol mit den Kämpfen am Berge Isel seine zweite Befreiung, und mochten auch die Bestimmungen des Waffenstillstandes von Znaim, zu dem der Kaiser Franz infolge der unglücklichen Schlacht bei Wagram sich gedrängt sah, die Trennung des Landes von Österreich erklären, die Tiroler setzten ihren Widerstand fort und wiesen von neuem die Franzosen über den Brenner zurück. Mit brausendem Jubel ward Andreas Hofer bei seinem Einzuge in Innsbruck empfangen; er aber suchte die Menge zu beschwichtigen: „Bst, bst, jetzt beten und nit schrein! I nit und Oes nit — der droben!" Dem stürmischen Verlangen des Volkes mußte er jedoch folgen und sich am Fenster zeigen, und nun hielt er jene denkwürdige, in ihrer schlichten Einfalt tief ergreifende Rede, die mit den Worten schloß: „Meine Waffenbrüder sullen mi nit verlassen, i werd' Enk a nit verlassen, so wahr i Andree Hofer hoaßen thu. Nu, g'soagt hab' i's Enk, g'sehn habt's mi — so b'hüt Enk Gott!"

Andreas Hofer war nun der unumschränkte Gebieter im Lande Tirol, der Oberkommandant, wie er sich nannte, aber auch die Zivilverwaltung lag in seinen Händen. Unablässig zeigte er sich bemüht, die Widerstandskraft zu erhöhen; nach Bayern und Schwaben hinein schweiften seine Scharen; Einfälle in die süddeutschen Präfekturen der Rheinbundfürsten soll er geplant und Verbindungen mit Ferdinand von Schill angeknüpft haben, der ein Jahr später von Berlin aus seinen verwegenen Freischarenzug unternahm. Aber seine Macht neigte bereits ihrem Ende zu. Durch den Wiener Frieden (14. Oktober) gab Kaiser Franz, entgegen seinem Versprechen: daß er keinen anderen Frieden schließen werde als einen solchen, der Tirol unlöslich an seine Monarchie knüpfe, das Land abermals preis. Dem schlichten Verstande Hofers wollte es jedoch nicht einleuchten, daß der Kaiser sein treues Volk wirklich aufgeben könne, und er setzte den Widerstand fort. Da befahl Napoleon die Niederwerfung des Bauernvolkes um jeden Preis. Zwei starke Heere rückten ein, am 25. Oktober mußte Hofer Innsbruck verlassen, und, die Nutzlosigkeit weiteren Widerstandes erkennend, erließ er an seine Landsleute die Aufforderung, sich der Gewalt zu unterwerfen und die Amnestie anzunehmen, welche denen versprochen wurde, welche binnen vierundzwanzig Stunden die Waffen niederlegten. Als aber diejenigen, welche sich nicht unterwarfen oder bei denen die Durchsuchung der Häuser versteckte Waffen zu Tage förderte, auf das grausamste von



Andreas Hofers Gefangennahme.



h dem Gemälde von C. von Blaas.

den Franzosen mißhandelt oder gar hingerichtet wurden, rief der Sandwirt abermals das Volk zum Kampfe auf. Es war ein verzweiflungsvolles Ringen; binnen kurzem waren die Scharen zersprengt, und wer von ihnen dem Feinde lebend in die Hände fiel, ward erschossen, und die Leichen hingen die Henker an den Bäumen auf.

Andreas Hofer, der von der Amnestie von vornherein ausgeschlossen war, floh mit den Seinen auf die höchste Höhe des Passeiergebirges, und über zwei Monate gelang es ihm, sich in einer Sennhütte, der Prantacherhütte, verborgen zu halten. Die Hütte war natürlich auf solchen Besuch nicht vorbereitet. Der Sandwirt und sein treues Weib mußten in Holztragen schlafen, die übrigen Flüchtigen hatten ihr Lager im Heu auf dem Boden. Wohl wußte mancher um das Versteck, doch wer hätte den Andree Hofer verraten mögen, trotz des hohen Preises, der auf seinen Kopf gesetzt war! Und dennoch fand sich solch ein Judas in dem Bauern Raffl aus Passeier. Es ist lange Zeit behauptet worden, dieser habe den Verrat nur gezwungen begangen, und der eigentliche Schuldige sei der Priester Donay gewesen, indessen nach der neueren Forschung bleibt der Makel allein auf dem Bauern Raffl haften, und auch noch in einer gewissen Milderung. Die Franzosen hätten ihm weiß gemacht, sie dächten gar nicht daran, den Sandwirt zu erschießen; nur haben müßten sie ihn, damit der Kaiser Napoleon an ihm einen tüchtigen General gewänne. Darauf habe dann der Mann das Versteck angegeben, freilich auch einen hohen Sündenlohn dafür eingestrichen. Mit achthundert Mann sollen die Franzosen ausgerückt sein, den Hofer und die wenigen, die bis zum letzten Augenblick bei ihm ausgehalten, gefangen zu nehmen.

Den Vorgang, wie er sich in Wirklichkeit abgespielt, haben wir uns etwa folgendermaßen vorzustellen. Es ist in der Frühe des 20. Januar 1810. Die Bewohner der einsamen Sennhütte liegen in tiefem Schlaf, bis auf Hofers Freund, den Schreiber Dörninger, der von unruhigen Gedanken gequält wird. Es ist ihm, als hörte er draußen unter Fußtritten den Schnee knirschen, schnell springt er von seinem Heulager auf und späht durch die Dachluke: rings die Hütte umstellt von den Feinden, und unabsehbar scheinen ihre Scharen zu sein. Eiligst ruft er die Schläfer wach, doch ehe sie sich völlig ermuntert haben, kracht schon die Thür unter den Gewehrkolben zusammen — ein kurzes Getümmel, und die Flüchtigen sind überwältigt. Andreas Hofer hat, das Vergebliche des Widerstandes erkennend, keine Gegenwehr geleistet, dennoch binden sie ihm die Hände auf den Rücken, schlingen ihm Stricke um Hals und Hüften, an deren jedem mehrere Soldaten anpacken, und nachdem sie den gefürchteten Sandwirt völlig wehrlos sehen, schlagen sie ihm ins Gesicht und zerraufen ihm den Bart. Die Haare, so höhnen sie, nehmen sie zum Andenken an den Räuber Hofer mit. Unter all dem Schimpf bewahrt der Mißhandelte seine Gelassenheit; sein Kaiser, tröstet er sich, wird ihn nicht verlassen.

Auf Umwegen, durch Dörfer und Weiler, damit die Tiroler sehen, daß der Sandwirt auch wirklich gefangen ist, führen die Häscher den Gefesselten zunächst nach Meran, wo er ein Verhör zu bestehen hat und erklärt, er glaube nach dem Willen seines Kaisers gehandelt zu haben. Was man über ihn bestimme, werde er dulden als Buße für seine Sünden, aber von dem, was er für die Verteidigung seines Heimatlandes gethan, bereue er nichts. Dann ging die traurige Reise nach Italien hinein, nach Mantua. Die Kerkerhaft Hofers soll nicht übermäßig streng gewesen sein, aber vergebens harrte er auf die Botschaft aus Wien, die ihm die Freiheit verkünden sollte. Endlich, eines Morgens früh, kam eine Botschaft, doch nicht die erwartete, sondern die Verkündigung des Todesurteils, der „Begnadigung“ zu Pulver und Blei. Eugen Beauharnais, der neugebackene König von Italien, soll es gewesen sein, der es durchsetzte, daß der Rebell Hofer nicht gehängt, sondern erschossen wurde.

Noch heldenhafter als zuvor zeigte sich der Sandwirt angesichts des Todes. Sein starker Geist überwand es, daß abermals sein Vertrauen auf den Kaiser Franz so schwer getäuscht worden, wenn auch die schmerzliche Empfindung in den Worten nachzittert, die er in der Nacht vor seinem Ende niederschrieb: „Ade, du schnöde Welt! So leicht kommt mir das Sterben an, daß mir nit einmal die Augen naß werden.“ Wie der Held am 20. Februar des Jahres

1810 starb, wer wüßte es nicht! Wenn Julius Mosen uns kein anderes Lied hinterlassen hätte, als dasjenige, welches uns in schlichten ergreifenden Worten den Vorgang schildert: „Zu Mantua in Banden,“ wir müßten dem Dichter doch dankbar sein. Wo es gilt, ein Muster ehrlicher Gradheit, frommer Ergebenheit und unerschütterlicher Treue hinzustellen, da muß in erster Reihe der Sandwirt von Passeier genannt werden. Er war nichts weniger als ein Genie, ja die Strategen haben ihm nachgerechnet, daß er als Oberkommandant von Tirol manchen taktischen Fehler begangen hat, aber dadurch wird sein Ruhm nicht erschüttert. Andreas Hofer ist ein Repräsentant der ursprünglichen Volkskraft, die, über die feinen Schachzüge der Diplomatie, die Seitensprünge der Kamarilla hinaus, instinktiv das Wahre und Rechte erkennt und dessen Verteidigung mit dem ganzen Ungestüm gekränkter Vaterlandsliebe unternimmt. Und für Deutschland bedeutete das Ringen und Sterben Hofers mehr, als den Kampf in dem engen Rahmen des Tiroler Landes. Er war der erste Blutzeuge der in dumpfem Gären begriffenen Volksempörung, sein heldenhaftes Beispiel stärkte und begeisterte die Gemüter, und wenn er selbst auch dessen sich nicht bewußt war, so gehörte doch Andreas Hofer zu jenen Säemännern, deren Saat bestimmt war, am Tage der Garben zu reifen.

Weinlese.

Von Julius Stinde-Berlin. (Abdruck verboten.)

Damals, als es Gebrauch bei den Malern war, alles aus dem Kopfe zu malen und die Natur als Vorbild zu meiden, sintemal sie dem Geist Fesseln anlege und das Künstlerische herabdrücke, entstanden Gemälde, die Weinlese darstellend, die wunderschön sind, aber, nach heutigen Begriffen: falsch, grundfalsch.

Vielleicht mag es früher so in deutschen Weinländern hergegangen sein, wie jene Bilder schildern, aber mir ist es nie gelungen, in den letzten Jahrzehnten auch nur einen Schatten davon in der Wirklichkeit aufzufinden: diese herrlichen Winzerinnen, das anmutige Haupt mit Traubenkränzen geschmückt, in roten und blauen Gewändern, wie sie kaum noch in Maskenverleihgeschäften anzutreffen sind, weißärmelig, zartbeschuht in abgerundeter Haltung neben dem Fuhrwerk einhertänzelnd, das, von bildschönen Winzern geleitet, von bekränzten Ochsen gezogen, einem Triumphwagen des Herrn Bacchus gleicht, der sich, wie bekannt, in ältesten Zeiten um den Weinbau sogenannte „unsterbliche“ Verdienste erworben hat.

O ihr Maler von damals, ihr seid schuld daran, daß ich glaubte, die Weinlese sei eine Art Ballet im Freien, eitel Lust und Singsang und Klingklang, bei der unmenschlich viel Trauben gegessen würden, da deren genug waren, um sie mit Füßen zu treten, denn gewöhnlich bearbeitete einer auf jenen Bildern die Trauben in einem Bottich mit den Füßen, daß der Saft rot wie Blut herausrann und in einem kleineren Kübel aufgefangen werden konnte. All das Falsche habe ich für echt und richtig gehalten, bis ich aus eigner Anschauung erfuhr, wie es wirklich bei der Weinlese hergeht. Ich spreche hier von der Pfalz im besonderen, in der ich zur Herbstzeit bei lieben Freunden gar gern weile, den Schreibtisch und das Grübeln mit dem Leben unter lebhaft wirkenden und schaffenden Leuten einige Zeit zu vertauschen. Erntezeit ist die Zeit der angestrengtesten Thätigkeit, in ihr laufen alle Arbeiten des Jahres zusammen wie kleine Wässerchen zum schwellenden Flusse, und in der Bemühung, die Frucht dem Wetter abzuringen, spannen sich die Kräfte an, und überall kündet ungewohnte Regsamkeit auch dem Fernstehenden die Bedeutung der Erntetage.

In dem Einheimsen liegt eine eigne Poesie, nicht in dem gierigen, sondern in dem frohen Nehmen, und dieses kommt bei der Weinlese mehr noch zum Austrag als bei anderen Ernten. Denn der Wein erfreut des Menschen Herz und zwar vom

Anfang seines Entstehens an bis zur Faß- und Flaschenreife.

Schon die Rebenblüte, wie unvergleichlich duftet sie, wenn in der Mittagszeit die Sonne über den Weinfeldern ihre lichte Wärme ausgießt, daß die Blätter schimmern wie Smaragd und Chrysopras und die unscheinbaren Rebenblüten sich öffnen und Duft und Blumenmehl ausstreuen. Wenn man alsdann zwischen den Gefilden wandelt — Reben soweit das Auge sieht — und leichte Windwellen tragen den Hauch der Rebenblüten daher, bald stärker, bald schwächer, dann meint man, die Blüte wolle schon verraten, wie die Blume des Weines wohl würde, wenn alles gut geht bis dahin, daß er im Römer perlt, und Frau Hoffnung schreitet neben uns im Rebenduft und Sonnenschein. Wenn alles gut geht. Viel sind der Feinde, die dem Menschen die guten Tropfen streitig machen.

Da ist zunächst der Heuwurm, ein abscheuliches kleines Raupengetier, das aus einem Ei entsteht, das die liebende Schmetterlingsmutter gerade dahin legte, wo die Traubenblüte sich entwickelt. Und mit der Traubenknospe — dem Schein, wie der Winzer sie nennt — wächst die Raupe, ernährt sich von den jungen Knospen und spinnt sie mit zähem Faden zusammen, daß sie sich nicht entfalten können. Ist aber das Wetter warm, dann eilt die Knospe dem Heuwurm voraus; noch bevor er spinnfähig, sprangen die Blättchen zur Blüte auf, und er vermag sich kein schützendes Gemach aus ihnen zu formen. Dann scheint ihm die Sonne auf sein niederträchtiges Fell und dörrt ihn zu Tode, woran alle Winzer ihre Freude haben. Sonnenschein zur Blütezeit rettet Milliarden von Blüten. Der Heuwurm — er heißt so, weil er zur Zeit der Heuernte herangewachsen ist — verpuppt sich, aus der Puppe kriecht ein kleiner mottenartiger Schmetterling, der wieder Eier legt, aus denen Räupchen werden, die sich die mittlerweile rundende Traubenbeere zu Aufenthalt und Nahrung auserſehen. Das Mark der Traube und die noch weichen Kerne schmecken diesem Wurm vortrefflich. Hat er sich voll gegessen, verpuppt auch er sich und wartet bis zum nächsten Jahr, um als Heuwurm den Lebenslauf aufs neue zu beginnen.

Die Beere aber, in die der Wurm hineindrang, bleibt in ihrem Wachstum zurück, nie und nimmer wird die schändlich Verletzte reif wie die anderen Beeren derselben Traube, sondern sie bleibt verkrüppelt und sauer, sauer, sauer. Deshalb heißt das zweite Geschlecht des blütenmordenden Heuwurmes Sauerwurm.

Er bringt großen Schaden, der Sauerwurm. Im Jahre 1889 hatte er im Oberlande der Pfalz stellenweise vier Fünftel der gesamten Ernte vernichtet, alle Arbeit des Winzers war für dieses Getier gewesen.

Es ist schwer, ihm beizukommen, seine Winzigkeit schützt ihn vor dem Eingefangenwerden, seine Massenhaftigkeit macht die Fangversuche zu schanden. Aber einen Vernichter hat er; die Sonne ist es, wenn die Wolken der Erde sie nicht hindern. Fördert der Sonnenschein die Reife der Trauben, so daß sich schon früh reichlicher Saft in ihnen bildet, und kommt dann der Wurm, sich in die Beere einzubohren, dann findet er statt des Halt gewährenden Markes den werdenden Most, in dem er elendiglich ersäuft. Und alle Winzer sagen: es geschieht ihm recht, dem Lump.

Ist der Herbst warm, scheint die Sonne sommerlich, dann irrt sich die Sauerwurmpuppe in der Jahreszeit, meint, es sei Frühling und läßt den Heuwurmschmetterling aus. Da dann aber die Nächte kalt sind, geht er zu Grunde und im nächsten Jahre gibt es viele, viele Trauben.

Der Sauerwurm ist jedoch nicht der einzige Schädling, der dem Weinstock Leides thut. Da sind noch das Oidium, der gefürchtete Traubenpilz, dem der Winzer durch Schwefeln Einhalt thut, dann Peronospora, der falsche Mehltau, ein Schimmelgeschenk aus dem Lande der Freiheit und der Mac Kinley-Bill, woher auch die Reblaus kam, vor der wir in Gnaden bewahrt bleiben mögen, denn die begnügt sich nicht mit Knospen und Sprossen, Blättern und Beeren, sondern verwüstet den Weinbau länderweise.

Schmarotzer aus dem Pilzgeschlechte und allerlei Gesindel aus dem Reiche der Insekten stürzen sich auf den Weinstock, bevor noch die Traube reift, deren Entwickelung der Winzer abwartend verfolgt. Er hat das Seinige mit Graben, Düngen, Jäten, Schneiden und sorgfältigem Anbinden der Rebreiser gethan, er hat die „Eberzähne" ausgebrochen — die jungen Triebe, welche

ohne Fruchtansatz sprießen und den Hauptzweigen Nahrung entziehen — er hat geschwefelt, Käfer sammeln lassen und endlich die Erfahrungen ausgenutzt, die ihm vom Vater überkommen, und zuweilen auch Neuerungen versucht, die von Wanderlehrern und Weinbaugelehrten empfohlen wurden. Nun ist es an der Witterung, das ihre zu thun.

Zur rechten Zeit Regen, zur rechten Zeit Sonnenschein, zur Unzeit keinen Frost, zu keiner Zeit Hagel: das etwa sind die Wünsche des Winzers. Die gestrengen Herren im Mai haben im Laufe der Jahrhunderte schon mehr Wein durch heimtückische Nachtfröste ungewachsen gemacht, als herangereift zu einem Meere von rheinischem Weine genügen würde, darauf man eine achtbare Rundreise hätte erledigen können. Hat der Wein seinen Beruf verfehlt, der ungetrunken bleibt, ebensowohl der ungewachsen in Nachtfrösten erstarb, so können sich die gestrengen Herren keiner besonderen Zuneigung erfreuen.

War der Himmel bedeckt in jenen gefahrbringenden Nächten, dann sinkt die Temperatur nicht so tief, daß sie Unheil stiftet, und mit den zunehmenden Tagen und der aufsteigenden Sonnenbahn gewinnt der Weinstock strotzende Kraft.

Die grünen Blätter sind die eigentlichen Weinmacher — nicht die Beeren. Diese sind die Sammelbehälter für die Säfte, die das Blatt im Sonnenlichte bereitet. Wenn man meilenweit ins Land schaut und überall, soweit das Auge reicht, grünende Wingerte erblickt, und sich nun so recht vorstellt, wie in jedem der Milliarden Blätter das Sonnenlicht chemisch wirkend arbeitet, wie die Wurzeln die Feuchtigkeit liefern und die mineralischen Bestandteile, wie die Blätter die Kohlensäure der Luft einatmen und daraus erst Stärkemehl machen und dann Zuckersaft, der sich in die Beeren der Traube hineinzufinden weiß, da wird einem ganz seltsam zu Mute. Lauter ungesehene Arbeit geht da vor, unser Auge nimmt sie ebensowenig wahr, wie die furchtbare Geschwindigkeit der Sonnen, die uns am Nachthimmel als feste Sterne erscheinen. Und doch ist sie vorhanden. Die Naturforscher haben sie mit ihren feinen Messungen nachgewiesen. Der Winzer mißt weniger genau, der rechnet im Herbste nach dem Most, den der Morgen Wingert gegeben und sagt: „Unser Herrgott hat's wachsen lassen, es ist reichlich da, wenn's auch schon hätt' ein Bissel mehr sein können." Aber das weiß er auch, daß namentlich jeder sonnenhelle Tag im Herbste die Beeren süßer und den Most schwerer macht. Darum läßt man die Trauben so lange hängen, wie es die Wetterverhältnisse der Gegend und des Jahres erlauben. Haben jedoch die Blätter des Weinstocks durch Frost gelitten; sind sie rostbraun geworden oder gar abgefallen, dann nutzt das Hängenlassen nicht mehr, denn das zuckerbildende Blatt hört auf, die Beeren zu speisen.

In der Beere ist jedoch außer dem Zuckersafte und den schleimigen Bestandteilen noch die Säure vorhanden. Je unreifer die Beere, um so saurer ist sie. Mit zunehmender Reife vermindert sich die Säure, sie geht in die Blätter zurück. Darum gilt auch jeder Tag der letzten Reifezeit als wahrer Gewinn, denn je zuckerreicher der Traubensaft ist und je säureärmer, um so feuriger und milder wird der fertige Wein. Man könnte behaupten, im Weine spräche sich der Inbegriff des Jahres aus, in dem er wuchs. War das Blütenreis gesund, gewinnen Blatt und Beere Kraft und widerstehen den Schädlingen, war rechtzeitig Regen, gedeiht er bis zur Reife gar wohl, schien die Sonne zur Lust des Winzers, da mehrte sich der Zucker, da schwand die Säure, und harmonisch, milde, sonnig wie die Witterung, ebenso harmonisch, milde und belebend beut sich der Wein. Darum hat auch jeder Jahrgang seine Eigenart, und der Kenner weiß die Jahrgänge voneinander zu kosten. Es gab Jahre, denen die Sonne mangelte, und das Ergebnis waren sogenannte „Sauracher." Lächelte aber die Sonne freundlich, dann bewahrte der Rebstock das Lächeln, und jedem, der den Wein trank, ward sonnig zu Sinn. In den letzten hundert Jahren hatte Deutschland achtunddreißig gute Weinjahre, aber nur elf Hauptjahre, in denen Menge und Güte des Gewachsenen gleich hoch zufrieden stellten. Auch die Dichter scheinen von den Jahrgängen stark beeinflußt zu werden, denn wie es nur selten ausgezeichnete Weinjahre gibt, sind auch klassische Weingesänge rare Gaben. Mittelgut wird dagegen die Hülle und Fülle gedichtet.

Ist die Reife der Trauben eingetreten, so wird in den einzelnen Gemeinden der Tag festgesetzt, an dem die Lese beginnen darf. Und dann geht es ans „Herbsten."

So malerisch, wie auf den vorhin genannten Gemälden, ist die Weinlese in Wirklichkeit nicht. Die Winzerinnen — es sind oft ganz alte, grausliche dabei — haben sich wie zu jeder anderen Feldarbeit angezogen und den Sonntagstaat wohlweislich zu Hause gelassen, denn es gilt, emsig zu sein, sich zu bücken und zu hocken, damit keine Traube an den niedrig gezogenen Stöcken hängen bleibt. Ist es kalt und windig — der Oktober hat oft rauhe Tage — dann mummeln sich die Leute ein, so gut es geht, binden sich Kopftücher um, statt der Traubenkränze, mit denen die Maler sie schmückten, und zeigen vom Antlitz kaum mehr als die kältegerötete Nase. Ist es warm, dann machen sie sich's leichter, aber schöner werden sie dadurch selten. Auch die Kinder lesen schon mit und sind fleißig. Die abgeschnittenen Trauben werden in die Hotte geschüttet und vom Hottenträger zur Mostmühle getragen. Dieser raucht seine Pfeife dabei, und sind viele Trauben gewachsen, hat er harte Arbeit.

An den Wegen zwischen den Wingerten stehen große Bottiche mit der Mostmühle, in die hinein die Trauben kommen, damit der einfache Mechanismus die Beeren zerquetsche und von den Stengeln, den sogenannten Kämmen, trenne. Früher, als man die Mostmühle noch nicht kannte, wurden die Trauben mit hölzernen Stampfen bearbeitet — oder noch weniger umständlich — mit den Füßen zertreten, wie man das auf so manchen Gemälden sieht. Malerischer mag die Tretmethode sein, reinlicher ist die Mühle, die in kurzer Zeit große Massen bewältigt und aus den schönen Trauben einen matschigen Brei herstellt, den Rauhmost. Das Flüssige heißt die „Brühe,“ die festen Teile die „Kämme,“ und die Hülsen heißen die „Brocken.“

Wer nur ein Stückchen Weinacker hat, „Wingert“ wie die Weinpflanzungen genannt werden, einerlei ob sie Weingarten, Weinacker oder Weinberg sind — der „mostet“ die Trauben mit dem Holzschlägel in der Hotte, dem besitzreichen Bauern ist die Mühle unentbehrlich. Auf den Norddeutschen macht das rücksichtslose Zerquetschen edler Frucht anfangs den Eindruck vandalischen Thuns, bald aber gewöhnt er sich daran, zumal wenn er einsieht, daß die Form der Traube zerbrochen werden muß, wenn sie ihren Inhalt hergeben soll.

Ich für meinen Teil bin bereits vollkommen abgehärtet, denn seit Jahren bin ich zur Herbstzeit in der Rheinpfalz bei meinem Freunde Sartorius. Als wir zusammen dieselben Korpsfarben trugen, dachten wir nicht daran, daß der eine die Staatswissenschaft mit dem Bau der Reben vertauschen und der andere so ganz in die Tinte geraten würde. Da wir jedoch vernünftige, gesetzte Männer sind, murren wir nicht über unser Schicksal, sondern erfreuen uns der Gegenwart und färben das abgeblichene Gold der Jugend zuweilen mit altem Rebengold wieder auf, und dann strahlt sie wie der Westhimmel am Abend, der ja dem Osthimmel am Morgen so ähnlich sieht.

Über die Rheinpfalz ist schon viel gesagt und geschrieben worden, ihre Schönheit ist in Liedern besungen, ihr Wohlstand macht sie zu einem gepriesenen Stück deutscher Erde. An dem Fuße des Haardtgebirges dehnen sich die Weinfelder aus, die Quelle jenes Wohlstandes, weit, unabsehbar, bis an die Rheinebene mit dem üppigen Ackerlande. Ort reiht sich an Ort, Dörfer und Städte im bunten Wechsel, und Eisenbahnen verbinden sie miteinander. Gar lustig ist so eine Eisenbahnfahrt durch das Land, denn man kommt an den gut etikettierten Stationen vorbei, an Ungstein, Dürkheim, Wachenheim, Forst, Deidesheim, Ruppertsberg, Königsbach, Mußbach, Neustadt, und alle die Etiketten an den Bahnhofsgebäuden sind echt. Mein Platz ist Mußbach und in Mußbach der Herrenhof, auf dem früher die Johanniter ihren Sitz hatten. Da nun die geistlichen Herren von jeher den Instinkt besaßen, das beste für sich herauszufinden, so ist es nicht auffällig, daß zum Herrenhof besonders bevorzugte Lagen gehören. Von diesen bevorzugten Lagen liefert der Johannitergarten das Beste, das wissen in Berlin der Kaiserhof und J. D. Becker Söhne, wo ihn jeder kosten kann, der erfahren will, wie der „Johannitergarten“ schmeckt, und die Gelehrten des Kladderadatsch wissen es auch, die kommen hin und wieder bei einem Schöpplein Wein von Satorius Kreszenz im „roten Meere“ zusammen in der Weinstube von Monsehr & Bandhold, die auch unsern berühmtesten Opernsängern wohl bekannt ist.

Beim Wein kommt es nicht nur auf die Lage des Wingerts an, denn nach dem

Boden richtet sich vielfach die Art und Güte des Weines, sondern auch auf die vorsichtige Behandlung. Die besten Trauben und die reifsten geben die Auslese. Werden aus den Trauben die reifsten, edelfaulen Beeren ausgebrochen, dann gibt es die feinste Auslese. Das Haus Buhl in Deidesheim steht in dem Rufe, von jeher die köstlichsten Auslesen in der Pfalz geliefert zu haben. Ihrem Beispiele ward Folge geleistet zum Nutzen der ganzen Pfalz.

Die Edelfäule ist es, welche den deutschen Weinen in den Rheingegenden ihren Duft, ihr Bouquet gibt, das den Weinen südlicher Länder fehlt, deren Trauben unter anderen klimatischen Verhältnissen reifen, und bei denen die Edelfäule nicht in genügendem Maße auftritt. Daher kommt es, daß rheinische Reben weder in Ungarn, noch in Kalifornien Rheinwein liefern, während österreichische Reben, an die Ufer unseres Stromes und in die Pfalz verpflanzt, jene Weine geben, deren Blume unvergleichlich ist. Der österreichische Sylvaner wird wegen seiner Ergiebigkeit und Wetterhärte in großen Mengen angepflanzt, der Riesling hält sich neben ihm, da er herrliches Bouquet liefert, der köstliche Traminer gibt kraftvollen Wein, die frühreifende portugieser Traube den Roten.

Früh am Morgen beginnt die Lese und währt bis zur Mittagspause. Dann wird ein Feuer angezündet, die warme Kartoffelsuppe hinausgebracht und verteilt, und der Herbstkäse, ein Gemisch von Quark und Limburger Käse, mit schmackhaftem Hausbrot beschließt das Mahl. Am Abend aber, wenn es dunkelt, die glöckleinbehangenen Pferde das Mostfaß heimwärts ziehen, dann folgen die Winzer und Winzerinnen dem Gefährt mit fröhlichem Gesange, und wenn dann noch die Abendglocken der Ortschaften weich in den Gesang hineinhallen und in das Klingen der Glöckchen, so erscheint es schier selbstverständlich, daß der Wein schon so manches Lied aus sinnendem, dichtendem Menschengemüt loslöste: begleiten doch Gesang und Klang ihn auf seinem ersten Wege vom Weinberg in das Kelterhaus. Jung gewohnt alt gethan!

Im Kelterhause erfährt der Rauhmost eine energische Behandlung; denn es gilt, den süßen Saft von den Hülsen und Kämmen zu sondern, und das ist nur möglich mit Gewalt. Der mächtige Druck der Kelterpressen lastet zwölf Stunden auf den Trestern, und unaufhörlich rinnt der Most in die Bottiche, wie plätschernde Brünnlein. Der Waldesquell ist oft besungen, und sein Rauschen zieht sich durch manches Lied, aber mich will bedünken, daß das Rauschen der Kelterbrünnlein noch viel wundersamer klingt und einen eignen Zauber ausübt, zumal in vergangenem Herbst, wo ihr Plätschern erneuten Wohlstand für das Land verkündete, in dem sie flossen, und frohe Verheißung für alle diejenigen, welche einen echten Trunk lieben. Denn der Wein erfreut des Menschen Herz — es muß aber guter sein.

In diesem Jahre war die Weinernte in einigen Gegenden der Pfalz am oberen Gebirge eine volle. Ich lasse hier einige Zahlen folgen, die von kundigen Männern jener Gegend schätzungsweise aufgestellt wurden. Die Mostkreszenz von Weyher schätzt man auf 1500 Fuder, Hainfeld herbstete 3000 Fuder, Rhodt über 4000, Edenkoben ca. 4000, Edesheim ca. 2000 Fuder. Rechnet man für Rhodt den Wert des Mostes auf ca. 240 Mark pro Fuder im Durchschnitt, so beziffert sich der Ertrag für diese eine Gemeinde auf ca. eine Million Mark. Die zwölf Gemeinden des Kantons Edenkoben haben ohngefähr 40 000 Fuder Most geherbstet, im Werte von ca. acht bis zehn Millionen Mark. Ein solch reicher Weinsegen war lange nicht da, und auch an Käufern fehlte es nicht, denn da im angrenzenden Baden und in Württemberg Äpfel und Birnen mißraten sind und der Obstwein ausfällt, versorgte sich die aufs Trockene geratene Nachbarschaft mit dem billigen Traubenwein.

Ein Fuder enthält tausend Liter.

Im verflossenen Jahre hatten diese Weinorte am oberen Gebirge eine Ernte, die nur ein Fünftel des erhofften Ertrages gab. Die übrigen vier Fünftel hatte jenes abscheuliche Gewürm zerstört . . . der Sauerwurm. Er frißt Millionen auf, dieser Schädling.

Der Herr Bürgermeister von Diedesfeld erzählte mir, daß er auf seinen zwölf Morgen Wingert im vorigen Herbste ein halbes Fuder — 500 Liter — geerntet habe, in diesem Jahre dagegen dreiunddreißig Fuder. Somit haben die Sauerwürmer diesen Mann damals um 32 500 Liter Wein gebracht.

Das heißt, wenn die Witterung so günstig gewesen wäre, wie die diesjährige. Die späte Sonne aber lockte ihn heraus und tötete ihn. Auch meint man, daß derlei Gezücht, wenn es sehr massenhaft auftritt, an Schwäche zu Grunde geht. So hofft man auch, vor der Nonne wieder eine Zeitlang Ruhe zu haben, nachdem sie nun in selbstschädigender Menge zum Vorschein gekommen.

Nicht jeder Weinbauer keltert selbst, sondern mancher zieht es vor, den Beschwerlichkeiten der Kellerwirtschaft auszuweichen und den Rauhmost zu verkaufen, den der Großproduzent in seine Obhut nimmt. Da gilt es denn, die einzelnen Lagen genau zu kennen, die trefflichsten Sorten in großen Gährfässern zu vereinen, die geringeren ebenfalls zu einander zu thun, die mittelwertigen durch den Zusatz von Most hervorragender Qualität zu veredeln, damit schließlich und zuletzt sich Weine ergeben, deren Harmonie dem Trinker Freude macht. Reicht zuweilen die Kreszenz einer Gemarkung nicht aus, um eine bestimmte Gattung zu komplettieren, so müssen aus entfernteren Ortschaften die Qualitäten herbeigeschafft werden, damit das Zusammengehörige und Gleichartige „ein gutes Faß“ gebe. So erklärt sich der Mosttransport auf den Fahrwegen und den Eisenbahnen zur Zeit des Herbstes. Tag und Nacht ertönen die Schellen der Lastpferde, die schwere Mostladungen ziehen. „So war es damals im Kriegsjahre,“ sagten die Leute im oberen Gebirge, „so fuhr es Tag und Nacht. Nur diesmal sind's keine Kanonen, sondern Lotten.“ Lotte heißt nämlich das große Faß, in dem der Rauhmost transportiert wird.

Der ausgepreßte Traubensaft, der süße Most, rinnt in die Gährfässer im Keller und schickt sich an, Wein zu werden. Er beginnt, sich zu trüben, er erwärmt sich, als wollte die Sonnenwärme sich frei machen, welche die Traube in sich sog. An seiner Oberfläche sammelt sich Schaum, kleine Blasen steigen in ihm auf, und wenn man das Ohr an die Wand des Fasses legt, hört man es brausen und sausen. Er befindet sich in der ersten sogenannten stürmischen Gährung — er wird Wein.

Und nun hinein mit dem Stechheber in das Faß. Noch hat die Hefe sich nicht abgesetzt, sondern sie ist in üppigster Vermehrung begriffen und macht den werdenden Wein trübe, als sei Milch darunter gemischt. Perlend und schäumend rinnt der „Neue“ in das Glas, warm von der Gährung, dem Lebensvorgang der Hefe, der sich unter Wärmeentwickelung vollzieht und den Zucker des Traubensaftes in Alkohol und Kohlensäure spaltet.

„Federweißen“ nennt man solchen Hefenwein. Mann, Weib und Kind trinken ihn gar gern. Um die Zeit des neuen Weines ist es mit dem Biertrinken in den Weinorten der Pfalz vorbei, wenn die Ernte so gesegnet, wie in diesem Jahre. Wenn die Brauer kein Lagerbier brauten, könnten sie bis gegen Neujahr die Pfanne kalt stehen lassen: dann beginnt der Gambrinus wieder mit dem Bacchus um die Herrschaft zu streiten.

Es ist Sitte, zu dem Federweißen geröstete „Käschten“ zu knuspern, das sind die Früchte der Kastanien, die in den Wäldchen geerntet wurden, mit denen die Vorhöhen des Haardtgebirges bestanden sind, und die in der herbstlichen Färbung sich rostbraun und golden von dem dunklen Grün der Nadelhölzer abheben, dem Kleide der hohen Kuppen. Von den Höhen sieht man in die wiesengrüne Rheinebene, über Weinäcker, Obstbaumgehege und Felder, bis hin zum Dom von Speier, der am Horizont in blauer Ferne auftaucht, und nach der anderen Seite bis zum Dom von Worms. Tief im Gebirge drinnen, am Fuße des Drachenfels, rinnt ein klarer Quell in enger Thalschlucht. Dort oben in den Höhlen des Berges soll der Drache gehaust haben, den Siegfried erschlug; an dem Brunnen aber ward Siegfried erschlagen. Der kühle Quell heißt beim Volke der Siegfriedsbrunnen. Oben vom Drachenfels sieht man weit ins Lothringische Land hinein. Zu diesen Bildern der Natur weiß die Geschichte gar mancherlei zu erzählen, vom Siegfried bis zum Jahre 1870, wo das deutsche Volk Siegfriedsthaten gethan. Da gibt es viel zu plaudern und zu besprechen beim Federweißen, dem Weine in seinen Flegeljahren, in seiner Sturm- und Drangzeit. Und auch vom Haselhuhn spricht man, das den Trauben nachstellt, von den Wildschweinen, die bei Nachtzeit aus dem Walde brechen und dem Winzer die Lese wegfressen, und von den Staren, die in dichten Scharen fliegen und

sich mit den süßesten Beeren mästen. Schier ohnmächtig sind die Flurschützen den Näschern gegenüber, da sie nicht töten dürfen, sondern nur mit blindem Schusse schrecken. Und auch Lampe findet es angenehm äsen in den Wingerten. Der Spatz aber ... der Spatz ... endlos sind die Beschwerden über ihn beim Federweißen.

Wie bei einem jugendübermütigen Menschen erkannt werden kann, ob er gut veranlagt ist und Eigenschaften besitzt, die ihn einst angenehm und wert machen, wenn er ausgetobt haben wird, so zeigt auch schon der Federweiße die Spuren der späteren Vollkommenheiten, die dem fertigen oder, wie man hier sagt, dem „ausgebauten" Weine eigen sein werden. Man ist froh, wenn ihm keine Ungähr anhaftet, eine Jugendsünde, deren Folgen auch noch im Alter zu spüren sind; man ist noch froher, wenn ihm eine angenehme aromatische Bitterkeit innewohnt, einer gewissen moralischen Herbigkeit vergleichbar; und am allerfrohesten, wenn schon der Federweiße in Geschmack und Aroma wie ein Akkord zusammenstimmt. Die feinere Instrumentation übernimmt das Alter, denn der Wein arbeitet in der beschaulichen Ruhe des Kellers an seiner Vervollkommnung, bis er anfängt, gebrechlich zu werden. Vor diesem Abfall ist er aber von weisen Leuten gewöhnlich ausgetrunken.

Den Schluß der Lese zu feiern — diese gute, alte Sitte hat abgenommen, blieb aber doch auch noch an vielen Orten erhalten. Die patriarchalischen Beziehungen zwischen dem Brotherrn und dem Gesinde werden ja absichtlich gestört. Da heißt es denn: Hier hast du deinen Lohn, mehr bin ich dir nicht schuldig. Wir stehen nicht als Arbeitsgenossen zusammen, sondern als Geschäftsleute gegenüber. Hier ist das kalte Gold, warmherzige Freundlichkeit willst du nicht, seit man dich lehrt, deinen Arbeitgeber zu hassen. — Wo es aber nach altem Zuschnitt hergeht, da wird die letzte Lotte bekränzt, die Pferde werden behängt und beflittert, und etliche Mädchen und Buben kleiden sich bunt um, mit roten Röcklein und weißem Mieder, oder was die Mutter an Fastnachtsstaat in der Truhe bewahrte. Das gibt dann einen prächtigen Zug vom Wingert in den Ort hinein. Allerdings ist ein Künstlerzug in echten Renaissancekostümen etwas anderes, aber ich glaube, was die Frohheit anbelangt, da sinkt die Wagschale zu Gunsten unserer Weinleser und -leserinnen.

Denn der Herbstbraten wartet auf sie. Herrlicher Kalbsbraten mit Kartoffelschnitzen, frischem Brot und neuem Wein. Und darauf freuen sich die Leute, und noch lange schmeckt ihnen das vom Arbeitgeber gespendete Mahl in der Erinnerung.

Bei solchem Anlaß wird gesungen, dann tritt das Lied ein als liebster Genosse des Volkes. Etliche der Lieder sind von Goethe, etliche von anderen, deren Namen auch der Litteraturprofessor kennt, die meisten aber sind Waisen und niemand weiß, wer ihr Vater. Die hat das Volk am liebsten.

Auch in diesem Jahre sammelte ich Lieder aus Volksmund, und dabei traf ich ein Lied, das, den Alten unbekannt, von den Jüngeren gesungen ward. Dieser Umstand und die moderne Fassung des ersten Verses lassen auch vermuten, es sei dasselbe erst nach 1870 entstanden, und sollte sich das bestätigen, so gäbe es den Beweis, daß das Volk heut' auch noch zu dichten versteht. Das Lied lautet:

Mein Schatz hat mich verlassen,
Muß in den heil'gen Streit,
Vor frechen Feindesscharen
Das deutsche Recht (Reich?) zu wahren,
Freiheit und Einigkeit.

Er kommt zur Abschiedsstunde
Im schmucken Waffenrock;
Er bringt zum Angedenken,
Als Liebesschmuck zu schenken
Den schönsten Myrtenstock.

Drauf thät er von ihr scheiden,
Hat seine Treu bewahrt.
Die Myrte unverdrossen
Mit Thränen schier begossen
Bei Tag und stiller Nacht.

Am eindringlichsten werden die ältesten Lieder gesungen: „Das Heideröslein," „Ach wie ist's möglich dann" und vor allen das Lied von der Jugendzeit mit dem Kehrreim:

D'rum sag' ich noch einmal:
Schön ist die Jugendzeit,
Sie kommt nicht mehr.

Manch' alte Winzerin singt es mit. Sie hat's erfahren, wie es geht mit der Jugend, und die Jungen singen es, weil sie noch in der blühenden Jugend stehen, der schönen.

Und wenn die Lese vorbei, ist auch der Winter nicht weit, der Winter, in dem die Hoffnungen auf das nächste Jahr schlummern, und auch der Sauerwurm schläft, der Wein aber sich rüstet zum Trinkbarwerden.



Ein Vaterunser. Nach dem Gemälde von F. von Ende.
(Aus der Münchener Jahresausstellung 1890.)

Der Prinz von Homburg.

Von Dr. Joh. Jungfer.

In weiten Kreisen lebt das Bild des Prinzen Friedrich von Homburg, wie es Heinrich von Kleist in seinem vaterländischen Schauspiel gezeichnet hat, und der liebeglühende, von ungestümer Kampfeslust erfüllte Heldenjüngling, der sich bei Fehrbellin hinreißen läßt, im Widerspruch zu dem Befehle des Kurfürsten die Schweden anzugreifen, und dafür, ungeachtet des Sieges, von der Strenge des militärischen Gesetzes getroffen wird, ist gewissermaßen zu einer volkstümlichen Gestalt geworden. Die reichen Vorzüge des Schauspiels machen diesen Erfolg wohl begreiflich — ist doch „Der Prinz von Homburg" das dramatische Meisterwerk des unglücklichen Dichters, erfüllt mit dem ganzen Zauber der Kleistschen Sprache und von heißer Vaterlandsliebe durchglüht. Der furchtbare Ernst der Zeit hatte in Kleist das Verständnis für die Größe und Bedeutung des preußischen Kriegerstaates geweckt, gerade im Unglück hatte er denselben bewundern und lieben gelernt, und in Deutschlands trübster Zeit, im Jahre 1810, brachte er ihm durch die Verherrlichung des glorreichen Sieges von Fehrbellin, welcher der Anfang von Preußens Macht und Größe war, die schönste dichterische Huldigung dar. Das Bild, welches Kleist von dem Staate des Großen Kurfürsten entwirft, ist ein ideales; aber aus der Tiefe seiner poetischen und patriotischen Empfindung erschloß sich dem Dichter eine im wesentlichen zutreffende historische Gesamtanschauung, wie sie sich in den lebensvollen Gestalten des Kurfürsten selbst und des prächtigen alten Hans von Kottwitz bekundet. — Wenn es trotzdem von seiten der Kritik zu keiner Zeit an mancherlei, zum Teil sehr entschiedenen Einwendungen gegen das Schauspiel gefehlt hat, so ist gerade die Gestalt des Helden daran schuld, und auch der wärmste Bewunderer Kleists wird zugeben, daß der Charakter des Prinzen von Homburg im Gegensatz zu den genannten Persönlichkeiten an bedenklichen und krankhaft romantischen Zügen leidet, so in dem seltsam träumerischen Auftritt im Eingang des Dramas und besonders in der mit Recht vielbekämpften Szene der Todesfurcht, in welcher sich der Prinz nach dem Zeugnis seiner Geliebten „so zermalmt, so fassungslos, so ganz unheldenmütig" zeigt. Auch die Auffassung, daß ein derartiger Vorgang psychologisch nicht unwahr und wohl von dem Dichter selbst erlebt sei, vermag diese Szene nicht zu rechtfertigen oder erträglicher zu machen; sie ist für den Prinzen und brandenburgischen Offizier schlechter-



Prinz Friedrich von Homburg.
Aus Merians Theatrum Europaeum.

dings unmöglich und fällt gänzlich aus dem historischen Rahmen des Stückes heraus. — Hierdurch ist die Frage nahe gelegt, wie das Kleistsche Charakterbild Friedrichs von Homburg sich zu seinem geschichtlichen Original verhält, und wieweit der Inhalt des Dramas überhaupt — von dem historischen Hintergrund abgesehen — der beglaubigten Geschichte entspricht.

Nach dem eben Gesagten läßt sich vermuten, daß ein so subjektiver Dichter wie Kleist manche Züge, die in seiner eignen Natur begründet waren, auf den Helden übertragen hat, daß derselbe also von dem geschichtlichen Friedrich von Homburg wesentlich abweicht. Dennoch dürfte es viele Leser überraschen, daß die Einzelheiten in dem Schauspiel durchweg nicht etwa thatsächliche Begebenheiten in poetischer Ausschmückung, nicht „Dichtung und Wahrheit" sind, vielmehr die Handlung einerseits ungeschichtlichen, lediglich sagenhaften Überlieferungen, andererseits, und zwar zum größeren Teile, der freien Phantasie des Dichters entstammt. Vor allem die Annahme, daß der Prinz bei Fehrbellin eigenmächtig und gegen den Befehl des Kurfürsten die Schweden angegriffen habe, ist eine Sage, während das Kriegsgericht und die dadurch bedingten dramatischen Verwickelungen Kleists Erfindung sind. Und wie mit dem Kern der Handlung, ebenso verhält es sich mit allem übrigen; selbst die Schlacht, wie wir sie aus den Erzählungen im zweiten Aufzuge kennen lernen, zeigt im einzelnen keine Ähnlichkeit mit dem Verlaufe der geschichtlichen Aktion. Homburgs Geliebte, die Prinzessin Natalie von Oranien, existierte nur in der Phantasie des Dichters, und was den Helden selbst betrifft, so war derselbe im Jahre 1675 kein liebewerbender und voreiliger Jüngling mehr, sondern ein zweiundvierzigjähriger, bereits zum zweiten Male verheirateter Mann und ein kriegserfahrener General der Kavallerie, trotz eines — künstlichen Beines, denn eine Kanonenkugel hatte ihm sechzehn Jahre früher seinen rechten Schenkel geraubt. Was wir dagegen in dem Schauspiel über die Vergangenheit des Prinzen erfahren, von seiner Kindheit (III, 1 u. 5) wie von seinem Verhalten im elsässischen Feldzuge gegen Frankreich, wo er den Kurfürsten „durch Trotz und Leichtsinn um zwei der schönsten Siege gebracht" haben soll (I, 5; V, 9), entbehrt wiederum der geschichtlichen Begründung. Und dieser Vorwurf des Kurfürsten zeigt, wie Kleist nicht nur die Lebensgeschichte, sondern, was bedenklicher ist, auch den Charakter Homburgs mit poetischer Willkür geformt hat, denn jene Mißerfolge am Rhein sind offenbar zu dem Zweck ersonnen, das Charakterbild des heldenmütigen, aber unbesonnenen, jugendlichen Schwärmers zu vervollständigen, der nachtwandelnd den Aufbruch der ihm anvertrauten Reiterei versäumt, den Ernst des Kriegsrates über dem Handschuh seiner Geliebten vergißt und im Augenblicke der Entscheidung eigenmächtig den Schlachtplan des obersten Kriegsherrn durchkreuzt.

Mit diesem Phantasieprinzen hat der geschichtliche Friedrich von Homburg nichts gemein, kaum den Namen, welcher bei Kleist Arthur lautet, wie auch die Kurfürstin (Dorothea) nur deshalb Elisa oder Homburgs Mutter Hedwig genannt wird, weil diese Namen dem Dichter gefielen. Obgleich also von einer Geschichtsquelle Kleists eigentlich nicht die Rede sein kann, ist es doch von Interesse zu sehen, woher er die äußere Anregung zu seinem Drama empfing. Die Auffassung von der voreiligen, disciplinarwidrigen Handlungsweise des Prinzen entstammt einer volkstümlichen, lange nur mündlich überlieferten Tradition, die kein Geringerer als Friedrich der Große in die Litteratur eingeführt hat. Als Kronprinz hatte er einst von Ruppin aus das Schlachtfeld von Fehrbellin besucht und sich von einem alten Manne umherführen lassen; „der wußte die ganze Bataille zu beschreiben" und allerhand Anekdoten auf Plattdeutsch zu erzählen. Auf die Frage des Kronprinzen: ob er auch wisse, warum der Große Kurfürst gegen den König von Schweden gestritten hätte, erwiderte er: „O jo, Ihro Königliche Hoheiten, dat will ick Se wohl seggen. As unse Korförste is jung gewest, hät he in Utrecht studert, und da is de König von Schweden as Prinz ok gewest. Da hebben nu de beede Herren sick vertörnt, hebben sick in de Haare gelegen, un dit is nu de Pike davon." Den Bericht über diese Unterredung verdanken wir dem Könige selbst, welcher sich noch als Greis mit Vergnügen daran erinnerte. Bei dieser Gelegenheit

nun scheint er auch die Erzählungen von dem Vergehen des Prinzen und von der Aufopferung Frobens kennen gelernt zu haben. Den Darstellungen des siebzehnten Jahrhunderts sind beide fremd; von Froben melden dieselben nur, daß er bei der Verfolgung der Schweden vor Fehrbellin an der Seite des Kurfürsten tödlich getroffen wurde, und die berühmten Gobelins im Hohenzollern-Museum zu Berlin, welche Friedrich III im Jahre 1693 anfertigen ließ, zeigen den Kurfürsten auf einem Schimmel sitzend, während neben ihm Froben auf einem Braunen zusammengebrochen ist. Möglich, daß die Kugel, welche ihn zu Boden streckte, seinem Herrn gegolten hatte, dessen Pferd den Feinden eine weithin kenntliche Zielscheibe bot; auch gibt es eine Überlieferung, daß nach Frobens Falle ein Leibjäger des Kurfürsten, Namens Uhle, ihn zum Wechseln der Pferde veranlaßte, und diese Vorgänge mögen in der Sage miteinander verschmolzen sein. Die poetischen Traditionen über den Prinzen und über Froben sind also, wie wir sahen, von Friedrich dem Großen vermutlich aus dem Munde des Volkes selbst geschöpft, und beide finden sich in den 1751 von ihm veröffentlichten Denkwürdigkeiten des Hauses Brandenburg zum ersten Male gedruckt. Nach dieser Quelle beginnt Homburg unbesonnen die Schlacht in übertriebener Kampfeslust, und der Kurfürst entschließt sich nur deshalb zur Unterstützung, weil er die drohende Vernichtung seiner Truppen abwenden muß. Nach dem Siege verzeiht er ihm jedoch seine Leichtfertigkeit mit den Worten: „Nach Kriegsrecht hätten Sie den Tod verdient; aber Gott verhüte, daß ich die Lorbeeren dieses Tages mit dem Blute eines Prinzen beflecke, der soviel zu dem Siege beigetragen hat!"

Der Kammerherr von Verdy du Vernois, der Großvater des gleichnamigen Kriegsministers, war der erste Geschichtsforscher, welcher (1791) für die militärische Ehre Homburgs eintrat und den Bericht Friedrichs des Großen für sagenhaft erklärte; aber durch die Autorität des königlichen Geschichtschreibers unterstützt, fand derselbe in der Litteratur die weiteste Verbreitung, und verschiedene Künstler verherrlichten die rührende Szene durch bildliche Darstellungen, unter anderen der Braunschweiger Maler Kretschmar durch ein Gemälde, welches auf der Berliner Kunstausstellung des Jahres 1800 großen Erfolg errang, von König Friedrich Wilhelm III angekauft und durch eine Radierung Freidhofs vervielfältigt wurde.

Die Denkwürdigkeiten Friedrichs des Großen gaben auch Kleist den Ausgangspunkt für die Handlung seines Dramas; er schuf in dem Prinzen einen Heldenjüngling nach seinem Ideal und spann, unbekümmert um die thatsächlichen Begebenheiten, jene Szene in seiner Phantasie weiter aus. Was wäre geschehen, wenn der Kurfürst Homburg nicht verziehen, sondern seinem eigenwilligen Ehrgeiz die Majestät des Gesetzes gegenübergestellt hätte? Daraus ergaben sich für den Dichter wechselvolle und spannende Situationen: wie der Prinz trotz des Sieges vom Kriegsgericht verurteilt wird und im Gefängnis die Schrecken der Todesfurcht durchlebt, dann die Schwäche überwindet, seine Schuld erkennt und sie durch den Tod sühnen will, und wie endlich, da er sich wieder ganz seiner würdig zeigt und durch das Unglück zum Manne gereift ist, der Kurfürst das erlösende Wort spricht und ihn mit der Geliebten vereint. —

Vergleicht man mit dieser Gestalt der Dichterphantasie den Prinzen und späteren Landgrafen Friedrich II von Hessen-Homburg, wie er uns in der Geschichte entgegentritt, so ergibt sich, daß, während geschichtliche Dichtungen sonst die Schwächen ihrer Helden zu verwischen streben, diesem von dem Dichter Unrecht geschehen ist. Der wirkliche Friedrich von Homburg war eine bedeutendere Persönlichkeit als der Kleistsche Prinz, ein Mann von ungewöhnlicher Thatkraft und dabei von höchst anziehendem Charakter. Auch zeigt sich in den merkwürdigen Wechselfällen seines Lebens reichlich die Romantik der Wirklichkeit, welche nicht minder zu fesseln vermag als die der Dichtung.

* * *

Als vierter und jüngster Sohn Landgraf Friedrichs I., eines Enkels Philipps des Großmütigen, wurde Prinz Friedrich am 30. Mai 1633 geboren, also mitten im dreißigjährigen Kriege, der auch für die Stadt und Landgrafschaft Homburg großes Elend mit sich brachte. Sein Vater starb unter diesen Drangsalen schon 1638, und die Witwe, Margarethe Elisabeth aus dem gräflichen Hause Leiningen-Westerburg, geriet

dadurch mit ihren fünf unmündigen Kindern in eine sehr bedrängte Lage, welche sie jedoch durch Klugheit und Energie allmählich zu überwinden wußte. Zwölf Jahre alt hatte Friedrich das Unglück, den rechten Schenkel zu brechen; aber die im Bein zurückbleibende Schwäche hinderte ihn nicht, auf der Akademie zu Genf alle ritterlichen Künste, besonders die Reitkunst, „zu vollkömmlich Perfektion" zu erlernen, und als zur Zeit des westfälischen Friedens der berühmte Marschall Turenne in die Wetterau kam, fand derselbe an dem frischen Jüngling solches Gefallen, daß er seine weitere militärische Ausbildung auf sich zu nehmen versprach, falls er in das französische Heer eintreten würde. Die verständige Mutter wies das Anerbieten des Franzosen zurück, konnte aber sechs Jahre später nicht verhindern, daß Friedrich, welchem die Heimat keine Aussicht auf eine ehrenvolle Laufbahn zu bieten vermochte, gleich so vielen andern jüngeren Söhnen kleiner Fürstenhäuser in den Dienst einer fremden Macht trat. Als nämlich 1654 die Thronbesteigung des kühnen Pfalzgrafen Karl Gustav in Schweden ein neues kriegerisches Zeitalter zu eröffnen schien, eilte er unter die schwedischen Fahnen und erhielt, da der König im Begriff war, den Krieg gegen Polen zu beginnen, sogleich den Rang eines Obersten der Kavallerie. In Stockholm überwand er glücklich die Folgen einer rätselhaften Vergiftung, welche zwei andern Offizieren das Leben kostete, warb darauf in Deutschland sein Regiment und zwar mit seinem eignen Vermögen, weil Karl X das Geld für die Kriegsrüstungen nicht aufzubringen vermochte, und führte die neugeworbenen Truppen dem schwedischen Heere in Polen zu, wo er sich in mehreren Schlachten auszeichnete. Bei der Belagerung von Danzig traf ihn ein schwerer Unfall. Er stürzte mit dem Pferde, einem wilden polnischen Rappen, den er im letzten Gefecht erbeutet, wurde gegen einen Baumstumpf geschleudert und so schwer am Kopfe verletzt, daß man ihn für tot hielt, und sein Hofmeister schon den Sarg bestellte, um die vermeintliche Leiche in die Heimat zu schaffen. Wider alles Erwarten erwachte Homburg nach einer langen Betäubung, und seine Wunden heilten so glücklich, daß er schon nach einigen Monaten wieder zu Pferde saß. Aber eine quer über die Stirn verlaufende Narbe, inmitten einer starken Geschwulst, blieb dauernd zurück.

Als dann Karl X Polen verließ und sich gegen Dänemark wandte, nahm Friedrich im Winter 1658 mit dem schwedischen Heere teil an dem tollkühnen Übergang von Fredericia über die gefrorenen Belte nach den dänischen Inseln und später an der Einschließung von Kopenhagen. Während eines Gefechts bemerkte er, wie ein feindlicher Soldat die Muskete auf ihn anlegte; er rief demselben zu: „Schieß, du Hund!"

Der Schuß fiel, und die Kugel traf seine Brust, so daß er zu Boden stürzte, jedoch ohne ernstlich verwundet zu sein, da die Schärpe und das darunter steckende Schnupftuch die Kraft des Geschosses sehr geschwächt hatten. Um so verhängnisvoller wurde ihm eine Kanonenkugel, als er am 19. Januar 1659 bei einem Ausfall der Dänen diese bis unter die Wälle der Stadt verfolgte, „mit solcher Courage, daß sich jedermann darüber verwundern mußte." „Ihro Durchlaucht wurden von einem sechspfündigen Stück getroffen, daß das Pferd durch und durch geschossen, und starb alio auf Ihro Durchlaucht Leibe. Ihr lahmer (rechter) Schenkel war abgeschossen, er hing aber noch an der großen Sehne; ließen sich ein Messer geben und schnitten den Schenkel selber ab. Wurden Seine Durchlaucht in einen Schlitten gelegt, daß Sie unter den Stücken hinweg kämen, brachten sie ihn nach Ihrem Quartier. Seine Durchlaucht standen große Schmerzen aus wegen der vielen Splitter, so noch im Fleische steckten; wurd' aber an Doktor und Balbierer nicht gesäumet." — Das Generalmajorspatent und eine Pension von 2000 Reichsthalern waren der Lohn für die Bravour Homburgs, der, sobald er sich notdürftig erholt hatte, zur See nach Holland zu reisen beschloß, um dort völlige Heilung zu suchen. Aber ein heftiger Sturm trieb das Schiff auf eine Sandbank bei der Insel Anholt im Kattegat, und hier lag es mehrere Tage, in beständiger Gefahr, durch die heftige Brandung zertrümmert zu werden. Der Kapitän hielt es nach Seemannsaberglauben für ein schlechtes Zeichen, daß sich so viele Seehunde zeigten; doch der lebenslustige Homburg rief: „Sie sollen nicht alle von uns fressen!" griff zur Büchse und

erschoß mehrere. Endlich kam ein Hamburger Kauffahrer vorbei, auf welchen die Schiffbrüchigen sich mit Lebensgefahr retteten. Eine Welle brachte das Boot, worin Homburg hinübergerudert wurde, in dem Augenblick, als es anlegen sollte, zum kentern; man zog ihn an einem Tau auf das Schiff, doch seine Reiseschatulle mit allen seinen Wertgegenständen versank im Meere. Infolge dieses Abenteuers verzichtete er auf die Fahrt nach Holland und begab sich in seine Heimat, wo sich herausstellte, daß die Beschwerden der weiten Reise den Zustand des Beines wieder sehr verschlimmert hatten. „Ein trefflicher Balbierer" nahm den Schaden in Augenschein und fand den kalten Brand in der Wunde; er legte ein Pflaster auf, wonach die Schmerzen so arg wurden, daß „Ihro Durchlaucht vor Ungeduld zu Pferde sitzen und ins Feld hinausreiten mußten; haben auch etliche Lerchen geschossen." Endlich fiel das wilde Fleisch samt dem Pflaster ab, und der Patient war „glücklich korriert." So erzählt Johann Pocksen, Homburgs langjähriger treuer Diener, der eine originelle, naiv-treuherzige Lebensbeschreibung seines Herrn verfaßte. Dieser bekam nun ein künstliches Bein, welches wie Götzens eiserne Hand in Scharnieren ging, und davon hat er in der Geschichte den Beinamen: „Der Landgraf mit dem silbernen Bein."

Kaum genesen, sehnte sich der feurige Reiterführer bereits nach neuen Kriegsthaten; auch forderte der schwedische König seinen Generalmajor wiederholt zur Rückkehr ins Feldlager auf, und er war eben im Begriff, dem Rufe Folge zu leisten, als der plötzliche Tod des kriegslustigen Karl X (1660) eine entscheidende Wendung in Friedrichs Leben herbeiführte und seinen ausländischen Diensten ein Ziel setzte. Die schwedische Regierung erteilte ihm nämlich in kränkender Weise den Abschied, ohne sein, wie oben erwähnt, für den polnischen Feldzug aufgewandtes Vermögen von mehr als 30 000 Reichsthalern zurückzuerstatten, und entzog ihm sogar die auf Lebenszeit verliehene Pension. Dieser mißlichen Lage machte er kurz entschlossen ein Ende, indem er eine Verbindung einging, welche durchaus unromantisch und von der Jugendliebe des Prinzen in Kleists Schauspiel so verschieden wie möglich war, aber dafür seine Vermögensverhältnisse sehr glänzend gestaltete und ihn in den Stand setzte, sich einen für seine Talente angemessenen Wirkungskreis zu schaffen. Die Erwählte war eine achtundfünfzigjährige, steinreiche Dame aus der hohen schwedischen Aristokratie: Margareta Brahe, Gräfin von Wisingsborg, einstmals Hofdame der Königin Christine und schon zum zweitenmal verwitwet. Zugleich mit dem achtundzwanzigjährigen Homburg warb ihres Reichtums wegen ein sechsundsechzigjähriger Graf Ludwig Heinrich von Nassau-Dillenburg um die Hand der kinderlosen Witwe, und als Margareta dem ritterlichen Prinzen den Vorzug gab, rächte sich der zurückgesetzte Freier durch die Veröffentlichung eines boshaften Pasquills, welches Homburg nicht unbeantwortet ließ. Das „junge" Paar verließ bald nach der zu Stockholm im Königlichen Schlosse gefeierten Vermählung Schweden und begab sich nach Deutschland, wo Homburg mit dem Vermögen seiner Gemahlin einen beträchtlichen Grundbesitz in Brandenburg, im Magdeburgischen und Halberstädtischen erwarb, dessen Verwaltung ihn während des nächsten Jahrzehnts hauptsächlich beschäftigte und ihm Gelegenheit bot, sein bedeutendes Organisationstalent zu verwerten. Weferlingen im Fürstentum Halberstadt machte er zu seiner Residenz; besonders folgenreich aber wurde seine Thätigkeit für die Herrschaft Neustadt in Brandenburg. Der gleichnamige, an der Dosse gelegene Ort, welchen Homburg als ein armseliges Dörfchen übernahm, verdankt ihm den Ursprung seiner jetzigen Bedeutung und erhielt 1664 auf seinen Antrag von dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm die Stadtgerechtigkeit. Er berief dorthin Kolonisten und Handwerker, später besonders auch Hugenotten, schuf große und einträgliche Fabrikanlagen, darunter ein Eisenwerk und eine Spiegelmanufaktur, ließ den Lauf der Dosse mit einem Kostenaufwand von 24 000 Reichsthalern regulieren und erbaute die heutige Stadtkirche, von deren Glocken zwei den Namen und Titel ihres fürstlichen Stifters in lateinischer Sprache als Inschrift tragen. Als die Herrschaft 1694 in den Besitz des Kurfürsten Friedrich III überging, hinterließ Homburg das vorteilhafteste Andenken, welches lange lebendig blieb und, nach dem Zeugnis eines dortigen Geschichtsfreundes, noch vor einigen Jahrzehnten unter dem Landvolke der Neu-

städter Gegend nicht ganz erloschen war. — Im Mai 1669 starb Margareta, nachdem sie unter ausdrücklicher Betonung der von dem jugendlichen Gemahl ihr stets erwiesenen Ehre und Treue diesen zu ihrem Universalerben eingesetzt hatte. „Solches alles" heißt es in ihrem Testament „Hab und Vermögen, beweg- und unbewegliche Güter, soll Ihro Gnaden, Dero wir's von Grund unserer Seele gönnen, allein erb- und eigentümlich haben, behalten und genießen, weil Ihro Gnaden uns so herzlich lieben und ehren und mit allen Treuen meinen*) und sich unser wider unsere Widerwärtige auch mit Gefahr und Hazardierung ihres Leibes und Lebens getrewlich angenommen und behütet . . . welches alles Ihro Gnaden wir nimmermehr genugsam zu vergelten wissen." So machte die Gräfin Brahe, deren Porträt sich übrigens noch im Schlosse zu Homburg findet, den Undank ihres Vaterlandes gegen ihren Gemahl wieder gut, und ihr gebührt auch in Deutschland ein freundliches Gedächtnis.

Im folgenden Jahre warb Friedrich um die vierundzwanzigjährige Prinzessin Luise Elisabeth von Kurland, eine Schwestertochter des Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg. Dieser war erfreut, einen so tüchtigen und thatkräftigen Prinzen für die Interessen seines Hauses zu gewinnen; er vermittelte persönlich die Abschließung des Ehevertrages, veranlaßte, daß die Trauung am 23. Oktober 1670 in Berlin stattfand und ließ im Kurfürstlichen Schlosse ein prächtiges Hochzeitsfest veranstalten. In dem Wappen, welches Homburg der Stadt Neustadt a. d. Dosse verlieh, ist ein Symbol seiner Verbindung mit der Nichte des Großen Kurfürsten erhalten: die Wappentiere sind nämlich der hessische Löwe und das kurländische Elentier. Diese Heirat legte den Grund zu einer glücklichen Ehe und wurde auch im weiteren Sinne für Homburg bedeutungsvoll, weil sie ihn veranlaßte, in das kurfürstliche Heer einzutreten. Der Kurfürst ernannte ihn zum General der Kavallerie, wie das Patent besagt: „weil Ihro Liebden sich bishero im Kriege dergestalt berühmbt gemacht und von Ihrer Tapferkeit mit Hindansetzung Ihrer Gesundheit solche preuven gethan, daß Ihro mit gutem Fug die hohen Kriegschargen anvertrawet werden." So stellte eine glückliche Fügung Homburg auf den Platz, wo er seine in der Schule des Auslandes gewonnenen Erfahrungen am besten dem Vaterlande nutzbar machen konnte. Der Feldzug des Jahres 1674 gegen Frankreich, an welchem er zunächst teilnahm, verlief durch die Schuld des kaiserlichen Generals, des Herzogs von Bournonville, sehr ungünstig, aber Homburg hat im Elsaß dem Marschall Turenne gegenüber, der ihn einst für den französischen Dienst zu gewinnen suchte, die Ehre der brandenburgischen Kavallerie aufs beste gewahrt; er deckte auch mit der Reiterei den Rückzug über den Rhein, und als die Franzosen einen Angriff versuchten, „wurden sie von ihm so empfangen, daß sie die Lust verloren, wiederzukommen." Trotzdem beschäftigte ihn im Frühjahr 1675 der Gedanke, wegen vermeintlicher Zurücksetzungen und aus Familienrücksichten sein Kommando niederzulegen, und kurz vor dem Beginn des schwedischen Krieges fehlte wenig, daß er den Abschied nahm, daß also der Prinz von Homburg, wie ihn jetzt die Geschichte und Dichtung kennt, niemals existierte. Aber durch das Entgegenkommen des Kurfürsten wurde diese Spannung beseitigt, und nun sollte Homburg den Schweden zeigen, daß sie ihn zu ihrem eignen Schaden von sich gewiesen hatten.

Wie auf dem Rückzug vor den Franzosen der Letzte, so war er beim Angriff in der Schlacht von Fehrbellin der Erste. Die Verfolgung des in die Mark eingefallenen und von dem Kurfürsten überraschten schwedischen Heeres führte bekanntlich durch das Havelluch, damals ein Labyrinth von Sümpfen und Sandhügeln, dessen gewöhnliche Unwegsamkeit der regnerische Sommer von 1675 noch bedeutend gesteigert hatte. Mit diesem schwierigen Terrain war Homburg durch den langjährigen Besitz des benachbarten Neustadt vertraut; deshalb bat er am Morgen des 18. Juni um die Führung der Avantgarde und erhielt sie mit der Weisung, die fliehenden Schweden zum stehen zu bringen und ihnen den möglichsten Abbruch zu thun. Mit 1500 Reitern, etwa einem Viertel des Heeres, brach er auf und konnte bald durch einen Adjutanten melden, daß er vor dem Dorfe Linum den Feind ereilt habe; zugleich bat er, der Kurfürst möge schnell mit der Hauptmacht folgen und

*) meinen = minnen: vergleiche: „Freiheit, die ich meine."

inzwischen ihm allein den Angriff gestatten. Anfangs zögerte der Kurfürst, welcher die Ankunft der zurückgebliebenen Infanterie abwarten wollte und auch durch den vorsichtigen Feldmarschall Derfflinger bedenklich gemacht wurde; als aber der Prinz seine Bitte erneuerte, rief er: „Weil wir den Feind so nahe haben, muß er Fell oder Federn lassen!" — und gab seine Einwilligung. Homburg rechtfertigte durchaus das Vertrauen des Kurfürsten und löste die schwierige Aufgabe, den Kampf gegen eine sehr überlegene Truppenmacht zu beginnen, mit ebenso großer Entschlossenheit wie Besonnenheit. Zunächst verdrängte er den schwedischen Feldherrn Wrangel aus seiner sehr günstigen, durch Moräste und einen breiten Graben geschützten Verteidigungslinie bei Linum und richtete darauf gegen seine neue Stellung bei Hakenberg einen nicht minder nachdrücklichen Angriff, besonders gegen die ungedeckte rechte Flanke, wo er mit scharfem Blick trotz des dichten Nebels den schwachen Punkt der schwedischen Schlachtordnung erkannte. Als der Kurfürst auf dem Schlachtfelde eintraf, überzeugte er sich, daß das Treffen in der richtigen Weise eröffnet war, und daß auf dem rechten Flügel des Feindes die Entscheidung des Tages lag. Diesem gegenüber auf einem Hügel postierte er daher die Geschütze, deren Feuer die schwedischen Linien in ihrer ganzen Länge beherrschte, und um welche deshalb der heftigste Kampf entbrannte. Im kritischen Augenblicke desselben, als durch den Ansturm des schwedischen Infanterieregiments Dalwig die Geschütze verloren zu gehen drohten, gelang es Homburgs Umsicht und Bravour, diese Gefahr abzuwenden, und als auch die höchsten Führer: der Kurfürst selbst und der neunundsechzigjährige Derfflinger in das wilde Handgemenge verwickelt wurden, eilte er diesem persönlich zu Hilfe. Homburg hatte zwar nicht den entscheidenden, wohl aber nach dem Kurfürsten den erheblichsten Anteil an dem schönen Siege; sein Hauptverdienst besteht darin, daß er die anfänglichen Bedenken des Kurfürsten und des Feldmarschalls überwand und „in entschlossener Kühnheit den Ruhmestag von Fehrbellin heraufbeschwor."

Auch gibt es unter den unmittelbaren Äußerungen aus jenen denkwürdigen Tagen nichts Anziehenderes als Homburgs durch Humor und frische Ursprünglichkeit ausgezeichnete Briefe an seine Gemahlin, die „Allerliebste Dicke" oder „Engelsdicke," wie er sie in der Siegesfreude nennt. Aus diesen Zeilen spricht statt des Fürsten und Generals der zärtliche Gatte und der kampfesfrohe Reiter, der trotz seines silbernen Beines seine Lust an der wilden Poesie des Krieges hat. Den ersten Erfolg, die Einnahme von Rathenow, begrüßt er als „die schönste Aktion von der Welt," berichtet dann am Vorabend der Schlacht: „Wir seint braff auff der jacht mit den Herren Schweden," um ihnen folgenden Tags „den Morgensegen zu singen," und schildert endlich ausführlich „das harte Treffen von Fer-Bertin, wo es ein Stunde vier oder fünf recht lustig herging," mit berechtigtem Stolze, aber auch mit soldatischer Schlichtheit und Einfachheit. „Es ging sehr hartt zu; ich bin etzliche Mahl gantz umringet gewesen, Gott hat mir doch alle Mahl wider draus geholffen. Zuweilen mußt' ich lauffen, zuweilen machte ich lauffen" 2c. Einer dieser Briefe schließt: „Adien mein Engel, Dein trewer Mann und Diener sterb' ich.*)

Dennoch ist es Thatsache, daß gerade Homburgs größter Tag, der seinen Namen in Geschichte und Dichtung unsterblich machen sollte, eine neue Verstimmung zwischen ihm und dem Kurfürsten herbeiführte; aber nicht sein erster glücklicher Angriff bei Linum verschuldete dieselbe, sondern vielmehr der Ausgang der Schlacht. Die Schweden hatten zwar eine entscheidende, aber keine vernichtende Niederlage erlitten, denn infolge der unvermeidlichen Ermattung des kurfürstlichen Heeres, dessen Pferde seit sechs Tagen nicht abgesattelt waren, vermochte Wrangel, nachdem er schon den Rückzug angetreten, den letzten Angriff seiner Verfolger vor Fehrbellin zurückzuweisen und mit dem Rest seiner Truppen über den Rhin zu entkommen. Hierüber war der Kurfürst anfangs ungehalten, er äußerte seine Unzufriedenheit und fügte seinem Siegesbericht an den Fürsten von Anhalt

*) Der Wortlaut dieser drei Briefe nebst dem Faksimile des zweiten (vom 17. Juni) findet sich in meiner ausführlichen Lebensbeschreibung: Der Prinz von Homburg, nach archivalischen u. a. Quellen. Mit zahlreichen Briefen und Aktenstücken 2c. Berlin. R. Brachvogel. 1890.



Porträtbüste Landgraf Friedrichs II. von Hessen-Homburg. Von Schlüter.
Nach einer photographischen Aufnahme des Kgl. Hofphotographen T. H. Voigt in Homburg v. d. H.

die Bemerkung hinzu: „Meine Reutter haben theils nicht das Ihrige gethan, worüber ich inquiriren lasse und selbige den process machen lassen werde.“ Dadurch fühlte sich besonders Homburg gekränkt und wurde in seinem Vorsatz, auf weitere Dienste zu verzichten, wieder bestärkt. Jener urteilte und empfand als Fürst, der nach gewaltigen Opfern und Anstrengungen für seine gerechte Sache einen vollständigen Erfolg sehen wollte; dieser als General, der sein Bestes gethan und nicht Tadel, sondern Anerkennung für sich und die Reiterei zu verdienen glaubte, welche nach dem unerhört anstrengenden Ritt vom Rhein zum Rhin fast allein eine doppelt so starke, altbewährte Armee aller Truppengattungen mit einem



Portal des Mittelbaues im oberen Schloßhofe zu Homburg.

Verlust von mehr als zweitausend Toten in die Flucht geschlagen hatte. — Acht Tage nach der Schlacht verließ daher Homburg das Heer und begab sich nach Hessen, von wo er alsbald um seinen Abschied bat. Des Kurfürsten Schwester Hedwig Sophie, Landgräfin von Kassel, that damals trotz aller Liebe zu ihrem Bruder in einem Briefe die freimütige Äußerung: „Dem redlichen Landgraf ist nicht eins gedankt vor dem, das er bei Fehrbellin gethan; also geht es in der Welt: die Pferde, die den Haber verdienen, bekommen am wenigsten.“ — Auch diesmal wußte der Kurfürst durch freundliches Entgegenkommen den wackern, aber heftigen und leicht verstimmten Mann zu versöhnen und seinem Heere zu erhalten; im November kehrte er auf den Kriegsschauplatz zurück und leistete in

den folgenden Jahren noch namhafte Dienste bei der Eroberung Mecklenburgs und später in Pommern und Preußen. Hier zeigte auch der Kurfürst, daß er nicht undankbar war, indem er nach der Eroberung Pommerns dem Prinzen eine Anzahl von Landgütern schenkte.

Da Friedrich trotz einer an Gefahren und Abenteuern reichen militärischen Laufbahn alle seine Brüder überlebte, so wurde er 1681 zur Verwaltung der Landgrafschaft Homburg berufen. Länger als ein Vierteljahrhundert war es ihm noch vergönnt, sich des friedlichen Besitzes dieses schönen und fruchtbaren Ländchens zu erfreuen und seinen kriegerischen Lorbeeren den Ruhm eines thatkräftigen und menschenfreundlichen Fürsten hinzuzufügen. Landgraf Friedrich II erbaute die Friedrichsburg, das jetzige stattliche Schloß zu Homburg, doch ist „der weiße Turm“ im oberen Schloßhof bis zum Kranze ein Überrest der mittelalterlichen Hohenburg der Herren von Epstein. Er ließ die verfallenen Homburger Salinen wieder instandsetzen und ein kunstvolles Gradierwerk herstellen, welches das beste Salz der Wetterau lieferte. Erst jetzt wurden die Spuren des dreißigjährigen Krieges endgültig verwischt; die Einwohnerzahl und die Einkünfte des kleinen Fürstentums vermehrten sich um die Hälfte. Dazu trugen besonders auch die Einwanderungen zahlreicher, wegen ihres Glaubens aus Frankreich und Piemont vertriebener Hugenotten und Waldenser bei, welche der Landgraf aus Wohlwollen und Staatsklugheit auf jede Weise begünstigte. Das erste in der französischen Gemeinde zu Homburg geborene Kind, den Sohn eines gewissen Nicolas Robert aus Burgund, hob er selbst am 27. Juli 1686 aus der Taufe, und der Knabe erhielt den Namen Friedrich. Als man später dem Landgrafen vorstellte, daß seine Mittel nicht ausreichten, so vielen und meist blutarmen Flüchtlingen Aufnahme zu gewähren, erwiderte er: „Lieber will ich mein Silbergerät verkaufen, als diese Leute ohne Unterstützung lassen.“ So entstanden die Neustadt (Luisenstadt) in Homburg und die Kolonieen Friedrichsdorf und Dornholzhausen, welche durch den regen Gewerbfleiß der Ansiedler fröhlich aufblühten. Jetzt ist Dornholzhausen ein wohlhabendes Dorf, und Friedrichsdorf — wo kürzlich der Hugenottenkongreß versammelt war hat sich zu einem industriellen Städtchen entwickelt, dessen Einwohner zum größten Teil die französische Sprache bis heute beibehalten haben, wie auch der Gottesdienst der reformierten Gemeinde noch immer in dieser Sprache stattfindet.

Mit der „engelsdicken“ Luise von Kurland lebte Friedrich zwanzig Jahre lang in glücklichster Ehe; sie schenkte ihrem Gemahl zwölf Kinder und starb 1690. Zwei Jahre später entschloß sich der beinahe sechzigjährige Witwer zu einer neuen Verbindung, welcher noch drei Kinder entsprossen. Die dritte Gemahlin, gleich seiner Mutter eine Gräfin von Leiningen-Westerburg, verwitwete Gräfin von Leiningen-Heidesheim, überlebte den Landgrafen und wurde, „da er durch die vielen ausgestandenen Fatiguen und Blessuren einen merklichen Abgang der Kräfte verspüret,“ die treue und liebevolle Pflegerin seines Alters, wie er in seinem Testament mit herzlichem Danke bezeugt. Kurz vor seinem Tode besuchte er noch in Sachsen den von ihm bewunderten Schwedenkönig Karl XII, welcher den ehrwürdigen Kampfgenossen seines Großvaters mit Auszeichnung empfing, und starb als frommer Christ am 24. Januar 1708 im fünfundsiebzigsten Jahre seines thatenreichen Lebens. Auf dem Krankenlager stärkte er sich oft mit seinem Lieblingsspruche, den Worten des 91. Psalmes: „Er hat seinen Engeln befohlen über dir, daß sie dich behüten auf allen deinen Wegen, daß sie dich auf den Händen tragen, und du deinen Fuß nicht an einen Stein stößest.“ — Friedrichs ritterliche Persönlichkeit, sein offenes, gerades Wesen hatten etwas ungemein Anziehendes und Gewinnendes; er war namentlich auch im Heere allbeliebt, und Dietrich von Buch, ein guter Beobachter aus der Umgebung des Kurfürsten, nannte ihn „tapfer wie ein Löwe.“ Es ist also nicht zu verwundern, daß seine Gestalt in der volkstümlichen Überlieferung, welche sich an die Vorgänge von Fehrbellin knüpfte, fortlebte, daß Gerüchte von seinen wiederholten Konflikten mit dem Kurfürsten und Erinnerungen an den fürstlichen Besitzer von Neustadt miteinander verschmolzen, und so in der Gegend des Schlachtfeldes die Sage entstand, welche von Friedrich dem Großen aufgezeichnet wurde und durch Kleist ihre dichterische

Gestaltung empfing. Von dem weichlich-romantischen Helden des Schauspiels unterscheidet sich aber „der Landgraf mit dem silbernen Bein" vor allem durch seinen auf das Praktische gerichteten Sinn und die trotz seiner feurigen Reiternatur ihm eigene Besonnenheit.

Von fünfzehn Kindern überlebten den Landgrafen nur sieben; zwei seiner Söhne fielen im Kampfe gegen Ludwig XIV. Auch seine späteren Nachkommen erbten von ihrem Ahnherrn besonders die ritterliche Tapferkeit. Die sechs Söhne des Landgrafen Friedrich V fochten sämtlich gegen Napoleon, so daß der Kaiser äußerte: „Je trouve partout un Hombourg." Bei Groß-Görschen hielt Prinz Leopold als preußischer Major im starken Feuer; als der General von Ziethen ihn aufforderte, den ihn weithin kenntlich machenden Ordensstern von der Brust zu nehmen, erwiderte er: „Hier ist des Soldaten schönste Parade!" — und sank tödlich getroffen vom Pferde. Max von Schenkendorf hat seinen Heldentod besungen.

Geschichtsfreunden, welche den Schicksalen Friedrichs von Homburg mit Interesse gefolgt sind, wird es erwünscht sein, aus den beigegebenen Abbildungen auch die äußere Erscheinung des Helden in verschiedenen Lebensaltern kennen zu lernen. Unter seinen Bildnissen ist eins von hervorragender künstlerischer Bedeutung: die kolossale Bronzebüste, welche seit 1704 oder 1705 ein Portal im oberen Schloßhofe zu Homburg ziert und wegen der sie bedeckenden schwarzen Oxydschicht im Volksmunde „das schwarze Männchen" heißt. Durch diese Büste sind die markigen Züge des Landgrafen aus seinem höheren Alter in vollendeter Lebenswahrheit der Nachwelt überliefert; aber, obwohl ein Meisterwerk des großen Andreas Schlüter und des trefflichen Gießers Jacobi, ist sie außerhalb Homburgs bisher nur wenig bekannt. Der prächtige Charakterkopf mit den gebieterisch blickenden Augen und dem festgeschlossenen Mund, um den ein leiser Anflug von Spott lagert, vergegenwärtigt uns lebhaft Friedrichs energische Persönlichkeit, und namentlich im Profil kommt die eiserne Willenskraft und der gebieterische Zug in seinem Wesen sprechend zum Ausdruck. In demselben Schloßhofe erblickt man über dem Portal des Mittelbaues das in Stein gehauene, von reichen kriegerischen Trophäen umgebene Reiterbild des Landgrafen, welches zwar nur von dekorativer Bedeutung, aber durch die originelle Darstellung bemerkenswert ist: Roß und Reiter sind ganz en face gehalten und scheinen aus einem offenen Thore hervorzusprengen.

Eine Nachbildung von Schlüters prächtiger Büste findet hoffentlich noch in der Ruhmeshalle zu Berlin unter den Feldherrnbüsten ihren Platz. In der preußischen Armee ist dem schneidigen Reitergeneral bereits ein bleibendes Andenken gesichert, da durch Allerhöchste Kabinetsordre vom 27. Januar 1889 dem 2. Hessischen Husarenregiment der Name „Landgraf Friedrich II von Hessen-Homburg" verliehen wurde.

Drei Weiße.

(Abdruck verboten.)

Die Camellie.

Prachtvoll bist du zu schauen im Ballsaal, wenn du in dunkeln,
Lockig geringeltem Haar, weiße Camellie, prangst.
Vornehm bist du und stolz, und ein jeder, wenn er dich anschaut,
Muß dich bewundern, jedoch bleibt der Bewundernde kalt.

Die Azalea.

Reizend bist du im Strauß und am Strauch noch entzückender, weiße
Azalea! Dein Kleid ist wie gewoben aus Licht.
Zwar fremdartig berührt uns dein Reiz, doch unter den Fremden
Ist kaum eine so schön, keine ist zarter als du.

Das Maiglöckchen.

Duftiges Glöckchen, auch wenn dich im eisigen Winter der Gärtner
Zwang zum Erblühen, du sprichst immer doch tröstend vom Lenz,
Redest zum Herzen doch stets uns von dem, was der heimische Frühling
Liebliches spendet — wovon selbst du das Lieblichste bist.

J. Trojan.

Ein deutscher Ingenieur in England.

Von Hanns von Zobeltitz-Berlin.

Eine Familie von Erfindern hat man einmal die Gebrüder Siemens genannt, und in der That steht in der so reichen Geschichte der Erfindungen der Fall wohl einzig da, daß zu gleicher Zeit drei — oder, wenn man will — vier Söhne desselben Vaters epochemachend auf die Technik eines ganzen Zeitalters einwirkten: jeder seine besondere Begabung in hervorragender Weise verwertend und doch alle im engsten Zusammenhange gemeinsamen Endzielen entgegenarbeitend! Ernst Werner v. Siemens, gewöhnlich der Berliner Siemens genannt, darf heute wohl ohne Übertreibung als der bedeutendste Elektrotechniker nicht Deutschlands allein, sondern ganz Europas bezeichnet werden; Wilhelm Siemens stand ihm ebenbürtig zur Seite, errang sich aber auch auf anderen Gebieten industrieller Thätigkeit und rein wissenschaftlichen Strebens die volle Bewunderung seiner Zeitgenossen; Friedrich Siemens wurde der größte Glasindustrielle Deutschlands; Karl Siemens ergänzte durch seine hervorragende Energie und geschäftliche Befähigung die Arbeiten der seltenen Männer auf das glücklichste; — zwei andere Brüder endlich, Hans und Walter, wurden anscheinend nur durch einen zu frühen Tod an der vollen Entfaltung außerordentlicher Begabung gehindert. Aus den denkbar kleinsten Anfängen herauswachsend, begründeten die Geschwister im Laufe weniger Jahrzehnte ein Weltgeschäft, dessen Bedeutung einzig in seiner Art ist — zugleich aber entwickelten sie jene schöpferische Fülle neuer Ideen, die weit über die Grenzen ihrer eignen Thätigkeit hinaus anregend und befruchtend wirkte.

Noch stehen Werner und Friedrich Siemens im Zenith ihres Ruhmes und ihrer Schaffenskraft — Wilhelm Siemens dagegen, Sir William, wie der frühzeitig nach England übergesiedelte meist genannt wurde, ist im Jahre 1883 aus dem Leben geschieden. Der Erinnerung an seinen im schönsten Sinne des Wortes thatenreichen Lebenslauf widmete der Ehrensekretär der berühmten „Institution of Civil Engineers," W. Pole, kürzlich ein umfassendes Werk,*) das für uns um so interessanter erscheint, als es sich nicht mit seinem Helden ausschließlich, sondern zum großen Teil, wie es bei der innigen, steten Verbindung der Brüder gar nicht anders möglich war, mit dem Schaffen derselben im allgemeinen beschäftigt.

Die Wiege der Brüder stand im Hause eines schlichten Landwirts; der Vater war Domänenpächter erst in Lenthe bei Hannover, dann in Menzendorf bei Lübeck, und nichts deutet darauf hin, daß ihre Erziehung den Grund zu jener seltenen Verbindung wissenschaftlicher Gründlichkeit und technischen Könnens gelegt hat, welche sie dereinst in die erste Reihe der Erfinder unseres Zeitalters stellen sollte: Werner wurde, seiner Neigung zum Militärstand folgend, Artillerieoffizier; Wilhelm sollte sich ursprünglich dem Kaufmannsstande widmen, und Friedrich Siemens ging zur See.

Indessen entfaltete sich bei Werner Siemens bereits während der ersten Jahre seiner aktiven Dienstzeit nicht allein ein reges wissenschaftliches Streben, sondern es zeigten sich auch hervorragende technische Talente. 1838 zum Offizier ernannt, wurde er schon zwei Jahre später zu den technischen Instituten der Artillerie nach Spandau und später nach Berlin kommandiert und wandte sich hier bald der Verwertung einiger Erfindungen zu, die er auf dem damals gänzlich neuen Felde der Elektrizität gemacht hatte. Noch als aktiver Offizier richtete er in Berlin eine kleine Fabrik für galvanische Versilberung, die erste ihrer Art in Deutschland, ein, und einige Jahre später galt er schon als einer der bedeutendsten Fachmänner auf dem Gebiet der elektrischen Telegraphie.

Inzwischen hatte Werner auf die Laufbahn seines Bruders Wilhelm einen entscheidenden Einfluß gewonnen. Der jüngere Bruder sollte, wie oben bemerkt, Kaufmann werden und als Eleve in das Bankgeschäft eines Verwandten in Köln eintreten, Werner dagegen wollte einen Ingenieur aus ihm machen. Weder nach der einen, noch nach der anderen Seite hin legte anscheinend Wilhelm besondere Neigung an den Tag; er ließ als Knabe weder Modellboote schwimmen, noch machte er Zwergwindmühlen oder nahm in unwiderstehlichem Wissensdrang die

*) Wilhelm Siemens. Von William Pole. Berlin. Julius Springer. 1890.

Uhren auseinander, aber das Urteil des verehrten Älteren galt ihm so viel, daß er selbst ohne weiteres desselben Vorschlag zustimmte. So kam der Fünfzehnjährige denn 1838 auf die Gewerbeschule in Magdeburg, wo Werner garnisonierte und die Ausbildung des Bruders nicht nur überwachte, sondern auch durch selbst erteilten Privatunterricht wesentlich förderte.

In den beiden folgenden Jahren starben beide Eltern, den zehn Geschwistern ein nur geringes Vermögen zurücklassend. In dieser schweren Lage fiel den älteren Söhnen die Pflicht zu, für die jüngeren zu sorgen, und der damals erst dreiundzwanzigjährige Werner ernannte sich sofort selbst zum Hauptvormund der Familie. Seinem Einfluß gelang es, für Wilhelm die Möglichkeit zu schaffen, Ostern 1841 die Universität Göttingen zu beziehen; in Göttingen war auch seine älteste Schwester mit dem berühmten Professor der Chemie Himly verheiratet. Ein Jahr später brachte Werner ihn als Volontär in der gräflich Stollbergschen Maschinenfabrik zu Magdeburg unter.

Mr. Pole hat das Glück gehabt, die noch zahlreich vorhandenen Briefe der Brüder aus jener Zeit benutzen zu dürfen, und diese Briefe charakterisieren in der That das Verhältnis zwischen beiden in der treffendsten Weise. Es lebte der starke Trieb gegenseitiger Mitteilung in ihnen, und sie kamen damals darüber überein, eine systematische Korrespondenz nicht nur über persönliche Angelegenheiten, sondern auch über jede sie berührende wissenschaftliche oder technische Frage zu führen. Diesem Übereinkommen sind sie Zeit ihres Lebens treu geblieben.

Aus den übrigens oft auch von warmem Humor überströmenden Briefen geht nun hervor, daß sich der junge Eleve bereits unmittelbar nach seinem Eintritt in die Fabrik mit nichts Geringerem zu beschäftigen anfing, als mit der lobesamen Kunst des Erfindens. Schon im Jahre 1842 interessierte er sich im hohen Grade für den Gedanken einer neuen Konstruktion zur Regulierung des Ganges von Dampfmaschinen — eine Konstruktion, der er Jahrzehnte hindurch ein gut Teil seiner Kraft widmete —, dann aber nahm er den thätigsten Anteil an seines Bruders galvanoplastischen Arbeiten, und Anfang 1843 trat er im Auftrag desselben eine längere Reise über Hamburg nach England an, um die Patente, welche Werner auf seine Vergoldungs- und Versilberungsprozesse genommen, zu verwerten.

Diese Reise des zwanzigjährigen Ingenieurs ist eine kleine Erfinderodyssee.

„Seit zwei Tagen," schrieb Wilhelm aus Hamburg an den Bruder, „laufe ich hier herum in der Hoffnung, einen Handel machen zu können; aber das Volk ist hier viel schlimmer als in Berlin. Heute früh ging einer so halb und halb darauf ein . . . heute Nachmittag aber kommt mir der Kerl schon mit flauem Gesicht auf die Kneipe und ging noch flauer wieder fort, da die Batterie, welche vor seiner Ankunft wunderschön ging, rein wie verhext war." Nach unendlichen Mühen findet er dann doch seinen „Mann," der ihm zehn Louisdor bezahlt — mit wenigen Pfund Sterling in der Tasche, aber mit frischem Mut im Herzen, traf er am 12. März 1843 in London ein. Nach manchen vergeblichen Bemühungen glückte es ihm in England gut, sogar überraschend gut: die große Fabrik von Elkington in Birmingham gab nicht weniger als 1000 Pfund für das Verfahren der Brüder, und als ein kleiner Krösus, wie Frau Himly schrieb, kehrte Wilhelm zunächst wieder nach Deutschland zurück. Es war allerdings ein schöner Erfolg — ein Erfolg, der gerade in jenen Jahren um so bedeutsamer für die Brüder wurde, als er ihnen eine ausgedehntere Fürsorge für die jüngeren Geschwister ermöglichte.

Wilhelm Siemens trat zunächst wieder in die Stollbergsche Fabrik ein; die glänzenden Resultate seiner ersten Reise ließen ihm aber keine Ruhe, und so finden wir ihn denn bereits Anfang 1844 wieder in London, um seine weiteren Erfindungen, jenen obenerwähnten Regulator vor allem, und dann ein eigenartiges Druckverfahren zu verwerten. Aber nur zu schnell mußte er erfahren, daß ihm das Glück, welches ihn auf seiner ersten Reise begleitet, nicht dauernd treu blieb — er lernte in den nächsten Jahren alle Mühseligkeiten der dornenvollen Erfinderlaufbahn aus dem Grunde kennen. Drei Jahre durchkämpfte er oft unter den drückendsten Geldsorgen, ohne daß ihm eine Verwertung seiner Patente gelang. — Vergebens versuchte sich sein nie ermüdender Geist auch an andern Projekten: wir finden ihn mit Verbesserungen der Papierfabrikation, mit

neuen Betriebsmotoren für Schiffe, mit geflügelten Raketen beschäftigt, und einmal warnt ihn Werner ernstlich: „Es ist eine schöne Sache um die Vaterfreude. Schade nur, daß sie auch den Einsichtsvollsten blind für die Fehler und Schattenseiten der Kinder macht." Es war eine trübe, harte Zeit der Prüfung, aber die Erfahrungen, die er gerade im Laufe dieser Jahre sammelte, wurden zu Errungenschaften für sein ganzes Leben.

1846 begann er, sein Interesse einem neuen Gebiet zuzuwenden: er fing an, sich mit der Dampfkraft und daran anschließend mit der Verwertung der Wärme eingehend zu beschäftigen, und diese Beschäftigung führte ihn endlich, nach vielen mißlungenen Anläufen, zu jener Erfindung, welche seinen Namen für alle Zeit unsterblich gemacht hat: nämlich auf die Anwendung der sogenannten Regeneration bei Feuerungsanlagen für Hüttenzwecke, die einen vollständigen Umschwung in der gesamten Pyrotechnik hervorrief. Wenn der praktische Ausbau dieser Erfindung, an welchem übrigens Werner und vor allem Friedrich Siemens einen hervorragenden Anteil hatte, auch erst in eine spätere Periode fällt, so sei doch hier vorgreifend erwähnt, daß die Einrichtung der Regenerativöfen im wesentlichen darauf beruht, die abziehenden Verbrennungsprodukte nicht nutzlos aus dem Schornstein entweichen zu lassen, sondern sie vorher durch einen „Regenerator" zu leiten, in welchem sie die ihnen innewohnende Wärme an gitterartig aufgestellte, feuerfeste Steine abgeben müssen; nachdem dann ein Wechsel der Zugrichtung herbeigeführt ist, erwärmen jene Steine wiederum die Luft, welche dem Brennmaterial zur Unterhaltung der Verbrennung zugeführt wird. Während Friedrich Siemens das Verfahren später vorwiegend und mit bedeutenden Verbesserungen in der Glasindustrie einführte, erzielte Wilhelm Siemens auf dem Gebiet der Stahl- und Eisengewinnung mit ihm seine größten Erfolge — auf dem Prinzip der Regenerativ-Feuerung beruht im wesentlichen seine ganze Methode der Stahlfabrikation, für die er 1867 ein eignes, kleineres Probestahlwerk in Birmingham und zwei Jahre später die großartigen, weltberühmten Landore-Siemens Steal Works gründete.

Vorerst freilich standen diese Resultate noch in weiter Ferne, und seine ersten Bemühungen waren auch auf dem neuen Gebiet durchaus nicht von den gehofften Erfolgen begleitet: die Sache steckte noch in den Kinderschuhen, und niemand ahnte, daß sie dereinst zu einer Erfindung ausreifen würde, welche der Industrie Jahr um Jahr Werte von Millionen an Brennmaterial ersparen sollte. — Inzwischen hatte indessen der ältere Bruder in Berlin bereits den Grund zu seinen großartigen Unternehmungen gelegt. Werner Siemens war auf dem Gebiet der elektrischen Telegraphie unermüdlich thätig gewesen, er hatte 1846 schon eine ganze Anzahl Patente genommen und that sich, immer noch als aktiver Offizier, im nächsten Jahre mit einem jungen Mechaniker Halske zusammen, um eine Fabrik für telegraphische Apparate zu errichten. Mit wenigen Arbeitern, mit einem ganz geringen Anlagekapital gründeten beide im Herbst 1847 ihr Schönebergerstraße Nr. 19 gelegenes Etablissement, das bald einen fast riesenhaften Aufschwung nehmen sollte und heute zu einer der größten und leistungsfähigsten Telegraphenbauanstalten der ganzen Erde angewachsen ist. „Der Elektro-Magnetismus," schrieb damals Werner Siemens seinem Bruder, „ist ein wissenschaftlich und technisch unbebautes Feld und einer ungemeinen Ausdehnung fähig. Mit dem verständigen und durchaus praktischen Halske im Bunde, fühle gerade ich mich berufen, ihn zu Ehren zu bringen." Wie wunderbar ist dies Wort eingetroffen.

Während Werner Siemens im Jahre 1848 von seinen militärischen Pflichten fast vollständig in Anspruch genommen wurde (er legte damals im Verein mit seinem Schwager Himly und mit seinem Bruder Friedrich die ersten elektrischen Minen im Kieler Hafen, die Vorläufer unserer modernen Torpedos, und erbaute dann die später so berühmt gewordenen Strandbatterieen von Eckernförde), übernahm die Firma Siemens & Halske bereits einen Auftrag für die Telegraphenleitungen von Berlin nach Frankfurt, die auf Werners Vorschlag mit Guttapercha isoliert und großenteils unterirdisch verlegt wurden; das Geschäft wuchs so schnell, daß der junge Artillerieoffizier seinen Abschied nachsuchen mußte, um sich ihm ganz widmen zu können, und daß er schon 1849 dem Bruder erfreut schrieb: „... Dazu müssen

einige hunderttausend Thaler übergespart sein, was aber in einigen Jahren wohl eintreten kann, wenn's in bisheriger Progression fortgeht."

Das Aufblühen des Berliner Etablissements wirkte natürlich auch auf die Verhältnisse Wilhelm Siemens' zurück; er wurde erst der Vertreter desselben für England und richtete bald in London selbst eine Telegraphenbauanstalt ein, die später in der großartigen Fabrik der „Siemens Brothers" zu Charlston aufging — einem Etablissement, das, beiläufig bemerkt, jetzt gegen 3000 Arbeiter beschäftigt und in dessen Kabelabteilung täglich 60 Meilen unterseeischen Kabels hergestellt werden können.

Noch auf einem anderen Felde hatte aber inzwischen der unermüdliche Geist Wilhelm Siemens' eine erfolgreiche Erfindung gemacht, die ihn endgültig aller materiellen Sorgen überhob. Um die Mitte unsers Jahrhunderts begann man bekanntlich der Wasserversorgung der Städte größere Aufmerksamkeit zuzuwenden; mit der allgemeineren Verbreitung der öffentlichen Wasserleitungen stellte sich aber die Schwierigkeit heraus, einer übermäßigen Wasserverschwendung seitens der Konsumenten zu steuern; es ergab sich die Notwendigkeit, die Menge des von ihnen bezogenen Wassers zu messen. Jahrelang bemühte man sich, einen Apparat zu finden, zu dem Verkäufer und Käufer des Wassers genügendes Vertrauen hätten, aber erst 1851/52 gelang es Siemens, diese anscheinend so einfache, in Wirklichkeit äußerst schwierige Aufgabe zu lösen; sein Wassermesser bürgerte sich bald derart ein, daß eine einzige englische Fabrik schon im Lauf der nächsten fünf Jahre gegen 130 000 Apparate anfertigen und ihm eine jährliche Lizenzabgabe von über 20 000 Mark zahlen konnte.

So stand Wilhelm Siemens denn endlich vor einer gesicherten, sorgenlosen Zukunft, und sein bisher ziemlich unstätes Leben gewann festere Form. Er mietete ein eignes Haus, nahm seine Brüder Friedrich und Otto als Hausgenossen auf und begann, häufiger Freunde bei sich zu sehen: Gastfreundschaft ist überhaupt während seines ganzen Lebens ein Grundzug seines Wesens geblieben. Richard Wagner, der berühmte Architekt Semper, Kinkel und Lothar Bucher gehörten damals zu seinen engeren Bekannten; aber auch unter seinen engeren Standesgenossen wurde er vertrauter — aus ihrem Kreise erkor er sich eine Lebensgefährtin. Am 19. März 1859 legte er, wie er selbst gern scherzend erzählte, zwei Damen den Lehnseid ab: der Königin Viktoria, indem er sich in England naturalisieren ließ, und Miß Anne Gordon, der anmutigen jüngsten Schwester eines Professors der Ingenieurwissenschaften, indem er um ihre Hand warb. Vier Monate später führte er die Geliebte heim — die treue Mitgehilfin seiner Arbeiten, die Begleiterin auf fast allen seinen zahlreichen, oft überaus anstrengenden Reisen, die vertraute Genossin aller seiner Forschungen und Entwürfe, seiner Enttäuschungen und seiner Erfolge.

Fast scheint es, als sei die Heirat ein neuer mächtiger Sporn zum Schaffen für Wilhelm Siemens geworden, denn gerade in den nächsten Jahren finden wir ihn, der inzwischen auch zum Mitglied der „Royal Society" gewählt worden war, auf praktischem Gebiet in hervorragender Weise thätig, gerade in jenen Jahren erlangte vor allem das Regenerativsystem seine eigentliche Bedeutung. Wilhelm und Friedrich Siemens fanden nämlich, daß der Gebrauch von festem Heizmaterial der vorteilhaften Anwendung des Prinzips ungünstig sei, sie kamen auf die Idee, jenes in einer eigens dazu konstruierten Kammer vor dem eigentlichen Ofen zu verbrennen, es somit in brennbare Gase umzusetzen und diese zu der eigentlichen Heizung zu verwenden. Es gelang dadurch gleichzeitig, minderwertige Brennmaterialien, Sägespähne, Torf, Kohlengrus, besser auszunutzen und eine genaue Kontrolle auf die Qualität des Heizmittels auszuüben. In Verbindung mit dem französischen Metallurgen Martin schuf Wilhelm Siemens dann, auf den vorzüglichen Eigenschaften eben jenes Ofens fußend, das sogenannte Martin-Siemens-Verfahren zur Stahlerzeugung, ein Verfahren, welches heute vielfache Anwendung findet und sich besonders durch die gleichmäßige Güte des gewonnenen Stahls auszeichnet.

In denselben Jahren nahm aber auch das Telegraphengeschäft einen immer weiteren Aufschwung. Außer mehreren großen unterseeischen Kabelleitungen war es besonders das gewaltige Projekt des Indo-Europäischen Telegraphen, welches die

Brüder beschäftigte; es handelte sich für die Firma um nicht mehr und nicht weniger, denn um die Herstellung einer Telegraphenlinie von der östlichen Grenze Preußens bis nach Teheran, mit anderen Worten, um eine Strecke von ungefähr 2750 engl. Meilen Länge. Die ungeheure Linie, deren Ausführung die Gebrüder Siemens 1868 endgültig übernahmen und in kaum achtzehn Monaten vollendeten, beginnt in Thorn, geht über Warschau nach Odessa, dann an der Nordküste des Schwarzen Meeres entlang, wendet sich durch Cirkassien nach Tiflis und erreicht endlich über Djulfa und Tauris die persische Hauptstadt, um hier Anschluß an die Linien des indischen Staatstelegraphen zu erhalten. Bei der Verlegung eines großen Teiles der unterseeischen Teilstrecken war Wilhelm Siemens persönlich zugegen; nach dem Schwarzen Meer begleitete ihn sogar seine jugendliche Gemahlin. Wenige Jahre später übernahm die Firma dann die Konstruktion eines neuen Kabels zwischen England und Nordamerika und ließ für dessen Verlegung ein eignes Kabelschiff, den Faraday, erbauen, welches anfang 1874 vom Stapel lief; dieses Kabel, welches noch heute in unübertroffener Weise funktioniert, wurde zum Vorläufer zahlreicher und hoch bedeutsamer ähnlicher Unternehmungen seitens des Londoner Geschäfts.

Inzwischen hatte sich das Interesse der Gebrüder Siemens aber noch nach einer anderen Seite hin konzentriert — die Zeit brach herein, in welche ihre epochemachenden Erfindungen auf dem Gebiete der elektrischen Kraftentwickelung und, eng damit verbunden, der elektrischen Beleuchtung fiel. Schon im Jahre 1866 hatte Herr Werner Siemens die Grundzüge seiner dynamo-elektrischen Maschine aufgefunden, die, einige Jahre später von Hefner-Alteneck wesentlich vervollkommnet, für die Erzeugung elektrischen Lichtes bald als die weitaus geeignetste unter zahlreichen Konkurrenten anerkannt wurde. Gleichzeitig beschäftigte sich besonders Wilhelm Siemens aber auch mit der elektrischen Kraftübertragung; 1882 erbaute er die erste, einigermaßen bedeutende elektrische Eisenbahn in England, die noch heute im Betrieb befindliche, zehn Kilometer lange Strecke Portrush-Bush Mills.

Gegen diese Zeit, so meint sein Biograph, machte sich in Wilhelm Siemens' Methode, wissenschaftliche Gegenstände zu behandeln, eine wesentliche Änderung bemerkbar. Längst nicht mehr darauf angewiesen, für materiellen Gewinn zu arbeiten, zog er es jetzt vor, tiefer gehenden Bestrebungen zu folgen, den rein wissenschaftlichen Fragen und Forschungen mehr Zeit zu widmen. Er überließ jetzt seine riesenhaften Schmelzofen und seine metallurgischen Verfahren mehr ihrer eignen Entwickelung und suchte sich um das Gemeinwohl verdient zu machen, indem er zeigte, wie der Rauch in den Städten zu vermeiden sei, oder wie sich die gewöhnlichen Heizverfahren durch eine bessere Verwertung des Brennmaterials vervollkommnen lassen; er war nicht mehr, wie früher, täglich in seinen Werkstätten zu finden, sondern er ersann in der Stille seines Studierzimmers oder in den schattigen Laubgängen des Parkes seines herrlichen Landsitzes Sherwood neue Methoden, die elektrische Energie der Menschheit dienstbar zu machen — er grübelte über das Problem der Sonnenwärme und ihrer Erhaltung, oder er untersuchte, wieviel Sonnenlicht bis zu den auf dem Grunde des Ozeans lebenden Mollusken dringe. Manche der Arbeiten seiner letzten Lebensjahre sind noch von Erfolg gekrönt gewesen, bei vielen hat der Tod eine anscheinend glückliche Versuchsreihe plötzlich und unerwartet durchschnitten.

Wilhelm Siemens, unser deutscher Landsmann, denn deutsch blieb er allezeit seinem Fühlen und Denken nach, gehörte zu den gefeiertsten Männern Englands. Verehrt von allen, die ihm nahe standen, geliebt von den Tausenden seiner Untergebenen, Ehrenmitglied fast aller, Vorsitzender vieler der hervorragendsten technischen und wissenschaftlichen Vereine, Ehrendoktor der Universität Dublin, erhielt er im April 1889 die Ritterwürde; im Herbst desselben Jahres weilte er noch, anscheinend im Vollbesitz seiner Kräfte, als englischer offizieller Vertreter auf der Wiener elektrischen Ausstellung — im November pochte plötzlich und unerwartet der Tod an seine Thür. Ein an sich unwesentlicher Unfall hatte das Platzen eines kleinen Blutgefäßes herbeigeführt und damit eine ältere Herzkrankheit zum schnellen Abschluß gebracht: am 19. November hauchte Wilhelm Siemens, ruhig und friedlich, als wolle er einschlummern, seinen Geist aus.



Nahrungssorgen. Nach dem Gemälde von E. Henseler.

Wenn wir das Wirken des seltenen Mannes noch einmal zusammenfassen sollen, so müssen wir unsere Aufmerksamkeit auf die beiden Ausgestaltungen der natürlichen Energie: auf Wärme und Elektrizität richten, deren Erkenntnis und Nutzbarmachen eigentlich sein ganzes Leben gewidmet war. Was die letztere anbetrifft, so hat Wilhelm Siemens infolge seiner engen Verbindung mit seinem Bruder Werner unlöslichen Anteil an der Mehrzahl aller jener großen Erfindungen, welche den Namen Siemens hochberühmt gemacht haben — wie groß dieser Anteil ist, wird sich im einzelnen wohl niemals feststellen lassen. Was die Wärme anbelangt, so bezogen sich seine oft mit der Thätigkeit seines Bruders Friedrich gleichlaufenden Arbeiten auf neue Anwendungsmethoden, durch welche nicht nur große Ersparnisse, sondern auch ein bedeutender Kraftzuwachs erzielt wurde — sie bezogen sich aber dann, auf eben jenen Anwendungsmethoden, dem Regenerativsystem und der Gasheizung, weiterbauend, auch auf neue metallurgische Prozesse, durch welche einem der wichtigsten aller Konstruktionsmaterialien, dem Stahl, ein weit ausgedehnteres Gebrauchsfeld eröffnet worden ist. Sir William Siemens, schrieben mit Recht nach seinem Tode die Times, war recht eigentlich ein Erfinder: wohin er sich auch immer wenden mochte, überall schienen seine Gedanken neue Methoden zu erfassen, um alte Probleme durchzuführen, oder neue Probleme aufzufinden, deren Lösung er sich sofort zur Aufgabe machte — er war dabei der fähigste Vertreter jener modernen wissenschaftlichen Schule, welche die theoretischen und praktischen Zweige des Wissens zu einem Ganzen zu vereinigen bemüht ist.

Wir Deutschen können stolz auf diesen Landsmann sein, dessen Andenken in der Westminsterabtei ein herrliches Glasfenster geweiht ist, das seine Stätte just neben einem anderen Ehrenfenster fand, welches auch einem Ingenieur zur ewigen Erinnerung errichtet wurde: keinem Geringeren, denn Stephenson!

Die Sermonen des Horaz.

Die Klassiker der Römer haben ihre Schicksale gehabt, wie die aller anderen Nationen, bald hat dieser, bald wieder jener im Mittelpunkt des Interesses gestanden. Während das ganze Mittelalter hindurch Vergil die höchste Verehrung genoß, hat ihm etwa seit der Reformation Horaz den Rang in der öffentlichen Schätzung abgewonnen. Zumal in Gelehrtenkreisen hat der große Feuilletonist der ersten Kaiserzeit auch heute noch ungezählte Verehrer. Kein Wunder, denn der Zauber, den er ausübt, liegt in erster Reihe in der vollendeten Form seiner Schöpfungen, und nur, wer das Lateinische ganz beherrscht, kann diese voll würdigen.

Andererseits ist es natürlich, daß die Verehrer des Horaz es immer wieder versuchen, die Werke ihres Lieblings durch eine Übertragung auch weiteren Kreisen ihrer Nation zugänglich zu machen. Der neueste Versuch in dieser Richtung ist von K. Bardt mit seinen „Sermonen des Q. Horatius Flaccus“ (Velhagen & Klasing, Bielefeld und Leipzig), angestellt worden. Mit dem schönsten Erfolge. Das, worauf es ankam, die unbeschreibliche Anmut der Originale, ist hier meisterhaft wiedergegeben. Wer diese nachdichtende Übersetzung liest, wird es begreifen, wie der Sprachgebildete ganz im Banne dieser vollendeten Beherrschung der Sprachmusik seitens des römischen Poeten steht.

Wir geben im nachfolgenden eine Probe dieser Übertragungen, und wir haben absichtlich ein sehr bekanntes, schon vielfach übersetztes Stück gewählt, damit unsere Leser sich selbst von der Berechtigung unseres Lobes überzeugen können. Wir wählten den übrigens auch für den Dichter sehr charakteristischen Sermon von der

Stadtmaus und Landmaus.

So fiel denn, wie ich's mir erfleht, mein Los!
Ein Stückchen Feld, ein Garten nicht zu groß,
Dem Hause nah und allzeit frisch und hell
Im Haine rauschend ein lebend'ger Quell.

So habt ihr, Götter, reicher mir beschert,
Und besser ward mir's, als ich selbst begehrt.
Nun ist mir wohl und nichts erbitt' ich mehr,
Nur eins ist, Sohn der Maja, mein Begehr;
Das gib mir, willst du Gnade mir erzeigen:
Laß was ich habe dauernd sein mein eigen!
Wenn ich durch Trug und List mein Gut nicht mehre,
Noch schnöde prassend, was du gabst, verzehre,
Und wenn ich nie die Götter also bitte:
„Das Stückchen Land in meiner Felder Mitte,
Das meiner Grenze schöne Linie stört
Und leider jetzt dem Nachbar noch gehört,
O wär' es mein! O würde solch ein Heil
Wie jenem Knechte doch auch mir zu teil,
Der pflügend einen Schatz im Acker fand
Und allsogleich den Acker selbst erstand.
Umrauscht von Gold, das Herkules gespendet,
Hat er als Krösus seinen Lauf vollendet."
Wenn ich des Meinen dankbar mich erfreue,
So gib, daß täglich sich mein Glück erneue.
Gib Segen für der Rinder braune Zucht
Und für der Bäum' und Reben süße Frucht!
Korn laß gedeih'n auf Fluren nah und fern,
Stroh überall, nur nicht im Kopf des Herrn!
Du gabst bis heut' mir freundlich das Geleite,
Steh' segnend denn auch fürder mir zur Seite!

Die Stadt verließ ich, grüße Berg und Land,
Was wähl' ich nun als würd'gen Gegenstand
Für meinen Vers, der Adlerschwung verschmäht,
Und meine Muse, die zu Fuße geht?
Hier gibt's nicht Stoff noch Stimmung für Satiren;
Für die muß Narrheit aller Art florieren,
Der Streber zum Exempel muß gedeih'n,
Und übler Laune muß der Dichter sein.
Hieher versteigt sich keines Strebers Mut,
Und frische Bergluft hält die Stimmung gut,
Nie wird der Herbst durch gift'gen Hauch verpestet,
Der in der Stadt die Totengräber mästet. —

Zuerst ertöne denn aus meinem Munde
Dein Loblied, Vater, du der Morgenstunde,
Und hörst du lieber noch den eignen Namen,
Sprech' ich: sei gnädig, Vater Janus, Amen.
Zu dir erhebt sich nach der Väter Sitte
Im Morgengrau'n der Menschen erste Bitte,
Um Rat und Kraft zum Werke sich zu holen;
Auch meines Sangs Beginn sei dir befohlen.
In Rom erweckst du mich aus Morgenträumen:
„Auf, auf! die Bürgschaft ruft, hier gilt kein Säumen!
„Zu spät zu kommen wäre gar nicht fein,
„In Freundschaftsdiensten muß man pünktlich sein."
Ob Schnee der Nordwind durch die Straßen treibt,
Ob Helios den kleinsten Kreis beschreibt

Im ew'gen Wechsellauf von Tag und Nacht,
Das hindert nicht, der Weg wird doch gemacht.
Und hab' ich klar und laut das Wort gesagt,
Mit dem man bürgend Hals und Beutel wagt,
So gilt es, durch die Menge sich zu zwängen
Und schlimmstenfalls den Säum'gen wegzudrängen.
Doch der beginnt zu fluchen und zu schrein:
„Was willst du denn, du Narr! was fällt dir ein?"
Er dreht sich um, kann jetzt mein Antlitz seh'n.
„Ja so! — natürlich wieder zu Mäcen.
„Den kann er nie geschwind genug erreichen,
„Und alles, was im Wege steht, muß weichen."
Das lautet süß und macht mir viel Vergnügen,
Wollt' ich's bestreiten, müßt' ich wirklich lügen. —
Am Esquilin, dem düstern, schwirrt dem Wandrer
Um Kopf und Herz ein Heer von Sorgen andrer.
„Mein Herr ersucht vor acht am Platz zu sein,
„Ihm deinen Beistand vor Gericht zu leih'n."
‚Dich grüßt durch mich die edle Schreiberzunft,
Hält heut' hochwichtige Zusammenkunft,
Sie bittet, frührer Tage zu gedenken
Und deine Gegenwart ihr heut zu schenken.'
„„Dies Schriftstück soll Mäcenas unterschreiben,
„Und daß es ja geschieht, mußt du betreiben.""
Sag' ich: „nach Kräften!" meint man: „Ziererei!
Du kannst, so bald du willst," und bleibt dabei.
Der Jahre sieben sind's, beinah' schon acht,
Seit mich Mäcenas zum Vertrauten macht,
Das heißt für solcherlei Vertraulichkeiten:
Im Wagen bei der Ausfahrt ihn begleiten,
Und solcherlei Arcana mir zu sagen:
„Schön Wetter heut. — Was hat die Uhr geschlagen? —
Gallina steht im Cirkus seinen Mann! —
Wohl dem, der Morgenluft vertragen kann. —"
Kurz, was ein Mann von wohlbedachter Art
Vor indiskreten Ohren offenbart.
Seitdem ist unser Freund im Mund der Leute
Und täglich, stündlich mehr des Neides Beute.
Zum Marsfeld gab ich jüngst ihm das Geleite,
Im Schauspiel saß ich heut' an seiner Seite,
„Das Glückskind!" flüstert man einander zu,
Seitdem ist's denn geschehn um meine Ruh.
— Ein grauenvoll Gerücht durchschleicht die Gassen,
Man hält mich fest, bekommt man mich zu fassen:
„Du weißt gewiß, was man im Himmel braut,
„Bist ja mit denen droben so vertraut;"
„Gib Auskunft, soll man fürchten, soll man hoffen?
„Ist von den Dakern Nachricht eingetroffen?"
Ich weiß nicht, sag' ich nur. — „Ei geh' mir doch!
Ein kleiner Schäker bist du immer noch.
Doch eines kannst du dreist mir anvertrauen:
„Ist's schon bestimmt, ob von Italiens Auen,
Ob von Sicilien man die Felder nimmt,
Die Cäsar seinen Kriegern hat bestimmt?"

Vergebens setz' ich meinen Kopf zum Pfand,
Mir sei von alledem kein Wort bekannt.
Man lächelt, legt die Stirn in schlaue Falten
Und murmelt nur: der weiß den Mund zu halten! —
So geht dann mälich dieser Tag zu Ende,
Und betend heb' ich himmelwärts die Hände:
O ländlich Glück, wann darf ich dich erschauen?
An alten Büchern wieder mich erbauen,
Wann ist's dem Müden wiederum beschieden
In süßen Schlummers drangbefreitem Frieden
Die Welt und all ihr Sorgen, all ihr Denken
In Lethes Becher träumend zu versenken!

O Kohl mit Pökelfleisch, o edle Bohne,
Mein Leibgericht, verwandt Mnesarchos' Sohne!
O Göttermahl, wenn ich im eignen Hause
Umschwärmt von dreisten Jungen spend' und schmause!
Ungleich gemischt wird jeglichem der Becher,
Verrückte Satzung bindet nicht die Zecher.
Wer keinen Grund hat zimperlich zu sein,
Der nimmt die Mischung stark und schwer den Wein;
Wen Träume leicht zu Nacht beängst'gend quälen,
Darf nach Belieben auch verdünnten wählen,
Und ein Gespräch entspinnt sich alsobald,
Nicht von des neu'sten Tänzers Wohlgestalt,
Nicht über andrer Leute Haus und Villen,
Nein, was der Seele Durst vermag zu stillen
Und zu zerstreu'n des Irrtums finstre Nacht:
Ob reiches Gut, ob Tugend glücklich macht,
Und was in Freundschaft Mensch an Menschen bindet,
Ob Vorteil, den der Freund beim Freunde findet,
Ob edler Sinn, in dem sich's sicher ruht;
Was gut, was schlecht ist, was das höchste Gut.
Wenn solch' Gespräch von Mund zu Munde geht,
Weiß Nachbar Cervius, der gar wohl versteht
Durch ernstgemeintes Scherzwort zu erfreu'n,
Manch altes Märlein artig einzustreu'n.
Wenn einer, der des Reichtums Not nicht kennt,
Den Nachbar Millionär mit Staunen nennt,
Dann prüft er der Geschichten große Zahl,
Und also hebt er an: Es war einmal
Die Stadtmaus bei der Landmaus eingekehrt,
Die fühlt ihr Mauseloch gar hoch geehrt
Durch solchen Gast; sonst einfach und genau,
Stellt heut' sie gern ihr Köstlichstes zur Schau.
Die Gastlichkeit erweicht den kargen Sinn,
Das beste schleppt sie vor die Freundin hin:
Ein delikates, langes Haferrohr,
Die lang gesparte Kicher legt sie vor,
Ein Stückchen Speck, beinah' noch unversehrt,
Und ein Rosinchen, das man ihr verehrt.
Sie opfert heut' ihr bestes mit Vergnügen,
Um ja verwöhntem Anspruch zu genügen.
Gebettet liegt der Gast auf duft'gem Heu,

Sie selber lagert auf geringer Spreu,
Die Leckerbissen soll die Freundin haben,
Sie selbst will nur an Lolch und Spelt sich laben.
Doch wenig ist die Städterin erbaut,
Und so wird endlich ihr Befremden laut:
„Wie kann's nur, liebe Freundin, dich beglücken,
Im wilden Wald, auf jähem Bergesrücken
Am Hungertuche lebenslang zu nagen,
Statt in die Welt dich und die Stadt zu wagen?
Entschließe dich und ende deine Qualen!
Frisch auf! vertraue mir nur! sintemalen
Den Erdgebornen fiel ein sterblich Los,
Und nichts dem Tod entflieht, nicht klein, nicht groß,
Derhalben, ehe das Geschick sich wendet,
Genieße fröhlich, was das Leben spendet,
Ja leb' und nie vergiß, wie kurz die Frist
Des Erdendaseins dir bemessen ist."

So hochgebildet sprach die eine Maus,
Die andre lauscht dem nie gehörten Klange,
Springt leichten Satzes aus dem Loch heraus,
Und beide rüsten sich zum raschen Gange.
Selbander ziehen sie des Wegs in Eile,
Zu schlüpfen in die Stadt bei nächt'ger Weile.
Schon prangt im Sternenglanz die Mitternacht,
Da setzen sie die kleinen Füßlein sacht
In eines Reichen goldgeschmückten Saal,
Wo noch vom gestern aufgetischten Mahl
Die Scharlachpolster alle Sofas deckten,
Drauf ihre Glieder üpp'ge Gäste streckten.
Und auf der Tafel Schüsseln ohne Zahl
Voll leckrer Speisen, Wein im Goldpokal.
Auf Purpur streckt die Landmaus ihre Glieder,
Die Stadtmaus läuft geschäftig hin und wieder,
Die Wirtin spielt heut' selbst die Dienerin,
Schleppt Speis' um Speise vor die Freundin hin,
Pasteten, teure Weine, selt'ne Fische,
Kredenzt und kostet wie am Königstische.
Die Landmaus lag und ließ sich's bestens munden,
Hat trefflich sich ins neue Los gefunden,
Und spielt' im Glücke den vergnügten Gast, —
Als plötzlich beide jäher Schrecken faßt:
Zwei Rüden bellen, Thüren hört man schlagen,
Die Mäuse laufen, was die Beine tragen,
In eine Ritze schlüpft die ein' im Nu
Und flüstert atemlos der andern zu:
Fahr wohl! ich danke für ein solches Glück,
Ich zieh' mich in mein Mauseloch zurück.
Im alten Heim, da wird mir wieder wohl,
Im wilden Walde, bei bescheid'nem Kohl.

Das Alter der Sterne.

Von Dr. Klein. (Abdruck verboten.)

Es mag im ersten Augenblicke recht verwegen und aussichtslos erscheinen, wenn der Mensch, der mit seinem vergänglichen Körper auf die Erde gebannt ist, und dessen Dasein noch nicht eine Sekunde im Ozean der Zeiten ausmacht, sich mit Nachforschungen über das Alter der Sterne zu beschäftigen unternimmt. Denn die Sterne, welche in unmeßbaren Fernen durch den Weltraum zerstreut stehen, sind offenbar Himmelskörper, die als selbstleuchtende Sonnen unserm Tagesgestirn vergleichbar erscheinen, und wie sollte es jemand wagen, den Sonnenball fragen zu wollen, wie lange er geleuchtet hat, oder welche Zeit hindurch er noch die Erde erleuchten und erwärmen wird? In der That, wenn es sich um die Zahl der Jahre oder Jahrmillionen handelt, während deren die Sterne des Himmels vorhanden sind und Licht ausstrahlen, so ist eine dahin gerichtete Frage von uns Menschen nicht zu beantworten, und es läßt sich auch kaum hoffen, daß sie jemals eine strikte Beantwortung finden wird. Auch liegt im Grunde genommen nicht viel daran, die Zahl der Jahre und Jahrtausende zu wissen, während deren etwa ein Stern, wie z. B. der strahlende Sirius, bereits geleuchtet hat, wenn wir nämlich ein für allemal im voraus wissen, daß diese Zahl der Jahre ungeheuer viele Millionen umfassen wird. Denn einen Zeitraum von solcher Länge geistig zu begreifen, dafür ist unser Vorstellungsvermögen nicht geeignet und auch die lebhafteste Phantasie nicht ausreichend. Umfaßt ja die ganze geschichtliche Epoche kaum sechs Jahrtausende, und was hat sich in dieser Spanne Zeit alles ereignet, von den Tagen an, als die Ägypter begannen, Pyramiden zu bauen, als die Chaldäer am Euphrat ihren Gestirndienst einrichteten, als Babylon und Ninive gegründet wurden, bis zur heutigen Stunde! Für unser geistiges Erfassen ist es also von völlig untergeordnetem Belange, nach den Jahreszahlen der Dauer himmlischer Körper zu fragen; dagegen ist es von hohem Interesse, wenn möglich eine sichere Vorstellung zu gewinnen von dem relativen, dem verhältnismäßigen Alter der verschiedenen Klassen von Weltkörpern, zu erfahren, welche Entwickelungsphasen dieselben wohl durchlaufen haben mögen, bis sie in ihr heutiges Stadium gekommen sind. Aber auch diese Frage erscheint so schwierig, daß man nur zaghaft an dieselbe herantreten kann. Denn der Gedanke, die Gestirne, welche uns als etwas Unveränderliches und Ewiges gegenübertreten, dem allgemeinen Gesetze der Zeit, das sich in der Entstehung, der Blüte und dem Verfalle der Körper ausspricht, unterworfen zu denken, hat an und für sich etwas Ungeheuerliches, Befremdendes und Niederdrückendes. Wie alle irdischen Wesen lediglich durch ihr körperliches Dasein den Keim des Todes in sich tragen, so sollen auch die Sterne entstehen und wieder vergehen? Jene Gestirne, die bereits in den ältesten Zeiten leuchteten, wie heute und morgen? Gewiß, auch für die scheinbar dem Zahne der Zeit entrückten Sterne des Himmels gilt des Dichters Wort, daß, was immer entsteht, auch wert ist, daß es zu Grunde geht. Die Sterne aber und der Bau der Welt, wie er uns erscheint, sind nicht von Ewigkeit her, sondern alles dies hat zu einer gewissen Zeit begonnen, ja, die ganze Einrichtung deutet auf eine außerordentlich hohe mit allmächtiger Kraft begabte Intelligenz, die mit diesem Baue einen Plan verfolgte oder noch verfolgt, den der Naturforscher allerdings nicht zu durchschauen vermag. Nur so viel ist der Wissenschaft gegeben, zu ermitteln, daß in der Entwickelung der Himmelskörper bestimmte Phasen durchlaufen werden, vergleichbar dem Leben organischer Wesen, nämlich Phasen, welche von einem Zustand der Jugend und Kraft zu demjenigen des Verfalles und einer gewissen Art von Tod hinüberführen. Dieses Leben der Gestirne erstreckt sich freilich über Zeiträume, die uns unfaßbar sind, allein es hat einen Anfang und ein Ende, und nur die Ewigkeit kennt kein Alter.

Wie immer im einzelnen die Zustände auf den Fixsternen sein mögen, so ist doch so viel unzweifelhaft, daß die Temperatur in der Entwickelungsfolge dieser Weltkörper die bedeutendste Rolle spielt. Jeder Stern, der, wie unsere Sonne, selbstleuchtend ist, strahlt ununterbrochen Licht und Wärme aus und muß deshalb allmählich erkalten. Der am meisten jugendliche Zustand eines

Sternes knüpft sich deshalb an die Zeit seiner höchsten Temperatur und damit seiner größten Energie, sie bezeichnet die früheste Phase seines Daseins als Stern, den Morgen seines kosmischen Lebens. Mit der Abnahme seiner Glut altert der Stern, sein Licht wird schwächer, bis es endlich erlischt, nachdem alle Wärme verschwunden ist und der ehemals glühende Ball zur dunkeln, starren Masse wurde. Allein, wie sollen wir die Zustände der Sterne erkennen, wie können wir wissen, in welchem Stadium der Glut sich heute Sirius befindet oder Capella oder irgend ein anderer Stern? Der Glanz eines Sternes, seine scheinbare Helligkeit, würde nur ein sehr unzuverlässiger Führer sein, denn es hängt neben der Größe auch von der Entfernung ab, so daß ein uns näherer Stern, obgleich er verhältnismäßig lichtschwach ist, uns heller erscheinen kann, als ein weit entfernterer. Eher noch könnte man die Farbe zum Maßstabe nehmen und die weißen Sterne für die heißesten, die roten als die am meisten abgekühlten ansehen, da Weißglut ein höheres Stadium der Hitze bezeichnet, als Rotglut. Dieser Schluß hat mancherlei für sich, und er ist vielleicht auch vollkommen zutreffend, allein, um von einigermaßen sicheren Ergebnissen sprechen zu können, müßte man doch andere Hilfsmittel besitzen. Da bietet sich nun als zuverlässiger Führer die Spektralanalyse dar; sie gibt uns ein Mittel an die Hand, um das Licht der Sterne auf seine Beschaffenheit, die glühenden Atmosphären der fernen Weltsonnen auf ihre chemische Zusammensetzung und den allgemeinen Zustand ihrer Glut zu prüfen. Untersucht man nämlich mit Hilfe des Spektroskops das Licht der Sterne, indem man dasselbe in ein breites Farbenband, ein sogenanntes Spektrum, zerlegt, so findet man, daß die Spektren aller Sterne des Himmels in eine kleine Anzahl Gruppen zusammengefaßt werden können. Schon dem ersten Beobachter, der eine große Anzahl von Fixsternen spektroskopisch untersuchte, nämlich Secchi in Rom, fiel es auf, daß sich dieselben mit wenig Ausnahme in drei Klassen vereinigen lassen. In der ersten sieht man den farbigen Streifen des Spektrums von breiten, dunklen Bändern quer durchzogen, und die Sterne dieser Klasse sind alle rötlich. Die Spektren der zweiten Klasse zeigen uns das Farbenband mit einer Anzahl feiner, schwarzer Linien durchsetzt, und hierhin gehört auch, gemäß ihrem Spektrum, die Sonne. Die dritte Klasse umfaßt bläulichweiße Sterne, in deren Spektrum keine oder nur sehr schwache Linien zu sehen sind. Die ungeheuer reiche Mannigfaltigkeit des Sternenhimmels gliedert sich also mit Hilfe des Spektroskops in einige Gruppen. Auch sagte sich Secchi schon, daß diese Einteilung in wenige Klassen einen tieferen Grund haben müsse, der mit der Entwickelung der Sterne im Zusammenhange stehe; doch kam der römische Beobachter noch zu keinem bestimmten Ergebnisse. Dies blieb vielmehr dem deutschen Astronomen H. C. Vogel vorbehalten, der auf Grund sehr zahlreicher eigner Untersuchungen den Zusammenhang zwischen dem Aussehen der Spektra und den Zuständen der Sterne klar erkannte. Die Einteilung Secchis behielt er in ihren Grundzügen bei, doch präzisierte er sie schärfer und richtiger. Man muß, sagte Vogel bereits 1874, bei der Einteilung der Sterne nach dem Aussehen ihrer Spektra von dem Gesichtspunkte ausgehen, daß sich in diesem die Entwickelungsphase jener Weltkörper abspiegelt. Alsdann lassen sich drei Klassen oder Typen unterscheiden. Zur ersten Klasse gehören diejenigen Sterne, deren Glühzustand ein so beträchtlicher ist, daß die in ihren Atmosphären enthaltenen Metalldämpfe sich höchstens nur durch feine, matte Linien im Spektrum kundgeben. Die Sterne dieser Klasse sind weiß, und hierhin gehören der strahlende Sirius, die helle Wega in der Leyer, der strahlende Regulus im großen Löwen und andere. Die Sterne der zweiten Klasse besitzen auch glühende Atmosphären, in welchen Metalldämpfe — besonders solche des Eisens — enthalten sind, allein die Temperatur ist minder hoch, und infolgedessen zeigen sich in den Spektren stärkere dunkle Linien. Die Farbe dieser Sterne ist weiß mit etwas gelblichem Tone. In diese Klasse gehören unsere Sonne, der hellste Stern im Fuhrmann und andere. Zur dritten Klasse zählen solche Sterne, deren Farbe rot oder rötlich ist und deren Spektra breite, dunkle Streifen zeigen. Das Auftreten der letzteren wird dadurch verursacht, daß die Temperatur ihrer glühenden Atmosphären bereits soweit gesunken ist, um den Stoffen in denselben teilweise schon che-

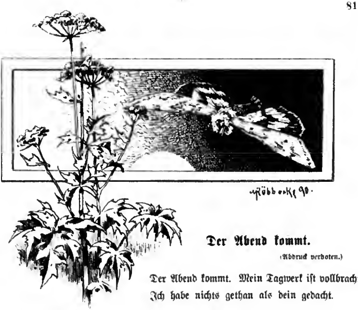
mische Verbindungen zu ermöglichen. Die Sterne dieser Klasse sind durch Wärmeverlust schon bis zur Rotglut herabgesunken, und es ist so interessant als bedeutungsvoll, daß die dunklen Sonnenflecke auch Spektren zeigen, welche eine gewisse Ähnlichkeit mit denjenigen der Sterne dieser dritten Klasse besitzen. Von Wichtigkeit ist ferner der Umstand, daß die hierhin gehörigen Sterne meist einen unregelmäßigen Lichtwechsel zeigen, viele von ihnen sind zu Zeiten recht hell, zu anderen Zeiten aber lichtschwach, sodaß man sie nur mit sehr starken Ferngläsern noch erkennen kann. Dieser Lichtwechsel, diese Veränderung der Helligkeit, ist offenbar am einfachsten dadurch zu erklären, daß man annimmt, in den Atmosphären jener Gestirne bilden sich große, dunkle Condensationsprodukte, welche die Lichtstrahlung verhindern, aber doch von Zeit zu Zeit wieder mehr oder weniger aufgelöst werden, wodurch dann der Stern vorübergehend abermals hell erscheint. Darnach sind jene Sterne also bereits in einem Stadium angelangt, in welchem ihre Glut und ihr Licht stark zur Neige gehen, indem ihre Atmosphäre sich mit dunklen Massen erfüllt, ja vielleicht die Oberfläche selbst die ersten Anfänge zur Bildung einer festen Rinde aufweist.

In diesem Zustande können sie noch Millionen von Jahren verharren, bis die Erkaltung soweit fortgeschritten ist, daß das glühende Innere endlich völlig von einer dunklen Rinde umhüllt wird. Dann hört alles Leuchten nach außen hin auf, und der einst strahlende Stern ist in die Reihe der dunklen Weltkörper getreten, das Universum zählt eine Sonne weniger. Unsere eigne Sonne, die, wie oben erwähnt, zu den Sternen der zweiten Klasse gehört, ist demgemäß noch sehr weit von dem Zustande der roten Sterne entfernt, sie steht gewissermaßen noch in der Mitte ihres kosmischen Lebens. Daß aber auch bei ihr schon die ersten leisen Zeichen des beginnenden Alters sich bemerkbar machen, beweisen die Sonnenflecke, die bald hier bald da an ihrer Oberfläche auftauchen, aber freilich nach kurzem Bestande wieder verschwinden. Im Laufe vieler Millionen von Jahren werden diese Flecke allmählich zahlreicher, die Wärme- und Lichtstrahlung der Sonne wird sich vermindern, bis endlich auch letztere in die dritte Klasse der Sterne eintritt und nur noch mit rotem Licht leuchtet. So sehen wir also an der Hand der Spektralanalyse die Sterne durch eine Reihe von Zwischenstufen vom Zustande der höchsten Weißglut und Jugend herabsinken bis zum Verlöschen in Nacht und Kälte. An der Hand dieser Anschauung müssen wir ferner schließen, daß im allgemeinen die roten Sterne, z. B. der glänzende Aldebaran, Beteigeuze im Orion und die anderen dieser Gruppe die ältesten sind, sie leuchteten schon in die Weiten des Universums hinaus in strahlend weißem Licht, als unsere Sonne noch nicht vorhanden war und noch viel weniger von der Erde eine Spur des Daseins gefunden wurde. Wer vermag zu sagen, wie viele Millionen Jahre verstrichen, bis neben den Strahlen jener Sterne die ersten Lichtschwingungen unserer jungen Sonne den Weltraum durchzitterten? So viel aber ist anzunehmen, daß damals, als unsere Sonne Licht und Wärme auszusenden begann, die Sterne der ersten Klasse, der funkelnde Sirius, die glänzende Wega als leuchtende Fixsterne noch nicht vorhanden waren. Sie gehören zweifellos einer viel späteren Zeit an, dafür werden sie, menschlichem Ermessen nach, auch noch leuchten, wenn die Sonne längst ihren letzten Strahl ausgesandt hat. Das also ist das Leben der Gestirne, wie es die Wissenschaft erforscht und festgestellt hat, und es spielt sich im großen und ganzen für alle Sterne in gleicher Weise ab. Wie der Mensch von den Jahren der feurigen Jugend, durch die reife Epoche der Manneszeit, zu den ruhigen Tagen des Greisenalters hinübergeführt wird innerhalb einer Zeitspanne, die nur selten den achtzigmaligen Umlauf der Erde um die Sonne überdauert, so durchmessen die Gestirne im Verlauf von Äonen ihr Dasein, dem gleichen Zwange der Notwendigkeit gehorchend. Die Thatsache aber, daß die Gestirne des Himmels altern, gleich den organischen Gebilden auf unserer Erde, beweist unwiderleglich, daß sie, wie diese, auch einen Anfang hatten. Wie weit immer wir diesen Anfang auch hinausrücken dem Strome der aus unversiegbarem Borne fließenden Zeit entgegen, einmal ist er gewesen, sonst würde die heutige Stunde noch nicht eingetreten sein.





Der Feuerreiter. Nach dem Gemälde von Fr. Kallmorgen.



Der Abend kommt.

(Abdruck verboten.)

Der Abend kommt. Mein Tagwerk ist vollbracht:
Ich habe nichts gethan als dein gedacht.

Gewonnen hab' ich die verlorne Zeit,
Denn jede Stunde wurde dir geweiht.

Ich dachte dein in Trauer und in Qual,
Dich dennoch segnend viele tausend Mal.

Nun ist der Friede, den ich lang entbehrt,
Zum müden Herzen mir zurückgekehrt.

Getröstet leg' ich mich zur Ruhe hin,
Weil ich im Traum mit dir vereinigt bin.

Max Kalbeck.

Aus den Theatern Berlins.

Oktober — Dezember 1890.

Von Hanns von Spielberg. Mit 4 Porträts.

(Abdruck verboten.)

In der langen und ruhmreichen Geschichte der Berliner Königlichen Schauspiele wird die nun beendete Ära Devrient wenig erfreuliche Blätter füllen: das durch seine Tradition, durch seine unvergleichliche Lage, durch den Umfang der verfügbaren Mittel so überaus günstig situierte Schauspielhaus hat in den letzten Jahren derart an künstlerischem Kredit verloren, daß ein tieferes Sinken kaum noch möglich erscheint. Alle die großen Erwartungen und Hoffnungen, welche sich seinerzeit an den Amtsantritt des Herrn Devrient knüpften, der mit so vieler Machtvollkommenheit in seine Thätigkeit eintrat, wie keiner seiner Vorgänger, blieben unerfüllt. Während das Deutsche, das Berliner, das Lessingtheater uns mit einer reichen Zahl interessanter Bühnenwerke bekannt machten, brachte das Königliche Schauspielhaus auch nicht eine Novität von wirklicher Bedeutung; die hervorragenderen Bühnenschriftsteller wandten sich von ihm ab, neue Talente wurden nicht entdeckt; in dem immerhin noch recht ansehnlichen Bestand der künstlerischen Kräfte, für dessen Ergänzung wenig geschah, machte sich allmählich eine tiefe Unzufrie-

denheit bemerkbar, welche die Leistungen schwer beeinträchtigte, und das Publikum verlor nachgerade jede Anhänglichkeit an das einst jedem Berliner so werte Haus. Das Schlimmste, was man einer Bühnenleitung nachsagen kann, ist, daß sie langweilig sei: dieser Vorwurf trifft aber auf die Ära Devrient im vollsten Maße zu.

Ich hätte auf diesen unerfreulichen Rückblick gern verzichtet — um so lieber, als ich Herrn Devrient als darstellenden Künstler, wie als Schriftsteller hochschätze — aber es ist um der Gerechtigkeit willen unmöglich. Es ist auch unmöglich, will man die Schwierigkeiten, mit denen der Nachfolger des Herrn Direktors zu rechnen haben wird, recht würdigen: ich beneide unsern verehrten Mitarbeiter Herrn Grube, dem als Oberregisseur die künstlerische Leitung zufiel, nicht um diese dornenvolle Aufgabe. Es wird vor allem notwendig sein, frisches Leben in das Repertoire zu bringen, um das Interesse des Publikums, ohne welches kein Theater bestehen kann, zurückzuerobern. Natürlich darf das Schauspielhaus seiner ganzen Stellung und seiner Tradition entsprechend, die Pflege unserer Klassiker nicht vernachlässigen, es muß aber weit mehr denn bisher das dramatische Schaffen der Mitlebenden berücksichtigen. Dabei können einzelne Mißerfolge nicht fehlen, sie sind als unvermeidlich in den Kauf zu nehmen; neben ihnen werden aber die Erfolge nicht ausbleiben und belebend auf die Darstellung zurückwirken. Und auch das thut not: ich habe wenigstens die Empfindung, daß sich auf der Königlichen Bühne allmählich eine gewisse Gespreiztheit des Tons einzubürgern begann und eine Schablonierung in der Charakteristik, an der weit weniger der einzelne Darsteller, als die Gesamtleitung die Schuld zu tragen schien. Es fehlte die Freudigkeit des Gestaltens, die bei der Schauspielkunst ohne die Freude am Erfolg nun einmal undenkbar ist.

Die relativ interessanteste Aufführung, welche das Schauspielhaus uns im abgelaufenen Vierteljahr brachte, galt der „Geschichte Gottfriedens von Berlichingen mit der eisernen Hand." Bekanntlich gibt es drei verschiedene Fassungen des Götz: die älteste derselben, „eine dramatisierte Geschichte," schrieb Goethe im Jahre 1771 und hielt sie bis zu seinem Tode in der wohlerwogenen Erkenntnis ihrer Verworrenheit und Zerrissenheit von der Veröffentlichung zurück. Schon zwei Jahre später aber schuf er aus dieser ursprünglichen Dichtung in völliger Umbearbeitung jenes Schauspiel: „Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand," welches uns allen als das herrliche Jugenddrama unseres größten Dichters bekannt ist. Und wiederum dreißig Jahre später überarbeitete Goethe diese zweite Dichtung, um sie für die Bühne geeigneter zu machen — nicht überall just zum Vorteil des Dramas, wie heute wohl allgemein anerkannt ist.

An die Bühnenaufführung des ersten Entwurfs, jener „Geschichte Gottfriedens von Berlichingen," von der Goethe selbst sagte, daß sie eben nichts weiter als ein „Skizze" sei, hatte bisher niemand gedacht. Dies blieb Herrn Dr. Otto Devrient vorbehalten. Aber wohlverstanden — ganz war es denn doch wieder nicht die ursprüngliche Goethe'sche Dichtung, welche er uns brachte. Um nur zwei Beispiele anzuführen, die sich leicht vermehren ließen: Weislingens Werben um Marie verlegt Devrient einfach aus dem ersten in den zweiten, die Zigeunerszene aus dem fünften in den vierten Akt; viele Einzelheiten hat der Bearbeiter andererseits aus den späteren Fassungen des Dramas in seine Umformung mit hinübergenommen. Also auch der — meines Erachtens etwas fragwürdige — Genuß, die unveränderte erste Dichterarbeit sich vor uns abspielen zu sehen, war arg verkümmert, unter dem alten Titel bot uns Devrient vielmehr ein bisweilen recht willkürlich zurechtgemachtes Gemisch, dem ich eine gewisse Bühnenwirksamkeit nicht unbedingt absprechen will, das aber keineswegs dazu geeignet erscheint, die Freude an der großartigen Dichtung zu erhöhen.

Herr Devrient glaubte nun, dem gewagten Experiment noch einen besonderen Reiz zu verleihen, indem er seine bekannte zweigeteilte Bühne in ausgedehnter Weise in Anwendung brachte. Während des zweiten Aktes ist die Bühne in zwei Hälften getrennt; der eine Teil, in dem wir später in die erzbischöfliche Residenz nach Bamberg geführt werden, ist verdunkelt und durch einen Vorhang geschlossen, auf der zweiten Hälfte spielen sich die Vorgänge in Jaxthausen ab. Gerade herausgesagt: der Versuch, durch diese gekünstelte Vorrichtung den Übelstand der sich schnell folgenden Verwandlungen zu beseitigen, ist vollständig gescheitert. Das fortwährende Verschieben der Vorhänge beunruhigt den Zuschauer mehr, als jede andere Umgehung der gleichen Schwierigkeit, beim besten Willen vermag seine Phantasie den raschen Sprüngen nicht zu folgen: man kann die Vorstellung nicht los werden, aus einem Zimmer in das daneben liegende zu treten. Andererseits aber beengt die Zweiteilung den Raum in lästigster Weise, die schmale Szene verbietet den Schauspielern die freie Bewegung, das Spiel macht einen fast marionettenhaften Eindruck. Wenn ich mich nicht sehr täusche, ist der allgemeineren Anwendung der zweigeteilten Bühne durch den Mißerfolg, den sie hier davontrug, das endgültige Urteil gesprochen worden — und das ist vielleicht ein wirklicher Vorteil, den uns die Aufführung der Geschichte Götzens brachte.

Die Darstellung war eine im allgemeinen recht erfreuliche, besonders erschienen mir Herr Nesper als Gottfried, Herr Matkowsky als Franz und Frau von Hochenburger als Marie frisch und natürlich. Ganz vortrefflich gelangen die Zigeunerszenen und der Bauernaufstand.

Einen wohlverdienten Mißerfolg erntete das Schauspielhaus mit dem „Marquis von Rabillard," einem sogenannten Lustspiel von H. Münden. Es war dies ein in patriotischer Rührseligkeit machendes, dabei häufig ins Possenhafte umschlagendes Intriguenstück nach Scribeschem Muster, aber ohne die Geschicklichkeit des letzteren fabriziert. Ein preußischer Offizier weiß sich in das Lager des Prinzen Soubise unter der Maske eines französischen Agenten,

des Titelhelden, einzuschleichen und den Heerführer vermittelst einer Anzahl sehr durchsichtiger Listen zur Schlacht von Roßbach zu bewegen — am Schluß erklingen dann selbstverständlich die preußischen Fanfaren und künden Friedrichs Sieg. Man hat mir erzählt, daß der Herr Verfasser in nahen Beziehungen zum Lichterfelder Kadettenkorps steht: in seinem Interesse kann ich es nur bedauern, daß er mit seinem Lustspiel, das sich seiner oft grotesken Munterkeit und seiner patriotischen Gesinnung halber sicher vortrefflich zu einem Gelegenheitsstück für die militärische Jugend eignet, den gewohnten Boden verließ.

Als dritte Neuaufführung brachte die Königliche Bühne Bulthaupts Drama: „Eine neue Welt.“ Ich schätze Herrn Bulthaupt als feinsinnigen Kenner unserer klassischen Litteratur ungemein und möchte der Stunden reinen Genusses nicht entbehren, welche ich seiner Dramaturgie verdanke; über sein Drama aber, welches übrigens bereits 1886 erschien und den Weg zum Schauspielhaus erst über eine Anzahl Provinzbühnen fand, kann ich beim besten Willen nur wenig Erfreuliches berichten.

Die Dichtung führt uns in das Ende des XV. Jahrhunderts, nach dem Spanien Ferdinand des Katholischen und der Isabella von Kastilien. Der große Genuese hat Westindien entdeckt, neue Anregungen und Ideen durchfluten die Welt, wir stehen am Beginn eines neuen Zeitalters. Unwillkürlich — und nicht zuletzt auch durch den Titel darauf hingeleitet — erwarten wir von dem Bulthauptschen Drama eine Einführung in große Verhältnisse, wir hoffen Gestalten in ihm zu finden, die gewaltigen Zielen nachstreben; aus Handlung und Charakteristik, so meinen wir, müsse uns der Geist jener Zeit entgegenklingen. Und was wird uns geboten: eine abenteuerliche Geschichte mit unwahrscheinlichen Voraussetzungen, gewaltsam herbeigezogenen Effekten und — ich kann es leider nicht verhehlen — recht vielen leeren Phrasen!

Maria, eine schöne Spanierin, liebt Beheim, einen jungen, im Lande der Kastanien erzogenen Deutschen, ihren Jugendgespielen. Sie war ihm so gut wie verlobt, aber er kehrt von einer Fahrt nach Hispaniola nicht zurück; die Nachricht seines Todes bringt Don Adone, ein spanischer Edelmann, der selbstverständlich Maria auch leidenschaftlich liebt. Die junge Schöne empfindet zwar eine gewisse, unbestimmte Abneigung gegen den zweiten Bewerber, aber sie gibt dem Drängen ihrer Verwandten nach: das Hochzeitsfest wird gerüstet. In einer sehr melodramatisch gehaltenen Szene beklagt Maria noch einmal den eigentlichen Geliebten, da ertönt unter ihrem Balkon sein Liebeslied; gleich darauf schwingt er sich selbst über die Brüstung: er war nicht im Schiffbruch untergegangen, wie es Don Adone erzählt, er war gerettet worden. Aber mehr als das: gerade Adone hatte ihn von der rettenden Planke herabgestoßen in bewußter Mordabsicht — ihn will er jetzt vernichten und zugleich die Braut frei machen, sie sich zurückerobern.

So tritt er denn dem Feinde — recht abenteuerlich das Gesicht zunächst mit einer schwarzen Maske verhüllt — gegenüber. Don Adone ist anfangs zerschmettert, allmählich gewinnt er seine Fassung zurück. Der Streit Beheim contra Adone wird vor den Richterstuhl der Königin gebracht, die den jungen Deutschen wie einen Sohn liebt. Adone hat inzwischen jedoch einen mächtigen Helfer gefunden: die Inquisition. Da Luther damals leider noch nicht seine welterschütternden Thesen an die Schloßkirche zu Wittenberg angeschlagen hatte, zieht Bulthaupt Savonarola heran: Don Adone entwendet einem jungen Florentiner unter listigen Vorspiegelungen ein goldenes Kreuz mit einem Restchen Asche vom Scheiterhaufen des großen Märtyrers und spielt es durch Vermittelung einer intriganten, fanatischen Dame der armen Maria als wunderthätiges Amulet in die Hand, welche dasselbe ihrerseits wieder dem Geliebten aufnötigt. In der entscheidenden Gerichtssitzung, vor den Augen der Königin, zeiht der Großinquisitor jetzt Beheim der Anhängerschaft Savonarolas — er trüge ja sogar das Erkennungszeichen der Ketzer auf der Brust. Mit Leichtigkeit enthüllen Maria und Beheim zwar die Intrigue: jetzt aber, als der Held das Kreuz mit dem Gedenkspruch Savonarolas erkennt, erwacht in ihm die Erinnerung an jene Zeiten, da er selbst zu Füßen des großen Florentiners saß. Es kommt die Scham über ihn, daß er die Lehren des Meisters verleugnen konnte — offen und frei bekennt er sich als dessen begeisterter Verehrer und ist damit dem „heiligen Holzstoß“ verfallen.

Aber er soll nicht sterben: Maria ruft den Nebenbuhler auf, ihn zu retten. Mit dem Hintergedanken an das tödliche Fläschchen Gift, welches sie für unvorhergesehene Fälle in Bereitschaft hielt, schwört sie Don Adone, die Seine zu werden, wenn er Beheim aus den Kerkern der Inquisition befreit. In Wirklichkeit ist das gewiß sehr schwer gewesen, hier geht es mit größter Leichtigkeit vor sich. Maria stirbt und Beheim flüchtet nach Deutschland.

Das ist, grob herausgeschnitten, der Inhalt der Handlung; ein so feiner Kenner der Bühne, wie Herr Bulthaupt zweifellos ist, schuf selbstverständlich hübsche Arabesken, welche die krassen Mittel, durch die er wirken wollte, einigermaßen mildern. Es fehlt dem Stück auch nicht an dankbaren Rollen, an in gewissem Sinne ergreifenden Szenen, und dem ist es wohl zuzuschreiben, daß es einen äußerlichen Erfolg davontrug. Zudem war das Publikum augenscheinlich dankbar dafür, im Schauspielhaus seit langer Zeit einmal wieder lebhaft klatschen, ja einen Dichter durch Hervorruf ehren zu können. Herr Bulthaupt ist aber, glaube ich, der letzte, welcher sich über den Charakter dieses Erfolges täuscht. Er kann nicht verkennen, wie unbedeutend im Grunde genommen die Handlung, wie gewaltsam die „Schlager“ sind — er muß mit der Kritik empfinden, wie schablonenmäßig besonders die beiden Hauptfiguren: Don Adone — der Böse — und Beheim — der Gute — gestaltet erscheinen.

Den Pathos, in dem sich die Darstellung gefiel, will ich weniger den Schauspielern, als dem Drama selbst zumessen. Herr Mitkowsky fühlte sich in der Maske des blondgelockten, schwärmerischen, etwas wässrigen Deutschen an-

scheinend nicht recht wohl, und Herr Grube gab seinem Bösewicht, augenscheinlich, um der Figur schärfere Umrisse zu verleihen, eine allzu groteske Färbung. Frau von Hochenburger sah hinreißend schön aus — und das genügte.

Um die Jahreswende führte uns das Königliche Schauspielhaus endlich neueinstudiert „Den Kaufmann von Venedig" und „Was Ihr wollt" vor — zwei recht frische Aufführungen, welche sichtbar bereits unter dem Einfluß der Grubeschen Regie standen.

Das Berliner Theater hat uns in der diesmaligen Spielzeit wenig Neues gebracht. Herzl „Bernhardiner" (der Bernhardiner ist eine treue Seele von Mann, der seiner Geliebten, einer flotten Russin, überallhin folgt) erwies sich als ein sehr schwächliches Machwerk, und auch die zweite Novität: „Schweigegeld," Schauspiel von Maszkowski und Nathanson, vermochte mit ihrer flachen Charakteristik das Publikum nicht zu erwärmen. Es blieb Herrn Mitterwurzer vorbehalten, das Stück vor dem gänzlichen Scheitern zu bewahren; der vortreffliche Künstler schuf aus der Figur eines sogenannten Kriminalstudenten, des Maurers Jenke, der die Erpressung gewerbsmäßig betreibt, eine Type von erschreckender Natürlichkeit.

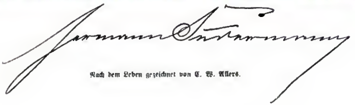
Im Wallnertheater beherrschte eine Posse von Laufs: „Die Pension Schöller," das Repertoire und rief allabendlich Stürme von Heiterkeit hervor. Ein lebenslustiger alter Herr fühlt das dringende Bedürfnis, die Geheimnisse einer Nervenheilanstalt kennen zu lernen; seine guten Freunde führen ihn aber nicht in eine solche, sondern in eine gewöhnliche Pension, in welcher er selbstverständlich alle Personen als Gemütskranke ansieht. Daraus entsteht eine Fülle von Verwickelungen, die man freilich nicht auf ihre innere Glaubwürdigkeit hin prüfen darf, die aber zum guten Teil von höchster Komik sind. Du sollst und mußt lachen! heißt die Losung, und wer über den alten Rentier des Herrn Schweighofer nicht lachte, der hat das Lachen sicher überhaupt verlernt.

Die Mehrzahl unserer Leser kennt wahrscheinlich Alphonse Daudets Roman: „L'immortel" — eine trotz mancher Schwächen geniale Persiflage auf das moderne Strebertum. Das „Sittenbild" des gleichen Verfassers: „Der Kampf ums Dasein," welches seit zwei Monaten die Kassen des Residenztheaters in gewiß für die Direktion sehr erfreulicher Weise füllt, hebt da aus, wo der Roman endet und setzt zum Teil die Kenntnis des letzteren voraus. Der ehrgeizige und selbstsüchtige Paul Astier hat die vornehme, leidenschaftliche, aber zwanzig Jahre ältere Herzogin Padovani geheiratet, ist ihrer aber schnell überdrüssig geworden und bereits auf der Jagd nach einem neuen Goldfisch. Er mischt seiner Gattin wirklich den Gifttrunk, scheut jedoch im letzten Augenblick vor der Ausführung des Verbrechens zurück. Die Herzogin thut dem Schurken den Gefallen, bis zum nächsten Akt ohne fremde Beihilfe zu sterben, er selbst kommt aber nicht zum Genuß der ersehnten Freiheit, sintemalen der Vater eines jungen Mädchens, welches er — so nebenbei — verführte, ihn erschießt. — Das Stück ist eine echte und rechte Ehebruchskomödie mit einem leisen Stich ins Moralische; die ziemlich dürftige Handlung, mit welcher sich der Titel in keiner Weise deckt, illustriert ein äußerst geschicktes Beiwerk, und wir werden bis zum Schluß über die Nichtigkeit des Ganzen durch allerlei Nervenkitzel hinweggetäuscht, ohne es selbst zu merken. Nehmen wir eine geradezu raffinierte Ausstattung, ein Zusammenspiel, welches sich die Wiedergabe derartiger „Sittenbilder" zur Spezialität gemacht hat, und die geschickte Reklame der Direktion hinzu, so ist der Erfolg des Ganzen bei einem Teil des Berliner Publikums erklärlich. Mir erschien das Stück eines Dichters vom Range Daudets gänzlich unwert. Die außerordentlich gewandte, von dem Theaterkritiker der Nationalzeitung, Eugen Zabel, besorgte Übersetzung verdient besondere Anerkennung.

Im Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater gingen „Der Königsgardist" und „Der Gondoliere" von Sullivan, dem Komponisten des köstlichen Mikado, mit erfreulichem Erfolg in Szene — zwei höchst anmutige, melodienreiche Operetten, deren Librettos sich durch einen frischen Humor vorteilhaft auszeichnen. Da der Königsgardist den Abend nicht völlig füllt, war ihm ein kleines, weihnachtlich angehauchtes Ballet „Sonne und Erde" beigegeben, das mit seinen reizenden Arrangements lebhaften Beifall erntete.

Ludwig Fuldas Schauspiel: „Das verlorene Paradies," welches das Deutsche Theater brachte, fand nicht ganz die gleiche Anerkennung des Publikums und der Kritik, wie vor zwei Jahren des jugendlichen Verfassers lustige „Wilde Jagd" im Berliner Theater. Herr Fulda hat sich diesmal höhere Ziele gesteckt, das Verlorene Paradies soll uns mitten in die sozialen Kämpfe der Jetztzeit, in den Widerstreit der Arbeitgeber und Arbeitnehmer, hineinführen. Der erste Akt hebt vortrefflich aus: wir sind im Salon eines reichen Fabrikbesitzers am Geburtstag seiner einzigen Tochter; die Gratulanten kommen und gehen — endlich erscheint auch der von den Eltern am sehnlichsten erwartete Gast: Herr von Ottendorf, eines berühmten Vaters Sohn, den jene sich im geheimen als Schwiegersohn erkoren haben. Herr von Ottendorf ist im übrigen ein Nichts in der höchsten Potenz: arrogant, ohne jeden inneren Halt, ein eleganter, fader Schwätzer, der nebenbei unehrenhaft genug denkt, um mit den Briefen seines verstorbenen Vaters einen kleinen Autographenhandel zu treiben. Bis auf einige Äußerlichkeiten, auf die ich später noch zurückkomme, ist diese Gestalt nicht schlecht gezeichnet; auch daß der Herr Papa, obwohl ihm der junge Edelmann in höchst undelikater Weise eine möglichst hohe Mitgift abzupressen weiß, sich um den Schwiegersohn reißt, mag angehen, obwohl es recht unwahrscheinlich ist — daß aber die Tochter der albernen Werbung des Mannes gegenüber ein (wenn auch noch so kühles) Ja findet, scheint mir, so wie Fulda das Mädchen geschildert, eine innere Unmöglichkeit. Ich habe gerade der Figur der jungen Dame das größte Interesse entgegengebracht und halte sie für





Nach dem Leben gezeichnet von C. W. Allers.

außerordentlich scharf charakterisiert: sie ist wirklich typisch für eine gewisse Klasse unserer höheren Töchter. Alles hat sie genossen, alles gehabt, was das Leben einem jungen Mädchen bieten kann: von den Eltern über die Maßen verwöhnt, mit mancherlei glänzenden Talenten von der Natur ausgestattet, frühreif und völlig übersättigt, überwuchert ihr scharfer Verstand völlig das Herz — das Leben ist für sie zu einem Rechenexempel geworden, von dessen Lösung sie sich aber selbst kaum sonderlich viel verspricht. Und ein derartiger Charakter sollte sich ohne Liebe einen Herrn von Ottendorf zum Manne wählen, der ihr nichts, gar nichts bietet, als leidlich elegante Manieren und einen Namen?!

Dem Gecken tritt Arndt, der technische Leiter der Fabrik, gegenüber. Es ist Fulda meines Erachtens nicht recht gelungen, diesem Selfmademan eigenartige Züge zu verleihen, er bleibt der „tüchtige Mann" der alten Schablone. Daß er eine stille Liebe zu der Tochter seines Prinzipals in der Brust hegt, fühlen wir nur leise hindurch — sein Herz ist bei den Arbeitern, aus deren Kreis er selbst hervorging, deren entsagungsreiches Leben er kennt. Auf seine Veranlassung betritt die Braut am Arm Ottendorfs, des nunmehrigen Kompagnons seines Schwiegervaters, zum erstenmal die Fabrik: ein umfassender Streik ist gerade dem Ausbruch nahe, der Besitzer glaubt, ganz besonders unter Berücksichtigung der pekuniären Ansprüche seines Schwiegersohnes, die von den Arbeitern verlangte Lohnerhöhung nicht bewilligen zu können. Hier liegt der Höhepunkt des Stückes. Meisterhaft sind die Typen der einzelnen Arbeiter, die als Deputation der Genossen vor ihre Brotherren treten, herausgearbeitet, mit wenigen, sicheren Zügen wird der Umschwung in den Anschauungen der jungen, verwöhnten Dame gezeichnet, deren Herz plötzlich die trübe Lage der Arbeiter ihres Vaters und zugleich die Nichtigkeit ihres Verlobten erkennt; vergebens greift sie selbst zu gunsten der Bittsteller ein — der höchst wirkungsvolle, in manchen Einzelheiten tief ergreifende Akt schließt mit dem Ausbruche des Streiks.

Leider verflacht das Schauspiel in seinem weiteren Verlauf vollständig. Der soziale Konflikt tritt zurück, die Lösung des Verhältnisses des Brautpaares wird in höchst äußerlicher Weise durchgeführt, die Handlung erlahmt und auch die bisher lebhafte, bisweilen geistsprühende Diktion verliert an Frische. Wenn man in den ersten Akten den früheren Arbeiten des zweifellos hochtalentierten Verfassers gegenüber einen bedeutenden Fortschritt konstatieren muß, so macht der letzte geradezu den Eindruck einer bedauerlichen Flüchtigkeit.

Die Darstellung hat meines Erachtens — wenn man von einzelnen trefflich durchgeführten Episodenrollen absieht — nicht sonderlich dazu beigetragen, dem immerhin interessanten Stück zu einem dauernden Erfolge zu verhelfen. Ich habe in meiner Besprechung der „Haubenlerche" auf das bedeutende, von ursprünglicher Frische überquellende Talent des Fräulein Lehmann hingewiesen, der Mädchengestalt und der Gesellschaft wußte sie aber in keiner Weise gerecht zu werden. Es fehlte die Leichtigkeit der Konversation, die Ungezwungenheit der Bewegungen, und selbst die warmen Herzenstöne, die ich sonst an der Künstlerin bewundert, nahmen in dem Rahmen des Salons einen gemachten Klang an; es gelang ihr nicht, uns das seelische Problem, welches der Dichter in die Charakteristik seiner jugendlichen Heldin gelegt, verständlich zu machen. Auch Herr Kadelburg als Ottendorf stand nicht ganz auf der Höhe seiner sonstigen Leistungen; er übertrieb das Gigerlhafte in der Gestalt bis zum Übermaß. Und nun noch eins: es scheint nachgerade bei unseren neusten Bühnendichtern Mode geworden, den Reserveoffizier ebenso zur Zielscheibe ihres Witzes zu machen, wie bis etwa 1870 der Gardeleutnant dies bei ihren Vorgängern war. Auch Herr von Ottendorf ist natürlich Reserveoffizier und wirft bei jeder Gelegenheit mit bezüglichen Schlagworten um sich. Ich wäre der letzte, Einspruch dagegen zu erheben, daß ein Dichter Auswüchse des öffentlichen Lebens, irgend eines Standes geißelt — ich betrachte das im Gegenteil als seine Aufgabe. Es muß nur nicht in so flacher Weise, wie es neuerdings gerade in Bezug auf den Reserveoffizier beliebt wird, geschehen, der Dichter darf ernste Dinge nicht mit billigen Witzen erledigen wollen. Vielleicht gibt es so Offiziere des Beurlaubtenstandes, welche sich zur sozialen Frage in der Weise stellen, wie der Monsieur Ottendorf des Herrn Fulda, die gleich diesem einem Streik lediglich durch „stramme," d. h. hier unverständige Behandlung ihrer Untergebenen vorbeugen wollen — jedenfalls aber haben sie diese Auffassung nicht während ihrer militärischen Dienstzeit in sich aufzunehmen Gelegenheit gehabt. Unser Heeresdienst bildet keine Narren, sondern er bildet Männer aus — geborene Narren zu verständigen Männern umzuwandeln, ist freilich nicht seine Aufgabe. Alle die heutigen Bühnenreserveleutnants tragen aber den Stempel des angeborenen Narrentums.

Das deutsche Theater brachte als zweite Novität das Lustspiel: „Die Kinder der Excellenz" von Ernst von Wolzogen und William Schumann. Weitaus die Mehrzahl meiner Leser kennt gewiß den humorvollen gleichbetitelten Roman des Erstgenannten, unseres verehrten Mitarbeiters — und wer ihn nicht kennt, sollte das Versäumte schnell nachholen. Ich erspare mir daher jeden Hinweis auf den Inhalt und begnüge mich damit, den herzlichen, ungetrübten Erfolg des Stückes zu konstatieren. Gewiß hat die Umwandlung eines Romanes in eine Bühnendichtung immer ihre mißlichen Seiten, manche Feinheit des ersteren muß verloren gehen, das Zusammendrängen der breiteren Erzählung in den knapperen Rahmen wird fast stets einen gewissen Zwang erkennen lassen — in unserm Falle kamen die Zuschauer aber trotzalledem wahrlich nicht zu kurz. Der kerngesunde Sinn, die nie erlahmende, wahrhaft herzerfreuende Laune Wolzogens, seine scharfe Beobachtungsgabe, die wir in seinen Romanen und Novellen so oft bewundert, treten in seinen Bühnengestalten nur noch frischer und erfolgreicher hervor. Diesmal konnten wir uns auch mit der Darstellung vollkommen einver-



Lilli Petri. Darstellerin der Kitty Tattenbach in „Sodoms Ende“ von H. Sudermann.
Nach einer Photographie von E. Brasch in Berlin.

standen erklären; ganz besonders schuf Herr Engels in der Rolle des alten Major a. D. von Muzell eine geradezu köstliche Figur.

Seit Jahren war, meiner Erinnerung nach, in Berlin keiner Bühnenaufführung eine gleiche Spannung und Erwartung vorausgegangen, wie derjenigen von Sudermanns „Sodoms Ende.“ Im allgemeinen beschäftigt sich nur ein sehr kleiner Kreis des Theaterpublikums unserer guten Reichshauptstadt im voraus mit einem Bühnenwerk — es ist das so ziemlich derselbe Kreis, aus dem sich das Premierenpublikum zusammensetzt. Die ungeheuere Mehrzahl schenkt all den vor der ersten Aufführung in die Zeitungen lancierten Notizen nicht die geringste Aufmerksamkeit, sondern wartet geduldig den Ausfall der Premieren ab, um sich dann bedingungslos dem Urteil der Kritiker der bezüglichen Leib- und Specialblätter anzuschließen. Bei Sudermanns neuester Dichtung lag die Sache wesentlich anders. Es ist vielleicht nicht zuviel gesagt, wenn man behauptet, daß seit den Journalisten keine Bühnendichtung wieder ein so tiefgehendes Interesse erregt hatte, wie desselben Verfassers „Ehre“; durch dieselbe war der Name Sudermann plötzlich allgemein bekannt geworden, man vertiefte sich in seine vorher kaum beachteten Romane und begeisterte sich für seine kraftvollen, mit einfachen Mitteln große



Josef Kainz, Darsteller des Willy Jannikow in „Sodoms Ende“ von H. Sudermann.
Nach einer Photographie von J. C. Schaarwächter in Berlin.

Wirkungen erzielenden Schöpfungen. Der „Katzensteg“ und „Frau Sorge“ zumal waren in jedermanns Hand und jedermann erwartete, sobald es bekannt wurde, daß das Lessingtheater eine neue Dichtung des Gefeierten vorbereite, von dieser das Höchste. Es ist ein vielverbreiteter Irrtum, daß das bald aufgehobene polizeiliche Verbot der Aufführung einem trefflichen Reklamemittel gleich gewirkt habe — es bedurfte wahrlich keines Tam-Tams, um das allgemeine Interesse für die Dichtung so hoch, wie nur möglich, zu spannen.

Und nun kam die Aufführung — und es kam der Rückschlag. Wohlverstanden: es fehlte dem Drama keineswegs an allen äußeren Anzeichen eines starken Erfolges, wenn sich dessen Nachhaltigkeit auch nicht mit der Wirkung der „Ehre“ vergleichen läßt; das Publikum und zum großen Teil auch die Kritik aber spaltete sich in zwei Parteien, von denen die eine das Stück als schwächlich, innerlich unwahr und dabei unmoralisch rundweg verurteilte, während die zweite in ihm eine Dichtung allerersten Ranges feierte. Beide Anschauungen stehen sich schroff gegenüber, eine Vermittelung zwischen ihnen ist unmöglich.

Willy Jannikow, der Held des Dramas, ist ein blutjunger Maler, der das Glück oder das Unglück hatte, durch ein einziges Bild: Sodoms Ende! über Nacht berühmt zu werden. Von den Frauen verhätschelt, gerät er in die Kreise der Plutokratie und begräbt in der Gesellschaft von Berlin W sein Talent, seine Gesundheit, seine Arbeitskraft — seine Ehre: er versumpft im Genuß. Vielleicht hätte er noch die Kraft, sich aus der Atmosphäre von Schwelgerei und Cynismus herauszuretten, wenn ihn nicht eine Frau, Ada Barczinowski, völlig umgarnte: „die anderen wechseln — die eine bleibt.“ Frau Ada, die Gattin irgend eines Börsenmannes, der seinerseits nichts besseres treibt, als sie, ist eine geistreichelnde, moderne Messalina, innerlich unbefriedigt, ein Gemisch von grenzenloser Eitelkeit, rücksichtslosem Egoismus, kalter Sinnlichkeit. Ja, *kalter* Sinnlichkeit — ich weiß kein besseres Wort zu finden. Als das Stück anhebt, droht das Verhältnis trotz aller ihrer Teufeleien in die Brüche zu gehen, da ersinnt sie ein neues Auskunftsmittel, sie will ihren „Freund“ verheiraten. In ihrem Hause lebt eine junge Nichte, Kitty Tattenbach: reizend, reich, klug — aber blasiert bis zum Überdruß, anscheinend auch bereits von der Verderbtheit der ganzen Lebenssphäre vergiftet. Sie ersieht Frau Ada zur Gattin Willys — Kitty ist Wachs in ihren Händen, mit dem Ehemann wird sich das alte Verhältnis ruhiger, unauffälliger fortsetzen lassen. Jannikow zögert, er ist nicht nur der Geliebten, er ist der ganzen Welt, in welcher er den berühmten Mann, der doch nichts ist und nichts mehr kann, spielt, überdrüssig, er sehnt sich nach Arbeit; aber er hat schließlich doch nicht die Kraft zu widerstehen und willigt ein.

Wie in der „Ehre“ der Gegensatz zwischen Vorder- und Hinterhaus fein und wirksam durchgeführt wurde, so führt uns hier Sudermann aus der Atmosphäre des Verderbens, aus dem Palais des Jobbers, unmittelbar in eine schlicht bürgerliche Häuslichkeit. Der Vater Jannikows, ein verkrachter Gutsbesitzer, schlägt sich als Molkereiinspektor mit den Seinen mühsam durchs Leben; noch wohnt auch Willy bei den Eltern, erst in den nächsten Tagen wird er das ihm von Frau Ada mit fürstlichem Prunk eingerichtete Atelier am Tempelhofer Ufer beziehen. Ein wohlthuender Hauch der Reinheit weht durch das bescheidene Heim der alten Leute, die gleich



Käthi Basté als Klärchen Fröhlich in „Sodoms Ende“
von H. Sudermann.
Nach einer Photographie von J. C. Schaarwächter in Berlin.

aller Welt begeistert zu ihrem großen Sohn aufschauen; von ihm sind auch zwei Kostgänger der guten Frau Jannikow fasciniert, ein etwas simpler Lehramtskandidat, dessen kleines Vermögen der Künstler nebenbei durchbrachte, und eine kleine, süße Kindergärtnerin, das Pflegekind der Familie: Klärchen, das „Sonnenscheinchen.“ Achtlos ist Willy Jannikow bisher an dem Liebreiz des halben Kindes vorbeigegangen, jetzt, als er die Liebe des braven Kandidaten zu dem holden Mädchen entdeckt, lenkt sich plötzlich seine sinnliche Begier auf sie — noch weist er zwar jede frevelhafte Regung entrüstet von sich, aber der Kitzel ist seinen überreizten Nerven doch geblieben: welche beseeligende Wohlthat, in den Armen dieser Unschuld selbst wieder zu genesen!

Ada kommt mit Kitty, die einfachen Leute zu einem glänzenden Ballfest einzuladen; sie läßt der alten, würdigen Mutter gegenüber durchblicken, daß sie eine Verbindung zwischen ihrer Nichte und Willy plant. Frau Jannikow, die bisher in der Delila nur die wohlwollende Mäcenin des Sohnes gesehen, erfährt durch eine nicht ganz originelle Handschriftenvergleichung, daß sie Willys Geliebte vor sich hat, sie schaudert, hat aber doch nicht ganz die Kraft, den Bann zu brechen, den Frau Ada um sich zu ziehen weiß: sie sagt ihr Erscheinen für den nächsten Abend zu.

Nun folgt die bedenklichste Szene des Stückes. Willy, der wie gewöhnlich die Nacht hindurch geschwärmt hatte, kommt gegen Morgen leicht angesäuselt nach Hause. Der greise Vater, der mit dem ersten Hahnenschrei aufgestanden, um die abfahrenden Milchwagen zu kontrollieren, öffnet ihm selbst Haus und Wohnzimmer — im anstoßenden Gemach memoriert der Schulamtskandidat eine große Lobrede, mit welcher er demnächst im Bezirksverein den treuen Freund und gottbegnadigten Künstler Jannikow feiern will. Dicht nebenan schläft Klärchen; mit Gewalt ergreift Willy die unseelige Begierde, nach kurzem, inneren Kampfe stößt er die Thür zu ihrem Schlafzimmer auf und stürzt hinein. — Aus dem verlotterten Genie ist der vollendete Lump, ist ein Verbrecher geworden.

Der nächste Akt spielt am Abend desselben Tages im Hause Barczinowski. Die Gesellschaft erwartet in jedem Augenblick die Verkündigung der Verlobung, die bereits ein öffentliches Geheimnis ist. Kitty selbst, welche Jannikow seit langem im Stillen liebt, offenbart ihm ein kerngesundes Mädchenherz, das sich danach sehnt, mit ihm diesem Leben voll Lug und Trug zu entfliehen; Willy schöpft aus ihrer herzgewinnenden Frische und Natürlichkeit die Hoffnung auf ein neues, arbeitsames, glückliches Dasein an ihrer Seite; wie ein dunkler Schatten nur taucht in seiner Seele dann und wann die Mahnung an seine unseelige That auf. Liebevoll, mit kindlichem Vertrauen schmiegt sich das junge Mädchen an Frau Jannikow an; diese aber — ein überaus fein empfundener Zug — fühlt das Bedürfnis nach voller Klarheit, aus dem Munde seiner Mutter erfährt Kitty das schuldvolle Verhältnis zwischen dem Geliebten und der bis dahin vergötterten Tante. Entsetzt stürzt sie aus dem Hause, das ihr eine Hölle der Verderbnis erscheint, Willy eilt ihr nach .... unmittelbar darauf aber stürmt der Kandidat herein: Klärchen ist verschwunden, sie hat die Wohnung ihrer Pflegeeltern verlassen; er befürchtet das Schlimmste, ohne zu ahnen, was sie von dannen getrieben haben kann.

Willy hatte Kitty auf der Straße wieder-

gefunden, nach heftigem Widerstreben war sie ihm, freilich gebrochen und bald willenlos, in sein neu eingerichtetes Atelier gefolgt. Beide träumen von einer freien, glücklichen Zukunft, da tönt von draußen her wildes Stimmengewirr: man bringt das unglückliche Klärchen, das in dem nahen Kanal den Tod gesucht und gefunden hatte, in das Atelier. An einem Blutsturz endet, von Verzweiflung und Reue übermannt, Willy Jannikow, während er bald im Wahn das Bild der süßen Toten auf die Staffelei zu bannen sucht, mit den Worten: Arbeit — Arbeit! —

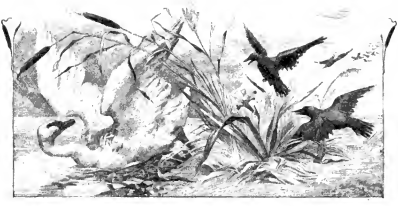
Daß das Drama kein fehlerfreies Werk ist, zeigt selbst diese trockene Inhaltswiedergabe. Es entwickelt uns nicht des Helden Charakter, sondern stellt ihn eigentlich vom ersten Augenblick an als einen jammervollen, haltlosen Gesellen hin, der keinerlei Sympathie erwecken kann — kaum Mitleid. Er würde auch untergegangen sein ohne seine Schuld an Klärchen, die nur künstlich in die Handlung hineinverwoben ist. Die ganze Fabel ist nicht sonderlich reich, der tragische Ausgang hat, so gewandt ihn der Dichter zu motivieren weiß, etwas Gemachtes, Theatralisches an sich. Merkwürdiger Weise richtete sich gegen diese Bedenken nur ein geringer Bruchteil der Kritik. Das Stück ist der Gipfel der Unmoralität, sagten die einen! Wo in aller Welt liegt denn dieses Berlin W mit seinen Messalinen, seinen Schmarotzern, seiner Atmosphäre von Sittenlosigkeit? meinten die anderen.

Nun, für ein Mädchenpensionat hat Herr Sudermann sein Sodoms Ende freilich nicht geschrieben, aber unmoralisch ist das Drama trotzdem wahrlich nicht. Meines Erachtens lebt in ihm vielmehr ein tiefer, sittlicher Ernst, es geißelt mit unerbittlicher Schärfe eine — ich sage absichtlich nicht: die — eine ganze moderne Gesellschaftsrichtung. Wenn ein französischer Autor einen ähnlichen Stoff behandelt, dann hängt er der unerquicklichen Geschichte allerdings ein gleißendes Mäntelchen um, er kitzelt die Sinne mit den stärksten Mitteln, aber er wiegt die moralische Empfindung dabei sanft ein. Sudermann dagegen deckt offene Wunden rücksichtslos auf — als ein wahrhafter Dichter will er wahr sein um jeden Preis.

Und ist er wahr oder liegt sein Berlin W im Monde, sind diese Männer und Frauen Hirngespinste seiner Phantasie? Gewiß gibt es zu beiden Seiten der Spree gute und schlechte Menschen, brave und anständige und miserable, erbärmliche Männer und Frauen — ja ich hege, Gottlob, das felsenfeste Vertrauen, daß auch in den Kreisen, die Sudermann im Auge hat, die weitaus überwiegende Mehrzahl nicht zur Gattung Monsieur und Madame Barczinowski nebst Genossen gehört. Ein Dichter kann aber nicht mit dem Durchschnitt rechnen: wenn er auch nicht jeden Lumpen oder jeden armseligen Trottel als Typ einer ganzen Menschenklasse ansehen und zeichnen darf, so muß gerade der Dichter, der die Gegenwart behandeln will, doch aus einer Summe charakteristischer Figuren, die er der Wirklichkeit entlehnt, neue Gestalten schaffen, welche unter dem Einfluß seiner schöpferischen Kraft zu Typen werden. Das aber hat Sudermann gethan. Ich komme viel in Berlin herum — auch in Berlin W — und überall hat man mich in jenen Wochen, in welchen Sodoms Ende das Tagesgespräch bildete, auf diese oder jene Frau hingewiesen, die als Vorbild der Ada, auf diesen und jenen Mann, der als Modell für ihren edlen Gatten gedient haben sollte — und, wohlgemerkt, überall auf ganz verschiedene Persönlichkeiten. Wie sich die Herrschaften auch sperren, Sudermann hat den Ton mancher Berliner Gesellschaftskreise scharf getroffen, er hat deren laxe Auffassung vom Kodex der Sitte vollkommen richtig gekennzeichnet, seine Gestalten sind keine Schemen, sondern Menschen von Fleisch und Blut. Wer Berlin kennt, weiß, daß Mut dazu gehörte, in dies Wespennest zu stechen, und diesen Mut rechne ich dem Dichter besonders hoch an.

Ganz vortrefflich ist (wenn man von der Teilung des dritten Aktes in zwei durch einen halben Tag getrennte Szenen absieht) der ganze Aufbau des Dramas. Lebendig und folgerichtig schreitet die Handlung, ohne daß die Spannung je erlahmt, vorwärts; in keiner Szene fehlt die sich natürlich ergebende Steigerung und überall fesselt ein fein pointierter Dialog den Zuhörer.

Über die Darstellung kann man eigentlich nur Gutes sagen. Herrn Kainz glückte besonders die Wiedergabe des Nervösen, krankhaft Überreizten in der Rolle des Willy Jannikow — einzelne Momente, so das Schwanken zwischen tiefer Niedergeschlagenheit und hastender Genußsucht, der plötzliche Übergang aus schmerzvollen Aufstöhnen zum selbstironisierenden Gelächter schienen dem Leben abgelauscht. Bisweilen freilich gewann die interessante Leistung einen etwas monotonen Anstrich und in der Schlußszene trug der Künstler die Farben meines Erachtens ein wenig sehr stark auf. Ich zähle die Rolle übrigens zu den schwierigsten, die ein moderner Dichter darstellenden Künstlern zugemutet. Weniger sprach mich Fräulein Detschy als Ada an. Die interessante, rote Perücke allein thut es nicht, der Zuschauer will erkennen, mit welchen seelischen Kräften diese Dame ihren Günstling fesselt — und daran fehlte es. Ganz vortrefflich waren die alten Jannikows (Herr Höcker und Fräulein von Pöllnitz), und ebenso darf Frau Petri die Kitty zu ihren besten Rollen zählen; wie sie es verstand, uns den etwas plötzlichen Umschwung in der Seele des jungen Mädchens, das wir anfangs als hyperblasiertes Modepüppchen und dann als liebendes, tief und rein empfindendes Weib vor uns sehen, glaubtich zu machen, war bewundernswert. Eine ganz besondere Hervorhebung aber glaube ich Fräulein Basté, die, wenn ich recht unterrichtet bin, in der Rolle des Klärchen zum ersten Male die Bühne betrat, schuldig zu sein. Es ging ein Hauch von Reinheit und Anmut durch das ganze Haus, wenn sie auftrat; ihre kindliche Frische, ihre herzerfreuende Natürlichkeit hatte etwas geradezu bezauberndes. Die junge Schauspielerin wird sich vielleicht kein weites Gebiet für ihre Darstellungskunst erobern, auf einem beschränkten Felde aber meine ich ihr eine große Zukunft voraussagen zu müssen.



Neues vom Büchertisch.

Von Paul von Szczepański.

Ein Roman im Umfang von fünfhundertundeinundvierzig Seiten, ein Band Aphorismen, ein Trauerspiel, zwei Dramen, ein Dialog, eine dramatische Dichtung und ein Schwank, — damit ist die Liste der litterarischen Gaben erschöpft, mit denen die Dichterin Carmen Sylva das deutsche Volk während des Jahres 1890 beschenkt hat. Eine Dichterin ist sie, — ich habe es tausendmal gedruckt gelesen. Ich werde mich hüten, gegen die öffentliche Meinung anzuschwimmen. Aber unter der erstaunlichen Fruchtbarkeit der Dichterin scheint mir die Qualität ihrer Dichtungen ein wenig gelitten zu haben. Carmen Sylvas Erstlingsgaben bekundeten zweifellos ein Talent, dessen starke Seiten Empfindung und Phantasie waren, und von dem man einiges erwarten durfte, wenn es zur Klärung gekommen wäre und den schwach entwickelten Sinn für die Form mit strenger Selbstkritik gestärkt hätte. Der druckerschwärzerne Enthusiasmus, mit dem diese Erstlingswerke begrüßt wurden, und die Begeisterung der Nahestehenden für die bedeutende und liebenswürdige Frau, die sich kritiklos auch auf ihre Schöpfungen übertrug, sind für diese notwendige Selbstzucht nicht förderlich gewesen. Dazu kam, daß Carmen Sylva sich zeitweilig litterarisch mit Mite Kremnitz associierte, die mit ihrem klareren Blick für die Wirklichkeit ihr eine notwendige Ergänzung bildete. Aber diese Notbrücke hat Carmen Sylvas eignes Talent nicht gestärkt, sondern geschwächt, und mit den oben aufgezählten Werken ist die Dichterin — es ist ein hartes Wort, und es wird mir schwer, es zu sagen — zu dem wildesten Dilettantismus zurückgekehrt.

Der Roman „Deficit" (Verlag von Emil Strauß, Bonn) spielt im heutigen England. Eine sehr schöne Frau hat in ihre zweite Ehe mit einem reichen Manne einen Sohn aus erster Ehe mitgebracht, der vermögenslos und ein unglaublicher Taugenichts ist. Sie aber liebt ihn mit einer unglaublichen Schwachheit und opfert auf dem Altar ihrer Mutterliebe nicht nur ihr eignes Glück, sondern auch das der meisten Menschen, die in den Bereich dieses Taugenichtses kommen. Das ist natürlich möglich, aber leider ist es so nicht möglich, wie Carmen Sylva es schildert. Die Unmöglichkeiten ihrer Phantasie aufzuzählen, würde ungefähr ein Buch von auch fünfhundertundeinundvierzig Seiten erfordern. Ihnen ein wenig nachzugehen, kann ich mir indessen nicht versagen. Im ersten Kapitel sehen wir den Taugenichts von Sohn bei gräßlicher Sturmnacht zu seiner Mutter ins Fenster steigen, sich in ihre Schleppe wickeln und ihre Füße küssen, um Geld von ihr zu erbetteln. Ebenso geheimnisvoll verschwindet er, nachdem er seinen Zweck erreicht hat, als ob er sich im Hause seines Stiefvaters nicht sehen lassen dürfte. Jedermann muß Tom — Tom heißt nämlich das schöne Scheusal mit grünen Augen — für einen Verstoßenen halten. Aber am nächsten Tage und im nächsten Kapitel ist Tom ganz vergnügt mitten im Familienkreise, der vollzählig versammelt ist, und aus seiner Mutter Edleen, seinem Stiefvater Vaughan, seinen Stiefschwestern Minnie und Winnie, der Cousine seiner Mutter Kathleen und dem Pony Prinnie besteht. Und der Stiefvater Vaughan, ein Mann mit Augen wie Leuchttürmen, hat für Tom, trotzdem er um seine nächtliche Gelderpressung weiß, keine andere Strafe, als daß er ihn an diesem Tage nicht mit an seinem Tische essen lassen will! Wenn mir jemand sagen kann, warum Tom geheimnisvoll um Mitternacht ins Fenster gestiegen ist, während er doch seine Mutter jederzeit sprechen kann, so erklärt er mir eines der größten Rätsel, das mir jemals eine Dichterin aufgegeben hat. Einstweilen nehme ich an, daß Carmen Sylva nur eine schreckliche Sturmnacht schildern und ihre Leser gleich zu Anfang des Romans ein bißchen gruseln machen wollte. Daß Tom dann weiter behauptet, er sei von seinem Stiefvater verstoßen worden und habe kein Obdach, mag seiner irrtümlichen Auffassung zugeschrieben werden oder seinem Wunsche, die schöne Temarah,

eine der Grubenarbeiterinnen seines Vaters, zu besitzen. Den letzteren Zweck erreicht er; sie nimmt ihn in ihrer in stiller Waldeinsamkeit gelegenen Hütte auf, füttert ihn von ihren Ersparnissen und verfällt auch sanft nach ihrem Schicksal. Das Scheusal Tom aber verläßt sie nach wenigen Tagen und kehrt vergnügt wieder in das Haus seines Stiefvaters zurück, um wieder mal die Taschen seiner Mutter zu leeren. Auch der Kinderschmuck seiner Schwestern und die Ersparnisse seiner Tante Kathleen — eine junge Tante noch — sind ihm willkommene Beute. Tante Kathleen liebt den schönen Tom mit den grünen Augen, und es darf daher nicht Wunder nehmen, daß sie ihm ihr Erspartes opfert. Aber er lohnt es ihr schlecht. Denn unglücklicherweise ist sie Zeuge gewesen, wie Tom mit Temarah anbändelte, und eine wütende Eifersucht führt sie zu einer alten Hexe, von der sie sich einen Liebestrank brauen läßt. Und dann geht sie in Temarahs Hütte und spielt mit Streichhölzern, und die Hütte und Temarahs Söhnchen gehen in Flammen auf. Das Scheusal Tom aber schleppt Kathleen in eine Felsenhöhle und kitzelt sie an den Fußsohlen, um ihr das Geständnis zu entreißen, daß sie die Brandstifterin gewesen ist, und als sie genug gekitzelt worden ist, verfällt auch sie ihrem Schicksal. Kathleen aber ist anderer Meinung wie Temarah. Diese hatte geglaubt, sie dürfe ihrem Schicksal nicht entgehen, trotzdem ihr die besagte Hexe ein Mittel angeboten hatte, dessen Gebrauch ein Paragraph im Strafgesetz — wegen Tötung keimenden Lebens — bedroht. Kathleen stürzt sich in einen Bergsee mit sehr kaltem Wasser. Ein alter Barde rettet zwar sie selbst, aber nach der oben angedeuteten Richtung hin hat das kalte Bad seinen Zweck erfüllt. Beruhigt kehrt Kathleen in das Vaughansche Haus zurück, und wieder lebt die Familie einträchtig beisammen mit dem Scheusal Tom als anziehendem Mittelpunkt. Eine harmlosere Episode leistet sich dieser, als die Familie für kurze Zeit nach London übersiedelt; er vermietet sich nämlich, gutgepudert, wie es heißt, — also jedenfalls bis zur Unkenntlichkeit — als Kutscher bei seinem eignen Stiefvater. Wozu? Um als Hausdieb die ganze Familie Vaughan in Schrecken zu setzen. Und da ereilt ihn das Schicksal. Einem braven und besonders verständigen alten Buchhalter der Millionenfirma Vaughan wird die Geschichte zu toll und er wirft sich zu dem Hüter der Gerechtigkeit auf. „Ihre Stunde ist gekommen,“ sagt dieser Mann der That zu dem Scheusal Tom, indem er seine furchtbaren Augen auf den jungen Mann heftet, „Ihren Missethaten ist nun für alle Zeiten eine Schranke gesetzt. Diejenigen sind draußen und umgeben das Haus, die Sie von nun an nicht mehr unter freie Menschen lassen werden. Denn hier diese Wechsel haben Sie gefälscht, dieses Hauses Silber und Schmuck haben Sie gestohlen, ebenso Weißzeug und noch viele Dinge, während Sie sich verkleidet, als Kutscher, darin aufgehalten. Sie haben sich unter die Räuber begeben, und mit einer Bande Einbruch ausgeübt und sogar einen Mordversuch gemacht, der mißglückte; Sie haben Ihres Vaters Arbeiter zu Unruhen aufgewiegelt, Ihren kleinen Schwestern Schmuck entwendet und verkauft, hier einige Proben davon, von Ihrer Mutter Schmuck weiß man noch nicht, wie viel davon verschwunden ist; kurz, Sie sind zu Ende, mit Ihnen ist es vorbei, und wenn Sie dem Strang entgehen, können Sie von Glück sagen.“ Toms Sündenverzeichnis ist, wie man sieht, nicht ganz vollständig, trotzdem mit anerkennenswerter Ausführlichkeit auch das gestohlene Weißzeug darin nicht vergessen ist. Dafür erfährt der Leser hier zum erstenmal, daß Tom auch unter die Räuber ging, einen Einbruch ausübte und einen Mordversuch machte. Um die Leser über Toms Schicksal zu beruhigen, — er kann wirklich von Glück sagen, er wird nicht gehängt, sondern nur deportiert. Trotzdem er nicht auf eine geheimnisvolle Weise zurückkehrt, — nach allem Vorhergegangenen würde das sicher niemanden Wunder nehmen — ist die Geschichte doch noch nicht zu Ende. Erst muß seine schwergeprüfte Mutter noch sterben, dann muß Kathleen, die mit Tom das Abenteuer in der Felsenhöhle hatte, seinen Stiefvater heiraten, seine Schwestern Minnie und Winnie müssen heranwachsen, beglückend und beglückt, und der Pony Prinnie muß den Jahren seinen Tribut zollen und Haare und Zähne verlieren. Aber nur auf den letzten hundert Seiten des Romans ungefähr muß der Leser auf das reizende Scheusal Tom verzichten. — Ich bin ein unbedingter Anhänger des Satzes, daß die Wirklichkeit viel merkwürdigere Verkettungen bringt, als die ausschweifendste Phantasie der Dichter oder der Dichterinnen — die letzteren sind darin den ersteren entschieden noch über — ersinnen kann. Das thatsächlich Mögliche von Toms Abenteuern fällt mir also gar nicht ein zu verneinen. Trotzdem thut der Dichter sehr Unrecht, wenn er glaubt, sich auf die Wirklichkeit berufen und lustig darauf losfabulieren zu können. Die Wirklichkeit motiviert sich durch sich selbst, in der Dichtung aber fällt das Geschäft dem Dichter zu. Carmen Sylva hat das ganz außer Acht gelassen, und sie erreicht damit nur das eine, daß sie den Leser in Versuchung führt, sich über ihre Phantasie lustig zu machen. In der Wirklichkeit ist das Scheusal ohne alle Motivierung ein Scheusal, und auch die unmotivierteste Tragik wirkt tragisch, — das Scheusal Tom ist ein Harlekin und sowohl der schönen Edleen Tod als Temarahs Wahnsinn und die Kaltwasserkur der Tante Kathleen reizen zum Lachen. Diese heitere Wirkung wird erhöht durch die Stillosigkeit der Darstellung. Auf der einen Seite aller Überschwang eines Rhapsoden, auf der anderen das nüchternste Deutsch des letzten Jahrzehnts bis zur Anwendung des geistreichsten aller geflügelten Worte: „Nur Mut, die Sache wird schon schief gehen.“ Ein englischer Großkaufmann des neunzehnten Jahrhunderts und sein Haus, und daneben eine Hexe, die auf Kirchhofskreuzen sitzt, und ein Barde, wie ihn selbst Felix Dahn in seinen Schilderungen der vorzeitlichen Zeit sich nicht geleistet hat!

Über Carmen Sylvas Bühnendichtungen will ich mich kürzer fassen. Vor einigen Monaten ging die Notiz durch die Blätter, daß Carmen

Sylva diese Dichtungen den Regisseuren des Neuen Burgtheaters vorgelesen und damit einen außerordentlichen Eindruck auf sie erzielt habe. Mich hat diese Notiz überrascht. Denn als ich vor einem Jahre eine Vorstellung von „Emilia Galotti" in Wien sah, schien es mir, als sei das Neue Burgtheater ein Prachtmuseum, erbaut, damit darin die Ruinen des alten zur Schau gestellt werden könnten. Aber diese Notiz hat mich überzeugt, daß die erste Bühne deutscher Zunge auch heute noch in ihren Regisseuren ganz außerordentliche Schauspieler besitzt. Denn, ernsthaft gesprochen, es läßt sich über diese Bühnendichtungen nicht ernsthaft reden. Wer mir nicht glaubt, mag sie lesen, sie sind unter dem Titel „Frauenmut" bei Emil Strauß in Bonn erschienen.

Der im gleichen Verlage erschienene Band Aphorismen von Carmen Sylva trägt den Titel „Vom Amboß." Ich werde ihnen wohl am besten gerecht, wenn ich einige von ihnen citiere. Also: „Fett und Selbstgefühl machen unempfindlich gegen Kälte, erzeugen aber öfters vapeurs." — „Politische Männer begehen weit seltener Selbstmordgedanken als Künstler." — „In manchen Gegenden brät man seine Feinde und verzehrt sie; dieses Vorgehen erspart jeden Gerichtshof und alle Advokaten." — „Man glaubt Rabelais zu sein, wenn man die Dinge bei Namen nennt: du sagst den König ausspucken, spuckst auch und glaubst, du seist ein König." — „Heirate keine Frau mit herabhängenden Mundwinkeln, und wäre auch das Mündchen wie eine Kirsche; du wirst die Frucht bitter finden." — „Zweifelst du an der Wahrhaftigkeit einer Empfindung, frage eine aufgeklärte Frau; sie kennt alle." — „Der Kampf mit der äußeren Welt verdoppelt die Sprungfedern des Organismus; der Kampf mit sich selbst zerbricht sie." — „Schreib nicht, wenn du's lassen kannst." — „Frauen sind eher imstande, Künstler zu verstehen, als Männer; durchs Muttersein wissen sie, wie grausam das Gebären ist." — „Hätte Gutenberg die Zeitungen vorausgesehen, er hätte seine Erfindung zerstört." — Zum Schluß ein Bonmot, das ich aus Klugheit den Lesern eigentlich vorenthalten sollte: „Fliegen sind Journalisten: Nichts ist ihnen heilig." Wie stände es mit Carmen Sylvas Dichterruhm ohne Zeitungen und ohne Journalisten? Bisher hat die Dichterin wahrhaftig keine Ursache gehabt, mit ihnen unzufrieden zu sein. Es sei denn, daß sie selbst den Schaden erkenne, den eine schmeichlerische Kritik ihrem Talent zugefügt hat. Der Rausch des Schaffens, von dem der Barde im „Deficit" wunderbare Dinge erzählt, mag ja unwiderstehliche Anziehungskraft ausüben auf eine großgeartete Frauenseele; aber es ist weder der Zweck des Dichtens, dem Dichter den Haschisch zu ersetzen, noch darf er sich einbilden, daß das Gefühl der Begeisterung während des Schaffens ihm einen Maßstab für den Wert des Geschaffenen böte. Selbst die größten Dichter sind zu Irrtümern verführt worden, wenn sie ihr Geisteskind an dem grausamen Vergnügen maßen, welches ihnen, um mit Carmen Sylva zu sprechen, das Gebären gemacht hatte; Heine schrieb von einem seiner mißlungensten Trauerspiele, daß er während des Schaffens die Fittiche der Ewigkeit habe rauschen hören. Jedenfalls sollte auf jeden Dichterrausch eine Stunde vollkommenster Nüchternheit folgen, in welcher der Dichter das unbewußt oder gezwungen Produzierte einer ernsthaften Durchsicht unterwirft. Dann gelangt er dazu, manches selbst zu verwerfen, anderes zu feilen. Und an der Feile fehlt es allen Werken Carmen Sylvas, das geht schon aus der saloppen Sprache hervor. Zwar sagt die Dichterin in ihren Aphorismen: „Es gibt Leute, die die deutsche Sprache nicht schön finden. Auch auf einem Stradivarius oder einer Amatigeige wird man kratzen, wenn man den Bogen nicht zu führen weiß." Aber das Kratzen ihrer eignen Bogenstriche scheint sie nicht zu hören, denn sie schreibt eine Prosa, die von der Schönheit der deutschen Sprache keine Anschauung gibt, und Verse, gegen welche die freiesten Rhythmen ein Musterregiment des alten Dessauers sind.

Von der Dichterin zu den Dichtern. Wilhelm Jensen veröffentlichte einen zweibändigen Roman „Diana Abnoba" (Verlag von Karl Reißner, Leipzig). Zwei Reime der Manessischen Liederhandschrift haben die Leitmotive des Romans gegeben:

„Swer nie leit durk herzeliebe gewan,
der weiz auch nicht wie herzeliebe lonen kann" —

und

„alle meister geheilent niemer mere mich
es tuot ir roter mund."

Aber glücklicherweise ist Jensens Geschichte kein mittelalterlicher Butzenscheibenroman, sondern sie spielt im Anfang unseres Jahrhunderts, nach Schluß des vergnügten Wiener Kongresses. Der junge Husarenleutnant Alwig von Sulz ist in dem vergnügten Wien gleichfalls sehr vergnügt gewesen, aber sein endlicher Gewinn ist nichts wie „leit durk herzeliebe" gewesen. Verstimmt quittiert er seinen Dienst und zieht sich zu seinem Onkel Morneweg zurück, der in Schwarzwaldeinsamkeit sich mit archäologischen Forschungen über ein jugendliches Mißgeschick tröstet. Der Neffe kommt mit dem besten Willen, es dem Onkel nachzumachen, aber entweder ist seine Herzenswunde weniger tief oder seine Natur kräftiger oder sein Sinn für Archäologie weniger stark entwickelt, — genug, er findet bald den roten Mund, der seine Misogynie heilt. Auch der Onkel gelangt noch zu einem späten Glück, und zwar legt sich dieselbe Hand im Herbst des Lebens in die seine, die ihm vor Jahren seine Wunde geschlagen hat. Herrn Mornewegs Ackerknecht folgt dem verführerischen Beispiel und küßt ein frisches Schwabenmädel ab, so daß von den sieben Personen, die wir mit Vergnügen kennen lernen, nur die alte Haushälterin des alternden Junggesellen leer ausgeht. Da von ihr nicht erzählt wird, daß ihr jemals in ihrem Leben durch Liebe Leid geschah, so lag für den Autor auch nicht die geringste Verpflichtung vor, sie unter die Haube zu bringen. Die Geschichte ist also ziemlich einfach, so weit sie sich vor unsern Augen abspielt, und nur aus der Vergangenheit der handelnden Personen schimmert

ein wenig romanhafter Ausputz noch in sie hinein. Aber trotzdem, oder vielleicht gerade deshalb, ist sie fesselnd. Denn Jensens Stärke beruht mehr in dem Verinnerlichen einfacher Herzensgeschichten, in dem Ausmalen poetischen Stilllebens und in dem harmonischen Ausklang von Stimmungen, als in dem Schaffen von dramatischen Konflikten und Situationen. Trotzdem es sich in „Diana Abnoba" darum handelt, zwei gebrochene Herzen wieder zusammenzukitten, strömt doch ein wundervoller Sommersonnenschein aus dem Buche, und der Leser atmet kräftige und gesunde Schwarzwaldluft. Von ganz besonderem Reiz sind auch in diesem Buche wieder Jensens Naturschilderungen und der anmutig hineinverwobene Briefwechsel der Eudora Servilia und der Cynthia Valerin, der einen gewissen Einfluß auf die Lebenden ausübt, trotzdem die beiden liebenswürdigen Römerinnen, die ihn geführt haben sollen, niemals gelebt haben.

Theodor Fontane führt uns im ersten Teil seines Romans „Quitt" (Verlag von Wilhelm Hertz, Bessersche Buchhandlung, Berlin) in ein schlesisches Gebirgsdorf, im zweiten über den Ozean, in ein Mennonitendorf im wilden Westen der Vereinigten Staaten. Ich möchte recht vielen Lesern wünschen, daß sie sich ohne Ermüdung durch den ersten Teil hindurchlesen und mit frischer Kraft an den zweiten gelangen, denn die Mühe lohnt sich. Andererseits kann ich nicht verschweigen, daß es eine Mühe ist. Niemand, glaube ich, folgt dem Dichter lieber ins Detail seiner Schilderung als ich, und auch für die Kunst einer lebenswahren und in allen Punkten sich deckenden Charakteristik bin ich sehr empfänglich. Aber im ersten Teil seines neuen Romans scheint mir Fontane hierin zu weit zu gehen. Fontanes Stärke ist immer die Schilderung mittlerer Naturen gewesen, der Durchschnittsmensch war immer für ihn der interessanteste. Auch in dem ersten Teil seines Romans „Quitt" hebt sich nur der Held, der Schreiner Lehnert Menz, durch einige Originalität seiner Natur aus der Fülle der Gestalten heraus. Aber sie alle sind mit derselben Liebe geschaffen, — es mag ja ein Beweis von schlechtem Geschmack sein, aber ich kann mir nicht helfen, — mit derselben ermüdenden Ausführlichkeit ist Pinselstrich an Pinselstrich gereiht, um ihr Bild in ganz derselben Deutlichkeit zu malen, wie das des Helden. Das scheint mir ein Fehler der ganzen Komposition dieses ersten Teils, denn auch im Roman gibt es Vorder-, Mittel- und Hintergrund ganz wie in einem Bilde und eine Perspektive, die der Dichter nicht vernachlässigen darf, wenn er den Eindruck des Gesamtwerkes nicht schmälern will. Alle die Menschen, welche Fontane neben seinem Helden in diesem ersten Teile schildert, sind nur eine Folie für ihn, nur dazu da, den Helden und seine Schuld im rechten Licht zu zeigen. Da, scheint mir, hätten sie nicht mit der gleichen Sorgfalt behandelt werden dürfen, um so weniger, da das Motiv für seine That einzig in dem Helden selbst zu suchen ist und keiner der Mitwirkenden in die Handlung selbst bestimmend eingreift. Lehnert Menz erschießt den ihm benachbart wohnenden Förster, das ist seine That und seine Schuld. Es lag in der Absicht Fontanes, dieser Schuld soviel wie irgend möglich den Charakter eines nach menschlicher Anschauung ehrlosen Verbrechens zu nehmen, und das hat er erreicht, die Sympathieen des Lesers sind durchaus auf Seite des Schuldigen und nicht auf Seiten des Opfers, trotzdem der Förster gar nicht ein Schablonenscheusal, sondern ein in seiner Art gleichfalls ganz tüchtiger und wohlwollender Mensch ist. Aber daß zur Erreichung dieses künstlerischen Zweckes diese minutiöse Ausführung jeder Nebenperson notwendig war, möchte ich doch bezweifeln. Um so mehr, da auf diesem Morde der eigentliche Konflikt des Romans sich erst aufbaut. Fontane läßt den Mörder, mit allen und nach unserer menschlichen Moral erklärlichen Sympathieen des Lesers ausgerüstet, nach Amerika entkommen und ihn nach mehreren Jahren und nach mancherlei nur angedeuteten wechselnden Schicksalen im fernen Westen wieder auftauchen. Das Bewußtsein seiner Schuld äußert sich nur in einem Bedürfnis nach Ruhe, das nach so vielerlei Erlebten auch ohne ein böses Gewissen erklärlich wäre, keineswegs als die Qualen eines von dem Gespenst des Ermordeten Geschreckten. In dieser Stimmung findet er Aufnahme in dem Hause des Obersten der Mennonitengemeinde Nogat-Ehre, Obadja Hornbostel, wie er zweifelnd hofft, auch Ruhe. Und die Hoffnung auf Ruhe verstärkt sich zu einer Hoffnung auf Glück, als er Ruth, die Tochter Obadjas, kennen lernt. Aber je stärker die Hoffnung auf Glück in ihm aufsteigt, um so lauter spricht sein Gewissen und sagt ihm: „Du hast kein Recht mehr auf ein irdisches Glück." Die Liebe zu Ruth bringt diese Stimme endlich zum Schweigen, ihr Vater zeigt sich nicht abgeneigt, ihm die Tochter zu geben, die Liebenden hören Hochzeitsglocken. Nur ein alter Kommunard, der, aus Numea entflohen, gleichfalls ein Asyl in dem Mennonitendorf gefunden, ein Gemütsmensch wie einer, trotzdem er die Greuel der Kommune auf seinem Gewissen hat und ein Zweifler an allem ist, schüttelt den Kopf: „Ça ira . . . Wird es? Non." Und er behält Recht. Während Lehnert den Bruder der Geliebten, den man verunglückt glaubt, aufzusuchen geht, verunglückt er selbst, und einsam und ohne Hilfe, wie einst der Förster, den er erschossen, stirbt er im Walde. Man findet bei seiner Leiche auf einem Zeitungsblatt die mit Blut geschriebenen Worte: „Vater unser, der du bist im Himmel . . . Und vergib uns unsere Schuld . . . Und du, Sohn und Heiland, der du für uns gestorben bist, tritt ein für mich und rette mich . . . Und vergib uns unsere Schuld . . . Ich hoffe: quitt." — So erhebt sich der Schluß des Romans zu gewaltigem und erschütterndem Ernst, und der zweite Teil zeigt den Dichter von einer Frische, welche die Längen des ersten Teiles schnell vergessen läßt. Die zahlreichen alten Freunde des Dichters, die ob mancher Einzelheit in seinen letzten Berliner Romanen an ihm irre geworden sind, möchte ich vor allem auf Fontanes neustes Werk „Quitt" hinweisen. Sie werden den Dichter ganz so finden, wie er war, ehe er glaubte, der neuen Schule, die sich als Realismus sans

phrase aufthat, beweisen zu müssen, daß er das, was sie für das Geheimnis ihrer Kunst hielt, sich einfach aus den Ärmeln schütteln konnte.

Zu den Tendenzromanen, und zwar zu den in bewußter Absicht als solchen geschriebenen, gehört der Roman „Morituri te salutant!" von Friedrich Jacobsen. (Verlag von Georg Wigand in Leipzig.) Es klingt fast wie ein Wunder, — ein Autor von ausgesprochenem Talent, der sich ganz in den Dienst der christlichen Weltanschauung stellt, während die meisten Talente glauben, ihr Talent dadurch beweisen zu müssen, daß sie sich den Anschein geben, als hätten sie sogar vergessen, daß zum wenigsten unsere gesamte Kultur aus dem Christentum emporgewachsen ist. Wie weit Tendenzromane überhaupt der von ihnen vertretenen Sache nützlich, wie weit sie künstlerisch berechtigt sind, mag dahingestellt bleiben. Die Bemerkung möchte ich indessen nicht unterdrücken, daß Jacobsens Roman schon deshalb besondere Beachtung verdient, weil fromme Dilettantenfedern seit einem Jahrhundert oder länger thatsächlich mehr Unheil als Segen durch ihre Werke angestiftet haben. Der Jacobsensche Roman wird zweifellos auch den Gegnern seiner Tendenz Respekt vor dem Können des Verfassers abnötigen, noch mehr, er wird auch von ihnen mit Vergnügen gelesen werden, denn er erfüllt das erste Erfordernis eines Romans, — er ist interessant. Er ist es freilich mehr auf Grund geistreicher Kombination, als auf Grund folgerichtiger Entwickelung. Die Gruppierung der Personen hat sich der Verfasser sehr leicht gemacht, — der Zufall führt sie zusammen. Das wäre nicht nötig gewesen, denn christliche und materialistische Weltanschauung wohnen heute in denselben Häusern. Es ist dem Leser ein bißchen viel zugemutet, daß der Doktor Axel Andersen bei dem Antritt seiner neuen Stellung in einer kleinen Residenz nicht nur zufällig den Jugendfreund als Leiter einer Irrenanstalt, die Jugendgeliebte als gefeierte Opernsängerin und den Jahre hindurch verschollenen Gatten derselben als verkommenen Virtuosen wiederfindet, sondern auch gleich bei seinem Entree zufällig die Bekanntschaft des Hofpredigers Demelius macht. Damit sind denn, mit Ausnahme der Hauptperson, der Prinzessin, die ihn schließlich durch ihr Sterben zu einem Bekenner des Kreuzes macht, so ziemlich alle Personen zusammengeführt und können miteinandergehen. Das ist ein künstlich geschaffener Zusammenhang, aber wenn man ihn gelten läßt, so vergißt man ihn schnell über dem frischen Zuge der Handlung, die sich abspinnt. Von der Handlung selbst will ich nichts anderes verraten, als daß aus dem Saulus schließlich ein Paulus wird.

Etwas verspätet sind mir die „Weihnachtsgeschichten" von Paul Heyse (Berlin, Verlag von Wilhelm Hertz, Bessersche Buchhandlung) zugegangen, aber Weihnachtsgeschichten brauchen ja nicht notwendig nur vor dem Fest gekauft zu werden. Umsoweniger, wenn sie nicht, wie das sonst bei Weihnachtsgeschichten üblich, mit einer Verlobung oder mit einem Wiederfinden unter dem Tannenbaum enden. Daß ein Dichter von dem Range eines Heyse auf diesen billigen Schlußeffekt verzichtet, ist selbstverständlich. In seine vier Novellen leuchtet zwar der Schimmer der Weihnachtskerzen hinein, aber nur als freundlich warmes Licht und nicht als augenblendende Schlußapotheose. In der ersten Novelle „Eine Weihnachtsbescherung" stärkt ein halbverhungertes Hündchen die sagenhafte Treue über das Grab hinaus, und derjenige, der dieser Stärkung bedarf, der pensionierte Wachtmeister Hartlaub, ist der prächtig gezeichnete Charakter eines invaliden alten Soldaten; im „Freifräulein" lesen wir das beschämende Geständnis einer Jugendeselei, das die Tiefen einer Jünglingsseele bis auf die feinsten Fäserchen bloslegt, „Die Geschichte von Herrn Willibald und dem Fröschchen" schildert zwei stille Großstadtmenschen, die sich zu gemeinschaftlichem Wege durchs Leben finden, und „Die Dryas" verschlingt mit Heyseſcher Anmut Traum und Wirklichkeit zu einem Ganzen und ist Ursache, daß eine brüchig gewordene Liebe sich wieder zusammenkettet.

Eine Sammlung von Novellen und Skizzen veröffentlichte Hermine Villinger unter dem Titel der einen derselben: „Auch ein Roman." (Berlin, F. & P. Lehmann.) Eine Fülle von Gestalten, mit sicherer Hand aus dem Leben gegriffen und nach dem Leben gezeichnet, anmutig oder derb, schön und häßlich, liebenswürdig und unsympathisch, alle aber anziehend und fesselnd. Unter den Skizzen sind eine ganze Anzahl, welche die Verfasserin geradezu als Meisterin dieses Genres kennzeichnen. Wo Hermine Villinger sich auf eine breitere Anlage und Ausführung einläßt, könnte freilich häufig etwas mehr Sorgfalt nicht schaden.

Der Roman „Madonna im Rosenhag" von Reinhold Ortmann (zwei Bände, Leipzig, Karl Reißner) mag als Lesefutter Erwähnung finden. Er zeigt hier und da Spuren eines nicht gewöhnlichen Talents, das sich aber vollständig von der allergewöhnlichsten Routine führen läßt. Natürlich spielt er in der großen Welt, an deren Vertretern der Verfasser wenig Gutes zu entdecken vermag, während auf einen, mit Bilderkleptomanie behafteten, armen Studenten alle Sympathie einer romanhaften Sentimentalität entfällt. Den übers Knie gebrochenen Schluß sollten sich freilich auch Liebhaber dieser Art von Lektüre eigentlich nicht gefallen lassen.

Sehr empfehlenswert ist die Lektüre der „Reichsstadtnovellen" von Gottfried Böhm. Der Verfasser ist offenbar selbst ein geborener Reichsstädter, das heißt der Sohn einer jener vielen mehr oder minder bedeutenden Städte Süddeutschlands, die ihre Selbständigkeit Jahrhunderte hindurch gegen Fürstenherrschsucht zu wahren wußten und in diesem dauernden Kampfe mutige Männer und opferwillige Frauen zeitigten. Aus ihrer Geschichte hat er seine Stoffe geschöpft und sie mit künstlerischer Freiheit gestaltet; aber wie weit er auch zurückgreift in die Jahrhunderte, er verzichtet niemals auf eine natürlich ungezwungene Erzählungsweise, und, was die Hauptsache ist, er verweilt mehr bei den Menschen und ihren Schicksalen, die er sympathisch zu schildern versteht, als bei dem äußerlichen Brimborium der Epoche.

Zu unsern Bildern.

Tita Cantis frühlingsfrische „Iris“ eröffnet den Reigen unserer Kunstbeilagen; auf dem anmutigen idealisierten Mädchenbild wird das Auge des Beschauers mit Vergnügen verweilen. Benjamin Vautier zeigt in seinem Bilde „Ein neuer Weltbürger“ wieder seine erstaunliche Kunst, die einfachsten Vorgänge verinnerlicht darzustellen und jede einzelne Gestalt seiner figurenreichen Gemälde scharf individuell zu charakterisieren. W. Kuhnerts „Wüstenstreit“ schildert eine Differenz zwischen Löwen und Hundpavianen. Die Thatsache, daß männliche Löwen gemeinschaftlich jagen, ist von zuverlässigen Reisenden beobachtet worden; der Beschauer des Bildes mag also hieran nicht Anstoß nehmen. Und auch die herausfordernde Haltung der Affen, die ihren überfallenen Kameraden rächen zu wollen scheinen, entspricht durchaus dem Temperament dieser Tiere, die gemeinschaftlich operierend selbst dem Löwen nicht zu verachtende Gegner sind. Jaroslav Vesins „Lustige Heimkehr“ zeigt eine ebenso frische wie charakteristische Szene aus Osteuropa. Eine stille Beterin malte Freiherr von Ende in seinem „Vaterunser.“ E. Henselers Reinecke Fuchs scheint schlechter Laune zu sein; der Winter ist hart — wir haben es auch empfunden — und „Nahrungssorgen“ beschweren ihn, so wenig wählerisch er auch darin ist, womit er sich den Leib füllt, und noch weniger wählerisch in den Mitteln, zu dem seinen zu gelangen. Fr. Kallmorgen hat in seinem „Feuerreiter“ eine Szene aus dem deutschen Landleben gemalt; der Reiter sprengt von Ort zu Ort, um den Ausbruch eines Feuers zu melden und Hilfe aus den Nachbardörfern herbeizurufen.

Aus der Redaktion.

Zu dem Gedicht von Frida Schanz „Sylvesternacht“ (Heft 5, Seite 641 und 642) ist die siebente Strophe als vierte zu lesen.

Neuigkeiten vom Büchertisch.*)

Baltz, Johanna. — Im Jugendsonnenschein. Illustriert Heinrich Schöningh, Münster i/W.

Batsch, Viceadmiral. — Admiral Prinz Adalbert von Preußen. Ein Lebensbild. Kurt Brachvogel, Berlin.

Bormann, Edwin. — De Säck'sche Schweiz. Vaderländ'sche Reim- un Farwen-Poesien. Illustr. von E. Schulz und M. Jocher. 1. Teil. Carl Jacobsen, Leipzig.

Barnhak, F. — Sternbildchen. 2. Auflage. H. L. van Trautvetter, Berlin.

Bötticher, G. — Herrn Dietcheus Erzählungen u. andere Dialekthumoresken. Illustr. von J. Kleinmichel. Leipziger Kunstdruck- u. Verlagsanstalt.

Brenaecke, Adolf. — Oberlehrer Mark. Ein Roman. Sam. Lucas, Elberfeld.

Dedekind, J. — Die Achten-Lini. Eine Novelle nach Mauvon aus dem Künstlerleben. Benno Goeritz, Braunschweig.

Engelmann, Emil. — Homers Odyssee in freier Umdichtung für das deutsche Haus. Illustr. Paul Neff, Stuttgart.

— — Germaniens Sagenborn. Neue Folge. Illustriert. Paul Neff, Stuttgart.

Freund, Julius. — Bühnensterne. Bilder aus der Theaterwelt. 2. Aufl. J. H. Scharer, Berlin.

Häring, Oskar. — Geschichte der preußischen Garde. Kurt Brachvogel, Berlin.

Hase, Karl von. — Erinnerungen an Italien in Briefen an die künftige Geliebte. 2. Abdruck. Breitkopf & Härtel, Leipzig.

von Henk und **E. Miethe**. — Zur See. Lieferung 2. Verlagsanstalt und Druckerei, A.-G., Hamburg.

Hoffmann von Fallersleben. — Gesammelte Werke. Bd. I. Lyrische Gedichte. F. Fontane, Berlin.

Hoffmann, Ludwig und **Kruse**, Friedrich. — Der Untergang des letzten Hohenstaufen. Historisches Drama. Richard Schroedel, Halle a/S.

Knedalg, F. W. — Der Unterricht in der Stolze'schen Stenographie. 3. Aufl. E. S. Mittler & Sohn, Berlin.

Knötel, Richard. — Uniformenkunde. Lose Blätter zur Geschichte der Entwickelung der militärischen Tracht in Deutschland. Heft 2 bis 10. Max Babenzien, Rathenow.

Kohut, Dr. Adolph. — Die größten und berühmtesten deutschen Soubretten des XIX. Jahrh. Felix Bagel, Düsseldorf.

Nansen, Dr. Fridtjof. — Auf Schneeschuhen durch Grönland. Illustr. Lfg. 58. Verlagsanstalt und Druckerei A.-G., Hamburg.

Nehrling, H. — Die amerikanische Vogelwelt. Heft 7. Illustr. F. A. Brockhaus, Leipzig.

Raabe, Wilhelm. — Stopfkuchen. Eine See- und Mordgeschichte. Otto Janke, Berlin.

Ranke, Leopold von. — Zur eigenen Lebensgeschichte. Herausgegeben von Alfred Dove. Duncker & Humblot, Leipzig.

Samhaber, Edward. — Lyrische Dichtungen. Jg. von Kleinmayr & Fed. Bamberg, Laibach.

Sommer, Fedor. — Gielana. Trauerspiel. R. Knuth's Buchh., Drossen.

Steinhausen, Heinrich. — Herr Moffs kauft sein Buch. Max Pasch, Berlin.

Steinhoff, R. — Geschichte der Grafschaft Blankenburg, Regenstein und des Klosters Michaelstein. Mit 12 Illustr. Chr. Friedr. Viewegs Buchh., Quedlinburg.

Stolze-Bibliothek. Herausgegeben von F. W. Kaeding. Bd. VII-VIII. Wilhelm Stolzes Briefwechsel. E. S. Mittler & Sohn, Berlin.

Tolstojs, Leo N., Gesammelte Werke. Von Raphael Löwenfeld. Lfg. 1, 2. Richard Wilhelmi, Berlin.

Volz, Dr. Berthold. — Unsere Kolonieen: Land und Leute. Illustr. F. A. Brockhaus, Leipzig.

Wechsler, Adolf. — Lichtstrahlen aus Schillers Werken. W. Opetz, Leipzig.

Werra, Dr. und **Wacker**, Dr. — Aus allen Jahrhunderten. Historische Charakterbilder für Schule und Haus. Band I. Das Altertum. Illustr. Heinrich Schöningh, Münster i/W.

*) Besprechung einzelner Bücher vorbehalten.



Zuschriften sind zu richten an die Redaktion von Velhagen & Klasings Neuen Monatsheften in Leipzig, Poststr. 9.

Für die Redaktion verantwortlich: Theodor Hermann Pantenius in Leipzig.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig. Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.